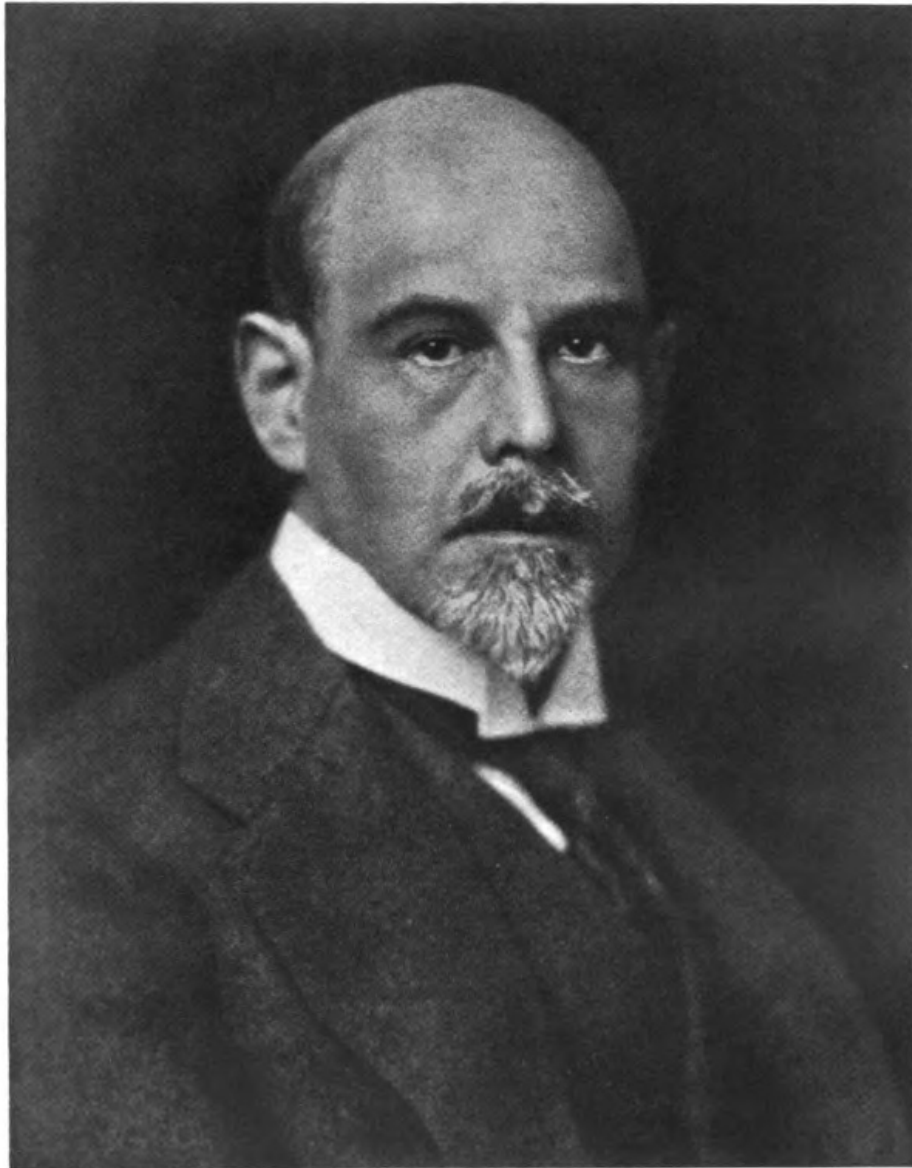


# DEUTSCHES BIOGRAPHISCHES JAHRBUCH

HERAUSGEGEBEN VOM  
VERBANDE DER DEUTSCHEN AKADEMIEEN

BAND IV  
DAS JAHR 1922

1929  
DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT STUTTGART  
BERLIN UND LEIPZIG



Kunstverlag Hans Jost, Berlin

Walther Rathenau



REDAKTIONSAUSSCHUSS:

KARL BRANDI, Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften

CARL DUISBERG, Berliner Akademie

WALTHER VON DYCK, Münchener Akademie

PAUL ERNST, Heidelberger Akademie

FRITZ FOERSTER, Leipziger Akademie

ERNST HEYMANN, Berliner Akademie

ERICH MARCKS, Münchener Historische Kommission

JULIUS PETERSEN, Berliner Akademie

RICHARD VON WETTSTEIN, Wiener Akademie

HERAUSGEBER:

Dr. phil. HERMANN CHRISTERN in Berlin

BEARBEITER DER TOTENLISTE:

Dr. phil. JOHANNES HOHLFELD in Leipzig

GESCHAFTSSTELLE:

Berlin NW 7, Unter den Linden 38

⟨Preußische Akademie der Wissenschaften⟩

Alle Rechte vorbehalten

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

## VORWORT

In den Redaktionsausschuß ist Herr Geheimrat Dr. C. Duisberg in Leverkusen neu eingetreten.

Auf den heute vorgelegten Jahrgang 1922 soll zunächst, noch im laufenden Jahre, der bereits weit geförderte von 1923 folgen. Gleichzeitig arbeiten wir — nachdem der letzte Überleitungsband (1917—20) im vergangenen Jahre erschienen ist — am Jahrgang 1928: es sollen von nun an alljährlich zwei Jahrgänge, einer aus der noch auszufüllenden älteren Reihe (1923—27), einer aus der neuesten, hergestellt werden, bis die ältere Lücke ganz geschlossen ist und das Jahrbuch, seiner eigentlichen Bestimmung gemäß, mit der möglichst unmittelbaren Gegenwart Schritt halten kann. Die Arbeit, die es sich vorgesetzt hat, als Übersicht, Stoffsammlung und Darstellung für unsere Toten der jüngsten Vergangenheit und somit als Erfassung des Deutschtums dieser Zeiten und unserer Zeit, in allen seinen Stämmen und allen seinen Berufen und Betätigungen, dürfen wir nach den Erfahrungen der ersten Bände von neuem als notwendig für Mit- und Nachwelt bezeichnen. Wir wünschen dieser Arbeit eine gefestigte Zukunft und zugleich in unserer Öffentlichkeit, der wissenschaftlichen wie der allgemein nationalen, ein lebendigeres Echo.

Berlin, 23. Juni 1929.

Für den Ausschuß:

E. MARCKS

## INHALT

Biographien .....	3
Nachtrag zum Jahre 1918.....	298
"        "        "    1919.....	304
"        "        "    1920.....	313
"        "        "    1921.....	315
Totenliste .....	343
Namenverzeichnis.....	376
Autorenverzeichnis .....	377
Berichtigungen .....	378



# BIOGRAPHIEN

1922



**Baillieu, Paul**, zweiter Direktor der preußischen Staatsarchive, \* am 21. Januar 1853 in Neustadt-Magdeburg, † am 25. Juni 1922 zu Charlottenburg. — B. entstammte einer wallonischen Familie, die ihres reformierten Glaubens wegen die alte Heimat verlassen mußte und nach Deutschland, zuerst nach Mannheim, dann nach Neustadt-Magdeburg flüchtete. Dort betrieb der Vater Julius das Gewerbe eines Handschuhmachers. Die Mutter, Ida Uhape, stammte aus Brandenburg a. d. Havel; sie galt als die gescheiteste Frau ihres Kreises, zu der die Freunde gerne kamen, um Rat einzuholen. Dem Sohne Paul wurde früh das unbefangene Glück einer hoffnungsfrohen Kindheit durch das Unheil einer schweren Krankheit gebrochen, denn ein Hüftgelenkleiden befahl ihm, das ihn mehrere Jahre an ein Streckbett bannte und, das ihn so schwächte, daß der Vater ihn täglich zur Schule tragen mußte. Welche Tragik in einer so frühen Fesselung liegt, hat er gelegentlich später selbst geschildert: daß ein alberner Zufall, ein Körpergebrechen ihn ausgeschlossen habe von dem Spiele der Freunde, ja von schwärmerischer Jugendfreundschaft überhaupt. Eine leise klagende und mit tiefem Weh entsagende Erinnerung beherrschte ihn, wenn er dieser Zeit gedachte. Aber kamen so manche Eigenschaften des Gemütes weniger zur Entwicklung, so reiften ihm um so mehr die Verstandesgaben, die ihm schon in hervorragendem Maße gegeben waren. Eine umfangreiche Lektüre setzte dabei ein: gern und anschaulich erzählte er das Erworbene dann dem jüngeren Bruder, wenn dieser, erhitzt vom fröhlichen Jagd-tummeln, heimkehrte.

Er besuchte zuerst die Volksschule, dann von 1860 an das Gymnasium des Klosters Unserer lieben Frauen zu Magdeburg, das damals unter dem Direktorat des trefflichen Pädagogen und Historikers Wilhelm Herbst stand. Zehn Jahre hat er dieser Anstalt angehört: mit dem größten Erfolg, wie ihm das Abiturientenzeugnis vom 24. September 1870 bezeugt. Hier wird hervorgehoben, daß er ein sehr reges und vielseitiges Interesse gehabt habe, daß er sich umfassende Kenntnisse in allen Teilen der Geschichte erworben, in der neueren aber über das Ziel der Schule hinausgehende Studien gemacht habe, sowie daß er einen vorzüglichen deutschen Aufsatz zu schreiben verstehe.

Da B. sich das Lehrfach zu seinem Berufe erwählte, so mußte er sich trotz der Vorliebe für neuere Geschichte bei den damaligen Verhältnissen in erster Linie der Philologie zuwenden. Er ging nach Göttingen, wo damals Sauppe seine weitberühmten Vorlesungen hielt. Michaelis 1871 begab er sich nach Berlin, um unter Haupt und Kirchhoff seine philologischen Studien fortzusetzen. So sehr er nun von dem Inhalt und der Form der alten Schriftsteller

angezogen wurde, so wenig vermochte er der damals vorwaltenden Richtung der Philologie auf Texteskritik Geschmack abzugewinnen. Allmählich wandte er sich mehr und mehr der geliebten mittelalterlichen und neueren Geschichte zu.

Größeren Einfluß gewann dabei zuerst Nietzsche auf ihn, dessen Vorlesungen er besuchte und an dessen Übungen er teilnahm. Dankbar bekannte er später, daß er hier seine Kenntnisse der mittelalterlichen Geschichte erworben habe. Gleichzeitig hat er sich durch mehrere Semester an den Übungen Mommsens beteiligt. Von Michaelis 1873 bis 1876 gehörte er dem historischen Seminar von Johann Gustav Droysen an. Aber gerade jetzt trat eine entscheidende Wendung in seinem Leben ein, als er durch die Empfehlung von Nietzsche im August 1873 von Leopold v. Ranke als Sekretär zu dessen Arbeiten hinzugezogen wurde. Er hat uns wiederholt in launiger Weise geschildert, wie der große Geschichtsforscher ihn beim Empfang im Französischen geprüft habe, wie Ranke, der es in unverfälschtem Thüringisch ausgesprochen habe, ihn danach korrigiert habe. Er wurde Wiedemann, der schon seit Jahren bei Ranke war, an die Seite gesetzt, da ein einzelner nicht dem Schaffensdrang des großen Meisters genügen konnte. Täglich arbeitete er acht Stunden unter Rankes Augen; zu Hause mußten außerdem sorgfältige Vorbereitungen gemacht werden. Drei Jahre lang hat er die Tätigkeit ausgeübt, sie war von größtem Einfluß auf ihn. Er selbst hat es mit folgenden Worten ausgesprochen: »Jene großartigen Werke, welche die Welt nachher bewunderte, vor meinen Augen entstehen zu sehen, in die Geheimnisse der historischen Werkstatt des großen Forschers und Künstlers eingeweiht zu werden, ist für meinen Geist von der allergrößten und fruchtbringendsten Bedeutung geworden.« Er wurde namentlich für Rankes »Hardenberg« und das Buch über »Die deutschen Mächte und der Fürstenbund« herangezogen und konnte dabei eine fast ganz selbständige Tätigkeit innerhalb gewisser Grenzen ausüben; diese Arbeiten haben ihm seine ganze Richtung gegeben, haben ihn vor allen Dingen bestimmt, sich ausschließlich der Geschichtswissenschaft zu widmen. Andererseits hat Ranke wiederholt betont, daß B. sein bedeutendster Mitarbeiter gewesen sei.

Während der Tätigkeit bei Ranke erwarb er sich 1874 in Göttingen den Doktorgrad. Er reichte dabei eine Dissertation ein, die noch aus dem Gebiete des Altertums entnommen wurde. Sie war lateinisch abgefaßt und trägt den Titel: »*Quomodo Appianus in bellorum civilium libris II—V usus sit Asinii Pollionis historiis.*« Er suchte darin die Zeit der Abfassung des verlorenen Geschichtswerks von Asinius Pollio über den Bürgerkrieg zwischen Cäsar und Pompejus nachzuweisen, seine Tendenz und die Benutzung durch Appian. Kurt Wachsmuth hat die Dissertation approbiert.

Nachdem B. mehr als zwei Jahre bei Ranke tätig gewesen war, sah er sich nach einem Lebensberuf um und meldete sich bei Heinrich v. Sybel für den preußischen Archivdienst. Eine Empfehlung Rankes ebnete ihm hier den Weg, so daß er am 21. August 1876 als Aspirant und am 30. November als Hilfsarbeiter am Geheimen Staatsarchiv zu Berlin angenommen wurde. Er ist dem einmal ergriffenen Berufe treu geblieben und hat seine ganze Lebenszeit bis zur Pensionierung dem Dienste des Geheimen Staatsarchivs widmen können. Er machte ruhig und sicher seine Bahn. 1880 wurde er Archivsekretär,



1884 Geheimer Staatsarchivar, 1906 als Nachfolger Konrad Sattlers zweiter Direktor der Staatsarchive. Er wurde am 1. April 1921 pensioniert, so daß er nur ein gutes Jahr den Ruhestand genießen konnte.

Als Archivbeamter hat er, wie die mitgeteilten Zahlen ergeben, fast 45 Jahre gewirkt, und zwar, wie schon sein Aufsteigen zeigt, mit dem größten Erfolg. Als er in das Geheime Staatsarchiv eintrat, befand es sich gerade in einer großen Krisis: die Frage nach der Ordnung der Akten war aufgetaucht. Ich will hier nicht die einzelnen Phasen dieser Krisis schildern, sondern nur bemerken, daß gerade damals ein System eingeführt war, das die Akten sachlich nach den damaligen bestehenden Verhältnissen zu ordnen suchte. Es führte zu den größten Ungereimtheiten. Man hatte z. B. eine Abteilung »Königreich Belgien« gebildet, der Akten des 15. Jahrhunderts eingegliedert worden waren, trotzdem dieses Königreich erst eine Gründung des 19. Jahrhunderts war. Unter den Archivbeamten, welche dieses Verfahren als verkehrt erkannten, ist B. einer der ersten und vornehmsten gewesen. In Gemeinschaft mit seinem älteren Kollegen Max Lehmann hat er das System angefochten. Sie stellten ihm gegenüber ein historisches Prinzip, das in der Aufstellung der Akten nach ihrer Herkunft, nach den Behörden, bei denen sie entstanden sind, besteht, das sogenannte Provenienzprinzip. Man setzte zunächst nur durch, daß ein Versuch mit der Kabinettsregistratur Friedrich Wilhelms III. gemacht wurde, ein Versuch, der ein glänzendes Resultat erzielte. Die Brauchbarkeit des Prinzips war gesichert; es wurde nunmehr für die gesamte Ordnung grundsätzlich bestimmt. Es ist vom Geheimen Staatsarchiv aus auf alle übrigen preußischen Staatsarchive übertragen worden und hat heute in der gesamten Welt bei den wissenschaftlichen Archiven Eingang gefunden. Es ist B.s und seiner Kollegen Verdienst, die Anwendung dieses Prinzips, das bereits früher theoretisch namentlich von französischer Seite verfochten wurde, allgemein herbeigeführt zu haben.

Unermüdlich ist er für die Ordnung des Geheimen Staatsarchivs nach dem Provenienzprinzip tätig gewesen; er hat dabei für sehr wichtige Gruppen, namentlich für die Akten des königlichen Kabinetts, wertvolle Repertorien angelegt. Auch hierbei erwies er seine Selbständigkeit, denn er legte sie nicht nach hergebrachtem Muster an, sondern traf mancherlei Änderungen, die alle von dem Gedanken ausgingen, wie man sie am sichersten und raschesten für die Erledigung von Recherchen einrichten könne. Überhaupt war einer der hauptsächlichsten Gesichtspunkte, von dem er sein Amt aus betrachtete, die Zugänglichmachung der Bestände für die wissenschaftliche Forschung. Weites Entgegenkommen zeigte er allen Gelehrten, die sich an ihn wandten; immer war er bereit, ihre Wünsche zu erfüllen. Daneben ging sein Bestreben auf Sammlung der Materialien im Geheimen Staatsarchiv. Es ist ganz wesentlich sein Verdienst mit, wenn so manche große Erwerbung unter den Generaldirektoren der Staatsarchive v. Sybel, Koser und Kehr gemacht worden ist. Es ist daher kein Wunder, wenn Heigel, der viel im Geheimen Staatsarchiv arbeitete, ihn gelegentlich als einen Meister seines Faches in der Beilage zur »Münchener Allgemeinen Zeitung« gefeiert hat.

Als Vorgesetzter hatte er hohe Qualitäten, vor allen Dingen besaß er einen umfassenden Überblick über das Ganze, das ihm unterstellt war. Mit sicherer Hand wußte er Anleitung zur Erledigung aller Geschäfte zu geben. Er zeigte

sich dabei durchaus als Kollege. Gerne versammelte er seine Beamten bei besonderen Gelegenheiten um sich; mit welcher Behaglichkeit und mit wie glücklicher Ungezwungenheit wußte er in gefälliger Form eine angeregte Unterhaltung zu führen. Wenn dann auch manchmal die eine oder andere scharfe Äußerung fiel, immer leuchtete doch dem Tieferblickenden das große Wohlwollen entgegen, das er besaß.

Gleichwertig war B. als Gelehrter, gefeierter noch als Schriftsteller.

Fragen wir hier zunächst, worin seine hervorragenden Eigenschaften bestanden. Den meisten fiel dann wohl vor allen Dingen die Gründlichkeit der Forschung in die Augen; ja sein langjähriger Vorgesetzter Heinrich v. Sybel, der ihm bei Beförderungen in seiner amtlichen Laufbahn gratulierend fast stets die Frage damit verband: wann bekomme ich Ihren nächsten Aufsatz für die Historische Zeitschrift, ja Heinrich v. Sybel sah in dieser Gründlichkeit sogar einen gewissen Fehler, denn er äußerte einmal: er sei ein Gelehrter, der nur den einen Fehler habe, infolge seiner Gründlichkeit äußerst schwer mit einer größeren Arbeit zum Abschluß zu kommen. Gewiß mag dies eine richtige Beobachtung sein, aber es war B.s fester Grundsatz, kein Thema anzufassen, für das er nicht im breitesten Umfange die Quellen herangezogen und für das er nicht neue Quellen erschlossen habe. Beides ging stets Hand in Hand bei ihm; er räumte Zusammenfassungen, bei denen beides nicht vereint war, nur einen sehr bedingten Wert ein und hob stets hervor, daß diese Verbindung auch die Signatur für die Werke seines Meisters Ranke gewesen sei. B. verlangte beides; erst dann gewann für ihn die Frage Leben, das Thema seine Liebe.

Ein kleines typisches Beispiel sei hier gegeben. Zur zweihundertjährigen Feier der preußischen Krönung am 18. Januar 1901 hatte der Herausgeber der Deutschen Rundschau, Julius Rodenberg, von B. einen Artikel im Anschluß an die kurz zuvor herausgekommene Festaussgabe des Hohenzollern-Jahrbuchs erbeten. Der Gegenstand lag ihm nicht so ganz, so daß er schon abschreiben wollte. Da ersah er aus dem Hohenzollern-Jahrbuch, daß die Frage, weswegen der Kaiser plötzlich am 16. November 1700 seine Zustimmung zu dem sogenannten Kontrakt gegeben habe, noch immer strittig war. Der Hausarchivar Berner war im Hohenzollern-Jahrbuch dafür eingetreten, daß diese Zustimmung durch den am 2. November 1700 erfolgten Tod des Königs Karl III. von Spanien und die Eröffnung der spanischen Erbschaft veranlaßt worden sei. Hier griff nun B. ein und benutzte die Wiener Akten, aus denen er einwandfrei feststellte, daß die Nachricht von dem Tode des Königs noch nicht am 16. November, sondern erst abends am 18. in Wien bekannt geworden war. Jetzt erst, nachdem er eine so wichtige Frage entscheiden konnte, rundete sich ihm sein Thema zu einem seiner schönsten Aufsätze ab. Selbst bei Rezensionen, die er schrieb, hat er gern neues Material gebracht, um eigene und neue Gesichtspunkte geltend zu machen. Dies war z. B. bei dem ersten Bande von Treitschkes Deutscher Geschichte der Fall und veranlaßte den berühmten Verfasser zu folgender brieflicher Äußerung: »Die Kritik B.s ist die erste wirklich belehrende.«

Um jene Forderungen zu erfüllen, hat er die umfassendsten archivalischen Forschungen angestellt. Er zog dabei nicht nur die preußischen Archive heran, sondern auch zahlreiche andere Archive und Sammlungen. So machte er

wiederholt Studien in den Pariser, Wiener und Petersburger Archiven und Bibliotheken. Mit sicherem Blicke wußte er die entscheidenden Dokumente zu bestimmen und die Lücken durch geschickte Ermittlungen zu ergänzen. Seine Petersburger Sammlungen sind vielleicht von dem allergrößten Werte, als ja die Befürchtung besteht, daß ein großer Teil der von ihm benutzten Originale zugrunde gegangen sind.

Neben Gründlichkeit hat B. immer die Liebe des Verfassers zu seinem Thema verlangt: er müsse voll von ihm ergriffen sein; vornehmlich hat er stets die Animosität als einen schlechten Führer bezeichnet. Stets hat er es fast ängstlich vermieden, zu Fragen Stellung zu nehmen, welche sein Interesse nicht erregten. So häufig er über große patriotische Ereignisse geschrieben hat, stets wies er politische Tendenzen weit von sich. Er hatte in Rankes Werkstatt gesehen, wie unbefangen der Meister gerade die großen Schriften gestaltete, welche die damals unter Häußers und Sybels Einfluß stehende sogenannte kleindeutsche Geschichtsbetrachtung bekämpften. B. selbst hat uns geschildert, wie diese Schriften Rankes über die Anfänge des Fürstenbundes und den Konflikt Preußens mit Österreich, der zu den Reichenbacher Deklarationen führte, über den Ursprung des großen Krieges der deutschen Mächte mit dem revolutionären Frankreich und endlich das Leben Hardenbergs die von Häußers und Sybel vertretenen Anschauungen erschüttert haben. B. trat von Anfang an in diese Richtung Rankes ein und erinnerte gerne daran, wie er dabei einer der ersten gewesen sei, wie er z. B. Ende der siebziger Jahre Max Duncker in der Berliner Historischen Gesellschaft bei Gelegenheit seines Vortrages über die Landungspläne Napoleons in England wegen jener Tendenzen entgegengetreten sei. Aber andererseits rief er nachstürmenden Drängern, die ihm wohl gar vom französischen, vom napoleonischen Standpunkt aus jene Zeit zu betrachten schienen, ein entschiedenes Halt entgegen. Unbefangenheit nach allen Seiten hin war seine Lösung.

Dies waren die Grundlagen für alle Ausarbeitungen; dabei stellte er dann die höchsten Anforderungen, soweit es die Form anging. Er hatte gesehen, wie Meisterwerke entstanden: Ranke war sein Vorbild. Aber daneben ist noch ein anderes Moment in seinen Aufsätzen: sie nähern sich mehr oder weniger den literarischen Essays in ihren besten Ausgestaltungen. Gewiß hat dies in B.s eigener Natur — vielleicht ein Erbteil seiner französischen Herkunft — gelegen, aber es ist doch sehr gefördert worden durch den Umgang mit dem feinsinnigen Herausgeber der Deutschen Rundschau, Julius Rodenberg (s. DBJ. 1914—16, S. 84), der den stärksten Anteil an der Produktion B.s nahm und ihn auf schriftstellerische Forderungen aufmerksam machte. B. selbst hat dies gelegentlich hervorgehoben und stets dankbar als eine große Förderung anerkannt. Die Essays nun, die, wie schon erwähnt, nicht leichten Inhalt, sondern schwere Gelehrsamkeit enthielten, waren formvollendet. Sie sind es vor allem durch den außerordentlich sorgfältigen Aufbau und die feinsinnige Gliederung des Stoffes. Hierin konnte sich B. kaum genug tun, und sehr empfindlich berührte ihn ein von einem anderen verfaßter Aufsatz, der zwar inhaltlich vorzüglich war, aber diese Merkmale vermissen ließ. Er feilte unermüdlich, bis er die Gliederung mit retardierenden Momenten und passenden Zusammenfassungen gefunden hatte. Und diese Zusammenfassungen gingen stets vom großen Stile aus: kurz, klar und wesentlich. Wie gerne lauschte

man ihnen, wenn er sie in seiner ruhigen, aber charaktervollen Weise vortrug. Wenn Heinrich v. Sybel einmal gesagt hat: »B. ist so begabt, daß, wenn er nur wollte, er einer der ersten Essayisten Deutschlands werden könnte«, so darf man wohl hinzufügen, daß B. dies Ziel tatsächlich erreicht hat.

Doch begnügen wir uns mit diesen Hinweisen auf die Form, die sich auch in den größeren Werken widerspiegelt, und gehen wir zu seinem eigentlichen Arbeitsgebiete über. Er war bei der Wahl, wie gesagt, aufs stärkste von Ranke beeinflusst: er hatte dessen Werke über die letzte Zeit Friedrichs des Großen und dessen nächste Nachfolger entstehen sehen. In diese Periode der preußischen Geschichte war er damit aufs genaueste eingeführt worden; ihr ist er treu geblieben; sie ist sein eigentliches Studiengebiet geworden. Aber nicht nur die preußische Geschichte dieser Zeit hat er herangezogen, sondern sie mit universalhistorischem Geiste auf die gesamteuropäische Geschichte, insbesondere auf die Mit- und Gegenspieler Preußens, auf die Französische Revolution und Napoleon, auf Rußland und Österreich ausgedehnt. Dabei hat merkwürdigerweise neben der Rankeschen Tradition noch das Werk eines ganz anderen Geistes, Schlossers Geschichte des 18. und 19. Jahrhunderts auf ihn eingewirkt. Die kulturhistorischen Abschnitte dieses Werkes haben ihn angezogen, die Schilderungen der französischen Salons und ihres Treibens, sowie des Illuminatenordens und der Freimaurer. Gerade diesen Spuren ist er gerne gefolgt, so namentlich wenn er die Verbindung der geheimen Orden mit der Politik unter Friedrich Wilhelm II. beleuchtete.

Das große Zeitalter von den letzten Jahren Friedrichs des Großen an hat B. nach den mannigfachsten Seiten hin erforscht und beleuchtet. Es sind besonders die führenden Persönlichkeiten gewesen, deren Wirken er nachging: die Herrscher, ihre Minister und Mitarbeiter. Ich nenne nur Graf Hertzberg, Friedrich Wilhelm II., Friedrich Wilhelm III., die Königin Luise, Wöllner, Haugwitz, Hardenberg, Prinz Louis Ferdinand, Kaiser Alexander I., Fürst Metternich und im Gegensatz dazu Napoleon und Talleyrand. Diesen Männern und ihrem Wirken hat B. mancherlei Aufsätze in der Historischen Zeitschrift, der Deutschen Rundschau und dem Hohenzollern-Jahrbuch gewidmet. Ihnen gelten auch die zwei großen Aktenveröffentlichungen, die B. in den Publikationen aus den preußischen Staatsarchiven erscheinen ließ: Preußen und Frankreich von 1795 bis 1807 und der Briefwechsel König Friedrich Wilhelms III. und der Königin Luise mit Kaiser Alexander I. Die besondere Liebe B.s gewann aber bald die Königin Luise. Mit welcher Mühe ist er allen Spuren nachgegangen, welche Material für die Geschichte dieser hohen Frau anzeigten! Welche Erfolge hat er dabei gehabt! Er hat ihren Schriftwechsel wohl fast lückenlos gesammelt und damit die authentischen Quellen für die Geschichte dieser hehren Gestalt bekommen. Dann wurde er ihr Biograph. Das Buch erschien im Jahre 1908 und hat den Verdun-Preis 1913 als das beste Werk erhalten, welches im Bereiche der deutschen Geschichte während der letzten fünf Jahre erschienen war. Bei dieser Gelegenheit ist es von den berufensten Vertretern der deutschen Geschichtswissenschaft in folgender Weise charakterisiert worden: »Es gibt wenige Bücher in unserer historischen Literatur, die zugleich so menschlich reizvoll und so wissenschaftlich bedeutend sind, wie diese vortreffliche Biographie der Königin

Luise aus der Feder eines Autors, der als Schriftsteller wie als Kenner dieser Geschichtsepoche längst in verdienter Achtung steht. Es ist ein Werk exakter Forschung und reifer Kunst. Das Persönliche dominiert durchaus, wie es in einer Biographie sein soll, ohne daß das Politische zu kurz kommt. Freilich war dies Frauenleben, das nur mit den Höhepunkten der Politik, und zwar in einem ethischen Sinne, sich berührt, in dieser Hinsicht ein besonders dankbarer Stoff.«

Es ist natürlich, daß der Biograph der Königin Luise auch deren Kindern ein weites Interesse widmete und mancherlei Aufklärungen zur Kenntnis ihres Wesens beibrachte. Es ist dabei vornehmlich der große Sohn der Luise, Kaiser Wilhelm I., gewesen, über dessen Entwicklung und Geschichte er Forschungen anstellte. Verschiedene inhaltvolle Aufsätze hatten die persönliche Stellungnahme des Prinzen Wilhelm in schweren Krisen, unter anderem auch des Herzens mit der Prinzessin Radziwill, zum Gegenstand. Seine bedeutendste Leistung liegt in dem von ihm zusammen mit dem Hausarchivar Dr. Georg Schuster herausgegebenen Werke: »Aus dem literarischen Nachlaß der Kaiserin Augusta«, Bd. I, vor, zu dem er eine ausführliche Darstellung der Anschauungen des prinzlichen Paares zur Politik von 1847 und 1848 beisteuerte, und in dem er die Briefe der Prinzessin an ihre Mutter von 1840 bis 1850 und den Briefwechsel des prinzlichen Paares untereinander von 1842 bis 1850 veröffentlichte. Zuletzt widmete er sich dann ganz dem von der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft geplanten Unternehmen: »Sammlung der Briefe Wilhelms I.« Hierfür machte er verschiedene Archivreisen, unter anderem nach Weimar und Karlsruhe. Zur Bearbeitung, für die er bereits bestimmte Pläne vorgelegt hatte, ist er nicht mehr gekommen, denn der Tod nahm ihm die Feder aus der Hand. Aber wie sehr er bereits in dem Stoffe lebte, zeigt die einzige daraus veröffentlichte Untersuchung in der Festschrift der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft an: er hat darin die Stellungnahme König Wilhelms I. zu dem Frankfurter Fürstentag nach dessen eigenem Zeugnis geschildert und zum Teil im Gegensatz zu der Bismarckschen Tradition die selbständige Haltung des Königs gezeigt.

Von großem historiographischen Interesse sind die Nachrufe, welche B. den beiden großen Geschichtsforschern Heinrich v. Sybel und Heinrich v. Treitschke widmete, wobei ihm seine jahrelangen Beziehungen zu ihnen eine tiefe Charakterisierung ermöglichte. Ungemein feinsinnig sind auch die Worte, die er Hippolyte Taine in der Historischen Zeitschrift zum Gedächtnis setzte.

Öffentlich hat sich B. nach zwei Seiten hin betätigt: im politischen Leben und in verschiedenen, namentlich historischen Vereinen. Voll preußischen konservativen Staatsgefühls, war er mehrere Jahre als Stadtverordneter der sogenannten Bürgerpartei in Berlin tätig und hat sich gelegentlich auch als konservativen Kandidaten für die Wahlen zum Reichstag aufstellen lassen. Aber da er merkte, daß das Parteileben ihm nicht lag, zog er sich bald davon zurück. Dagegen ist er lebenslang ein eifriges Mitglied des Vereins für das Deutschtum im Auslande gewesen. Viel wichtiger war seine Betätigung in den historischen Vereinen. Hier sind vor allen Dingen der Gesamtverein der deutschen Geschichtsvereine, der Verein für Geschichte der Mark Brandenburg und die Berliner Historische Gesellschaft zu nennen. An ihrem Ausbau

hat er sich meist als Vorstandsmitglied eifrig organisatorisch betätigt. Dem Vorstand des Vereins für Geschichte der Mark Brandenburg gehörte er seit 1899 als zweiter Vorsitzender, seit 1915 als erster Vorsitzender an. In dem Gesamtverein der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine redigierte er von 1896 das Korrespondenzblatt, seit 1898 führte er als Nachfolger Reuters in seiner Eigenschaft als stellvertretender Vorsitzender des Vereins für die Geschichte Berlins zunächst den stellvertretenden Vorsitz im Verwaltungsausschuß des Gesamtvereins, von 1899 an war er bis zu seinem Tode sein erster Vorsitzender. Dem Gesamtverein hat er — nach den Worten von P. Zimmermann in seiner Jubiläumsschrift zum siebenzigjährigen Bestehen des Gesamtvereins — in diesen Jahren seine besten Kräfte gewidmet, er war ihm im letzten Vierteljahrhundert ein treuer und sicherer Führer.

So hat B. in allen Verhältnissen durch klare Erkenntnis der Aufgaben und Ziele große Erfolge gehabt; sie haben ihm über manche Enttäuschungen und manche Erfahrung hinweggeholfen. Das schwere Leiden, das er seit frühester Kindheit tragen mußte, hatte seinen Charakter, wie angedeutet, einseitig nach der Verstandesseite gerichtet. Es ergaben sich daraus häufig Schärfen und Einseitigkeiten, deren er sich wohl bewußt war, die er aber als etwas Gegebenes hinnahm. Er pflegte dann wohl zu sagen: »So ist das Leben«. Auch körperlich hat er unter seinem Leiden schwerer gelitten, als er zu erkennen gab. Es verzehrte doch eine Menge seiner Kraft, so daß er sich immer mit Anstrengung zu umfassenderer geistiger Tätigkeit emporringen mußte. Dazu kamen mancherlei Schläge des Schicksals; seine innigstgeliebte Tochter Charlotte, deren Entwicklung er mit so hoffnungsvollem Auge verfolgte, wurde ihm durch einen frühen Tod plötzlich entrissen, ein Verlust, den er nie verschmerzt, ein Leid, das ihm auch die Zeit kaum gemildert hat.

Aber alle diese schweren Hemmnisse sah man nicht, wenn B. mit einem seiner Essays und einem seiner Werke in die Öffentlichkeit trat. Dann erschien alles aus einem Gusse, volle Harmonie in Forschung, Gestaltung und Gedanken. Diese Reife des Geistes liegt vor allem über seiner »Königin Luise«: es ist ein Werk, das aus vollem Schwunge des Genius entstanden, von größtem Adel und voller Erhebung. Wir dürfen es als das Vermächtnis B.s betrachten, ein Vermächtnis, das nie seine tiefe Wirkung auf deutsche Seelen verlieren möge. Damit würden die eigenen Wünsche und Hoffnungen des Verewigten erfüllt.

Literatur: M. Klinkenborg. Paul B. im Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine, 70. Jahrg., Sp. 67 ff. Wiederabgedruckt in Preußischer Wille, Gesammelte Aufsätze von Paul B. S. 1/13. E. Meyer, Übersicht über die Schriften von Paul B. im genannten Korrespondenzblatt. Sp. 75. — Meinecke, Nachruf in der Historischen Zeitschrift, Bd. 127, S. 373. — Nachlaß im Geh. Staatsarchiv, Berlin.

Berlin-Steglitz.

Melle Klinkenborg.

**Barth, Paul**, Philosoph, \* am 1. August 1858 in Baruthe (Niederschlesien), † am 30. September 1922 in Leipzig. — B. war der Sohn eines Dorfschullehrers, studierte hauptsächlich klassische Philologie und war Gymnasiallehrer in Breslau, Liegnitz und Jena. Auf Grund seiner Ersparnisse konnte er sich der Lehrtätigkeit an der Universität widmen. Er habilitierte sich 1890 in Leipzig mit einer Schrift über »Die Geschichtsphilosophie Hegels und der

Hegelianer bis auf Marx und Hartmann«, die vor allem durch die eingehende Kritik der marxistischen Geschichtsphilosophie viel Beachtung fand und die Reihe der Erörterungen über Hegel und Marx eröffnete. Er wurde als Nachfolger von Richard Avenarius Herausgeber der »Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie« und fügte hinzu »und Soziologie«. 1897 erschien »Die Philosophie der Geschichte als Soziologie. Erster Teil: Einleitung und kritische Übersicht«; der zweite Teil sollte seine eigene systematische Darlegung enthalten und ist nie erschienen. Die in der ersten Auflage enthaltene Skizze der eigenen Ansicht ist in der zweiten (1915) und dritten und vierten Auflage (1922) weggelassen worden. Das Buch aber, von dem auch eine russische Übersetzung erschienen ist, wurde immer mehr erweitert zu einer vollständigen Übersicht über die soziologischen Systeme und die soziologisch bedeutsamen Geschichtsauffassungen. Es ist ein erster Versuch, wenn man von Fausto Squillaces späterer Darstellung absieht, eine Literaturgeschichte der Soziologie zu geben, bei der die Tendenz, durch Einteilung und Beurteilung des bisher Geleisteten der eigenen Theorie den Weg zu bahnen, deutlich hervortritt. Wenn er neben die intellektualistische und biologistische eine voluntaristische Soziologie stellt, so ist hier: in der Lehre vom »Willensorganismus«, der Ansatz seines nicht erschienenen eigenen Systems zu suchen. Diese Literaturgeschichte der Geschichtsphilosophen, die doch nur zum Teil zugleich Soziologen sind, ist willkürlich, indem, seinem eigenen Standpunkt gemäß, die gesamte nachcomtische Soziologie als Entfaltung von Comtes Lehre erklärt und Comte und Spencer gegenüber Tönnies, Gumplowicz, Ratzenhofer, Oppenheimer, M. Weber u. a., also die neue deutsche Soziologie nicht richtig beurteilt wird. Die Sammelgruppe »Voluntaristen« vereinigt Spann und Small, Tönnies und Roß, weil eben für den Anhänger der Comte-Spencerschen Richtung die Problemstellung der Soziologie in den letzten Jahrzehnten unklar und unzusammenhängend erschien. Simmel, Max Weber, Oppenheimer, Spann u. a., die erkenntnistheoretisch, psychologisch, ethnologisch und historisch bestimmten Richtungen, werden vernachlässigt, und so hat denn diese Geschichte einer abgeschlossenen Periode Wert gerade darin, daß sie, in den Jahren der Mißachtung der Soziologie, in Deutschland zum ersten Male eine Sichtung der ausländischen Literatur darbot. Ein Geschichtsphilosoph schrieb diese Geschichte der Soziologie, und darum ist nicht mit historischer Methode, sondern mit philosophischer Tendenz keine ganz zuverlässige, nach einem Prinzip vorgenommene und darum einseitige Darstellung gegeben. — Noch größeren Erfolg hatte »Die Geschichte der Erziehung in soziologischer und geistesgeschichtlicher Beleuchtung«, deren erste Auflage 1911 und dritte und vierte Auflage 1920 erschien, sowie »Die Elemente der Erziehungs- und Unterrichtslehre auf Grund der Philosophie und Psychologie der Gegenwart«. Wie Friedrich Jodl, sein Mitherausgeber bei der Vierteljahrsschrift, war er ein Epigone der aufgeklärten Moralisten des 18. Jahrhunderts, er glaubte an den moralischen Wert der Erkenntnis, die Vervollkommenung durch fortschreitende Bildung und war vor allem auf die Erziehung bedacht, insbesondere auf moralische Erziehung. Er verfaßte eine »Geschichte der sozialpädagogischen Idee« und unter dem Titel »Der Lebensführer« ein Sittenlehrbuch für die oberste Klasse der Volksschulen und für Fortbildungsschulen, dazu einen Kommentar »Ethische Jugend-

führung«. — Seine pädagogische Begabung und lautere Gesinnung haben auf die Hörer einen großen Einfluß geübt. Als Sozialpädagoge wie als Geschichtsphilosoph und Soziologe hat er mutig Wege gewiesen und durch seine umfassenden Kenntnisse neuen Richtungen der Wissenschaft hervorragend gedient.

Frankfurt a. M.

Gottfried Salomon.

**Bezenberger, Adalbert**, Geh. Rat, o. Professor der vergleichenden Sprachwissenschaft und des Sanskrit an der Universität Königsberg, \* am 14. April 1851 in Kassel, † am 31. Oktober 1922 in Königsberg. — Er entstammte einer Familie, deren ältestes Mitglied zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges in Sachsen-Meiningen nachzuweisen ist, die später nach Kurhessen übersiedelte, und Adalbert B. eingeschlossen, sechs Lehrergenerationen gab. Der Vater, Heinrich Ernst, ein feinempfindender Mann, Philologe, Lehrer der Kinder des letzten Kurfürsten, wurde nach der Annexion im Jahre 1866 preußischer Regierungs- und Schulrat zuerst in Kassel, dann in Merseburg und Koblenz, betätigte sich vielfach literarisch und gab u. a. »Freidanks Bescheidenheit« gut heraus (1872). Die Beziehungen, die der Vater zu Maßmann, zu Hoffmann von Fallersleben und zum Hause Grimm unterhielt, wurden auch für den heranwachsenden genialen Sohn fruchtbar. Als Familienerbe ging eine gute musikalische Begabung auf Adalbert B. über, ohne sich bei dem vielseitigen Manne voll auswirken zu können. Von 1859 bis 1869 war B. Schüler des Lyceum Fridericianum in Kassel, und studierte bis Herbst 1872 in Göttingen, später noch ein Semester in München bei Haug, dessen Einfluß bis in die letzten Dezennien auf B.s Avesta-interpretation zu bemerken war. Im Laufe des Studiums ging B. allmählich von der Geschichte und Germanistik zur vergleichenden Sprachwissenschaft über. Göttingen war die Wirkungsstätte von Theodor Benfey, der, seinem Schüler vielfach wahlverwandt, unbefriedigt durch die engen Grenzen eines säuberlich gepflegten Spezialgebietes, weitausgreifend auf verschiedenen Gebieten fruchtbringend gewirkt hat. Dankbare Treue lohnte diesem ausgezeichneten Manne seine bleibenden Anregungen: äußerlich legen davon der schöne Nachruf aus dem Jahre 1884 (in Bezenbergers Beiträgen Bd. 8) und die wohlgelungene Auswahl der »Kleinen Schriften von Theodor Benfey« Zeugnis ab, die B., einem alten Wunsche seines Lehrers folgend, in den Jahren 1890 und 1892 veranstaltete. Dann aber, beim Abschluß seines Studiums, trat B. im Sommer in nahe Beziehungen zu August Fick (1833—1916): bald war der Verkehr ein ganz enger; er blieb durch alle Schicksale ungetrübt bis zu Ficks Tode bestehen. Ficks Anregungen wirkten nachhaltig auf den jungen Linguisten, er machte B. als erster auf den großen sprachwissenschaftlichen Wert des Baltischen aufmerksam.

Im Juni 1874 habilitierte sich B. in Göttingen und wurde, nachdem er 1876 erfolglos in Graz an erster Stelle als Nachfolger J. Schmidts und 1877 durch ein Minoritätsvotum in Straßburg als Nachfolger Windischs vorgeschlagen war, im März 1879 zum a. o. Professor in Göttingen ernannt. In diese Jahre fällt die Gründung der »Beiträge zur Kunde der indogermanischen Sprachen«, deren erster Band im Jahre 1877 erschien, in diese Zeit auch näherer Verkehr mit Collitz und Bechtel, und das Entscheidende: der Beginn der baltischen Studien.



Zum 1. April 1880 wurde B. nach Königsberg als Nachfolger von Nesselmann berufen. Hier hat er, aller provinziellen Enge ausweichend, in weiter Ausdehnung gewirkt bis zu seinem Tode: denn Berufungen nach Halle im Jahre 1893 und nach Breslau 1896 kamen nicht zustande, ebensowenig eine im Jahre 1891 vom Generalkonzil der Universität Königsberg beantragte Ernennung zum Direktor der Kgl. und Universitätsbibliothek.

Den Rahmen für sein weiteres Wirken gab zunächst ein glückliches Familienleben: B. verheiratete sich im Jahre 1880 mit Helene Schultze, Tochter des Geh. Regierungsrates Schultze in Merseburg.

In diesen mehr als zweiundvierzig Jahren in Königsberg ging B.s Tätigkeit nach den mannigfaltigsten Seiten hin. Besonders stark war sein Wille, der Gesellschaft unmittelbar, nicht nur durch die weltabgewandtere Form der literarischen Produktion, zu dienen. Im Jahre 1889/90 war er Dekan, im folgenden Jahre Rektor zum ersten Male. Seit 1888 war er viele Jahre Inspektor der Kgl. Freitische, wurde 1891 Vorsitzender der Altertumsgesellschaft Prussia, im Januar desselben Jahres Provinzial-Archivar, betätigte sich als Kirchenältester vielfach für die Neuroßgärter Gemeinde, in deren Haus — Steindammer Wallstraße 1/2 — er dezennienlang wohnte; übernahm im November 1918 nach der Revolution und der Abdankung des Rektors als ältester Senator die Rektoratsgeschäfte, wurde zum Rektor für 1919/20 und für 1920/21 neu gewählt, da niemand wie er die Fülle der Autorität und die feinste Kunst des Umgangs mit allen Menschen besaß, und übernahm schließlich nach der Entfernung des Oberpräsidenten im März 1920 auch noch die Kuratorialgeschäfte, die er bis zu seinem Tode beibehielt. Kein Wunder, daß er sich gerade in den letzten Jahren, bevor schweres körperliches Ungemach ihn beugte und schließlich zerbrach — ganz unerwartet verschied er während des Mittagschlafes —, sich eines autoritativen Ansehens weit über die Universität hinaus erfreute. Davon zeugen die besonders schön ausgestattete »Festschrift Adalbert Bezenberger zum 14. April 1921, dargebracht von seinen Freunden und Schülern«, deren Tabula gratulatorum den Einfluß und die Verehrung beweist, deren sich der Siebzigjährige erfreute, zeugt auch die Gedächtnisfeier, die Albertus-Universität und Altertumsgesellschaft Prussia am 13. Januar 1923 in der Aula der Universität Königsberg abhielten. Er war schon im Jahre 1884 Korrespondierendes Mitglied der Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen und im Jahre 1894 der Petersburger Akademie der Wissenschaften geworden, im Jahre 1912 ernannte ihn die Universität Athen zum *Doctor h. c.*

Innerlich trat für ihn in den langen Königsberger Jahren manches in den Hintergrund, was ihn früher beschäftigte, so das Interesse für das Indische und das Avesta oder für das Germanische, obwohl sein Einzelwissen auf diesen Gebieten noch in letzter Zeit erstaunlich blieb: denn ein frisches Gedächtnis sorgte dafür, daß die Ergebnisse auch der frühesten Arbeiten ihm nicht verloren gingen. Hier in Königsberg wurde er immer mehr der unbedingt führende Baltist, obwohl eine zu starke Vernachlässigung des Slawischen ihm die Möglichkeit mancher Erfolge nahm. Dann trat die Volkskunde und die Vorgeschichte mächtig in den Vordergrund, und es wäre schwer zu entscheiden, welchem der Gebiete B. mehr Kraft und Zeit gewidmet hat. Jedenfalls seine Schüler hatten wohl häufig den Eindruck, daß die Lehrtätigkeit ihn nicht mehr befriedigte. Als im Jahre 1891 Königsberg seine beiden Vorgeschichtler

Bujack und Tischler durch den Tod verlor, wurde er Vorsitzender der Altertumsgesellschaft Prussia, und damit Museumsleiter und Landesarchäologe: vor allem mit dem Spaten in einer unendlichen Reihe von Ausgrabungen, aber auch mit der Feder in Ausgrabungsberichten und größeren und kleineren Werken diente er der neuen Wissenschaft und damit in großartiger, entsagungsvoller Arbeit seiner Heimat und seinem Nachruhm. Die Sitzungsberichte der Prussia hat B. 25 Jahre lang redigiert, solange er Vorsitzender der Gesellschaft — bis zum Jahre 1916 — war, die Sammlungen unter den kümmerlichsten Verhältnissen und im steten Kampf mit der Provinzialverwaltung vermehrt, die nicht genug tat, um einem Gelehrten vom Range B.s seine Arbeit in würdigen und angenehmen Formen zu ermöglichen. Der Hauptwert dieser Leistungen für die Vorgeschichte liegt in einer fruchtbaren Organisation der Sammlungen und ihrer steten Vermehrung; als Forscher kann seine vorgeschichtliche Tätigkeit nicht von weitem mit seiner Bedeutung als Linguist und Philologe verglichen werden. Doch darf nicht vergessen werden, daß die Durchbildung seiner Persönlichkeit nur der steten Friktion mit dem alltäglichen Leben, mit Menschen aller Berufsstände und einer auch seinen starken und schönen Körper befriedigenden Arbeit gewonnen werden konnte.

Philologie trieb B. bewußt als Erforschung der gesamten, von den verschiedenartigsten Faktoren abhängigen Lebensäußerungen des Volkes, wobei allerdings in der Weise der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die rein geistigen Faktoren stark in den Hintergrund traten, wenn auch gerade auf sprachlichem Gebiet B. im Gegensatz zur Leipziger Richtung das Wesen der Sprache als geistiger Ausdrucksform betonte und dem abstrakten Erklärgeln von »Lautgesetzen« immer abholt blieb — seine Verbindung mit dem flutenden Leben und den gesprochenen Dialekten hinderte ihn vor den Einseitigkeiten einer engeren Sprachbetrachtung.

Die bleibenden Verdienste B.s auf dem Gebiete der indogermanischen Sprachwissenschaft liegen einmal begründet in der großen, schon erwähnten organisatorischen Leistung der Begründung einer Zeitschrift, die als selbstständiges Organ bis zum Jahre 1906 bestand, vom 19. Bande an von seinem Schüler Prellwitz immer mehr und mehr betreut wurde und eine Fülle von wichtigen Aufsätzen gebracht hat, bis sie mit der von Kuhn begründeten Zeitschrift vereinigt wurde, die er vom Jahre 1907 bis zu seinem Tode mit herausgab. Vor allem aber gebührt B. das Verdienst, neben einer Fülle geistreicher und vielfach Gemeingut gewordener etymologischer Wortgleichungen die Geschichte der indogermanischen Gutturalreihen geklärt und die Akzentlehre der indogermanischen Sprachen durch die Aufdeckung des Gegensatzes der Intonation der Endsilben im Griechischen und Litauischen stark gefördert zu haben. Auf griechischem Gebiete folgten seinen schönen »Homerischen Etymologien« vom Jahre 1878 im Jahre 1902 eine inhaltsreiche Anzeige von L. Meyers Handbuch der griechischen Etymologie.

Die ersten Arbeiten aus dem Gebiete der baltischen Philologie, deren eigentlicher Begründer er ward, entstammen schon dem Jahre 1874. Zunächst war es notwendig, aus den älteren litauischen Schriften herauszuholen, was sie für die Geschichte der litauischen Sprache wichtigstes boten. Mit seinem Buche »Beiträge zur Geschichte der litauischen Sprache« (1877) schob er die litauische Sprachgeschichte bis ins 16. Jahrhundert vor: das Werk ist auf

lange hinaus unentbehrlich, und die berühmte Besprechung von Leskien (Arch. f. slaw. Phil. 1879; s. DBJ. 1914/16, S. 231) rührte wohl an Bedenklichkeiten in Einzelheiten, wurde aber der Gesamtleistung nicht gerecht. Doch dabei blieb B. nicht stehen: vielfache Reisen führten ihn ins preußisch- und russisch-litauische Sprachgebiet, darüber hinaus zu den Dialekten des Lettischen, er notierte in den verschiedenen Gegenden dieser lebenden baltischen Sprachen einzelne Worte, Redewendungen, ganze Erzählungen und Dainas. Weiter interessierten ihn die Dainamelodien, alle Äußerungen des Volksglaubens, das Haus und der Friedhof, auch die Volkstrachten, sammelnd und alles in den einheitlichen Fluß des osteuropäischen Volkslebens einordnend. So trieb er Wort- und Sachforschung im Sinne Jakob Grimms. Aber doch legte ein zusammenfassender Aufsatz über die Litauische Literatur in der »Kultur der Gegenwart« Schwächen bei synthetischer Darstellung und dem Verständnis von Dichtung bloß. So entging ihm auch, was bei der Fülle der im Osten harrenden Aufgaben freilich verständlich bleibt, die große Gesamtdarstellung der preußischen Sprachreste, die erst von zweien seiner Schüler (Professor R. Trautmann und Professor G. Gerullis) gegeben werden konnte. Will man sich aber von der Weite seines Blickes, von der Fülle seiner Kenntnisse und Interessen, von seiner eigentümlichen, auf dem kräftigen Leben der Gegenwart und den Überbleibseln einer großen Vergangenheit ruhenden Lebensgestaltung ein Bild machen, so bleibt in erster Linie sein Buch über »Die Kurische Nehrung und ihre Bewohner« übrig, das diesen später erst von den Künstlern entdeckten eigentümlichen Landstrich seiner neuen Heimat einer geschlossenen Darstellung unterzieht.

Einer repräsentativen Persönlichkeit wie der B.s wird man durch Aufzählen von Einzelleistungen oder äußeren Lebensdaten nicht gerecht. Daß er über vierzig Jahre an einer kleinen und vernachlässigten Universität wie Königsberg wirken mußte, er, dessen außerordentliche elementare linguistische Begabung ihn für ganz andere Wirkungsstätten geeignet machte, die nichtiger Schulhaß ihm verschloß, ist nicht rühmlich für die deutsche Gelehrten Geschichte. Aber für Ostpreußen wurde das zum Glück. Seine ausgreifende Individualität war für ein solches Kolonialland geeignet: in diesen großen Formen hätte sich seine Herrennatur in der spezialisierten Enge Mitteldeutschlands nicht auswirken können. Hier im Osten schuf er sich Stellung und Wirksamkeit, der niemand entgegentreten konnte oder durfte. Aber zog seine Gesamtpersönlichkeit mächtig an, so wußte er, dem enge Zielstrebigkeit selbst fremd war, den Schüler schwer zu einem festen Ziele zu führen. Dafür war er ihnen treu und förderte sie, wo es möglich war. Es ist seltsam, wie sehr er, bei aller Wirksamkeit in der Gesellschaft, reiner Gelehrter blieb; und allen Einfluß hat er nur für die Sache, niemals für seine Person ausgenutzt. Freilich war er kein Mann der Synthese, niemals hat sein ungeheures Einzelwissen und seine geniale Begabung sich in einem inhaltlich und formell ganz großen Werke niederschlagen können. Auch blieb er als Linguist der Welt manches schuldig.

Dennoch mag es — wenn man die Gesamtheit des Geleisteten in den Einzelheiten bedenkt — lange dauern, bis dem Osten Deutschlands wieder eine Gelehrtenpersönlichkeit gleicher Spannweite des Geistes und Wollens, gleicher ethischer Hochwertigkeit gegeben wird!

Literatur: Ich gebe nur das Verzeichnis der wichtigsten selbständig erschienenen Schriften: Untersuchungen über die gotischen Adverbien und Partikeln. Göttinger Diss.,

Halle 1873. — Über die A-Reihe der gotischen Sprache, 1874. — Der litauische Katechismus vom Jahre 1547, Göttingen 1874. — Der lettische Katechismus vom Jahre 1586 und Das litauische Taufformular vom Jahre 1559, Göttingen 1875. — Beiträge zur Geschichte der litauischen Sprache, 1877. — Litauische Forschungen, 1882. — Lettische Dialektstudien, 1885. — Über die Sprache der preußischen Letten, 1888. — Die Kurische Nehrung und ihre Bewohner, 1889. — Urkeltischer Sprachschatz, gemeinsam mit W. Stokes, 1894. — Das Elbinger Deutsch-Preußische Vokabular, 1897. — Analysen vorgeschichtlicher Bronzen Ostpreußens, 1904. — Ostpreußen in der Franzosenzeit, 1913. — Dazu treten eine Fülle von Abhandlungen und Anzeigen, besonders in: Beiträge zur Kunde der indogermanischen Sprachen; Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung; Altpreußische Monatsschrift; Deutsche Literaturzeitung; Göttingische Gelehrte Anzeigen; Mitteilungen der Litauischen Literarischen Gesellschaft; Sitzungsberichte der Altertumsgesellschaft Prussia zu Königsberg. — Ein ausführliches Schriftenverzeichnis mit 324 Nummern findet man bei G. Gerullis, Indogermanisches Jahrbuch, Bd. IX, 1924, S. 273 bis 279. (Es fehlt darin die aus dem Nachlaß veröffentlichte Arbeit: Zur Geschichte der Schere. Sitz.-Berichte der Altertumsgesellschaft Prussia, 25. Heft, 1924), vgl. auch die Gedächtnisrede von R. Trautmann und M. Ebert in Kuhns Zeitschrift. Bd. 51, S. 291 bis 31. — Von wissenschaftlichem Nachlaß ist außer vielem unverarbeiteten Material, das auf unerklärliche Weise verschwunden ist, und den interessanten Notizbüchern von den litauischen Reisen, die der Altertumsgesellschaft Prussia überwiesen sind, der fast fertiggestellte Schlußband zu dem Werke: Berichte und Briefe des Rats und Gesandten Herzog Albrechts von Preußen Asverus v. Brandt, 1904—1921 zu nennen.

Leipzig.

Reinhold Trautmann.

**Borinski, Karl**, *Dr. phil.*, a. o. Universitätsprofessor, Germanist, \* am 11. Juni 1861 in Kattowitz (O.-S.), † am 12. Januar 1922 in München. — Aus einer wohlhabenden Kaufmannsfamilie Oberschlesiens stammend, empfing B. eine ausgezeichnete Erziehung. Er verließ das Gymnasium seiner Vaterstadt Ostern 1880 und bezog die Universität München; ihr gehörte er mit einer kurzen Unterbrechung volle vierzig Jahre an. Seine Lehrer waren vor allem der Literarhistoriker Michael Bernays, der Romanist und Germanist Konrad Hoffmann und der klassische Philologe Wilhelm Christ. Schon in seiner ersten wissenschaftlichen Leistung — in der Lösung der von Bernays gestellten Preisaufgabe der philosophischen Fakultät, die Anfänge der Poetik und literarhistorischen Kritik in Deutschland zu untersuchen — zeigte B., daß er vielleicht als der einzige dazu berufen war, die Ideen und Pläne des ersten Münchener Literarhistorikers würdig und in seinem Sinne fortzusetzen und auszubauen.

Verschiedene Umstände, wie sein Hang zur Abgeschlossenheit, die Unfähigkeit, seinen Mitmenschen seine persönliche Abneigung nicht zu zeigen, ein scharfer Aufsatz über Ibsen in den »Grenzboten«, brachten es mit sich, daß B. eine isolierte, ja geradezu vereinsamte Stellung einnahm. Wohlwollender und aufmunternder Zuspruch fehlte dem stillen Forscher, der lange geschwankt hat, ob er sich einem gelehrten oder einem künstlerischen Berufe zuwenden sollte: eigenwillig bahnte er sich stets seinen Weg.

Die reifen Leistungen der achtziger und des Anfangs der neunziger Jahre trugen ihm endlich am 24. März 1894 die *venia legendi* für deutsche Literaturgeschichte ein. Doch änderte die Privatdozentur wenig an seinem Leben. Sie verschaffte dem Isolierten nur das Bewußtsein, einer Gemeinschaft anzugehören. — Reisen nach Italien, Griechenland und die schlesische Heimat, nach Österreich, nach Belgien, Holland, London und Paris waren die einzige Abwechslung, die sein Leben erfuhr. Sie waren ihm Lebensbedürfnis, und eine Fülle von

Eindrücken über Land und Leute, über Natur, Kunst, Religion und Philosophie werden in seinen Tagebüchern festgehalten. — Seinen Verkehr bildeten meist Künstler, Schriftsteller und Musiker, weniger die Männer der strengen Wissenschaft. Ihnen gegenüber legte B. stets ein gewisses Mißtrauen an den Tag. Völlig verschwand es nie, aber es wurde im Lauf einer überaus glücklichen dreizehnjährigen Ehe stark gemildert. Erst in diesen letzten Jahren gewann er die innere Ruhe, die ihn dazu befähigte, seine beiden umfangreichsten Werke: »Die Antike in Poetik und Kunsttheorie« und »Die Geschichte der deutschen Literatur«, zu verfassen. Äußere Anerkennung wurde ihm spät zuteil; so erhielt er erst 1906 den Titel eines außerordentlichen Professors, und elf Jahre später wurde er von der bayerischen Akademie der Wissenschaften zum außerordentlichen Mitglied ernannt.

Dem äußerlich scheinbar so ruhig und wohlgeordnet dahinfließenden Leben fehlte es nicht an tragischen inneren Konflikten. Eine ausgezeichnete Verstandesschärfe und ein Blick für das Wesentliche befähigten B. in hervorragendem Maße zum Kritiker *sub specie aeterni*. Seine unabhängige Stellung und sein rücksichtslos konsequenter Wahrheitssinn ließen ihn sein vernichtendes Urteil nie verschweigen, und gerade das, was er als Tagesgröße ansah, auch als eine solche hinstellen. Philosophisch-kritisch war seine wesentlichste Seite; von ihr aus sind wohl seine gesamten Werke zu verstehen. Sie liegen auf dem weiten Gebiete der Ästhetik: der Poesie und Kunst und der Darstellung ihres Wesens, der Poetik und Kunsttheorie und ihrer Geschichte. Jede seiner Arbeiten gehört in dieses Gebiet; denn die großen Zusammenhänge verlor B. nie, auch nicht in der kleinsten Rezension.

Für ihn gab es nur eine Weltliteratur im Sinne Goethes. Ihm war die Antike lebendiges, keimkräftiges Ideengut, dessen Einwirkungen im großen und kleinen er mit Vorliebe nachging. Ihm war Dante der Führer zur mittelalterlichen Welt, der geheimnisvolle Schlüssel zum Rätsel Michelangelos. Ihm wurde die Renaissance zum Ausgang und Wendepunkt, der zwei Welten voneinander schied. Im Genius Shakespeares sah er die Neuzeit zum erstenmal dichterische Gestalt und unzerstörbare Lebenskraft gewinnen. Und über die Höhen der europäischen Literatur hinweg führte ihn sein Weg zu Goethe, dessen Menschheitsdichtung er wie kaum einer verstand und interpretierte. — Stets schienen ihm ewige Vorbilder und ewige Gesetze die Literaturen aller Völker und Zeiten zu bestimmen; denn das Wertbeständige war es, dem er nachspürte; dem Genius, der zeitlos und scheinbar unbewußt wirkt und strebt.

Es mußte für einen Geist, der so hohe Ziele vor sich sah und über eine große Literaturkenntnis verfügte, von ganz besonderem Reiz sein, der Geschichte der Theorie nachzugehen und Versuche zu behandeln, die daran gingen, das Wesen der Poesie sei es philosophisch zu ergründen, sei es sie rein äußerlich nach formalen Regeln kritisch zu betrachten. Und tatsächlich war dieser Weg, der von der Geschichte der Theorie aus zu unserer klassischen Literatur führte, vor B.s Lehrer Bernays kaum begangen worden. Heute sind wir freilich — in einer Zeit, die sich das historische Werden eigenwillig zurechtzimmert — fast ganz von dieser strengen Methode abgekommen, und B.s Antike in Poetik und Kunsttheorie ist vielleicht auf lange Zeit das letzte Werk, das Fragen der Poetik entwicklungsgeschichtlich erfaßt und geistesgeschichtlich einordnet. Es bildet eine der wichtigsten Vorarbeiten zu der ersehnten, doch lange noch

nicht zu schreibenden Geschichte der deutschen Kritik. Eben aus diesem Grunde muß es begriffen werden, daß der einzige, dem B. eine umfangreiche Biographie widmete, niemand anderer als der klassische Poetiker Lessing war. B. faßt diesen, der »in der Reinheit und Klarheit seiner Absichten nicht den geringsten Schatten und Zweifel duldet«, als Theologen, als Theoretiker, der den Weg zur Antike findet und diese als klassische Norm aufstellt, als Begründer der klassischen Bühne, als toleranten Freund der Juden und als den Wiederhersteller eines Kunstkanons, der von allem modisch-französischen Beiwerk gesäubert war. Er setzt sich als Ziel, in seiner Biographie darzustellen, daß »dieses mühevollen köstlichen Leben nicht ins Leere hinein« baute.

Es kann hier leider nur flüchtig auf B.s feinsinnige, geistesgeschichtlich-philologische Versuche, den Begriff der Renaissance zu bestimmen, hingewiesen werden. Sie konnten nicht abgeschlossen werden. Die kritischen Auseinandersetzungen mit Konrad Burdach zeigen B. als einen der besten Kenner der Bestrebungen der Frührenaissance. Das Lebenswerk B.s, wie es uns heute vorliegt, wirkt durch eine Fülle von Anregungen. Seine Fähigkeit lag vor allem darin, in knapper epigrammatischer Form, ausblickend nach den verschiedensten Richtungen hin, zusammenfassende Formulierungen zu prägen. Für größere Gesamtdarstellungen, wie sie heute von einem Gelehrten nicht mehr gemacht werden können, war diese Fähigkeit leider nicht von Vorteil. Darum kann denn auch seine »Geschichte der deutschen Literatur« in ihren einzelnen Teilen nicht gleichmäßig gewertet werden. Jene Partien, welche der älteren deutschen Literatur gelten, sind leider nicht auf der Höhe. Vom ausgehenden Mittelalter an zeigt sich der Kenner des deutschen Geisteslebens, besonders bei der Darstellung des 17. Jahrhunderts. Die Behandlung Goethes und Schillers, Entwicklung, geistige Struktur und Zusammenarbeit der beiden Dioskuren, ist in ihrem Aufbau eine der besten Zusammenfassungen, die wir besitzen. B.s Stellung zur Romantik und zum 19. Jahrhundert erregte in der Kritik den meisten Widerspruch, zum Teil mit Recht, wenn auch zugegeben werden muß, daß die Entwicklung der Revolution durch die Literatur kaum so einleuchtend und von so hoher Warte aus von anderen dargestellt wurde. So bietet die umfangreiche Literaturgeschichte trotz manchen Ballastes, vieler Ungenauigkeiten und Unrichtigkeiten eine Reihe wertvoller Anregungen, die nur einem sehr aufmerksamen Leser nicht entgehen. Jetzt sind andere Grundsätze, Gesichtspunkte und Behandlungsweisen maßgebend, von denen die deutschen Literaturhistoriker geleitet werden. Leider konnte er zu diesen nicht mehr kritisch Stellung nehmen. Dazu wäre er als Vertreter der alten »Schule« vielleicht einer der Fähigsten gewesen; denn eine kritische, vielleicht allzu scharfe, mehr skeptische und zerstörende als aufbauende Anlage ließ ihn ja von Anfang an zu solchen Problemen greifen. Seine gesunde Stellungnahme, sein unverwandter Glaube an eine ewige Poetik und an wertbeständige Kunstgesetze konnte da den naturwissenschaftlichen Forschungsmethoden ein starkes Gewicht erfolgreich entgegensetzen. — Aber eben die poetischen und metrischen Probleme, die ihn stets beschäftigten, hatten ihn gerade in seinen letzten Lebensjahren, als die neuen Methoden in einer ungeahnten Fülle auf den Plan traten, so sehr in ihren Bann gezogen, daß er keine Zeit mehr fand, sich schriftlich darüber zu äußern. Für ihn gab es eben immer noch eine einheitliche Ent-

wicklung unserer Nationalliteratur mit der einen an Weimar gebundenen klassischen Blütezeit.

In allen Werken B.s bewundern wir seinen Mut, die schwierigsten Probleme gerade von einer Seite anzufassen, wo sie am unlösbarsten erschienen. Wir bewundern auch seinen Mut zu irren. Kühn sind seine Lösungsversuche der Rätsel Michelangelos. Er ist ein Interpret, dem ein ungeheures Material zu Gebote steht. Leider mangelt der Form, in der uns dieses ungeheure Material vorgesetzt wird, jede äußere Anmut. Man merkt es vielen Sätzen an, wie schwer ihr Verfasser mit dem Stoff gerungen hat, wie es ihm nur unter Mühen möglich war, eine Formulierung seiner Gedanken zu finden. Der Ehrgeiz, mit möglichst wenig Worten möglichst viel zu sagen, wirkte in vieler Hinsicht störend. Ja selbst in Büchern, die für einen größeren Leserkreis als die gelehrte Fachwelt berechnet sind, treten diese formalen Mängel nur zu oft in Erscheinung. Daß dies dem ausländischen Leser, dem ja die Werke B.s viel zu sagen haben, eine Lektüre seiner Bücher schwer, ja mitunter sogar unmöglich macht, ist eine Tatsache, die der Wertung B.s viel geschadet hat. Es ist keine leichte Aufgabe, sich in diesen Stil einzulesen. Die Perioden sind übervoll von Schalt- und Nebensätzen, durch Häufung von Beiworten und Partizipien wird der Gang schleppend. Es ist schier unbegreiflich, daß eine durchaus musikalische Persönlichkeit bei ihren Satzbildungen so aller Charis bar ist. Das aber wohl nur in den Büchern, nicht beim gesprochenen Wort.

Allerdings wurde der Anfänger als Hörer von B.s Vorlesungen durch die Stoffmassen und hohen Anforderungen eher abgestoßen als angezogen. Aber das Bewußtsein, daß ein gestaltender Geist wirkte, daß ein selbständiger Denker die Probleme eigenwillig auslegte und formte, mußte zu der Erkenntnis führen, daß eine so eigenartige Persönlichkeit eben doch ein Recht hat, ihre Wege zu gehen. Von der Begründung einer Schule im eigentlichen Sinne kann bei B. nicht gesprochen werden. Seine Vorlesungen und Übungen waren nie sonderlich gut besucht. Von Haus aus sicherlich mit pädagogischen Gaben ausgestattet, hatte er doch zu lange einsam gelebt; es mangelte ihm — man konnte das stets an seiner Fragestellung beobachten — das Gefühl für das, was dem Studenten schwer oder leicht war. Seine wohlwollende Güte aber hat da immer gut zu vermitteln verstanden. So war er den wenigen, die sich an ihn anschlossen, ein wohlmeinender Lehrer, der seinen Rat gern erteilte und immer anregte und weiterführte. Es muß betont werden, daß sich B. nie in unwesentliche Einzelheiten verlor, nie breit wurde und in den meisten Fällen den Stoff zu Ende führte, wie er ihn angekündigt hatte. Abgeschlossen und durchdacht waren die Resultate, die er bot, geistvoll und beziehungsreich die Exkurse und kleinen Bemerkungen, die er häufig einstreute, treffend und scharf die Parallelen, in denen er Kulturverhältnisse mit wenig Worten plastisch zu gestalten wußte. Eben in diesen Augenblicken, in denen er, spontanen Eingebungen folgend, gleichsam improvisierte, verlor auch sein Wort die Härte, konnte man sich an der durchsichtigen Sprachschöpfung erfreuen. Bei den Ausblicken, die B. da bot, fielen die Schranken zwischen den einzelnen wissenschaftlichen Disziplinen: Natur- und Rechtswissenschaft, Philosophie und Geschichte. Der Naturaufassung in der Poesie, der völker- und staatswissenschaftlichen Seite des Theaters, dem Platonismus in der Renaissance, den Staatstheorien von Machiavelli bis Stirner und Nietzsche, den antiken Elementen in der Literatur

des Mittelalters galten seine alle Grenzgebiete der Literaturwissenschaft überbauenden Vorlesungen. Nie hat er eine Vorlesung bei der Wiederholung im gleichen Wortlaut gehalten. Es wurde bald das eine, bald das andere schärfer und ausführlicher behandelt.

Schlicht und bescheiden, wie B. äußerlich auftrat, war seine Art. Er war ein Diener der Wissenschaft um ihrer selbst willen. Er kümmerte sich nicht um persönliche Rücksichten: an dem, was er für wahr erkannt, hielt er fest. Seine zahlreichen polemischen Aufsätze anlässlich seines Michelangelo-Buches zeigen, daß er auch imstande war, seine Meinung durchzusetzen. B. erscheint uns vielleicht heute schon als der Vertreter alter, aber nicht überlebter Grundsätze: kein einzelner wird heute mehr eine deutsche Literaturgeschichte von den Anfängen bis auf die Gegenwart schreiben, keiner der heutigen Vertreter unserer Wissenschaft ist imstande, Vorlesungen über Dante und Shakespeare zu halten. Als der erste deutsche Dozent hielt B. eine umfassende Vorlesung über die Entwicklung des Naturalismus in der europäischen Literatur. Er darf als Polyhistor im guten Sinn des Wortes bezeichnet werden. Es war seine Tragik, daß er seinen Standpunkt in jungen Jahren nicht durchsetzen konnte, daß ihn die neue Generation nur wenig hörte. Wohl erkannte sie die Leistung, bestaunte Wissen und Material, aber zu einem anregenden geistigen Austauschverhältnis ist es nie gekommen. So ist B. als Einsamer durchs Leben gegangen, aber geachtet von allen denen, die eine ehrliche selbständige Gelehrtenarbeit zu schätzen wissen.

Literatur: Die Poetik der Renaissance und die Anfänge der literarischen Kritik in Deutschland. Berlin 1884. — Grundzüge des Systems einer artikulierten Phonetik. Zur Revision der Prinzipien der Sprachwissenschaft. Stuttgart 1891. — Geschichte der deutschen Literatur. 2. Teil. Seit dem Ausgang des Mittelalters. Kürschners Deutsche Nationalliteratur, 163. Bd. Stuttgart 1893. — Baltasar Gracian und die Hofliteratur in Deutschland. Halle 1894. (Vgl. Arturo Farinelli *Rivista critica de historia y literatura espanolas portoguesas é hispano-americanas* I, S. 33—55.) — Deutsche Poetik. Stuttgart 1895. Sammlung Göschen Nr. 40. — Über poetische Vision und Imagination. Ein historisch-psychologischer Versuch anlässlich Dantes. Halle 1897. (Vgl. Arturo Farinelli, *Giornale storico della letteratura italiana*, Bd. 33 [1899], S. 106—118). — Das Theater, sein Wesen, seine Meister. Leipzig 1899. Aus Natur und Geisteswelt 11. — Lessing. 2 Bde. Berlin 1900. Geisteshelden 34. und 35. Bd. — Die Rätsel Michelangelos. Michelangelo und Dante. München 1908. — Die beiden Geschlechter in der Dichtung. Mann und Weib, herausgegeben von Dr. R. Koßmann und Privatdozent Dr. Julius Weiß, Stuttgart 1908, 2. Bd., S. 569—636. — Goethes Urworte. Orphisch! Philologus 69, (N. F. 23) 1910, S. 1—9. — Der Ursprung der Sprache. Halle 1911. — Braun als Trauerfarbe. Sitzungsberichte der bayer. Akad. d. Wissensch., phil.-hist. Kl. 1918, 10. Abh. und 1920, 1. Abh. — Die Weltwiedergeburtsidee in den neueren Zeiten. I. Der Streit um die Renaissance und die Entstehungsgeschichte der historischen Beziehungsbegriffe Renaissance und Mittelalter. Sitzungsberichte der bayer. Akad. der Wissensch., phil.-hist. Kl., 1919, 1. Abhandlung. — Die Deutung der Piero di Cosimo zugeschriebenen Prometheus-Bilder. Ebenda, 12. Abh. — Politische Symbolik des Mittelalters und Werden der Renaissance. Zeitschr. für deutsche Philol., 48. Bd. (1920), S. 459—475.; 49. Bd. (1921), S. 96—104. — Das Theater. Leipzig 1921. Wissenschaft und Bildung 167. — Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis auf die Gegenwart, 2 Bde. Stuttgart 1921. — Die Antike in Poetik und Kunsttheorie. Vom Ausgang des klassischen Altertums bis auf Goethe und Wilhelm v. Humboldt. Erbe der Alten, Heft 9 und 10, I, 1914, II (aus dem Nachlaß herausgegeben von Richard Newald), 1924. — Nekrologe: Münchener Neueste Nachrichten 12. Januar 1922 (Josef Hofmiller). — München-Augsburger Abendzeitung 13. Januar 1922 (H. H. Borchardt). — Tägliche Rundschau 19. Januar 1922. Unterh.-B. 16 (Eduard Stemplinger). — Jahrbuch der bayer. Akad. der Wissensch. 1922/23, S. 22—26 (Franz Muncker). — Nekrologe 1928. Jahresber. für Altertumswissenschaft, Bd. 219 A, S. 15—33 (Richard Newald).



Der Nachlaß ist Eigentum der Witwe B.s: Frau Johanna Czwicklitzer, Ratibor, Oberwallstr. 34. Es sind sämtliche Vorlesungen und Übungen, ein umfangreiches Manuskript: Entstehung der Sprache, des Ethos, des Rechtes und der Musik, aus den achtziger Jahren, und eine druckfertige Geschichte der deutschen Metrik aus dem Jahre 1920, sowie 2 Opern und 3 Dramen vorhanden, ferner Tagebücher und Briefe.

Freiburg i. B.

Richard Newald.

**Conwentz, Hugo**, Geh. Regierungsrat Professor Dr., Direktor der Staatlichen Stelle für Naturdenkmalpflege in Preußen, der Begründer des deutschen Naturschutzes, \* am 20. Januar 1855 in Danzig, † am 12. Mai 1922 in Berlin. — In St. Albrecht, einer südlichen Vorstadt von Danzig, als Sohn eines Kaufmannes geboren, erhielt Hugo C. seine Ausbildung 1862—1873 auf der damaligen Realschule erster Ordnung, dem späteren Realgymnasium zu St. Johann in Danzig. Schon in frühen Jahren — wie es bei bestimmt ausgesprochener Anlage so häufig der Fall ist — trat bei ihm die Neigung zu der Wissenschaft, der sein ganzes späteres Leben gehören sollte, hervor: noch ein Schüler, vertieft er sich — angeregt und gefördert von verdienstvollen Forschern, die ihm väterliche Freunde waren — in die Offenbarungen der Natur, die seine westpreußische Heimat ihm erschließt. Hier — in dem unmittelbaren, gefühlbetonten Verkehr mit der Welt der Pflanzen, der Tiere und der Gesteine — erfaßt die Seele des jungen Forschers das Wesen der Heimat mit tiefster Innigkeit, mit ganzer Kraft und gewinnt damit einen Anstoß der Entwicklung, dem — damals noch ungeahnt — später eine herrliche Entfaltung folgen sollte.

Reifer als die Mehrzahl seiner Altersgenossen, kommt C. im Jahre 1873 zur Universität. Mit dem ihm eigenen Ernst, mit der Strenge gegen sich selbst, in der die Erziehungsarbeit des mennonitischen Elternhauses sich widerspiegelt, gibt er sich zunächst in Breslau, später in Göttingen dem Studium der beschreibenden Naturwissenschaften in ihrer ganzen Breite hin. Nicht läßt er sich gefangen nehmen von den farbigen Äußerlichkeiten studentischen Lebens und Treibens. Im Kreise gleichstrebender Fachgenossen, die um ihn als ihren Führer sich scharen, findet er den Boden für jugendlichen Frohmut und mehr noch für ernste wissenschaftliche Anregung. Die Freundschaften, die er während seiner Studienzeit eingeht, sind für die Höhenlage seiner Geistigkeit bezeichnend: in Breslau wird ihm Otto Penzig, der nachmalige Botaniker der Universität Genua und Herausgeber der »Malpighia«, ein vertrauter Weggenosse; in Göttingen tritt er in Verkehr mit Lord Richard Burdon Haldane, dem späteren Staatssekretär für Kriegswesen, den er später nach Jahrzehnten in England besucht.

Bestimmend für sein wissenschaftliches Schicksal werden die Botaniker Goeppert und Cohn, zu jener Zeit die Zierden der Breslauer Universität. Namentlich ist es das damals noch wenig bearbeitete Gebiet der paläobotanischen Forschung, das C. in seinen Bann zieht. Ihm ist auch seine Inauguraldissertation »Über die versteinten Hölzer aus dem norddeutschen Diluvium« (Breslau 1876) gewidmet, die — ihn als Sammler, Systematiker und Heimatforscher charakterisierend — für seine geistige Struktur kennzeichnend ist. Wahrscheinlich war es sein Ziel, unter der Leitung des großen Goeppert, der ihn 1876 von Göttingen als Assistent an das Breslauer botanische Institut berufen hatte, immer mehr in die Tiefen der Paläobotanik einzudringen, um sie — dem Vor-

bilde des Meisters folgend — später von dem Katheder einer Hochschule zu lehren.

Diesem Wunsche sollte die Erfüllung versagt bleiben. Die damals noch gültige, von uns als zopfig empfundene Bestimmung, daß nur dem voll humanistisch Vorgebildeten der Aufstieg zum akademischen Lehramt zu gestatten sei, trat ihm — der seine Schulbildung auf einem Realgymnasium genossen hatte — hindernd in den Weg. Vor allem war es seine um die Wende des Jahres 1879 erfolgte Berufung zum Leiter des neu zu begründenden Westpreußischen Provinzialmuseums in Danzig, die den akademischen Plänen ein Ende bereitete. Am 4. Januar 1880 trat er sein Amt zunächst kommissarisch an; am 1. April 1882 wurde er fest angestellt. Nichts ist für die Reife und Entwicklungshöhe seiner Persönlichkeit bezeichnender als diese ehrenvolle Berufung, die ihm, dem damals Vierundzwanzigjährigen, zuteil ward. Und nichts war geeigneter, die in ihm schlummernde schöpferische Kraft des Organisators zu höchster Wirksamkeit zu bringen.

Überschaut man die Tätigkeit, die C. in dem nun beginnenden Jahrzehnt seines Lebens entfaltet, so muß man seiner Tatkraft und seinem Ingenium die tiefste Bewunderung zollen: während er für die Begründung und Einrichtung seines Museums voll sich einsetzt, veröffentlicht er nebenher eine Reihe von grundlegenden Schriften, die ihm in der Geschichte der paläobotanischen Forschung für alle Zeiten einen Ehrenplatz sichern.

Sein Lehrer Goeppert war 1884 gestorben und hatte von seiner groß angelegten »Flora des Bernsteins« nur den Band über die Koniferen zum Abschluß gebracht. Die Weiterführung ward C. angetragen; und bereits nach zwei Jahren kann er den vollkommen selbständig geschaffenen ansehnlichen Angiospermenband vorlegen (Danzig 1886). Die Schrift mit ihren feingeschliffenen Diagnosen und ihren herrlichen Bildertafeln ist ein Spiegel seiner unermüdlischen Beobachtungskunst, seiner peinlichen wissenschaftlichen Akribie, seiner ungewöhnlich reichen botanischen Formenkenntnis: es ist die Arbeit des glänzenden Systematikers.

Noch höher erhebt sich C. — am 21. Juni 1890 zum Professor ernannt — in seiner in demselben Jahre ausgegebenen großen »Monographie der baltischen Bernsteinbäume« (Danzig 1890). Die meisterhafte Handhabung der paläontologischen Forschungsmethoden, die souveräne Beherrschung der Anatomie und Systematik erscheinen hier sozusagen nur als Voraussetzung für eine umfassende Synthese von genialischem Wurf. Hier zeigt C., daß ihm auch jene Kraft der Phantasie nicht fehlte — die, wenn auch nicht immer auf den ersten Blick erkennbar — bei allen Großtaten der Wissenschaft mitwirkt. So bezeichnet die »Monographie der Bernsteinbäume«, die ihren Verfasser mit einem Schlage zu dem Rang einer Persönlichkeit von Weltruf erhob, den Höhepunkt seines paläobiologischen Schaffens: es ist die Arbeit des großen Forschers.

Was C. noch späterhin an Schriften aus diesem seinem ersten Forschungsgebiete veröffentlicht hat, ist — abgesehen von seiner durch die Stockholmer Akademie der Wissenschaften veröffentlichten Abhandlung über fossile Hölzer Schwedens, die auch für die Beurteilung der norddeutschen Geschiebehölzer bedeutungsvoll bleibt — nur mehr eine Nachlese. Immer bestimmter ziehen ihn jetzt die Aufgaben in ihren Bann, die sich aus seiner Stellung als Direktor des Westpreußischen Provinzialmuseums herleiten. Als Sammler wirkt er —

der Sohn eines alten Handelspatrizierhauses — hier mit einem Geschick und einem Eifer, der mit der Rührigkeit des »ehrbaren Kaufmannes« verglichen werden kann. So »wachsen die Räume, es dehnt sich das Haus«.

Mit solcher bloßen Thesaurierung ist aber der wissenschaftliche Geist eines C. nicht befriedigt. Indem er überall in der Provinz Mitarbeiter wirbt, indem er durch ungezählte Vorträge die Lehrerschaft in die Probleme der Heimatkunde einführt, indem er alle behördlichen Stellen für seine Sache zu gewinnen weiß, schafft er der westpreußischen Heimatforschung eine sichere, tragfähige Grundlage. Mittel- und Kernpunkt der Organisation ist das Danziger Museum; unermüdlicher Anreger und geistiger Führer ist C. Für das Schrifttum der westpreußischen Heimatforschung beginnt damit eine neue Epoche. Zunächst erscheinen aus C.s Feder eine Reihe bedeutungsvoller pflanzengeographischer Studien, die sich mit dem Vorkommen und der Verbreitung einiger seltener Waldbäume — wie der Eibe, der Elsbeere, der schwedischen Mehlbeere — beschäftigen. Zugleich erschließt er sich das Gebiet der Vorgeschichte. Und auch hier erringt er bemerkenswerte Erfolge, so durch die Aufdeckung und Durchforschung der Moorbrücken im Tal der Sorge — eine Arbeit, die seine Kraft zu wissenschaftlicher Synthese aufs neue erweist — und durch die Herausgabe der vorgeschichtlichen Wandtafeln für Westpreußen (Berlin 1897), die das erste und noch nicht übertroffene Anschauungsmittel dieser Art darstellen und den ihrem Schöpfer eigenen Blick für die Bedürfnisse der Schule und der Volksbildung klar erkennen lassen.

Diese noch vor der Wende des Jahrhunderts geleistete Forscherarbeit fällt in eine Zeit, in der der unerhörte Fortschritt des Großgewerbes und das Streben der Landwirtschaft nach höchsten Nutzwerten die ursprünglichen Formationen des Heimatbodens, der Lebewelt und der Siedlungsweise auf das ernstlichste zu bedrohen beginnen. Als einer der ersten ermißt mit sicherem Instinkt C. die ganze Größe der Gefahr, die damit für die deutsche Wissenschaft und Volkskultur gegeben ist. Anknüpfend an Alexander v. Humboldt gibt er dem Begriff »Naturdenkmal« eine neue, zeitgemäße Prägung und leitet so eine dritte Epoche seiner Forschertätigkeit ein, die seinen Weltruf noch weiterhin befestigen sollte.

Die Naturdenkmalpflege, wie C. sie geschaffen und ausgestaltet hat, ist nicht eine Sache bloßer romantischer Empfindung und schwärmerischer Begeisterung. Eine solche Auffassung lag seiner nach niederdeutscher Art eher etwas kühlen Lebensform sehr wenig; für ihn bedeutet Naturdenkmalpflege zuerst Wissenschaft. Mit der »Definition« und »Systematik« der Naturdenkmäler beginnt er. Eine planmäßige Durchforschung nach Naturdenkmälern wird zunächst in der Provinz Westpreußen eingeleitet, »Inventare« werden aufgestellt und in der Form eines »Forstbotanischen Merkbuches« (Berlin 1900) veröffentlicht usf. Ihren Niederschlag findet diese ungemein vielseitige Arbeit in einer dem preußischen Kultusministerium erstatteten ausführlichen Denkschrift (»Die Gefährdung der Naturdenkmäler und Vorschläge zu ihrer Erhaltung«, Berlin 1904). Hier wird zum ersten Male auch der Schutz der Naturdenkmäler auf breiterer Grundlage erörtert — eine Aufgabe, bei der sich die organisatorische Befähigung des Verfassers in glänzendem Lichte zeigt.

Weit über Deutschlands Grenzen hinaus erregt das von C. gegebene Vorbild die Aufmerksamkeit der Naturforscher und der Regierungen. Bereits 1904 folgt

der Begründer des deutschen Naturschutzes einer Einladung nach Schweden, um dort durch Vorträge in den vier Universitätsstädten für seine Ideen zu wirken, die in den Nordländern eine besonders freundliche Aufnahme fanden. Weiterhin begegnen wir ihm in Holland, in England, in Paris, Tiflis, Bern. So hat er die Genugtuung, sein Werk bald in ganz Europa gewürdigt zu sehen. Zahlreiche wissenschaftliche Gesellschaften des In- und Auslandes erkannten seine Verdienste dadurch an, daß sie ihn zum Ehrenmitglied ernannten.

In Deutschland brachte zuerst das preußische Kultusministerium den von C. verfolgten Gedankengängen volles Verständnis entgegen und ernannte ihn im Jahre 1906 zum Staatlichen Kommissar für Naturdenkmalpflege in Preußen; eine Tätigkeit, die er zunächst nebenamtlich von Danzig aus ausübte, bis dann im Jahre 1910 die Staatliche Stelle für Naturdenkmalpflege als selbständige Behörde in Berlin begründet wurde. Mit dem Titel Geheimer Regierungsrat wurde C. nunmehr hauptamtlicher Leiter dieser Behörde.

Die Aufgaben, die C. als staatlicher Kommissar für Naturdenkmalpflege vor sich sieht, löst er unter vollem Einsatz seiner großen organisatorischen Fähigkeit und Zähigkeit nach den in dem engeren Rahmen seiner Heimatprovinz bewährten Grundsätzen. In allen Landesteilen gewinnt er sich die Mitarbeit erfahrener Fachgenossen, unermüdlich setzt er seine Vortragstätigkeit fort; er sichert sich die Unterstützung durch Vereine und Behörden, die Presse und zahlreiche Zeitschriften versteht er für seine Sache zu erwärmen. Emsig fördert er die Inventarisierung der Naturdenkmäler ganz Preußens und schafft für die Staatliche Stelle ausgedehnte Sammlungen von Bildern, Karten sowie Nachweisen aller Art. Eine allumfassende Bibliographie der Naturdenkmalpflege, deren Drucklegung er freilich nicht mehr erleben sollte, wird unter seiner Leitung angelegt. Er richtet alljährliche Konferenzen für Naturdenkmalpflege ein. Er schafft für die Erforschung der Naturdenkmäler in den von ihm begründeten »Beiträgen« ein eigenes wissenschaftliches Organ. Durch zahllose Abhandlungen, die aus seiner Feder fließen, wie durch kleinere Schriften, die er unter dem Titel »Naturdenkmäler, Vorträge und Aufsätze« (Heft 1—24, Berlin 1913—1922) herausgibt, sucht er auf immer weitere Kreise einzuwirken. Alles in allem ein Bild von angespanntester Hingabe, von unermüdlicher Emsigkeit, von frisch zufassender Tatkraft, die sich namentlich dann zu höchster Energieleistung steigert, wenn es gilt, gefährdete Naturdenkmäler zu retten und Naturschutzgebiete zu erforschen oder neu einzurichten.

Es sind dies Taten, die noch nach Generationen das deutsche Volk und die deutsche Wissenschaft dankbar würdigen werden.

So sehr C. von der wissenschaftlichen Mission der Naturdenkmalpflege überzeugt war, so wenig konnte es seinem klaren Urteil entgehen, wie enge Beziehungen der Naturschutzgedanke zu dem Heimatgedanken unterhält. Nur wenn es gelingt, das ganze Volk für eine verständnisvolle Mitarbeit am Schutze der Natur zu gewinnen, kann ein nachhaltiger Erfolg erwartet werden. Der sicherste Weg zu diesem Ziele führt durch die Schule. Das alles hat C. von dem Augenblick an, in dem seine geistige Entwicklungskurve die entscheidende Wendung zur Naturdenkmalpflege nimmt, mit vollster Deutlichkeit erkannt. Gleichzeitig mit seiner grundlegenden Denkschrift über die Naturdenkmäler veröffentlicht er eine stark kritisch gehaltene Studie über »Die Heimatkunde in der Schule« (Berlin 1904), die durch die in ihr dargebotene Fülle von praktischen

Anregungen für das pädagogische Schrifttum von dauerndem Werte ist. Weiterhin sucht er durch seine Vortragstätigkeit und durch zahlreiche Besichtigungsreisen eine immer engere Fühlung mit der Schule und ihrer Erziehungsarbeit zu erlangen. Seine späteren Lebensjahre, in denen er sich — den psychologischen Gesetzen des Lebensherbstes folgend — gern mit Fragen allgemeinerer Bedeutung beschäftigt, sind von dem Gedankenkreise »Heimatkunde und Schule« geradezu beherrscht. Eine letzte, groß angelegte Veröffentlichung sollte diesen Fragen vornehmlich gewidmet sein und gewissermaßen den Schlußstein seines Lebenswerkes bilden. Es war ihm nicht vergönnt, seinen Plan zur Vollendung zu bringen; kurz vor dem Erscheinen des ersten Bandes (»Heimatkunde und Heimatschutz in der Schule«, 1. Abt., Berlin 1922) erlahmte für immer die Hand, die so vieles Große geschaffen hatte. —

Von Wirken und Arbeit nur, von Fleiß und Pflichten hat unser Nachruf bisher gesprochen. In der Tat übte C., der für seine Freunde und Mitarbeiter so viel Freundlichkeit und Herzensgüte, so viel Förderung und Treue bereit hatte, gegen sich selbst eine Strenge von fast asketischer Prägung. So empfinden wir es als einen freundlichen Ausgleich, daß für dieses bislang nur von Ernst und Pflicht erfüllte Lebensschicksal zuletzt noch die Hand einer Frau Bedeutung gewann, daß es ihm vergönnt war, für die letzte Strecke seiner Wanderung die Weggenossin zu finden, die für die Tiefe seines Wesens und Wirkens ganzes Verständnis besaß. Am 4. August 1919 vermählte er sich mit Greta Ekelöf aus Stockholm, die er im Hause des ihm befreundeten großen Phytopaläontologen Alfred Nathorst kennengelernt hatte. So ward ihm der Abendhimmel des Lebens von warmen Farbtönen und mildem Sternenschimmer verklärt.

Berlin-Schöneberg.

Walther Schoenichen.

**Delbrück, Berthold**, Sprachforscher, \* am 26. Juli 1842 zu Putbus auf Rügen, † am 3. Januar 1922 zu Jena. — D. ist der Schöpfer der vergleichenden indogermanischen Syntax. Vor ihm gab es wohl Darstellungen der griechischen oder der lateinischen oder der germanischen Syntax; aber niemand war ernstlich daran gegangen, die Sonderheiten der älteren indogermanischen Sprachen von dem urindogermanischen Erbe auch in der Syntax so zu scheiden, wie es bei den Lauten und Formen seit Franz Bopp üblich war.

D. hat schon in seiner Dissertation (*de infinitivo Graeco*, Halle 1863) den Boden der indogermanischen Syntax zu betreten versucht. Zunächst mußte er jedoch damit Schiffbruch erleiden, weil er noch nicht erkannt hatte, daß ohne Erforschung des Sprachgebrauchs im ältesten Indisch, das im Bau des Satzes und seiner Glieder das altertümlichste Gepräge unter allen indogermanischen Sprachen aufweist, eine erfolgreiche Arbeit in der vergleichenden indogermanischen Syntax nicht möglich ist. Aber schon von seiner Habilitationsschrift an steuerte er mit Sicherheit auf das nunmehr klar erkannte Ziel los. In jahrzehntelanger entsagungsvoller Forscherarbeit schuf er die für die vergleichende Syntax unentbehrliche Grundlage, indem er sachtend und sammelnd die syntaktischen Schätze hob, die im Rigvéda und in den anderen ältesten Schriften der Inder ruhten.

Den Anfang machte er mit den Kasus (*de usu dativi in carminibus Rigvedae* 1867, Habilitationsschrift, und *Ablativ Localis Instrumentalis* im Altindischen,

Lateinischen, Griechischen und Deutschen 1867). Die hohe Bedeutung dieser Anfangsschriften lag nicht so sehr in den Einzelergebnissen, die bei dem ersten Anlauf nicht alle von Dauer sein konnten, als in der Methode. So wie hier die aus dem Indischen ersichtlichen Kasus des Urindogermanischen und Gebrauchsweisen in den Kasus der beiden klassischen Sprachen und des Germanischen nachgewiesen wurden, ist in der Folgezeit jede Forschung der vergleichenden Syntax aufgebaut worden.

In der deutschen Ausgestaltung der Habilitationsschrift (Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung, Band 18) führte ihn die Festlegung des urindogermanischen Sprachgebrauchs zu dem wichtigen Begriff der Grundbedeutung der Sprachformen, worauf er auch später wiederholt (Syntaktische Forschungen, Bd. 1 und Neue Jahrbücher für das klassische Altertum, Bd. 10) fortschreitend und ergänzend zurückgekommen ist. Während die ältere Sprachforschung seit Bopp auf Grund etymologischer und logischer Erwägungen eine Urbedeutung der Formen finden zu können glaubte, womit sich gelegentlich verschwommene Vorstellungen von den Anfängen der menschlichen Sprache verbanden, begnügte sich D., mit Hilfe der Vergleichung der Gebrauchsweisen in den indogermanischen Einzelsprachen die ältesten erschließbaren Verwendungen festzustellen, und nannte die hinter diesen Verwendungen liegende gemeinsame Bedeutung der Formen ihre Grundbedeutung. Daran hat er in allen seinen späteren Arbeiten festgehalten, auch als seitens amerikanischer Forscher lebhafter Widerspruch einsetzte. Die anderen Sprachforscher haben sich darin D. bis auf den heutigen Tag zu allermeist angeschlossen. Indem D. die Berechtigung logischer Beurteilung des Sprachgebrauchs zurückwies, ebnete er psychologischer Betrachtungsweise den Boden, auf die ihn seine unter dem Herbartianer Steinthal in Berlin betriebenen Studien hinwiesen.

Nachhaltigste Wirkungen haben seine Untersuchungen im ersten Band seiner syntaktischen Forschungen (Der Gebrauch des Konjunktivs und Optativs im Sanskrit und Griechischen, 1871), das Werk über den Bau des altindischen Verbums (1874), das ihm erst die Erforschung der altindischen Tempuslehre (1876) ermöglichte, und seine Darstellung der altindischen Wortfolge (1878) auf die gleichzeitige und nachfolgende Forschung ausgeübt. Auf Grund der bis dahin erzielten Ergebnisse, zu denen sich Miklosichs slavische Syntax hinzugesellt hatte, konnte er in dem vierten Band der syntaktischen Forschungen (Die Grundlagen der griechischen Syntax, 1879) in Umrissen bereits eine vergleichende Syntax entwerfen. Zu einem wirklichen Aufbau genügte das Bisherige allerdings noch nicht. Es bedurfte noch fast zehnjähriger Arbeit am Indischen, bis er endlich im Jahre 1888 die altindische Syntax in einem stattlichen Band von über 600 Seiten vorlegen konnte. Dieses Werk, in dem die syntaktischen Gebrauchsweisen im ältesten Indisch mit zahlreichen Belegstellen in wunderbarer Klarheit und großer Vollständigkeit niedergelegt sind, bildet noch jetzt das feste Fundament, auf dem die vergleichende indogermanische Syntax fußt.

Nachdem D. so den Grundbau geschaffen hatte, konnte er daran gehen, eine vergleichende Syntax zu schreiben. (Brugmanns Grundriß der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen, Band 3—5, 1893, 1897, 1900.) Aber das war nur durchführbar mit Ausschaltung der drei Sprachen, für die gar zu wenig Vorarbeiten vorlagen: Keltisch, Armenisch und Albanesisch,

und indem er sich für das Altlateinische, Litauische, Altbulgarische, Russische und Serbische erst noch Sammlungen anlegte. Es ist eine bewunderungswürdige Leistung, ein Markstein in der Geschichte der modernen Sprachwissenschaft. Erst mit D.s vergleichender Syntax ist das Material so ausgebreitet worden, daß die syntaktischen Probleme deutlicher sichtbar wurden und jeder Mitarbeiter in der Syntax leicht Anknüpfung fand. Am meisten Bewunderung erregte der zweite Band, welcher die in der altindischen Syntax noch unberücksichtigt gebliebenen Aktionsarten mit aufnahm und besonders durch Vorlegung des altindischen Materials das Problem förderte und die Forschung anregte.

Auch an der weiteren Ausgestaltung der vergleichenden Syntax nahm D. den lebhaftesten Anteil, indem er das bisher von ihm vernachlässigte Germanische in seinen älteren Schriften für die verschiedenen Teile der Syntax systematisch durcharbeitete. Leider wurden diese Arbeiten in den beiden letzten Jahrzehnten seines Lebens immer stärker durch ein Augenleiden gehemmt. So ist es zu einer vollständigen Darstellung der Syntax der altgermanischen Dialekte nicht mehr gekommen. Aber viele Teile sind von ihm abgeschlossen oder durch seine Sammlungen wesentlich gefördert worden (Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur, Band 29; Synkretismus 1907; Zu den germanischen Relativsätzen und Germanische Syntax I—V in den Abhandlungen der Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften). So verdanken wir im wesentlichen ihm z. B. die Klärung der Gebrauchsweisen der germanischen Kasus; auch hat er entdeckt, wie das schwache Adjektivum im Germanischen entstand.

Das Große in D.s Arbeiten ist die Einheitlichkeit seiner Forschung durch fast sechs Jahrzehnte hindurch. Vielleicht liegt aber auch darin gerade eine gewisse Schwäche. Die Gleichmäßigkeit hat allmählich eine weitere Vertiefung bis zu einem gewissen Grad verhindert und ein mehr äußerliches Sammeln begünstigt, das z. B. auf die Umgebung der Belege im Satz zu wenig Rücksicht nimmt. Trotzdem darf man es zum allergrößten Teil als sein Verdienst ansehen, wenn am Schluß seines Lebens die vergleichende Syntax als gleichberechtigtes Glied in das Gesamtgebiet der vergleichenden Grammatik eingereiht war.

Die Sprachwissenschaft verdankt ihm noch mehr. D. ist auch der Geschichtsschreiber seiner Wissenschaft gewesen. 1880 hat er zum erstenmal seine Einleitung in das Sprachstudium herausgegeben, die in ihrem ersten Teil die Sprachwissenschaft mit ihren Problemen von den Anfängen bei den Griechen und Römern bis in die Gegenwart vorführte und in einem zweiten Teil die wichtigsten allgemeinen Probleme der Gegenwart erörterte. Klarheit und methodische Schärfe haben dem Büchlein weithin Eingang verschafft. Es ist ins Englische, Italienische und Russische übersetzt worden und hat sechs Auflagen erlebt. D. hat die Schrift immer weiter vervollkommen; auch hat er sie von der vierten Auflage an richtiger Einleitung in die indogermanischen Sprachen genannt, da sie nur die indogermanischen Sprachen berücksichtigt, die zu seinen Lebzeiten die Sprachforscher in erster Linie und fast ausschließlich interessierten. Die weite Verbreitung des Büchleins hat dem Verfasser großen Einfluß auf das Ansehen der Sprachwissenschaft verschafft und ihn auf Jahrzehnte hinaus geradezu zum Erzieher der jüngeren Sprachforscher gemacht. Auch durch zwei andere Schriften hat D. weiterhin gewirkt: durch

die Broschüre über die neueste Sprachforschung (1885), in der er sich für die Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze und die neueren Ideen in der Lautlehre gegenüber der Schleicher-Curtiussschen Anschauung einsetzte, sowie besonders durch seine 1901 erschienenen Grundfragen der Sprachforschung, in denen er die Ergebnisse des großen Wundtschen Werkes über die Sprache (Völkerpsychologie Bd. I) unter musterhaft klarer Gegenüberstellung der Herbartischen und Wundtschen Psychologie kritisch beleuchtete. D. hat hier richtiger als andere vorhergesehen, daß die Wundtschen Gedanken nicht imstande sein würden, die Sprachforschung völlig umzugestalten. (S. DBJ. 1917—20, S. 626 ff.)

Seine Vielseitigkeit machte es ihm möglich, auch auf einem Nebengebiet der Sprachwissenschaft Vorbildliches zu leisten. Der Schweizer Jurist Bachofen hatte die Theorie aufgestellt, daß alle Völker in ihrer Jugend eine Kulturstufe durchlaufen haben, auf der es noch keine feste Ehe gebe und die Mutter daher den Mittelpunkt der Familie bilde. Es war die allgemeine Annahme der Juristen, daß auch bei den Indogermanen noch vielerlei Überreste dieser Kulturstufe zu finden seien. Demgegenüber konnte D. in einer eingehenden, die Sitten der alten Inder einschließenden Sprachuntersuchung über die indogermanischen Verwandtschaftsnamen (1889) nachweisen, daß die weitverbreiteten Verwandtschaftsnamen bei den indogermanischen Völkern nur auf die Verwandtschaft durch den Mann eingestellt sind, daß also bei den Urindogermanen nicht das Mutterrecht, sondern das Vaterrecht gegolten hat, und konnte dies in den Preußischen Jahrbüchern, Band 79 (1895) nicht nur durch allgemeinere Betrachtungen erhärten, sondern die Gültigkeit der Bachofenschen Theorie überhaupt mit guten Gründen in Zweifel ziehen.

Noch stärker ins juristische Gebiet fällt die leider nicht beendete Untersuchung über das Wesen der sprachlichen Interpretation, die, ausgehend von dem Studium juristischer Werke der alten Inder und der älteren Germanen usw., in der Unterscheidung philologischer und juristischer Auslegung gipfelte. Die hohe Bedeutung dieser Gedanken wußten die Teilnehmer eines Fortbildungskurses für Richter und Verwaltungsbeamte im Jahre 1913 zu rühmen, denen D. darüber Vorträge hielt.

Berthold D. gehört zu der bekannten Familie D., die dem deutschen Vaterland eine ganze Anzahl hervorragender Gelehrten und in der Kaiserzeit zwei Minister geschenkt hat. Nachdem er mit zwölf Jahren seinen Vater verloren hatte, der auf Rügen Richter war, siedelte er mit seiner Mutter nach Halle über, wo er in das berühmte Pädagogium der Franckeschen Stiftungen eintrat und unter den Mitschülern vier spätere Gelehrte: den Philosophen Liebmann, den Juristen Alfred Pernice, den Historiker Prutz und den Physiker Sohncke, antraf. Frühzeitig kam er in eine geistige Atmosphäre im Hause seines Großvaters Gottlieb D., des damaligen Kurators der Universität in Halle. An dieser begann er im Herbst 1859 mit siebzehn Jahren das Studium der klassischen Philologie, Germanistik und vergleichenden Sprachforschung und setzte es im Herbst 1861 in Berlin fort. Seine Lehrer in der klassischen Philologie waren vornehmlich Bergk, Bernhardt und Haupt, in der Germanistik Leo, in der Sprachwissenschaft Pott und Bopp, im Indischen Weber. Von besonderem Einfluß auf seine geistige Haltung waren außerdem der Philosoph Haym in Halle und der Psychologe Steinthal in Berlin. Nach kurzer Hauslehrertätigkeit in Livland



und anderthalbjähriger Wirksamkeit am Gymnasium in Marienwerder hielt er sich zur Vorbereitung auf die akademische Laufbahn ein Jahr lang bei seinem Schwiegervater, dem Physiker v. Kämtz, in Petersburg auf und machte hier die für sein Leben folgenreiche Bekanntschaft mit dem großen Indologen Böttlingk, mit dem er später in Jena fünfzehn Jahre hindurch fast täglich in Gedankenaustausch stand. Ein Beweis seines Könnens ist die Tatsache, daß die Unterhaltung zwischen beiden des öfteren in der Sanskritsprache geführt wurde. 1867 in Halle habilitiert, wurde er 1870 als außerordentlicher Professor nach Jena berufen und dort 1873 zum ordentlichen Professor befördert. Der thüringischen Universität blieb er trotz lockender Rufe nach Heidelberg (1875), Berlin (1876) und Straßburg (1877) treu. Als Lehrer war er sehr beliebt, sein Vortrag, von schöner Sprache getragen, war äußerst klar und fesselnd. Seine Zeit stellte er gern in den Dienst der Sache. Mit älteren Studierenden, die vom Ausland zu ihm kamen, hielt er sogar in den Ferien indische Übungen ab. Wenn er gleichwohl keine Schule herangezogen hat, so lag das wohl daran, daß er den Studenten ihre Ausbildung ganz selbst überließ, auch keine sprachwissenschaftlichen Übungen veranstaltete. Innerhalb der Universität genoß er zusammen mit Häckel und Eucken das höchste Ansehen. Das war in seiner ganzen Persönlichkeit begründet. Vornehme Gesinnung, feiner Takt, würdevolle Ruhe, außerordentliche rednerische Gabe, große Gewandtheit und Uneigennützigkeit machten den bahnbrechenden Gelehrten besonders geeignet für Verwaltung akademischer Ämter, so wurde er auch der Rektor beim 350. Jubiläum der Universität. Seine Bildungsinteressen reichten weit über sein Fach und dessen Nachbargebiete hinaus. Von der Studienzeit her hatte er sich in die Philosophie eingelesen, häufige Reisen nach dem Süden machten ihn gut bewandert in der Kunstgeschichte und Archäologie. In der Nationalliberalen Partei Thüringens spielte er eine hervorragende Rolle. Ganz ungewöhnlich tief bei einem Philologen ging sein juristisches Interesse und Verständnis. Das haben die Ehrungen zum *Doctor legum* in Chicago und zum *Dr. juris* in Jena auch öffentlich zum Ausdruck gebracht.

Literatur: Nekrolog, gesprochen bei der Begräbnisfeier der Universität Jena von F. Sommer, in der Gesellschaft d. Wissenschaften zu Göttingen, von Hermann, abgedruckt Indogerm. Jahrbuch 8, 259—266. — Kuhn und Streitberg, Bibliographie bis 1912 Indogerm. Forsch. 31, 507—513. — Hermann, Berthold D., Ein Gelehrtenleben aus Deutschlands großer Zeit, Jena 1923. — Nachträgliches zu meiner Delbrück-Biographie (Hermann) Indogerm. Forsch. 46. — Nachlaß: Das Wesen der sprachlichen Interpretation, im Besitze der Familie, Abschrift im Jurist.-Seminar in Jena. — Festschrift zum 70. Geburtstag: indogerm. Forschungen, Bd. 31.

Göttingen.

Eduard Hermann.

**Delbrück, Heinrich**, Reichsgerichtspräsident, \* am 16. Juli 1855 in Berlin, † am 3. Juli 1922 in Töstorf (Schl.H.) — D. stammt aus einer alten, ursprünglich westfälischen Familie, die dem deutschen Volk zahlreiche bedeutende Beamte und Gelehrte geschenkt hat, von denen als Beamte besonders genannt werden sollen der langjährige Präsident des Reichskanzleramts und verdienstvolle Mitarbeiter Bismarcks, Rudolf D., und der Staatssekretär des Innern beim Ausbruch des Weltkrieges, Clemens v. D. (s. unten S. 315). Heinrich D. war der Sohn des Bankiers Adalbert D. in Berlin und seiner Frau Luise geb. Jonas.

Er besuchte das Friedrichswerdersche Gymnasium zu Berlin, verließ es mit dem Zeugnis der Reife, und studierte dann Jura in Straßburg und Berlin. Nachdem er sein Assessor-Examen bestanden hatte, ging er im Winter 1882 auf 1883 nach London und arbeitete dort auf dem Deutschen Konsulat.

Im Jahre 1883 wurde er Amtsrichter in Kyritz, später Landrichter in Lüneburg und Hilfsrichter am Kammergericht in Berlin. 1899 zum Kammergerichtsrat ernannt, wurde er im gleichen Jahre als Hilfsarbeiter in das Reichsjustizamt berufen und im Dezember 1899 zum Geheimen Regierungsrat und Vortragenden Rat ernannt. Sein Eintritt in das Reichsjustizamt fiel in die Zeit der Neugestaltung des literarischen Urheberrechts und des Verlagsrechts. D. war Referent für das Verlagsrecht und auch an der gesetzlichen Regelung des Urheberrechts stark beteiligt. Später wurde er mit der Bearbeitung der Fragen befaßt, die auf den Gebieten der Gerichtsverfassung, der Rechtsanwaltsordnung, des Gebührenwesens sowie des Zivilprozesses an das Reichsjustizamt herantraten. An der Aufstellung der Novellen von 1905, 1909 und 1910 hatte er wesentlichen Anteil. Insbesondere hat er die einführenden Arbeiten zur umfassenden Revision des Zivilprozeßrechts geleitet. Nach dem Ableben des langjährigen Referenten für Verwaltungs- und Personalsachen fiel ihm auch dieses Referat zu; daneben war er besonders auf dem Gebiete des deutschen Verfassungsrechts tätig.

Auf Grund seiner Tüchtigkeit wurde er zum Ministerialdirektor und Unterstaatssekretär befördert. In dieser Stellung hatte er die gesamte Kriegsrechtsordnung, die Aufrechterhaltung und Neugestaltung der Rechtsordnung während des Umsturzes und schließlich die Schöpfung des neuen Weimarer Verfassungsrechts zu überwachen. Unter Beihilfe des Staatssekretärs Dr. Zweigert († 1923) hat er sich während der Tagung der Nationalversammlung in Weimar um die Neuordnung der Reichsverfassung in hohem Maße verdient gemacht.

Die ruhige und sachliche Entschlossenheit, mit der er sich nach dem Umsturz auf den Boden des neuen Verfassungslebens stellte, gewann ihm das unbedingte Vertrauen des ersten Reichspräsidenten. Dieser hat ihn denn auch, nachdem der Präsident des Reichsgerichts, Freiherr v. Seckendorff, der sich gleichfalls alsbald nach dem Umsturz mit der gesamten Körperschaft der höchsten deutschen Gerichtsbehörde zur Anerkennung der neuen Reichs- und Landesgewalten bekannte, seines hohen Alters wegen den Abschied genommen hatte, mit der Leitung des Reichsgerichts betraut. Bezeichnend für den Charakter Heinrich D.s ist die Erklärung, die er bei einem Besuch des Reichspräsidenten Ebert abgab. Er betonte, daß dem Reichsgericht als der obersten Hüterin des Rechts im Reich, über dessen einheitliche Entwicklung es zu wachen habe, gerade während der Jahre, in denen es sich zu einer Republik umgewandelt hat, besonders wichtige Aufgaben zugefallen seien. Er fuhr fort: »Wir sind redlich bemüht gewesen, den uns gestellten Aufgaben gerecht zu werden. Unsere Tätigkeit ist vielfach einer scharfen abfälligen Kritik unterzogen, im Auslande von unseren ehemaligen Feinden wie im Inlande, und zwar nicht minder von rechts wie von links. Damit müssen wir uns abfinden. Es ist das Los der Urteile, gescholten zu werden. Aber wie wir uns bisher durch solche Kritik nicht haben beirren lassen, so werden wir es auch in Zukunft nicht tun, und namens meiner Kollegen kann ich Ihnen, Herr Reichspräsident, als unserm Reichsoberhaupt geloben, daß wir uns auch weiterhin bemühen werden, nur

dem Rechte zu dienen und unsere Entscheidungen objektiv, nur dem Rechte gemäß zu treffen. Unser schweres Richteramt können wir mit Erfolg nur ausüben, wenn Ruhe, Ordnung und Sicherheit im Reiche herrschen. Diese aufrecht zu erhalten und ein Auseinanderfallen des Reiches zu verhindern ist Ihnen und Ihrer Regierung bisher gelungen. Dafür sind wir Ihnen dankbar.«

Heinrich D. hat die höchste richterliche Würde des Reichs nicht lange getragen. Eine langwierige Krankheit, gegen die er mit Heldenmut ankämpfte, führte schon nach wenigen Jahren zum Tode. Er starb in den Sielen.

Reichspräsident Ebert hat Heinrich D. bei der Einführung seines Nachfolgers mit folgenden Worten charakterisiert: »Still und schlicht war der Mann, in dessen Händen zuletzt das Amt des Reichsgerichtspräsidenten ruhte, ernst und streng, ein Mann der Grundsätze und des Charakters, durch und durch ein Mann des Rechts. Ich habe in schwersten Tagen gemeinsamer Arbeit am Reiche seine Sachlichkeit, Tüchtigkeit und Gewissenhaftigkeit, seine hinter äußerer Härte verborgene tiefe Güte auf das höchste schätzen gelernt. Er war einer von jenen verantwortungsvollen Beamten, denen unser Gemeinwesen in seinen schwersten Tagen zu einem guten Teil seinen Weiterbestand zu danken hat, einer von jenen Männern, die tief eingewurzelte, liebgewordene Empfindungen den klar erkannten geschichtlichen Notwendigkeiten zum Besten des Vaterlandes unterzuordnen wußten. Ich werde seiner immer dankbar gedenken.«

Ein grader, unbestechlicher Charakter, pflichttreu und zurückhaltend, hat sich Heinrich D. niemals bemüht, durch literarische Tätigkeit oder öffentliches Hervortreten die Blicke der Welt auf sich zu lenken. Seine großen Verdienste blieben in weiteren Kreisen unbekannt. Um so höher war er bei allen denjenigen geschätzt, mit denen er amtlich oder persönlich in Berührung kam. In dem großen Kreise seiner weiteren Familie, die durch eine Stiftung Rudolf D.s zusammengehalten wurde, genoß er als Verwalter dieser Stiftung unbedingtes Vertrauen. D., ein begeisterter Kavallerist und langjähriger Reserveoffizier, war beim Ausbruch des Weltkrieges unabkömmlich. Seine Arbeit in der Heimat konnte sich an Verantwortlichkeit und Mühsal mit dem Dienst im Felde messen.

Streng gegen sich selbst, verlangte er auch von seinen Untergebenen hohe Leistungen; er war kein bequemer Vorgesetzter. Für sein letztes Amt brachte er neben einer mehrjährigen richterlichen Praxis und der Erziehung zu unbedingter Unparteilichkeit eine große Erfahrung in Gesetzgebungs- und Verwaltungsfragen mit, deren Verbindung sich nicht leicht in derselben Persönlichkeit wiederfinden wird.

Literatur: Deutsche Juristenzeitung 1922, S. 233, 498 ff.

Leipzig.

Walter Simons.

**Delitzsch, Friedrich**, o. Professor der Assyriologie an der Universität Berlin, \* am 3. September 1850 in Erlangen, † am 19. Dezember 1922 in Langenschwalbach. — Es ist vollkommen richtig, wenn gesagt worden ist, daß »mit Friedrich D. der bisher bedeutendste Assyriologe nicht nur Deutschlands, sondern der ganzen wissenschaftlichen Welt dahingegangen ist«; denn wenn auch die ersten Entzifferer der Keilinschriften unendlich wertvolle Pionierarbeit geleistet haben,

so hat doch erst D. die junge Wissenschaft der Assyriologie auf eine wissenschaftliche Basis gestellt.

Friedrich D., der Sohn des bekannten Alttestamentlers Franz D., fand natürlich schon im Hause seines Vaters viel Gelegenheit, sich mit den semitischen Sprachen zu beschäftigen; sein Hauptinteresse aber galt anfangs dem Sanskrit. Die Frucht dieser ausgebreiteten Arbeiten war seine Promotionschrift »Studien über indogermanisch-semitische Wurzelverwandtschaft« (1873), die, obwohl vielfach angegriffen, es — für eine Dissertation ein gewiß seltener Fall — bald zu einer zweiten Auflage brachte.

Während sich D. zum Zwecke seiner weiteren Ausbildung im Sanskrit in Jena aufhielt, lernte er durch Zufall daselbst Eberhard Schrader kennen, der ihn durch die von ihm vertretene neue Wissenschaft der Assyriologie so gefangen nahm, daß er dem Sanskrit Valet sagte und Assyriolog wurde. Schon nach einem Jahre brachte er seine erste assyriologische Arbeit über »Assyrische Tiernamen« (1874) heraus. Schrader, der Vater der Assyriologie in Deutschland, hat sich um seine Wissenschaft große Verdienste erworben, vor allem durch seine Forderung, daß alle Keilschrifttexte umschrieben und genau übersetzt werden müßten, sodann auch durch seine Arbeiten auf dem Gebiete der altorientalischen Geschichte und Religion; aber ein eigentlicher Philolog war er nicht. Wie die übrigen damaligen Fachgenossen erklärte auch er unbekannte Wörter hauptsächlich durch Zuhilfenahme des hebräischen oder, wenn das versagte, des unerschöpflichen arabischen Lexikons, und auf Finessen der Grammatik wurde kein allzu großer Wert gelegt. D.' assyriologische Erstlingschrift über die assyrischen Tiernamen bewegt sich noch ganz in den Bahnen seines Lehrers; aber bereits in den Zusatzbemerkungen zu der von D.' Bruder Hermann besorgten deutschen Übersetzung von George Smiths »Chaldäischer Genesis« (1876) hatte der junge Gelehrte eigene Wege beschritten, die schon erkennen ließen, welchen Spezialgebieten sein Hauptinteresse sich zuwenden würde, nämlich der Lexikographie und der Grammatik. Erkannt wurde D.' Bedeutung schon in dieser frühen Zeit gerade von dem eben erwähnten genialen englischen Assyriologen George Smith, der seinem jungen Freunde mit der größten Liberalität alle seine Abschriften von Texten sowie seine Tagebücher zur Verfügung stellte.

Nachdem D. die akademische Laufbahn ergriffen hatte, sammelte er auffallend schnell einen nicht unbedeutenden Schülerkreis um sich, ich nenne aus der ersten Zeit nur Namen wie Hommel, Hörning, Haupt, Lotz, Bezold und Hilprecht. Dieser Erfolg lag einmal an D.' begeisternder und fortreißender Vortragsweise und dann an seinem ausgesprochenen, leider durch seine Schwerhörigkeit etwas beeinträchtigten Lehrtalent, das auch den spröden grammatischen Stoff interessant zu machen verstand. Dieser seiner Liebe zum Lehrbetrieb verdanken wir auch seine »Assyrischen Lesestücke«, die fünfmal hintereinander erscheinen konnten (1876, 1878, 1885, 1900, 1912) und fast allen Studierenden der Assyriologie zur Einführung in ihre Wissenschaft gedient haben. Die Arbeiten seiner Schüler verfolgte D. mit dem größten Interesse und unterstützte sie in hervorragender Weise. Lotz' Buch über »Die Inschriften Tiglatpilesars I« (1880) z. B. verdankte seine Bedeutung hauptsächlich den Beigaben D.', in denen er besonders die assyrischen Vokabulare zur Erklärung seltener Wörter heranzog.

In der Vorrede von Lotz' Buch wird schon auf D.' assyrisches Wörterbuch hingewiesen, das zu Ende des Jahres 1880 erscheinen sollte, und in einer Bibliographie des Jahres 1882 wird es als »im Erscheinen begriffen« bezeichnet. Aber soweit war D. damals noch nicht; denn dazu war nicht nur die Durcharbeitung des veröffentlichten Materials, sondern auch das Kollationieren der größtenteils im British Museum ruhenden alten und das Kopieren mannigfacher unpublizierter Texte notwendig. Inzwischen begründete D. mit Paul Haupt die »Assyriologische Bibliothek«, in der größere Publikationen Aufnahme fanden (bisher sind 25 Bände erschienen), und die »Beiträge zur Assyriologie« (bisher sind 10 Bände erschienen) für kleinere, mehr zeitschriftenartige Arbeiten. In beiden Serien hat D. kräftig mitgearbeitet; von seinen kleineren Publikationen nenne ich hier nur seine »Beiträge zur Erklärung der babylonisch-assyrischen Briefliteratur«, durch die er erst das Verständnis dieser schwierigen Inschriften ermöglichte. Außerhalb dieser beiden Sammlungen erschienen von D. in diesen Jahren seine Studie »Wo lag das Paradies?« (1881), die besonders durch die in den Anhängen gegebenen Materialien zur Geographie des Zweistromlandes bis auf den heutigen Tag wertvoll ist, und eine Arbeit über »Die Sprache der Kossäer« (1884). Unter diesen Umständen zog sich das Erscheinen des lange erwarteten »Assyrischen Wörterbuches zur gesamten bisher veröffentlichten Keilschriftliteratur unter Berücksichtigung zahlreicher unveröffentlichter Texte« noch einige Jahre hin, dessen erste Lieferung erst im Jahre 1887 herauskam. Zu einem so gewaltigen Unternehmen war die rechte Zeit aber doch noch nicht gekommen. Die Exkurse zu schwierigen Wörtern und die Publikation von unveröffentlichten Inschriften waren fast umfangreicher als der eigentliche Text, und zudem wurde gerade in dieser Zeit eine Unmasse neuer Urkunden meist juristischen Inhalts veröffentlicht, deren Verständnis erst mühsam erschlossen werden mußte. Daher gab D. den ursprünglichen Plan eines Thesaurus der assyrischen Sprache nach dem Erscheinen der dritten Lieferung (1889) schweren Herzens auf.

Inzwischen hatte er aber die große Genugtuung, den grammatischen Stoff der assyrischen Sprache in seiner »Assyrischen Grammatik« (1889; 2. Auflage 1906) zum ersten Male in wirklich wissenschaftlicher Form vorlegen zu können. Darauf nahm er seine lexikalischen Arbeiten wieder auf und brachte im Jahre 1896 sein »Assyrisches Handwörterbuch« heraus, das endlich den schrecklichen, wörterbuchlosen Zustand beseitigte und bis heute von den Gelehrten der ganzen Welt eifrig benutzt wird. Diese beiden Werke, die assyrische Grammatik und das assyrische Handwörterbuch, zeigen D. auf der Höhe seines Schaffens, und ihnen ist auf diesem Gebiete bis auf den heutigen Tag nichts Gleichwertiges an die Seite zu stellen. Auch die viel angefeindeten Arbeiten D.s über »Die Entstehung des ältesten Schriftsystems oder den Ursprung der Keilschriftzeichen«, die in dieser Epoche entstanden (1897), scheinen mehr Richtiges zu enthalten, als die Kritiker es ursprünglich wahrhaben wollten.

Seit seiner Übersiedlung nach Berlin wurde D. sehr, ja zu sehr durch seine Werbetätigkeit für die Deutsche Orient-Gesellschaft, durch seine popularisierenden Babel-Bibel-Vorträge in Europa und Amerika (seit 1902), durch die Inszenierung der großen Pantomime »Sardanapal« (1907) und ähnliche Dinge von der reinen Wissenschaft abgelenkt. Dazu kam, daß er (vielleicht infolge seiner Schwerhörigkeit) den Konnex mit den übrigen Fachgenossen verlor

und ihre Forschungen ignorierte. So sind denn gerade die in diesen Jahren entstandenen Arbeiten den früheren nicht gleichwertig. Erst im späteren Alter kehrte D. wieder zur eigentlichen Wissenschaft zurück und zeigte den Jüngeren, daß er noch vollkommen auf der Höhe stand. Seine »Sumerische Grammatik« (1914) beruht zwar nicht auf so eindringenden Forschungen wie die später erschienene Poebels (1923), aber sein »Sumerisches Glossar« (1914) wird noch lange eine ausgezeichnete und viel benutzte Fundgrube für alle Sumerologen bleiben. Seine Abhandlung über die »Sumerisch-akkadisch-hettitischen Vokabularfragmente« (1914) bahnte das Verständnis des Hettitischen an.

Seit langer Zeit sammelte D. auch Stoff zu einem »Supplement zu dem assyrischen Wörterbuch«, in dem er das seit 1896 hinzugekommene Material, wenn auch nicht vollständig, so doch bestimmter Literaturgattungen verarbeitet hat. Bei seinem Tode fand sich das Manuskript dieses Werkes druckfertig vor; leider ist es bis jetzt noch nicht erschienen, trotzdem es gewiß höchst bedeutsam für unsere Wissenschaft ist. Es besteht die Hoffnung, daß es doch noch in irgendeiner Form der Allgemeinheit zugänglich gemacht werden wird.

Nächst dem Assyrischen gehörte D.' Interesse besonders dem Hebräischen. Seit den »Prolegomena eines neuen hebräisch-aramäischen Wörterbuchs zum Alten Testament« (1886) hat er eine lange Reihe alttestamentlicher Arbeiten geliefert und auch das fast druckfertige Manuskript eines hebräischen, nach den Wortstämmen geordneten Wörterbuchs zum Alten Testament hinterlassen. Auch diese Publikationen bergen in sich eine Fülle brillanter Ideen, aber sie leiden auch wieder an dem schon erwähnten Mangel der Beherrschung der Literatur.

Wenn man das Fazit von D.' wissenschaftlicher Arbeit zieht, muß man trotz einer gewissen Ungleichwertigkeit seiner Leistungen bekennen, daß er einer der ganz großen Semitisten gewesen ist, dem speziell die Assyriologie beinahe alles verdankt, was sie ist.

D.' Lebensgang ist schnell erzählt (s. auch »Mein Lebenslauf«. Von Friedrich D., in Reclams Universum, 36. Jahrgang, Heft 47). Er wurde am 3. September 1850 in Erlangen als vierter Sohn des Alttestamentlers Franz D. geboren, und besuchte auch das dortige Gymnasium bis zum Abiturium (August 1868). Darauf studierte er in Leipzig bei H. Brockhaus und G. Curtius indogermanische und bei Fleischer und seinem Vater semitische Sprachen, bis ihn der französische Krieg im Oktober 1870 zu den Fahnen rief. Nachdem er wohlbehalten aus dem Felde zurückgekehrt war, setzte er seine Studien in Leipzig und dann in Berlin bei Albrecht Weber und Dillmann fort. Am 22. Februar 1873 promovierte er in Leipzig (s. oben S. 32) und ging dann nach Jena, wo ihn Eberhard Schrader für die Assyriologie gewann. Schon im folgenden Jahre habilitierte er sich in Leipzig für das Fach der Semitistik, speziell der Assyriologie, wurde 1878 außerordentlicher und 1884 ordentlicher Honorarprofessor. Im Jahre 1893 ging er als außerordentlicher Professor nach Breslau, wurde aber dort schon in demselben Jahre ordentlicher Professor. 1899 folgte er einem Rufe an die Universität Berlin als ordentlicher Professor unter gleichzeitiger Ernennung zum Direktor der Vorderasiatischen Abteilung der Königlichen Museen. D.' Tätigkeit während dieser Zeit als Werber für die Deutsche Orient-Gesellschaft und Streiter in der Babel-Bibel-Bewegung ist schon Erwähnung getan. Wertvoll für die Erweiterung seiner Anschauung vom antiken und

modernen Orient waren zwei Reisen nach Mesopotamien, speziell nach den Ruinen von Babylon und Assur, in den Jahren 1902 und 1905. Oktober 1920 gab D. seine Professur auf, um sich in Zukunft nur der schriftlichen Produktion zu widmen; doch schon am 19. Dezember 1922 ereilte ihn der Tod und nahm ihm mitten aus voller Schaffenskraft die Feder aus der Hand.

An äußerer Anerkennung seiner wissenschaftlichen Verdienste hat es D. nicht gefehlt: mit jungen Jahren zum Mitglied der Sächsischen Akademie der Wissenschaften ernannt, wurde er im Laufe der Jahre Ehrenmitglied des Institut de France, der Royal Asiatic Society, der Akademien von Dublin, Bologna, Christiania, Helsingfors und vieler gelehrter amerikanischer Gesellschaften. Zu seinem großen Schmerze hat die Preußische Akademie der Wissenschaften in Berlin ihn aus persönlichen Gründen nicht zu ihrem Mitgliede erwählt; aber diese Unterlassung schädigte jene Gesellschaft mehr als unsern Altmeister D.

Zeuthen i. M.

Bruno Meissner.

**Diels, Hermann**, klassischer Philolog, \* am 18. Mai 1848 in Biebrich a. Rhein, † am 4. Juni 1922 in Berlin-Dahlem. — Bereits ein Jahr nach D.s Geburt siedelt der Vater als Bahnhofsvorsteher mit der Familie nach Wiesbaden über. Mancherlei trübe Erlebnisse seiner Kindheit hinterlassen Spuren in der Erinnerung des Knaben; ein besonders inniges Verhältnis verbindet ihn mit seiner Mutter; er hat noch im Alter das Gefühl, »ihr auch sein geistiges Leben zum größten Teil zu verdanken«. Sein Oheim Karl Rossel (Dissertation 1837 *de philosophia Socratis*), später Sekretär der herzoglichen Landesbibliothek zu Wiesbaden, zuletzt Staatsarchivar in Idstein, weckt durch eigene Altertumsstudien das Interesse des Knaben. D. besucht von 1854 bis 1858 zu Wiesbaden die Mittelschule, von 1858 bis 1867 das dortige Gymnasium, das ihm wenig Anregung zu bieten vermag. Im Frühling 1867 geht er zunächst für zwei Semester nach Berlin; er verläßt es unbefriedigt von Stadt und Universität, um Ostern 1868 die Universität Bonn zu beziehen. Dort wird er, zusammen mit Wilamowitz, im Wintersemester 1868/69 Mitglied des philologischen Seminars und beendet seine Studien mit einer Dissertation (22. Dezember 1870 Promotion) *de Galeni historia philosopha*. Am 8. Juli 1871 legt er das Staatsexamen ab.

Auf Reisen in Deutschland, Österreich und Italien (1871/72) folgt Schultätigkeit in Flensburg (vom 1. Oktober 1872 ab) und in Hamburg von Ostern 1873 bis Michaelis 1877. Der Vater und der Oheim Rossel sind 1872 dicht hintereinander gestorben; im Juli 1873 gründet D. den eigenen Hausstand durch seine Verheiratung mit Berta Dübell, der Tochter des Kreisgerichtsrats Dübell in Wiesbaden, mit der er sich im Herbst 1872 verlobt hatte. Aus dieser Ehe stammen drei Söhne. Einige Erleichterung von der allmählich unerträglichen Last des Schuldienstes in Hamburg bringt ihm die Berufung an das Königstädtische Gymnasium zu Berlin (1. Oktober 1877).

Obwohl ihm bereits im Juli 1877, in der Leibnizsitzung der Preußischen Akademie, der Preis für seine »*Doxographi*« zugesprochen wird (das erste Exemplar des fertig gedruckten Werkes sendet Diels im Dezember 1879 an Usener) und er am 15. August 1881 als ordentliches Mitglied in die Berliner Akademie gewählt worden ist (seit dem Dezember 1877 ist er Redaktor der *Commen-*

*taria in Aristotelem Graeca*), muß Diels in Berlin noch fünf Jahre lang die Last des Schuldienstes tragen, bevor ihm am 4. Oktober 1882 eine außerordentliche Professur an der Berliner Universität zuteil wird. Er lehnt Anfragen aus Gießen (1883), aus Greifswald (1885) und Heidelberg (1886) ab und wird am 25. Januar 1886 endlich Ordinarius in Berlin. Seit 1895 (bis 1920) ist er als Mommsens Nachfolger ständiger Sekretar der philosophisch-historischen Klasse der Preußischen Akademie, wird als deren Vertreter in die Assoziation der Akademien delegiert und gehört der Leitung des *Thesaurus linguae latinae*, des gemeinsamen Unternehmens der fünf deutschen Akademien, an. Daneben behält er die Redaktion der *Commentaria in Aristotelem*, deren Schlußband im Jahre 1909 erschien, und übernimmt die Organisation des *Corpus medicorum*. Mit Wilamowitz zusammen, der am 1. April 1897 unter tätiger Anteilnahme von D. nach Berlin berufen wird, gründet er das Institut für Altertumskunde an der Berliner Universität. Über seine Lehrtätigkeit gibt im einzelnen Auskunft das Buch von F. Kern (122 f.). Im Dezember 1920 wird sein fünfzigjähriges Doktorjubiläum festlich begangen. Im April und Mai 1922 führt den Emeritierten (April 1920) eine Vortragsreise nach Schweden und Dänemark, durch Uppsala, Göteborg, Lund und Kopenhagen; aus dem Nachklang der Freude über den großen menschlichen und wissenschaftlichen Erfolg und aus rastloser Arbeit am Lukrez nimmt ihn am Pfingstsonntag 1922, am 4. Juni, ein sanfter Tod hinweg. Am 9. Juni findet die Einäscherung im Wilmersdorfer Krematorium statt. Dem Heimgegangenen hält bei der schlichten Feier Karl Holl als Freund und Amtsgenosse die Grabrede.

In klaren, einfachen, großen Linien, wie dieser Lebenslauf, baut sich auch das wissenschaftliche Lebenswerk von Hermann D. auf. Trotz des ungeheuren Umfangs seiner Produktion — das Verzeichnis bei Kern zählt gegen 250 Bücher, Abhandlungen, Reden und Besprechungen auf — ist seine Arbeit von einer erstaunlichen Geschlossenheit und Einheit. Selten wird das Lebenswerk eines Gelehrten von solchen Ausmaßen in allem wesentlichen so frei sein von allem bloß Gelegentlichen, Aperçumäßigen, so ganz auf bestimmte Ziele und Aufgaben ausgerichtet sein. Diese Zielbestimmtheit und Geradlinigkeit ist es, in der Werk und Charakter des Mannes zu einer Einheit zusammengehen, wo eben dieses Werk ganz diesem Manne zugehört; nicht so die Stellung der großen Aufgaben auch im einzelnen. Man kann wohl nicht sagen, daß die dämonische Instinktsicherheit des genialen Menschen hier den Schöpfer an das Werk gewiesen hat. D. ist sich zeit seines Lebens dessen bewußt geblieben, daß Hermann Usener es war, der ihm die erste große Aufgabe stellte: Zeugnis dafür ist der Widmungsbrief vor den *Doxographi*, und nie hat D. aufgehört, mit tiefster Dankbarkeit von diesem begnadeten Lehrer, von der Charis seines Wesens, von seiner Fähigkeit, Menschen an sich zu ziehen und ihnen den Weg zu weisen, zu sprechen. Aus einer Preisaufgabe der Bonner Philosophischen Fakultät entwickelt sich die Dissertation, die Hermann Usener gewidmet wird, *de Galeni historia philosopha* (1870). Auch in den schwersten Jahren der Schultätigkeit ruht dann die Arbeit nicht mehr, die das neu erschlossene Gebiet der *Doxographi* weiterem Ausbau vorbereiten soll (Eine Quelle des Stobaeus Rh. Mus. XXX, 1875; Chronolog. Unters. Rh. Mus. XXXI, 1876; Besprechungen in der Jenaer Literaturzeitung), eine Arbeit, die durch die Preisaufgabe der Berliner Akademie (2. Juli 1874) einen starken Antrieb erhalten hat. Im Juli 1877



erhält D. in der Leibnizsitzung der Akademie den Preis zugesprochen; im Dezember 1879 ist der Druck des gewaltigen Werkes vollendet. Der noch nicht Zweiunddreißigjährige tritt damit in die Reihe der bahnbrechenden Forscher auf dem Gebiete der Altertumswissenschaft ein. Trotz aller Anerkennung, die in dem Gutachten der Akademie zum Ausdruck kommt und die zum Teil wörtlich in die Besprechung Eduard Zellers (Deutsche Literaturzeitung 1, 225/228) übergeht, hat man den Eindruck, daß die epochale Bedeutung dieses Buches nicht sogleich ganz erfaßt worden ist. Es braucht jetzt kaum mehr gesagt zu werden, daß eigentlich eine neue Wissenschaft, mit einem neuen Stoffgebiet und einer so noch nie gehandhabten Methode damit begründet war: die Wissenschaft von der Tradition der griechischen Philosophie; erst von nun an war es möglich, die Geschichte der griechischen Philosophie auf ein Fundament von unangreifbarer Objektivität zu stellen. Daß in dem komplizierten Geflecht der statuierten Abhängigkeitsverhältnisse und bei den notwendigen Scheidungen von Überlieferungsgruppen manche Linie zu einfach durchgezogen, manche Trennung zu scharf durchgeführt werden mußte, hat D. selbst am besten gewußt: nur so war es möglich, erst einmal eine Durchleuchtung und Ordnung des riesenhaften Materials zu erreichen; eine Durchleuchtung, die der wahrhaft geniale Index erst recht vollendet.

Schon in Hamburg, also während der Vorarbeiten zu den Doxographi, hat D. die Arbeit an den Aristoteleskommentaren aufgenommen; etwa seit dem April 1874 beteiligt er sich auf Zellers Aufforderung an dem Unternehmen der Berliner Akademie; auch hier also hatte die Aufgabe den Mann gesucht. Bereits 1882 liegt der erste Band des Simplicios (II. erst 1895) vor, und Arbeiten vom Jahre 1882 an (Textgeschichte der Aristotelischen Physik; 1883: die esoterischen Reden des Aristoteles; 1886: über das dritte Buch der Aristotelischen Rhetorik, alle drei in den Abhandlungen der Preuß. Akademie der Wissenschaften) zeigen, wie D. mit eiserner Konsequenz sich das Aristotelische Gebiet unterwarf. Auf diesen beiden Pfeilern, den Doxographi und auf der Ausgabe des Simplicios, ruht nun ganz wesentlich das eigentliche Lebenswerk von D., die Fragmentsammlung der Vorsokratiker. Es scheint sich nicht genau feststellen zu lassen, wann der Plan zu dieser gigantischen Arbeit aufgetaucht ist. Doch scheinen Andeutungen in der Korrespondenz sowohl mit Usener wie mit Wilamowitz darauf hinzuweisen, daß der Lehrer und der Freund an der Konzeption dieses Planes nicht unbeteiligt gewesen sind. Man darf sagen, daß die Arbeit der nächsten zwanzig Jahre zu ihrem wesentlichen Teile in unbeirrbarer Folgerichtigkeit und unermüdlicher Umsicht diesem Unternehmen galt. Wenn schon 1880 die Auseinandersetzung mit Rohdes unhaltbarer These (Leukipp habe nie existiert) zu dem glänzenden Stettiner Vortrag (Leukipp und Demokrit) führte, in dem Diels implicate sein Bekenntnis als Forscher und als Mensch zu Aristoteles und dem Peripatos abgelegt hat, so folgen nun in nicht mehr abreißen der Kontinuität die Vorstudien zu den Vorsokratikern (1880 *Studia Empedoclea*; 1884 Gorgias und Empedokles; 1897 Leukipp und Diogenes von Apollonia; über die ältesten Philosophenschulen der Griechen; 1897 Pherekydes; Anaximander; Empedokles; Xenophanes). 1897 kommt die Sonderausgabe des Parmenides heraus; 1901 schließen die *Poetarum philosophorum Fragmenta* an, im gleichen Jahre legt D. ein Probekapitel aus der großen Sammlung vor: Herakleitos von Ephesos (<sup>2</sup>1909), 1903 schließlich tritt das langer-

wartete Riesenwerk, Diltthey zugeeignet, ans Licht: die Fragmente der Vorsokratiker (I<sup>2</sup> 1906; II<sup>1</sup> 1907; II<sup>2</sup> 1910 mit Index; <sup>3</sup> 1912; <sup>4</sup> 1922 mit Nachträgen aus dem Nachlaß). Damit war eine Fragmentsammlung geschaffen, wie die Altertumswissenschaft sie bis dahin nicht gekannt hatte: ein geradezu ungeheuerliches Material war durch die Kunst des Ordners, Teilens und Verbindens, Aufnehmens und Weglassens gleichsam transparent geworden. Die Anordnung der einzelnen Philosophen bezeichnete die Auffassung des Verfassers von dem Ablauf der Geschichte der vorsokratischen Philosophie; der immer vervollkommnete Apparat brachte den Mut auf, das Gute und Mögliche um den Preis des Besseren und Unmöglichen zu geben; die Übersetzung erschloß, mit dem gleichen unerschrockenen Mute des Irrs, das erste Verständnis der vielfach ungemein schwierigen Texte. Aus dem »Handbuch zum Gebrauch in Vorlesungen« war ein Haupt- und Grundbuch der griechischen Philosophie- und Geistesgeschichte geworden. D. am wenigsten aber würde die Kanonisierung dieses Werkes billigen, wie sie von Philologen gegenüber dem Texte, von Philosophiehistorikern zum Teil sogar gegenüber der Übersetzung getrieben zu werden beginnt. Er war sich selbst am besten bewußt, daß dieses Lebenswerk das Fundament weiterer Arbeit werden sollte.

Als diese Arbeit abgeschlossen wurde, hatte D. bereits seine unermüdliche Kraft in den Dienst einer neuen, riesigen Aufgabe gestellt, die ihm aus der Organisationsarbeit der Akademie entgegenwuchs und die für ihn persönlich ebenso mit den früheren Doxographischen Studien zusammenhing, wie mit der Redaktionstätigkeit an den mit konsequenter Ausdauer weitergeführten Aristoteleskommentaren. Er war es, der die Exzerpte aus Menons Jatrika 1893 im *Supplementum Aristotelicum III* edierte und noch im gleichen Jahre im Hermes 28 (und für ein weiteres Publikum in den Preuß. Jahrb. 74) mit betontem Interesse an den *δόξαι* der Ärzte und den Folgerungen, die sich aus Irrtümern des Verfassers für die historische Haltung des Peripatos ergaben, erläuterte. Und während die Abhandlung über Seneca und Lukan (Abhandlungen der Preuß. Akademie 1885) mehr einen Nachklang der Doxographi bedeutete, der glänzende Aufsatz über Herodot und Hekataios (Hermes 22) mehr ein Parergon seiner Vorlesungstätigkeit darstellte, auch der bahnbrechende Vorstoß in die Religionswissenschaft (1890, Sibyllinische Blätter) literarisch wenigstens ziemlich vereinzelt blieb (doch: *Arcana Cerealia* 1907), war mit der Wendung zu den Medizinern, die bereits seit der Dissertation und den Vorarbeiten zu den Vorsokratikern immer im Blickfelde gewesen waren, nun eine neue Linie der Arbeit gezogen, die mit der gleichen zähen Unbeirrbarkeit wie alle großen Aufgaben von D. weiter verfolgt wurde.

1895 berichtet ein Vortrag auf der Kölner Philologenversammlung über die neuesten Leistungen für die antike Medizin; dann verfolgen die Rezensionen von C. Fredrich, Hippokratische Untersuchungen (Deutsche Literaturzeitung 1899) J. Hirschberg, Augenheilkunde des Aetios (Deutsche Literaturzeitung 1900) Ilberg, Aus Galens Praxis (Deutsche Literaturzeitung 1905) die weiteren Arbeiten auf diesem neu zu erschließenden Gebiete, und 1907 kann D. der Baseler Philologenversammlung über den von Heiberg inaugurierten Plan (1901) des neuen *Corpus Medicorum* berichten. Seiner Tatkraft und Organisationsfähigkeit gelingt es, in fast unglaublich kurzer Zeit dem ungeheuren Unternehmen in dem Katalog der Handschriften (1907) die Grundlage zu geben, und in kaum

unterbrochener Folge reihen sich seine eigenen Vorstudien dann aneinander: 1907, 1908 Zuckungsliteratur I und II; 1910 Hippokratische Forschungen I, Hermes 45; desgl. II—V, Hermes 46; 48; 53; die Besprechungen von Gomperz, Apologie der Heilkunst, 1910; W. Roscher, Siebenzahl, Deutsche Literaturzeitung 1911, und die eigene Ausgabe von Galens Kommentar zum Hippokratischen Prorethikon (1915) (der die Abhandlung der Preuß. Akademie der Wissenschaften von 1912 vorausgeht). Noch bis in die letzten Wochen seines Lebens hat ihn dann die Vorbereitung einer Ausgabe der »kleineren Schriften« des Hippokrates, die Heiberg vollendet hat, beschäftigt.

Zwei Gruppen endlich von den Arbeiten seiner letzten Jahre greifen zurück auf frühe und früheste Neigungen und Studien seiner wissenschaftlichen Anfänge, ja, seiner noch knabenhaften Bemühungen: so ist es, als wolle dieses in klarer und unbeirrbarer Folgerichtigkeit aufgebaute Lebenswerk, das sich wie um zwei Brennpunkte um die Doxographi und um die Vorsokratiker gruppiert hatte, in den Bestrebungen des Alters zu den Anfängen der Jugendjahre zurückrunden und den Kreis zielsicheren und unermüdlichen Schaffens beschließen.

Dem Knaben schon waren in frühen Versuchen naturwissenschaftliche Experimente, technische Künste und bildnerische Fertigkeiten lieb und vertraut geworden; der Parmenides schon (1897) hatte mit seinem kundigen Anhang über antike Türen und Schlösser gezeigt, daß solche Kenntnis und Neigung auch dem Manne vertraut geblieben war. Vorträge hatten gelegentlich diese Studien weiter gefördert: 1914 faßte D. sie zu einem kleinen Bande (Antike Technik, <sup>2</sup> 1919) zusammen; aber schon 1913 war ihm die glänzende Abhandlung »Die Entdeckung des Alkohols« vorausgegangen (Abhandl. der Preuß. Akademie der Wissenschaften), es folgten z. T. in Gemeinschaft mit Schramm fast Schlag auf Schlag Schriften zur antiken Technik des täglichen Gebrauchs (1915 Sitzungsberichte der Preuß. Akademie der Wissenschaften, Platons Nachtuhr; 1917 Sitzungsberichte der Preuß. Akademie der Wissenschaften, Prokops Beschreibung der Kunstuhr von Gaza), und vor allem die mit vortrefflichen Zeichnungen, mit Übersetzungen und Anmerkungen ausgestatteten Schriften über die Belagerungstechnik und das Geschützwesen des Altertums (Herons Belopoiika, Abhandlungen der Preuß. Akademie der Wissenschaften 1918; Philons Belopoiika [Mechanik IV], Abhandlungen der Preuß. Akademie der Wissenschaften 1919; Philons Mechanik VII, VIII, ebenda 1920).

Daneben her aber liefen Arbeiten, die noch in einem ganz anderen Sinne zugleich Wiederaufnahme frühester Bestrebungen, Erfüllung inneren Bedürfnisses, Krönung des Lebenswerkes bedeuten oder vorbereiten sollten: und die doch, wenn wir wagen dürfen, das Wirken des rastlosen Tätigkeitswillens über die vom Schicksal im irdischen Bereich gezogene Grenze hinaus fortgesetzt zu denken, noch über sich hinaus auf einen letzten Abschluß zu weisen scheinen.

Schon den jungen Bonner Studenten hatte sein Lehrer Usener auf die Lektüre des Lukrez hingewiesen; über Lukrez hatte die Seminarbewerbsarbeit des Zwanzigjährigen gehandelt; das Lukrezkolleg war immer eine von D.' Lieblingsvorlesungen gewesen. Und für den Lukrez-Forscher und -Erklärer war das Werk des Epikuros und der Epikureer, obwohl D. den dogmatischen Philosophen des Atomismus nicht liebte, als Aufgabe und Problem gegeben. Frühe Arbeiten (1886: Deutsche Literaturzeitung, Mekler Philodemos περί

θανάτου, W. Scott *Fragmenta Herculanensia*, ebenda) zeigen, wie D. auch dieses Gebiet immer im Bereiche seines Blicks behielt; aber erst späte und späteste Arbeiten setzen nun die volle Energie einer freilich da und dort bereits erlahmenden Kraft an die Vorbereitung und Unterbauung seines letzten großen Werkes.

Mehr am Umkreis bewegen sich die Kriegsarbeiten des Jahres 1916 und 1917: Sitzungsberichte der Preuß. Akademie der Wissenschaften, Ein epikurisches Fragment über Götterverehrung; Philodemos über die Götter I und III, Abhandlungen der Preuß. Akademie der Wissenschaften, von denen die beiden letzten auf etwas schwanker Grundlage einen bewundernswert kühnen Ergänzungs- und Interpretationsversuch wagen. Aber in die Mitte zielt die Folge der Lukrez-Studien (I—5, Sitzungsberichte der Preuß. Akademie der Wissenschaften 1918—1922), während zugleich Besprechungen die einschlägige Literatur des Auslandes mustern: Ernout, *Lucrèce*, Göttinger Gelehrte Anzeigen 1921, Amerikanische Lukrez-Studien, Deutsche Literaturzeitung 1921. Die so sorgfältig vorbereitete, mit solcher Liebe gepflegte Lukrez-Ausgabe selbst hat Hermann D. nicht mehr fertig sehen dürfen; sie ist, unter der Fürsorge seines Schülers Mewaldt, gewidmet dem Freunde seit Jugendtagen, erst im Jahre 1923 erschienen; die Übersetzung, an der D. mit besonderer Liebe hing, ist im nächsten Jahre gefolgt. So möchte man sagen: *τέλειος βίος τέλειον ἔργον*. Aber wer D. gekannt hat, darf die Ahnung aussprechen, daß sein Streben noch auf eine letzte Aufgabe hindrängte, die — auch hier rundet sich dieses wissenschaftliche Leben zu seinen Anfängen zurück — dem Meister den Dank in der Fürsorge für das eigene hinterlassene Werk abgestattet hätte; gewiß hätte D. noch mancherlei in Angriff genommen; wir dürfen aber glauben, daß die Erneuerung von Useners *Epicurea*, die er mit leisem Bedauern «nicht voll ausgereift» nannte, ein letztes Herzensanliegen von ihm gewesen ist, und daß die Götter hier dem Uermüdlichen doch noch zu früh die Feder aus der Hand genommen haben.

Wenn man rückschauend das Lebenswerk von Hermann D. noch einmal überblickt, so zeigt sich, daß es auf dem Grunde einer doppelten, in ihrer Mächtigkeit sowohl wie in ihrem Beieinander erstaunlichen Begabung ruht: einer philologisch-historischen einerseits und einer eminenten technischen andererseits. Damit ist nicht in erster Linie ein Äußerliches gemeint, die Tatsache, daß der Verfasser der *Doxographi* und der *Vorsokratiker* als Knabe chemisch-technologisch experimentierte, zeichnete und das Buchbinderhandwerk erlernte, noch als Mann zeichnete (die Schriftproben zum Kolloquium über antikes Schriftwesen), schreinerte, bastelte, Modelle baute: gemeint ist die singuläre Durchdringung der beiden Grundfähigkeiten, der geduldigen Feinheit, die sich anschmiegt und einlebt, mit methodischer Vorsicht historischen Zusammenhängen nachgeht, Konjekturen unterbaut und sprachliche Denkmale interpretierend versteht mit einer praktisch-organisatorischen Technik, die einen riesigen Stoff, sei er von der Wissenschaft oder vom Leben aufgegeben, durchleuchtet, ordnet, in seiner inneren, ihm eigenen Organisation erfaßt und mit baumeisterlicher Kraft aus ihm ein mächtiges Gebäude zu errichten weiß. Diese doppelte Grundfähigkeit strahlt aus in das gesamte Lebenswerk. Sie bestimmt die innere Struktur solcher Bücher wie die *Doxographi*, die *Fragmente der Vorsokratiker*. Sie bestimmt auch den äußeren

Habitus seiner großen Werke, aus deren jedem die Freude am Buch als an einem Organismus und als einem Kunstwerk spricht. Organisiertes Kunstwerk ist der kritische Apparat der Doxographi; ist die Aëtiusherstellung aus Stobaeus und Plutarch nicht nur als wissenschaftliche Entdeckung, sondern auch als typographisches Kunststück, nach Satzbild und Seite, Ordnung von Parallelen und Apparat, ist schließlich die Druckanordnung der Vorsokratiker wie die des Lukrez. Aus dem gleichen Grundtrieb resultiert die Freude am Schmuckhaft-Ordnen im Buch. Vignetten, Einband und Type, die Zweifarbigkeit des Lukrezdruckes — an dem man leider spürt, daß sein Auge nicht mehr über dem Ganzen gewacht hat.

Mächtigste Strahlung dieser doppelten Grundanlage ist endlich die Organisation der akademischen Riesenwerke, die unter seinen Händen nicht nur wuchsen, sondern auch fertig wurden, wie die Aristoteleskommentare; das *Corpus Medicorum* — wird es nun fertig werden? Organisation war ihm kein äußeres Zusammenfügen allein zum praktischen Zweck; sie war ihm inneres Ordnungsbedürfnis, etwas, »das allein dem Denken Beruhigung und dem Leben Sinn zu verleihen scheint«. (Die Organisation der Wissenschaft, Kultur der Gegenwart I 1, 1906). Schon in seiner Antrittsrede in der Akademie (Sitzungsberichte der Preuß. Akademie der Wissenschaften 1882, 7. 8.) hat er sich zu ihr und ihrer Notwendigkeit bekannt. Organisation war ihm zugleich das Mittel, die Schranken nationaler Gebundenheit zu überwinden, ein Mittel, dem Frieden der Völker zu dienen; um so furchtbarer erschütterte ihn die männlich ertragene Katastrophe des großen Krieges, der ihn als rastlosen Kämpfer mit der Feder zum Dienste an der deutschen Wissenschaft aufrief, teils um ihre Ehre gegen feindliche Anwürfe zu verteidigen (1918 Intern. Monatsschrift: Frankreichs Führer im geistigen Revanchekrieg), teils um dem Schmerz über die erschütternde Katastrophe Worte zu leihen (1915 ebenda: Eine Katastrophe der internationalen Wissenschaft), teils um die Nachkriegsnot der deutschen Wissenschaft an seinem Teile verbend und helfend zu lindern (Sitzungsberichte der Preuß. Akademie der Wissenschaften 1920, Die Not der deutschen Wissenschaft). Im Dienste der organisierten Wissenschaft unterzog er sich auch, wie im Dienste der Universitätsehrenämter, den Pflichten der Repräsentation, die ihm an sich lästig waren. Zahlreich sind die Festreden zu Akademie- und Universitätsfeiern, die auch beim festlichen Anlaß den leicht lehrmeisterlichen Charakter seines Denkens und Sprechens nicht verleugnen. Aus seinem Bestreben, allenthalben bewußte Klarheit, gewollte Ordnung, geistige Zucht zu verbreiten, wie er sie am sichersten durch den Geist der Wissenschaft verbürgt meinte, resultiert auch die eifrige Tätigkeit für alle Unternehmungen, die sich die Aufgabe setzten, Wissenschaft und Volk miteinander in fruchtbare Berührung zu bringen (am 6. Oktober 1900 Einleitungsvortrag zu R. Helm, Latein in sechs Stunden). Licht, klar, übersichtlich, so sollte es aussehen in der Welt der Wissenschaft, im staatlich-politischen Bereich; so wollte er sein eigenes Leben und seine eigene Umwelt: seine Bibliothek in ihrer musterhaften Ordnung, seine Korrespondenz mit ihrer fehllosen Promptheit, sein Verhältnis zu den Menschen und das Verhältnis der Menschen zu ihm. Diese lichte klare Ruhe: sie ist ihm nicht als Göttergeschenk zugefallen; er hat sie hart erkämpfen müssen, gegen eigene Leidenschaft, die noch im Alter gelegentlich hervorsprang; ein Kampf, der ihm die wundervolle

Strenge gebändigter Haltung bei tiefinnerer Güte, die durchstrahlte Gravität seines mächtigen Wesens erstritten hat, aber nie die volle göttliche Freiheit des charismatischen Menschen hat schenken können. Mit neidloser Freude bewunderte er die, wo sie ihm entgegentrat. Auch äußerlich hat er hart und lange kämpfen müssen. Er sprach selten, und nur um andere zu stärken und anzufeuern, von den schweren Jahren der Schultätigkeit; aber wenn er sprach, nie um sich zu bespiegeln, so wußte er Erschütterndes von Not und Plage zu erzählen, und immer schwang die tiefe Dankbarkeit gegen seine Lebensgefährtin, die alles mitgetragen und gelitten hatte, dabei mit. So war er im eigenen Leiden gütig und hilfreich geworden gegen alle ringenden Menschen; von einer stillen und weisen Güte, ein Weltversther und darum von einer leisen und feinen Resignation. Mit milder Fassung gegenüber allem Irdischen, die in den letzten Lebensjahren wirklich »jeden Tag als ein Geschenk« empfing und den Rosenduft um das Dahlemer Haus genoß mit der Dankbarkeit, die nicht gedacht hatte, »daß es mir auf meine alten Tage noch so gut werden würde«.

Licht — klar — übersichtlich: damit sind auch die Grenzen des Mannes bezeichnet. Er kannte nicht den Kampf um Wesen und Wert der Wissenschaft, der spätere Generationen erschüttert hat. Ihm war ohne Qual und Zweifel die Wissenschaft als ein absoluter Wert gesetzt, »als die letzte Aufgabe, die der Menschheit zum Ziele gesteckt ist«. Das gab seinen Arbeiten die Geschlossenheit und Wucht, gab ihm die Möglichkeit, sein Dasein ganz im Dienste der Sache zu erschöpfen. D. war kein eigentlich musischer Mensch mit einer spontanen Liebe zu den Künsten der Musik und des Theaters; er war kein beweglicher Mensch des Reisens und der dadurch erworbenen Anschauung; es ist charakteristisch, daß er Sizilien und Griechenland erst im Frühjahr 1903 als Fünfundfünfzigjähriger besucht hat. Diese bewußte sachliche Geschlossenheit und Einheit begründet auch die Ablösbarkeit der Leistung vom Persönlichen, einer Leistung, die dem Außenstehenden als unpersönlich, mindestens das Persönliche überschattend erscheint. Derselbe Mann, der (1922) die Anaximandrosrede schloß, er schätze sich glücklich, daß es ihm vergönnt gewesen sei, den besten Teil seiner Kraft den Vorsokratikern haben widmen zu können, schrieb 1881 an Hermann Usener, »Demokrit und Leukipp ist mir in der Seele ziemlich egal«. Aus seinem Klarheits- und Ordnungsbedürfnis versteht man die ihm eigene, scharf betonte Abneigung gegen problematische Naturen, gegen Grenzverschiebungen und Grenzüberschreitungen, wie er sie wenigstens ansah. Er liebte den Lukrez ein wenig aus dem Geiste der Rason des 18. Jahrhunderts und er modelte sich unbewußt das Bild des Feuergeistes nach diesem Ideal. Leibniz und Aristoteles waren seine Heroen. Aber ein Abscheu beseelte ihn gegen unklärbare Naturen wie Empedokles, den er einen Scharlatan schalt. Für Euripides, den Problematiker, hatte er nichts übrig; und dem Problem Plato ist er zeit seines Lebens mit einer gewissen Scheu aus dem Wege gegangen. Hier schien ihm wohl nur ein Dualismus möglich, wie ihn der Schluß der Festrede von 1902 (Sitzungsberichte der Preuß. Akademie der Wissenschaften: Wissenschaft und Romantik) formuliert; derselben Rede, die die unglückliche Auseinandersetzung mit dem Phänomen Nietzsche enthält. Das alles widerstand seiner einfacheren Natur. Sein Motto hat er an den Schluß der Rede gesetzt: *Laboremus*. Seine Sache war die Arbeit, nicht das Aperçu, seine Aufgabe die Feststellung, nicht die Intuition, seine Sprache die metho-

dische Abhandlung, nicht die auf dichterische Phantasie gebaute Darstellung. So war Hermann D. kein Darsteller im großen Sinne, kein Deuter und Schilderer von Persönlichkeiten. Gelegentliche Tiefblicke, zum Herodot, zum Sophokles im Kolleg zuweilen auch zum Äschylos, lassen manche Hintergründe seines Auffassens erahnen: aber er verbot sich das in seiner Arbeit. Es stimmte nicht zu seinem Ideal von Wissenschaft; vielleicht auch warnte ihn ein feines Gefühl des Unvermögens. Wenn es so ist, dann spricht auch aus dieser Haltung des Entsagenden die letzte Bescheidung des Weisen.

Was bleibt, ist letztlich mehr als das Gedächtnis des Mannes als Persönlichkeit, eines Mannes, »dessen Herz nur wenige gekannt haben«, die dann freilich die Erinnerung an seine große und reine Güte als eigene Lebenskraft bis zum Ende bewahren werden. Was bleibt und dauern wird, ist die schlechthin unerhörte Leistung. Eine Leistung, auf die künftige Forschung gründen kann wie »auf dem Felsen des Kekrops die Akropolis«. D. selbst wollte nicht ein großer Gelehrter genannt werden. Das war die Ungerechtigkeit seiner übergroßen Bescheidenheit. Er war ein großer Gelehrter und ein großer Forscher, dessen sachliche Leistung an stiller Fruchtbarkeit und zeitlosem Beharren manches genialeren Forschers Werk überdauern wird. Die Sachlichkeit in der Leistung schützt ihn davor, jemals Angehöriger einer vergangenen Generation zu heißen; sie macht ihn zum Zeitgenossen einer jeden Zukunft.

Literatur: Haupt- und Grundbuch für alles Biographische: Hermann D. und Carl Robert, ein biographischer Versuch von Otto Kern, Leipzig 1927. — Ebenda VII.: Quellenübersicht über ungedruckte Korrespondenz und Aufzeichnungen. Am wichtigsten: 1. Aus der Jugendzeit von Hermann D. (10 Quarthefte 1848—1872; von D. abgeschlossen im August 1914; 2. Briefwechsel Usener mit D.; 3. Briefwechsel Zeller mit D. (2 und 3 aufbewahrt von der Preuß. Akademie der Wissensch.). — Ebenda VIII.: Gedruckte Nachrufe. Wichtig: W. Jaeger, Hermann D. zum goldenen Doktorjubiläum. Internationale Monatsschrift XV, 1921. — Ebenda 136—146 ein Schriftenverzeichnis, das, so viel ich sehe, vollständig ist. — Außerdem benutzt: Briefwechsel D.' mit U. v. Wilamowitz-Moellendorff. Im Besitz von U. v. Wilamowitz. Für gütige Erlaubnis zur Benutzung habe ich zu danken.

Heidelberg.

Otto Regenbogen.

**Diez, Robert**, Bildhauer, Geh. Rat, *Dr. med. vet. e. h.* (Dresden), \* am 20. April 1844 in Pößneck (Sachsen-Meiningen), † am 6. Oktober 1922 in Dresden-Loschwitz. — Sohn des Ersten Bürgermeisters von Pößneck, empfang D. schon als Kind in der Amtswohnung seines Vaters, einem alten (später niedergerissenen) Franziskanerkloster, die ersten künstlerischen Eindrücke. Die Wandgemälde in den langen Gängen dieses Ordenshauses und die Malereien an den Gewölben der gotischen Klosterkirche regten die Phantasie des Knaben lebhaft an, so daß dieser sich bereits damals mit Erfolg im Zeichnen übte. Dreizehn Jahre alt, trat Robert D. in das Gymnasium zu Meiningen ein. In der kleinen Residenzstadt wurden ihm bald neue künstlerische Anregungen zuteil, namentlich durch seinen Oheim Samuel Friedrich D. (1803—1873), der, einst Schüler der Münchener Kunstakademie, seit 1832 als Hofmaler in Meiningen wirkte und durch seine Bildnisse, meist leicht getönte Zeichnungen, auch an ausländischen Höfen einen guten Ruf genoß. Robert besuchte das Gymnasium bis zur Reife, ohne seine zeichnerischen Übungen zu vernachlässigen, und hatte die Absicht, sich, dem Wunsche der Eltern entsprechend,

dem juristischen Studium zuzuwenden. Da brach der innere Drang zur Kunst mächtig in ihm durch und — siegte. Nach reiflicher Erwägung entschloß sich der Jüngling, Plastiker zu werden. Zum Zwecke seiner Ausbildung siedelte er nach Dresden über und trat, schon neunzehn Jahre alt, am 22. Mai 1863 in die dortige Kunstakademie ein, an der damals bedeutende Meister wie E. J. Hähnel und J. Schilling die Bildhauerateliers leiteten. Zwar mußte er in der untersten Klasse dieser Kunsthochschule gleich seinen weit jüngeren Mitschülern ganz von vorn anfangen, da seine jugendlichen Versuche nicht genügten, mußte nach Gips und dann nach dem lebenden Modell zeichnen. Doch ließ er sich die Anfangsgründe nicht verdrießen und machte bei großem Fleiß so rasche Fortschritte, daß er bereits im November 1863 in die Mittel- und genau ein Jahr später in die Oberklasse der Akademie versetzt werden konnte, an der die Professoren Julius Hübner, Hähnel, Peschel und Ehrhardt unterrichteten. Wie man schon damals seine Leistungen in Dresden anerkannte, zeigt die Tatsache, daß seine Bildungsstätte ihn 1864 durch ein Ehrenzeugnis, 1865 durch eine öffentliche mündliche Belobung auszeichnete. Am 1. November 1866 fand D. endlich Aufnahme in das Atelier des von ihm verehrten Meisters Johannes Schilling. Hier konnte er nun seine Begabung freier entfalten und seine ersten selbständigen Werke schaffen, die er 1869 auf der akademischen Kunstausstellung zeigte. Es waren dies: eine lebensgroße Gruppe in Gips »Venus tröstet Amor, dem der Pfeil zerbrochen ist«, und zwei Gipsstatuetten, »Zwei Pagen im Kostüme des 15. Jahrhunderts« (Nr. 319, 844, 845 des Katalogs). Diese Arbeiten trugen ihm wiederum ein Ehrenzeugnis der Kunstakademie ein, und zwar diesmal an Stelle der großen goldenen Medaille, die selbst er nur deshalb nicht erhalten konnte, weil er sich aus Bescheidenheit nicht formell an der Konkurrenz um diese höchste Auszeichnung beteiligt hatte. Seine Gruppe wurde vom sächsischen Staate für eine Sammlung akademischer Schülerarbeiten angekauft. Auf den Ausstellungen der Jahre 1870 und 1871 war D. ebenfalls mit Statuetten mittelalterlicher Figuren vertreten. Schon diese frühesten Werke des jungen Künstlers sind kennzeichnend für seine ganze spätere Entwicklung: aus dem strengen Klassizismus, wie er damals in Dresden von Hähnel, Schilling und deren Schülern vertreten wurde, arbeitete sich D. allmählich heraus zu einer freieren — oft sogar genrehaften Gestaltung der Figuren. Dabei bevorzugte er zunächst noch längere Zeit das Exterieur der Renaissance.

Nach fünfjährigem Aufenthalt in dem Atelier Schillings (dem er übrigens bei der Vollendung der Statue der »Stadt Speyer« für Rietschels Lutherdenkmal in Worms hatte hilfreiche Hand leisten können) ging D. am 1. November 1871 von der Dresdner Kunstakademie ab, um sich nun auf Reisen weiterzubilden. Diese führten ihn nach Paris und Italien. Sie brachten ihm zwar mancherlei Anregung, aber keine nachhaltige Förderung; denn trotz aller klassischen Bildung fühlte sich D. stets als einen durchaus deutschen Künstler.

1872 machte er sich in Dresden selbständig und eröffnete bald ein eigenes Atelier. Auch an Aufträgen fehlte es ihm nicht. Zunächst schmückte er einige Prunkräume reicher Mäzene mit allegorischen Gruppen in mittelalterlicher Gewandung (Bronze). Dann aber wurde er (1874) neben Hähnel, Schilling, Kietz, Broßmann, Echtermeyer u. a. zu der plastischen Ausschmückung des Semperschen Opernhauses in Dresden hinzugezogen, die aus den Mitteln des



Kunstfonds bestritten wurde. Er modellierte zwei der überlebensgroßen Figuren, die auf die Säulenköpfe der seitlichen Anfuhrampen gestellt wurden: »Oberon« und »Titania« (an der Süd- oder Museumsseite), ferner zwei Medaillenfüllungen: »Pegasus« und »Sphinx«, umgeben von Genien, Masken und Fruchtschnüren, zur Ausführung in Stuck für den Zuschauerraum (Photographien dieser Werke findet man in dem »Album« des Kunstfonds, in der Bibliothek der Dresdner Kunstakademie). Etwa gleichzeitig mit diesen Plastiken entstanden die Reliefs für den Neubau der Dresdner Börse an der Ringstraße. 1878 war D. am Innenschmuck der erneuerten Albrechtsburg in Meissen beteiligt: er lieferte das kleine Gipsmodell zu dem in Holz zu schnitzenden Standbilde des Meißener Markgrafen Heinrichs des Erlauchten († 1288) für den großen Bankettsaal der Burg. Diese zuletzt genannten Gelegenheitsarbeiten besaßen weniger selbständigen Kunstwert, sondern waren nur als schmückende Beigabe architektonischer Leistungen gedacht. Sie mußten den Künstler äußerlich sicherstellen. Unterdessen arbeitete dieser im stillen an dem Werke, das ein großer Wurf werden und seinen Ruhm innerhalb und außerhalb Deutschlands begründen sollte: am »Gänsedieb«. In Thomas Platters Selbstbiographie hatte er gelesen, wie dieser Schweizer Gelehrte (um 1512) als »fahrender Schüler« (»Schütze« oder »Bacchant«) durch Deutschland zog und just vor Dresdens Toren für den Schwarm seiner Gefährten zwei feiste Gänse stahl. Dieser naiv erzählte Vorgang gestaltete sich im Geiste des Künstlers zum Bilde, und in einer reizenden, lebhaft bewegten Gruppe verlieh er diesem Wirklichkeit. Der Jüngling steht nach vorn gebeugt; unter dem Arme hält er bereits eine geraubte Gans; die freie Hand hascht nach einer zweiten, und um die mit erhobenen Flügeln Entfliehende aufzuhalten, hat der Schütze die Beine impulsiv zusammengezogen. Diese Stellung war nach dem klassizistischen Schema unmöglich; denn sie erschien unästhetisch. Aber wie wirkt sie hier überaus frisch und natürlich, völlig unanstößig! Mit dieser Figur hatte D. nicht nur ein Meisterwerk geschaffen, sondern er gab, als er 1879 damit an die Öffentlichkeit trat, gleichsam das Signal zu einer neuen Formensprache. An die Stelle der strengen (durch die Vorbilder des Altertums bedingten) Regel trat die freie Gestaltung auf Grund natürlicher Beobachtung. Dem überlebten Klassizismus wurde damit der Todesstoß versetzt. Und dennoch erscheint D. nicht als Revolutionär; denn dieses Werk liegt durchaus in der Linie seiner bisherigen Entwicklung. Es ist deutsch empfunden und mit deutscher Ehrlichkeit gebildet. Darum fand es, wo auch immer er es zeigte, begeisterte Aufnahme. München verlieh ihm dafür (noch 1879) die »I. (d. h. große goldene) Medaille«, eine für Bildhauer verhältnismäßig seltene Auszeichnung; Wien und Antwerpen folgten. Die Herrmannstiftung in Dresden beauftragte den Künstler mit der Ausführung der Gruppe als Brunnenschmuck. Sie wurde von C. A. Bierling in Dresden gegossen, und 1880 fand der schöne Brunnen auf dem Ferdinandplatze in Dresden seine Aufstellung. Nun wollte auch die Dresdner Kunstakademie in der Ehrung ihres ehemaligen Zöglings nicht zurückstehen: Ende November 1880 wählte der Akademische Rat D. zum Ehrenmitgliede der Akademie; Anfang des nächsten Jahres bestätigte der sächsische König Albert diese Wahl, und im März wurde sie amtlich bekanntgegeben. Inzwischen hatte der Künstler einen neuen ehrenvollen Auftrag übernommen: das Kriegerdenkmal in Braunschweig, das der Dresdner Bildhauer Adolph

Breymann († 1878) unvollendet hinterlassen hatte, fertigzustellen. Er unterzog sich dieser nicht ganz leichten Aufgabe ebenso pietätvoll wie selbständig, indem er als rückseitlichen Abschluß eine ergreifende Reliefgruppe nach eigenem Entwurfe »Heimkehr des Sohnes« hinzufügte. Für diese treffliche Arbeit wurde er von dem Landesherrn durch Verleihung des Ordens Heinrichs des Löwen ausgezeichnet.

In jenen Jahren beschäftigte die Gemüter der Kunstfreunde besonders in Dresden eine Frage, die der Kreuznacher Bildhauer Carl Cauer durch eine Ausstellung farbig behandelter Plastiken in der Sammlung der Gipsabgüsse zu Dresden aufgerollt und der Direktor dieser Sammlung, Georg Treu, in seinem 1884 erschienenen Vortrage: »Sollen wir unsere Statuen bemalen?« unter Berufung auf die Antike energisch bejaht hatte. Unter den Künstlern, die seine Theorie praktisch zu beweisen suchten, stand neben Paul Kießling und Theodor Große auch Robert D. Ihm, der in seinen Plastiken seit jeher auf Wahrheit, Leben und farbige Wirkung ausging, war die farbige Behandlung der Figuren und Köpfe ein natürliches Bedürfnis. So stellte er für Treu die sogenannte Stackelbergsche Amazone und einen lebensgroßen Aphroditkopf der Abgußsammlung (die »Venus Gaëtani«) farbig wieder her und zeigte daneben eine männliche Porträtbüste von seiner eigenen Hand, die infolge ihrer völlig realistisch durchgeführten Bemalung die Geister heftig aufeinanderplatzen ließ. So hat auch hier D. neue Wege gewiesen. Die gleichen Grundsätze erprobte er dann nochmals an einer in Lindenholz geschnittenen Gruppe »Waldgeheimnis« (Nixe und Zwerg), die er mit Silber und Gold grundierte, bemalte und mit Augen aus Bergkristall versah. Sie gelangte als Geschenk eines Kunstfreundes in die Dresdner Skulpturensammlung (Albertinum). Später hat D. auf die Bemalung seiner Plastiken verzichtet.

Das folgende Jahrzehnt (1883—1893) war ausgefüllt durch die Arbeit an des Meisters Hauptwerke, den beiden Monumentalbrunnen auf dem Albertplatze in Dresden-Neustadt. Wiederholt hatte D. auf der Nordseeinsel Sylt Gelegenheit gehabt, das Meer in seiner feierlichen Ruhe wie in seiner großartigen Bewegtheit zu schauen, und dabei hatten sich in seiner reichen Phantasie Bilder geformt, die nach plastischer Gestaltung drängten. So entstanden die Gruppen »Stilles Wasser« und »Stürmische Wogen«. Jene zeigt Meeresgeister spielend und schlafend, von Schmetterling und Libelle umgaukelt; diese Kampfszenen: den Sturm mit der Schlangenpeitsche auf einem Seerosse daherjagend, Tritonen, mit Wasserungeheuern ringend u. a. m. — das Ganze ein Werk von blühendem Reichtum der Gestalten und eigenartiger Größe. Hatte D. hier allegorische Gebilde im Sinne des antiken Mythos verwendet, so geschah dies wiederum ganz in freiem, modernem Geiste. Als der Rat zu Dresden (noch 1880) einen Wettbewerb zur Beschaffung figürlichen Schmuckes für die beiden großen Brunnenbecken auf dem Albertplatze ausgeschrieben hatte, erhielt D. einen der ausgesetzten Preise, und 1883 wurde ihm die Ausführung übertragen, deren Kosten (schließlich 132 000 Mark) aus dem Dr. Güntzschen Verschönerungsfonds bestritten wurden. Bei seiner zehnjährigen Arbeit an diesem Werke wuchs der Künstler stetig mit ihm, indem er fortgesetzt bereicherte und verschönte. Nachdem dann das Werk, das wiederum Albert Bierling in Bronze gegossen hatte, am 1. September 1894 enthüllt worden war, besaß Dresden zwei Brunnen von solcher Monumentalität in

Erfindung und Ausführung, wie nur wenige Städte des Kontinents sie aufzuweisen haben. Der Künstler unternahm im gleichen Jahre eine längere Erholungs- und Studienreise nach Ägypten, Jerusalem, Damaskus und Griechenland, von der er unter anderen interessanten Altertümern auch Reste dreier Wandgemälde aus einer altägyptischen Grabkammer (um 1500 v. Chr.) mitbrachte, die er dem Albertinum in Dresden überwies.

Inzwischen war ihm nach dem Tode E. J. Hähnels 1891 das eine der Meisterateliers für Bildhauerei an der Dresdner Akademie übertragen worden, aus dem dann tüchtige Künstler wie Selmar Werner u. a. hervorgegangen sind. Er gewann dabei nachhaltigen Einfluß nicht nur auf die heranwachsende Bildhauergeneration, sondern als Mitglied des Akademischen Rates auch auf die Verwendung der ziemlich bedeutenden Summen, die vom sächsischen Staate für Kunstzwecke ausgeworfen wurden. Seit 1899 war er — nach langer Pause — wieder auf allen großen Dresdner Ausstellungen vertreten; er zeigte hier neben seinen neuesten Schöpfungen auch ältere Arbeiten oder Teile derselben, darunter 1904 einige Tierstudien, so daß man einen guten Überblick über sein reiches, vielseitiges Schaffen gewann. (Eine Anzahl dieser Werke ist in den Katalogen abgebildet.) 1904 wurde er Geheimer Hofrat, 1915 Geheimer Rat und etwa gleichzeitig von der Tierärztlichen Hochschule zu Dresden zum *Dr. med. vet.* ehrenhalber ernannt. Sein Ruhm hatte sich nun so ausgebreitet, daß man in jenen Jahrzehnten auch außerhalb Sachsens seine reife Kunst oft in Anspruch nahm. So lieferte er für die Außenseite der Straßburger Universität zehn Porträtstatuen deutscher Gelehrter; für das Reichstagsgebäude in Berlin zwei Fassadenfiguren (»Winzerin« und »Brauknecht«, 1890), das Bronzestandbild Kaiser Karls IV. (1899) und die überlebensgroße Herme des Erbauers dieses Hauses, Paul Wallot (1914 aufgestellt); für Meiningen den »Märchenbrunnen« zum Gedächtnis des Dichters Ludwig Bechstein (im Englischen Garten, 1910); für das Germanische Museum in München eine Halbfigur Gutenbergs. Die Akademien in Berlin (1895) und München ernannten ihn zu ihrem Ehrenmitgliede. Trotz dieser äußeren Anerkennungen blieb D. ein bescheidener Mann von geradem, deutschem Sinne. Seine Kraft widmete er nach wie vor hauptsächlich seiner Heimatstadt Dresden, die seinen Ruhm begründet hatte. Für sie schuf er verschiedene Porträtbüsten hervorragender Mitbürger (Oberbürgermeister Dr. Stübel, 1900, für das Stadtmuseum; Geh. Rat Dr. Fiedler für den Garten des Stadtkrankenhauses; Geh. Rat Dr. Ellenberger für die Tierärztliche Hochschule) sowie tiefsinnige, formschöne Grabmäler für den Tolkewitzer Friedhof, darunter »Wiedersehen« mit den Relieffiguren Eva und Ilse Treu und das Wandgrabmal »Ruhe« für Frau Schweighofer. 1900 vollendete er die sechs in Kupfer getriebenen Friese (heidnischer und biblischer Mythos) und die sechs dazugehörigen weiblichen Kolossalbüsten, die die großen Kulturländer darstellen. Diese ganz im Stile malerischer Komposition gehaltenen Werke waren ihm schon 1894 in Auftrag gegeben worden; sie schmücken die der Terrasse zugekehrte Hauptfront des Albertinums. Im selben Jahre (1900) begann er das gewaltige Bismarck-Denkmal an der Kreuzung der Ring- und Seestraße, das 1903 enthüllt wurde. Es zeigt den Altreichskanzler — mit prächtigem, charaktervollem Kopfe — im Interimsrocke, wie er gleichsam unter die hier vorüberflutende Volksmenge schreitet, hinter ihm zwei Greife, die den schweren politischen Kampf und

den endlichen Aufschwung und Sieg dieses deutschen Heroen versinnbildlichen sollen. Wie der Meister stetig an seiner eigenen Vervollkommnung arbeitete, so nahm er auch Anteil an allen neuen künstlerischen Bestrebungen; noch als Greis trat er der eben gegründeten »Künstlervereinigung Dresden« bei, der er auch bei ihrer ersten Ausstellung im neuen städtischen Ausstellungsgebäude 1916 einige seiner letzten Schöpfungen, vorzugsweise Büsten, zur Verfügung stellte. Es war das letztemal, daß er an die Öffentlichkeit trat. Denn Alter und Krankheit geboten dem nimmermüden Arme Einhalt.

Sein letztes Schaffen galt seiner Vaterstadt Pößneck, der er schon vorher in dem Grabmal Walther-Berger (»Grablegung«: zwei Engel und liegende weibliche Gestalt) eine Bronzegruppe von ergreifender Wirkung geschenkt hatte. Jetzt war ihm die Aufgabe gestellt, ein größeres Denkmal zur Erinnerung an die Jahre 1870/71 zu entwerfen. Von dem wahren, tiefen Empfinden des greisen Künstlers zeugt namentlich ein Hochrelief an der Friedhofseite des Denkmals, eine Pietà (der tote Jesus, über den die Mutter sich in stillem Schmerze neigt) — ein feierlicher Ausklang dieses reichen Lebenswerkes. Denn die Jahre, die nun folgten, waren leider durch schweres Siechtum getrübt. Mit großer Geduld hat der Meister es getragen. Nachdem er sein akademisches Lehramt aufgegeben hatte, zog er sich ganz auf seine Besitzung im lieblichen Loschwitz, wo er schon 1899 seinen Wohnsitz aufgeschlagen hatte, zurück. Dort hat er auch die Augen für immer geschlossen, und dort erhält eine nach ihm benannte schöne Bergstraße sein Andenken für kommende Zeiten.

Die Modelle der meisten größeren Werke des Künstlers sind im Lichthofe des Albertinums in Dresden aufgestellt; eine lebensgroße Büste des Architekten Paul Wallot, Bronze, wurde 1912 für das Museum der bildenden Künste in Leipzig angekauft. Von Bildnissen des Meisters sind drei bekannt: das im April 1896 von Karl Mediz gezeichnete im Kupferstichkabinett zu Dresden, ein noch früheres lebensgroßes Ölbild von Paul Kießling im Besitz der Familie, und ein besonders schönes Altersbildnis von Karl Bantzer, das 1919 in Dresden ausgestellt war.

Literatur: Thieme-Becker, Allgemeines Künstlerlexikon IX (1913), S. 281 f. (daselbst weitere Literatur). Dazu: Dresdener Ausstellungskataloge 1864/77 pass., 1899/1916 mit Abbild. — Das geistige Deutschland am Ende des 19. Jahrhunderts, I (1898), S. 129 f. — O. Richter, Geschichte der Stadt Dresden 1871—1902<sup>3</sup> (1904), S. 155, 156, 183, 185. — Deutsches Zeitgenossenlexikon (1905), Sp. 266. — Corn. Gurlitt, Die deutsche Kunst des 19. Jahrhunderts<sup>3</sup> (1907), S. 402, 596. — Dresdner Kalender 1913, S. 45; 1919, S. 93, 101/103 mit 2 Abbild. — Dresdner Anzeiger und Dresdner Nachrichten vom 10. Oktober 1922 (Nachrufe).

Oschatz (Sa.).

Ernst Sigismund.

**Dryander, Ernst v., D.**, Oberhofprediger und geistlicher Vizepräsident des Evangelischen Oberkirchenrats, \* am 18. April 1843 in Halle, † am 4. September 1922 in Berlin. — 1. Elternhaus und Kindheit. Ernst D. — in den äußeren erblichen Adelstand erhoben wurde er 1918 durch die Verleihung des Schwarzen-Adler-Ordens — war der zweite Sohn des Pfarrers an der Marienkirche zu Halle, Hermann Ludwig D. († am 15. Februar 1880 als Doktor der Theologie, Konsistorialrat und Superintendent) und dessen Gattin Franziska, geb. Delbrück. Die Mutter starb, als der Knabe noch nicht das 6. Lebensjahr vollendet hatte; in der Stiefschwester der Mutter, mit der der Vater Ende 1853 den Ehebund schloß, fanden die drei Geschwister eine ihnen schon

bekannte und von ihnen geliebte neue Mutter. Nach einem kurzen Besuch der Gaudigschen Privatschule wurde Ernst mit seinem Bruder Friedrich, der Familientradition folgend, 1853 Schüler des Pädagogiums der Franckeschen Stiftungen, dem er bis zum Abschlußexamen, Herbst 1860, angehörte. Die Eindrücke von dieser Gymnasialzeit gingen merkwürdigerweise nicht sehr tief. Durch besondere Rücksichten veranlaßt, wurde Ernst erst 1859, nachdem er bereits Primaner geworden war, von dem damals leider durch Krankheit recht angegriffenen Vater unterrichtet und konfirmiert. Die Handlung selbst wie die Feier des heiligen Abendmahls trugen das Ihre dazu bei, in Ernst den schon frühe vorhandenen Entschluß, Theologie zu studieren, zu befestigen.

2. Lehr- und Wanderjahre. Ein reiches geistiges Erbgut brachte der junge Student zur Universität mit. Die Glieder der beiden Familien, Dryander und Delbrück, hatten sich schon durch Generationen hindurch ausgezeichnet durch eine feine Bildung, durch hervorragende Stellungen, die sie bekleideten, und durch Teilnahme an dem Geistesleben ihrer Zeit. Am 18. Oktober 1860 wurden beide Brüder immatrikuliert; 60 Jahre später wurde der 77jährige von Rektor und Senat der Universität Halle zum Ehrenmitglied ernannt. Der Vater, die beiden Großväter und der Urgroßvater hatten ihr bereits früher durch die von ihr verliehenen akademischen Würden sehr nahe gestanden.

Die ersten drei Semester 1860—1862 brachte er in Halle zu. Hupfeld, Jacobi und Tholuck führten ihn in das Studium ein, ersterer in die philologischen Untersuchungen und kritischen Erwägungen der Hauptbücher des Alten Testaments, Jacobi in die Kirchengeschichte, Tholuck in die Exegese des Neuen Testaments. Vor allem wirkte der persönliche Einfluß des letzteren auf den Studenten ein; Tholuck stand dem Vater nahe, er zog den Sohn an sich heran; von ihm gingen durch den Gottesdienst, die Predigt und den Einzelverkehr persönliche Kräfte aus, die sich für das ganze Leben als wirksam erwiesen. Zu diesen dreien trat im dritten Semester noch Julius Müller hinzu, dessen milde und vermittelnde Stellung und klare Auffassung der Probleme bei der Behandlung der dogmatischen Fragen ihren Eindruck nicht verfehlten. — 1862 ging D. nach Tübingen. Hier entfaltete sich für ihn ein Reichtum köstlichen frischen Lebens. Die Naturschönheit der Umgebung, die Gelegenheit, mit Freunden zu wandern und Land und Leute kennenzulernen, die ganze herzliche, biedere und zugleich knorrige Art des schwäbischen Stammes, der besondere Charakter des süddeutschen Wesens nahmen mit Zaubergewalt das Herz gefangen. Er hörte die Vorlesungen bei dem Alttestamentler Öhler, dogmatische Vorlesungen bei Landerer, Ethik und die Theologie der Bibel und des Neuen Testaments im besonderen bei Johann Tobias Beck. Auch die drei Semester fleißiger Arbeit in Tübingen gingen rasch vorüber. Noch ein letztes siebtes Semester wurde wieder in Halle verlebt. Hier wurde vor allem die Bekanntschaft mit Willibald Beyschlag, der inzwischen als Professor dorthin berufen war, von Bedeutung; war er es doch, der 1874 D. zum Nachfolger des mit einer Professur in Halle betrauten Pfarrers in Bonn D. Albrecht Wolters vorschlug. Daneben war es der Alttestamentler Riehm, der D. zu der innerlich freien Stellung gegenüber allen theologischen Fragen verhalf, wie er sie dann durch sein ganzes Leben hindurch einnahm.

Das Examen wurde im Juni 1865 mit Auszeichnung bestanden. Die nächsten zwei Jahre hindurch war er Hauslehrer bei den Kindern des Etatsrats Donner in Neumühlen bei Hamburg. Die politischen Ereignisse, die dem Krieg 1866 vorangingen, der Krieg selbst und die Pflege der cholerakranken Soldaten in den Lazaretten des Kriegsschauplatzes erweiterten in hohem Maße den Gesichtskreis des Kandidaten. An das im Juli 1867 bestandene zweite theologische Examen schloß sich eine Reise nach Holland zur Teilnahme an der Versammlung der Evangelischen Allianz und nach der Schweiz an; in beiden Fällen war er der von Tholuck selbst erbetene Reisebegleiter, der in der Erfüllung seines nicht ganz leichten Dienstes von der Persönlichkeit des Meisters reiche innere Anregung empfing. Wieder für zwei Jahre nahm den nunmehr 24jährigen Kandidaten die theologische und vor allem die praktische Ausbildung in Anspruch, die er im Domkandidatenstift in Berlin durch die Unterweisung der beiden Ephoren *D. Hofmann* und *D. Kögel* fand. In Predigt und Seelsorge wurde er auf diese Weise von zwei hervorragenden Männern eingeführt, die ihm das Beste für sein Leben mitgaben, soweit es nicht auf eigener Veranlagung beruhte. Die sich an den Stiftsaufenthalt anschließende Studienreise führte den Domkandidaten nach Frankreich, um den dortigen Protestantismus kennenzulernen. Das Zusammensein mit den Vertretern der protestantischen französischen Gemeinden in Paris und besonders in Südfrankreich, der Besuch der Fakultät in Montauban, die Teilnahme an den Gottesdiensten und an dem Gemeindeleben der freien Kirche in den Tälern der Cevennen, die damit verbundenen geschichtlichen Erinnerungen brachten überaus wertvolle Eindrücke, die — zumal da ein ausführlicher Rechenschaftsbericht über die Reise abgestattet werden mußte — für das Leben festgehalten wurden. Zu dem Reisestipendium nach Frankreich hatte der Vater die Mittel für eine damit zu verbindende Reise nach Italien hinzugefügt. Sie galt vor allem den Kunstschatzen des Landes; es war ein ganz besonderer Vorzug, daß der Lernbeflissene in Professor Eggers, dem Lehrer der Kunstgeschichte an der Kunstakademie in Berlin, einen älteren sachverständigen Freund fand, der mit ihm zusammen durch Italien zog. Ein Aufsatz in Beyschlags Evangelischen Blättern über die Katakomben des Kalixtus in Rom gab Kunde von einem Teil des Erlebten.

Die Reise hatte sich bis zum Juli 1870 hingezogen. Der französische Krieg brach aus. Die Teilnahme an ihm wenigstens als Krankenpfleger wurde dem für sein Vaterland zur Einsetzung des Lebens froh Bereiten nicht gestattet, der Urlaub ihm nicht gewährt, er wurde am 30. Juli 1870 zum Domhilfsprediger und Adjunkten am Domkandidatenstift ernannt, von *D. Kögel* ordiniert und mußte sich mit der Ausübung des seelsorgerlichen Dienstes in den Berliner Lazaretten begnügen. Dazu trat seine regelmäßige Tätigkeit im Stift, wo er zusammen mit dem späteren Professor Heinrici und dem nachmaligen Leiter der Sächsischen Landeskirche *D. Dibelius* die neutestamentlichen Übungen für die Domkandidaten hielt.

3. Im Gemeindedienst zu Torgau und Bonn. Oktober 1872 war der 29jährige Domhilfsprediger zum Diakonus in Torgau, der alten Lutherstadt, gewählt worden. Nach knapp zwei Jahren erging an ihn der Ruf der evangelischen Gemeinde in Bonn. Im Juli 1874 wurde er von den Gemeindeorganen einstimmig gewählt. In Bonn erlebte *D.* wohl die sonnenbeglänztste

Zeit seines Lebens, obwohl es ihm auch später an sonniger Freude nicht fehlte. Die Gottesdienste allsonntäglich gefüllt; die Gemeinde bestand zum weitaus größten Teil in ihren 5000 Gliedern nur aus Gebildeten und brachte ihm ein unendliches Vertrauen entgegen. Das Presbyterium war in vollendeter Eintracht mit ihm verbunden; treue Gemeindeglieder arbeiteten mit ihm Hand in Hand. Die Predigten trugen den ganz ausgesprochenen seelsorgerlichen Charakter; sie wurden zum Druck begehrt und erschienen als Erstlingsband der Predigten D.s, zugleich als Abschiedsgabe an seine Bonner Gemeinde; Einführung in die Schrift, Ausschöpfung des Textes, gründliche Beleuchtung der in ihm enthaltenen Wahrheit, praktische Anwendung auf das seelische Leben, feinfühliges Eingehen auf die Nöte des inwendigen Menschen, auf die Hemmnisse seines Wachstums und auf die Schilderung der Herrlichkeit des Glaubensbesitzes zeichnen sie aus und lassen es verstehen, daß die Glieder der Gemeinde, die Angehörigen der Universität, die Studenten und unter ihnen die jungen Hohenzollernprinzen, vor allem Prinz Wilhelm, mit Dank und Freude zu seinen Füßen saßen. Dazu kam das große und tiefe Glück, das D. in seiner Häuslichkeit geschenkt war; 1876 verheiratete er sich mit Magdalena Roedenbeck, der Tochter des Kurators der Universität Halle. Vier Kinder wurden den Eltern in der Zeit ihres Bonner Aufenthaltes geschenkt; herzliche Gastfreundschaft wurde im Pfarrhaus gepflegt.

4. Im Pfarramt der Berliner Dreifaltigkeitsgemeinde und im Anfangsdienst der Kirchenleitung. Am Reformationsfest 1882 stand D. als Nachfolger des nach Leipzig berufenen D. Pank auf der Kanzel der Dreifaltigkeitskirche, auf der einst Schleiermacher seine Predigten gehalten hatte. Die Predigten, die D. hielt, hat er zu einem Teil veröffentlicht; sie behandeln das christliche Leben, die Lebensgeschichte des Apostels Paulus an der Hand der Berichte in der Apostelgeschichte, das Vaterunser, das Evangelium des Markus und die praktische Auslegung des ersten Johannesbriefs. Vergleicht man sie mit den Bonner Predigten, so kann man zunächst nur die gleiche tiefe Innerlichkeit feststellen; Seelengewinnung, Seelenführung, Seelsorge sind ihre charakteristische Eigenart; Motiv, Kraft und Ziel wird aus der eingehenden Behandlung der Textgedanken gewonnen. Was in ganz besonderem Maße ihnen eignet und auch den späteren Predigten nicht verlorengegangen ist, ist die freundliche verständnisvolle Milde, mit welcher der Prediger den Gedankengängen der der Kirche noch ferner stehenden Gebildeten nachgeht; eine heiße Liebe zu allen spricht aus seinen Worten; kein Schelten, kein Verurteilen, kein sich Überheben über sie und ihren Weltanschauungsstandpunkt soll sie zurückstoßen; aber die Herrlichkeit Jesu und seines Evangeliums läßt er über ihnen aufleuchten. Die Predigten der beiden letzten Jahrzehnte — dies sei hier gleich hinzugefügt —, besonders die Kriegs- und Nachkriegspredigten tragen einen umfassenderen, das ganze öffentliche Leben noch viel mehr in die Beleuchtung durch Gottes Wort hineinziehenden Charakter. Hier kommen sozialethische Wahrheiten tiefster Art zur Aussprache, ohne daß die persönlichen seelsorgerlichen Worte verschwinden. Aber aus der Gemeinschaft heraus wird hier der einzelne gepackt, während in den früheren Jahren der einzelne zur Erweiterung seines christlichen Lebens in der Gemeinschaft geführt wurde.

Diese milde Art herzlichen Verstehenwollens zeichnete D. in seiner ganzen kirchlichen Stellungnahme aus. Er war abhold jeder Kirchenpolitik und jedem kirchlichen Parteiwesen; mochte es sich um den Gemeindegemeinderat handeln oder um die Synode, um das Zusammensein mit seinen Amtsbrüdern, deren Superintendent er zugleich mit der Übernahme seines neuen Pfarramts geworden war, um die Konferenzen mit ihnen und die Aussprachen in den Behörden — überall blieb er sich darin gleich, daß er persönlich das Zeugnis des Paulus: »Ich lebe, aber nun nicht ich, sondern Christus lebet in mir« zu bewahrheiten suchte. D. war ein Mann des Friedens, durch und durch eine irenische Natur, die gerade darum sich von beiden Seiten mancher Verkennung ausgesetzt sah. Er suchte das schwere Problem des Lebens, sachlich stets wahr und persönlich stets liebevoll zu sein — eine der tiefsten und eine der schwierigsten Aufgaben, die das Leben uns stellt —, in seiner ganzen Lebenshaltung nach bestem Gewissen und Können täglich von neuem seiner Lösung entgegenzuführen.

Indem D. die Beteiligung am politischen, zumal am kirchenpolitischen Leben ablehnte, verzichtete er darauf, nach außen hin machtvoll zu wirken, etwa wie es Adolf Stöcker bei seinen volksaufweckenden Bestrebungen gegeben war; dafür setzte er seine ganze Kraft ein, seiner Gemeinde ein sorgsamer Berater und Führer zu sein. Das Kirchengebäude wurde auf seine Anregung hin innerlich neu gestaltet und ausgebaut. Wie Pank so war auch D. der Seelsorger der Familie des Reichskanzlers Fürst Bismarck geworden, und die jährliche Abendmahlsfeier, die den Reichskanzler mit den Seinen im stillen Familienkreise vereinte, gab den Anlaß zu manchem tief gehenden Gespräch.

Mai 1887 wurde D. zum Konsistorialrat und Mitglied des Berliner Konsistoriums ernannt. Hier hatte er zunächst sich an den Prüfungen der jungen Theologen zu beteiligen, und zwar in den Fächern des Neuen Testaments und der praktischen Theologie. Die Mitarbeit bei der Behörde, die Teilnahme an den Sitzungen und das Dezernat für die Gemeinden im Osten der Provinz Brandenburg nahmen Zeit und Kraft so sehr in Anspruch, daß D. um Entlassung aus dem Amte der Superintendentur bat, die ihm im Oktober 1887 gewährt wurde. Dafür aber wurde bald eine neue Aufgabe, die für ihn zu einer sonderlichen Lebensaufgabe wurde, auf seine Schultern gelegt, indem er nach der schweren Erkrankung von D. Kögel zum stellvertretenden Schloßpfarrer berufen wurde; berufen — denn es kam ihm dieser Ruf plötzlich und überraschend; er wurde dabei vor eine vollendete Tatsache gestellt, an der er nichts ändern konnte, die aber darum einen so schmerzlichen Beigeschmack für ihn hatte, weil die beiden Hofprediger Stöcker und Schrader in dieser Berufung eine gewollte Übergehung ihrer eigenen Person sahen und darum ihren Abschied einreichen und denselben auch erhielten. So trat D. in die engste persönliche Beziehung zum Kaiserhaus; am 5. November 1890 war er zum erstenmal der Gast desselben, und bis an sein Lebensende ist er der in Treue und Hingabe nach jeder Seite hin erprobte Seelsorger, Diener und Freund des Kaisers, der Kaiserin und ihres ganzen Hauses geblieben. Die theologische Fakultät der Berliner Universität ehrte den nunmehr an eine bedeutende Stelle seiner Wirksamkeit Vorgerückten im Januar 1891 durch Verleihung der Würde eines Doktors der Theologie. Zum Dank widmete er ihr den zweiten



Band der Predigten über das Markus-Evangelium, die zu der großen von Pank, Kögel und Frommel mit herausgegebenen Auslegung der vier Evangelien gehörten. In ihnen hat er in außerordentlicher, fast schmuckloser Einfachheit das Leben Jesu, wie es im Markus-Evangelium erzählt ist, der Gemeinde dargelegt; es sind nicht am Schreibtisch ersonnene und dann aufgezeichnete Betrachtungen, sondern diese Predigten sind — in anderer Reihenfolge, als die Verse des Evangeliums aufeinander folgen — vor der Gemeinde gehalten und tragen darum den Stempel der Lebenswirklichkeit an sich.

5. Generalsuperintendent der Kurmark. D. Kögels Krankheit wurde nicht besser, so blieb das Schloßpfarramt in D.s Händen. Aber auch das andere große Kirchenamt, das Kögel innehatte, die Generalsuperintendentur der Kurmark, konnte der Kranke nicht mehr verwalten. 1892 wurde D. zu seinem Nachfolger ernannt. Damit war eine Kirchenprovinz seiner Leitung und Fürsorge anvertraut, die nicht weniger als 43 Diözesen mit zusammen 1400 Pfarrern umfaßte. Durch seine gewinnende Persönlichkeit, durch seine tief gewurzelte Frömmigkeit und durch seinen im Leben gewonnenen Weitblick wie durch seine gründliche wissenschaftliche Bildung war er ganz der Mann, um seinen Pastoren als ihr Berater, Seelsorger und Führer dienen zu können. Seine Aufgabe sah er entsprechend dem alten Lutherwort: »Bischofsamt ist Besuchsamt« darin, die Gemeinden mit ihren Pfarrern aufzusuchen, darum viel und oft in seinem Sprengel unterwegs zu sein, Land und Leute und Bedürfnisse kennenzulernen und so persönliche Fühlung mit allen zu nehmen. Vor allem lag ihm daran, mit den Superintenden, den Vorstehern der einzelnen Diözesen, regelmäßige Konferenzen zu vereinbaren und mit ihnen alle kirchlichen und theologischen Tagesfragen und Notwendigkeiten durchzusprechen. Die Generalkirchenvisitationen wurden aufgenommen und wenn möglich im Frühling und im Herbst durchgeführt, aber nicht als richterliche Prüfungsinstanzen, sondern als Evangelisierungsgelegenheiten, bei denen jedesmal ein ganzer Kirchenkreis von den Teilnehmern der Visitationskommission bereist wurde und neues Frömmigkeitsleben zu wecken gesucht wurde, um dadurch das ganze innere Leben der Kirchengemeinden und ihrer Mitglieder auf das stärkste zu beeinflussen und zu heben. Zehn Jahre hindurch verwaltete er sein hohes bischöfliches Amt, bis er es 1902 um des Umfangs seines neuen Wirkungskreises willen an seinen Nachfolger abgab.

6. Oberhofprediger und geistlicher Vizepräsident des Evangelischen Oberkirchenrats. Schon vier Jahre vorher, 1898, war D. vom Kaiser zum Oberhofprediger ernannt worden. In seiner Eigenschaft als Schloßpfarrer war er nach Emil Frommels Tod im Jahre 1896 zum Konfirmator der beiden ältesten Söhne des Kaiserpaares in Plön berufen worden, nachdem er zuvor den kaiserlichen Eltern auf ihrer Fahrt nach Italien und Sizilien nahegetreten, ja man kann sagen von ihnen in eine wirkliche herzliche Vertrauensstellung aufgenommen war. Im Februar 1897 wurde er mit der Leitung des Konfirmandenunterrichts betraut und siedelte mit seiner Familie nach Plön über, zumal die Prinzen einem ausdrücklich ausgesprochenen Wunsche zufolge auch in seinem Hause und Familienkreise verkehren sollten. Abgesehen von der Erfüllung der in der Kurmark zu erledigenden Pflichten gehörte das Jahr 1897/98 ganz der Erziehung der Prinzen und ihrem Kon-

firmandenunterricht; auch auf ihren Reisen nach Tegernsee und Homburg begleitete er sie als ihr Lehrer und Seelsorger. Mit der Konfirmation im Mai 1898 fand diese Tätigkeit ihren Abschluß. Aber bereits einige Wochen zuvor hatte der Kaiser D. zum Oberhofprediger ernannt; er wurde dadurch zugleich Oberdomprediger. Freilich mußte sich die Domgemeinde elf Jahre hindurch, von 1894—1905 mit dem im Monbijoupark erbauten Interimsdome begnügen; mit der Übersiedlung in den neuen Dom wuchsen auch für sie die Entfaltungsmöglichkeiten und die Kräfte, so daß von da an bis zur letzten Predigt 1922 der Dom bis auf den letzten Platz von einer andächtig lauschenden Gemeinde gefüllt war. In sein Haus kehrte Trübsal ein. Nach langer Krankheit starb im Februar 1900 seine Gattin, die den Gatten in ihrem Leben unbeschreiblich glücklich gemacht hatte. Noch zweimal wurde er an ein schmerzliches Totenbett gestellt; 1908 starb seine Tochter Hedwig Röhrig und 1915 seine Tochter Elisabeth.

Vier Jahre, von 1898—1902, hatte D. neben dem Oberhofpredigeramt noch das des Generalsuperintendenten innegehabt; nun mußte er das letztere aufgeben, weil das erstere seine ganze Kraft in Anspruch nahm. Denn außer dem Seelsorgedienst in der kaiserlichen Familie und dem Predigtdienst in der Gemeinde hatte er als Ephorus die Leitung des Domkandidatenstifts übernommen — bei der 50jährigen Gedenkfeier seines Bestehens 1904 wurde der Ephorus zum Wirkl. Geheimen Rat mit dem Prädikat Exzellenz ernannt — und war 1903 Mitglied des Evangelischen Oberkirchenrats geworden, vier Jahre danach, 1907 sein geistlicher Vizepräsident. Diese Fülle der Ämter — 1901 war er außerdem noch ins Herrenhaus berufen und Domherr von Brandenburg geworden — verlangte seine ganze Kraft. Zweimal führte ihn sein Weg ins Heilige Land, einmal im Gefolge des Kaisers zur Einweihung der Erlöserkirche in Jerusalem 1898 und dann zur Pflege der Beziehungen der evangelischen Gemeinden des Orients 1907; bei dieser Reise begleitete ihn sein Freund und Nachfolger im Pfarramt der Dreifaltigkeitskirche wie später im Oberkirchenrat D. Lahusen. Da ihm das Referat über die Versorgung der deutschen Diaspora im Auslande zugefallen war, so war er dadurch genötigt, die verschiedensten Reisen zu unternehmen und unter anderem auch 1909 die deutsche Kirche bei der Feier des 400jährigen Geburtstags Calvins zu vertreten, später die deutschen Gemeinden in England und die deutsche Gemeinde in Paris zu besuchen. Daneben vertrat er den Oberkirchenrat auf der Eisenacher Kirchenkonferenz, bei deren Tagung er ein Referat über »Außergottesdienstliche Wortverkündigung« hielt, das ebenso gedruckt vorliegt, wie seine nach dem Kriege erschienene Schrift über die »Aufgaben der Kirche«.

1913 hatte D. seinen 70. Geburtstag gefeiert. Aber das an schmerzlichen Erfahrungen reichste Jahrzehnt seines Lebens stand ihm noch bevor. Er hatte Grüße und Zeichen der Verehrung und Liebe von allen Seiten empfangen, auch von England und dem Erzbischof von Canterbury, wie er denn auch zuvor den Besuchsaustausch der englischen und deutschen Kirchenmänner hien und drüben vermittelt hatte. 1914 zerstörte der Krieg alle Beziehungen; und als mit dem Friedensdiktat von Versailles und der Fortsetzung der Hungerblockade die Not und die Schändung des deutschen Volkes einen unerhörten Grad erreicht hatte, da richtete D. einen mannhaften und durch seine Wahrheit, Geradheit und Gerechtigkeit ausgezeichneten Brief an denselben Erz-

bischof, ohne einer anderen als ausweichenden und auf die Sache nicht eingehenden Antwort zu begegnen. Die Kriegszeit mit ihrer Not stärkte und stählte die Kraft des Greises, dessen Weisheit und Energie sich gerade jetzt in höchstem Maße entfaltete. Seine anstrengenden Reisen an die Front, nach Rußland und dem Westen und wieder nach dem Osten, seine Grüße an die Soldaten, seine Ansprachen und Predigten im Felde legen Zeugnis davon ab, nicht minder sein Besuch der Gemeinden in Ostpreußen zur Kenntnissnahme des dortigen Wiederaufbaus wie seine Abordnung zu den internierten deutschen Gefangenen in Holland, denen er den Gruß des Kaisers und der Heimat bringen sollte. Konnte er doch auch den deutsch-evangelischen Kirchenausschuß, der sich aus der Eisenacher Kirchenkonferenz heraus gebildet hatte, vertreten. Fünf Jahre hindurch behielt er diese anstrengende Tätigkeit bei, bis er als 75jähriger 1918 seinen Abschied als Vizepräsident des Evangelischen Oberkirchenrats erbat und erhielt. In einem Thronbericht faßte er noch einmal seine Erfahrungen und Beobachtungen zusammen und suchte ein Bild für die Bewältigung der zukünftigen Aufgaben der Volkskirche zu entwerfen.

7. Die letzten Jahre. Sie waren ausgefüllt mit dem Predigtdienst in der Gemeinde, mit dem Ephoratdienst im Domkandidatenstift, mit dem Seelsorgedienst im kaiserlichen Hause. D. hielt seinem Kaiser und seiner Kaiserin die unverbrüchliche Treue bis zum letzten Atemzuge. Er verteidigte seinen Kaiser gegenüber der Verleumdung, als hätte er je etwas anderes mit dem heißesten Streben ersehnt, als den Frieden für sein Volk, den Frieden unter den Völkern, den Frieden der Menschheit. Er weihte die Stätte »Haus Doorn« durch Gottes Wort zum Einzug. Er weilte am Krankenbett der über alles geliebten Kaiserin und gab der Heimgegangenen das Geleit vom Sterbezimmer bis zur letzten Ruhestätte im Schloßpark zu Sanssouci. Er litt unsagbar unter der furchtbaren Wucht des Zusammenbruchs mit all seinen Begleiterscheinungen und Folgen, und rang sich durch zur frohen Gewißheit eines nicht weichenden und nicht wankenden Glaubens, getreu seinem Wahlspruch: »Ich will mich lieber zu Tode hoffen, als im Unglauben verloren gehen.« Seine Predigten, die er in jenen letzten Jahren gehalten, sind schon erwähnt. So blieb er bis zuletzt ein starker, hoheitgebietender Mann und ein demütiger, aufrichtiger und schlichter Christ. Am 4. September 1922 wurde er, der in seinem Leben fast nie ernstlich krank gewesen, durch einen sanften Tod abgerufen.

Quellen und Schriften: Erinnerungen aus meinem Leben, Verlag Velhagen & Klasing, Bielefeld u. Leipzig 1922; Evangelische Predigten, Bonn <sup>8</sup> 1911; Evangelische Predigten, 2. Sammlung, Predigten über das christliche Leben, Bonn <sup>7</sup> 1910; Konfirmationsgabe, drei Reden, Berlin, 1888; Der 1. Brief des Johannes, in Predigten ausgelegt, Halle <sup>2</sup> 1903; Das Evangelium Marci in Predigten und Homilien ausgelegt, 2 Bände, Bremen <sup>3</sup> 1897; Das Leben des Apostels Paulus in Predigten ausgelegt, Halle <sup>2</sup> 1906; Das Vaterunser in acht Predigten ausgelegt, Halle <sup>3</sup> 1913; Ernste Reden in schwerer Zeit, Kriegspredigten, einzeln erschienen; Außergottesdienstliche Wortverkündigung, 1912; Aufgaben der Kirche, ein Wort in ernster Zeit, Berlin 1919; Wollte der Kaiser den Krieg? Persönliche Eindrücke, Berlin 1919; Deutsche Predigten aus den Jahren vaterländischer Not, ed. Grüneisen, Halle 1923; Gott und Mensch, Predigten und Reden, ed. Grüneisen, Halle 1926; Unser Weg zu Gott. Aus seinem Nachlaß zusammengestellt von Dr. Martin Thom, Berlin 1924.

Berlin.

Friedrich Mahling.

**Falkenhayn, Erich Georg Sebastian v.**, königlich preußischer General der Infanterie a. D., \* zu Burg Belchau, Kr. Graudenz (Westpreußen) am 11. September 1861, † am 8. April 1922 zu Schloß Lindstedt bei Potsdam. — Aus dem Uradel Thüringens stammend, wurde das Geschlecht der Falkenhayn, dem allgemeinen Zuge der Kolonisation nach Osten folgend, bereits frühzeitig in der Mark Brandenburg und in Schlesien seßhaft. Später drangen Zweige noch weiter nach Osten, nach Preußen und auch nach Österreich vor. Der Vater des Generals der Infanterie v. F., Fedor v. F., Besitzer der Güter Burg Belchau — polnisch jetzt Bialochowo — und Dwierzno war mit Franziska Freiin v. Rosenberg verheiratet. Mit fünf Geschwistern, darunter dem nachmaligen General der Kavallerie und Kommandierenden General des XXII. Reservekorps Eugen v. F., verlebte der schon frühzeitig außerordentlich lebhaft und intelligente Knabe Erich v. F. seine erste Jugend in Burg Belchau, von wo er nach kurzem Besuche des Gymnasiums zu Graudenz in das Kadettenhaus nach Culm und später in die Hauptkadettenanstalt zu Groß-Lichterfelde kam. Aus dieser wurde er nach Besuch der Selektas am 17. April 1880 als Leutnant dem Oldenburgischen Infanterie-Regiment Nr. 91 überwiesen. Er war körperlich sehr gewandt, mehr als mittelgroß, von eleganter Figur, ein flotter Reiter, der Typus eines frischen, militärisch gut beanlagten, aber auch leichtlebigen Leutnants. Schon am 3. Februar 1886 verheiratete er sich mit Ida Selkmann, der Tochter des späteren oldenburgischen Gesandten in Berlin, Staatsrat Selkmann. Von den dieser Ehe entsprossenen vier Kindern leben heute nur noch zwei.

Nach erfolgreichem Besuch der Kriegsakademie, 1887—1890, war Leutnant v. F. seit 1. April 1891 zur Dienstleistung zum Großen Generalstabe kommandiert, in den er am 25. März 1893 unter Beförderung zum Hauptmann versetzt wurde. Nach noch nicht einjähriger Tätigkeit als Kompagniechef im Infanterie-Regiment Nr. 21 (Thorn) trat er am 25. Juni 1896 als Instrukteur in die chinesische Armee über. Diese Tätigkeit blieb zwar ohne sein Verschulden, hauptsächlich infolge diplomatischer Intrigen und innerpolitischer Schwierigkeiten, dann auch wegen Geldmangels und der Ungeeignetheit des damaligen chinesischen Offiziersersatzes so gut wie völlig ergebnislos. Dennoch war diese Zeit für F. keineswegs nutzlos vertan; infolge seiner raschen Auffassungsgabe hatte er sein politisches Verständnis erheblich erweitert. Am 25. März 1899 wurde er als Major dem Generalstabe des Gouvernements Kiautschou überwiesen. Als 1900 dann der Boxeraufstand das Eingreifen einer größeren internationalen Truppenmacht in China unter dem deutschen Generalfeldmarschall Graf v. Waldersee nötig machte, trat v. F. zu dessen Generalstab über und erwarb sich hier mit seiner Kenntnis der chinesischen Verhältnisse wie auch durch sein außerordentlich gewandtes Auftreten den Kontingenten der anderen Mächte gegenüber erhebliche Verdienste. Großes Geschick bewies er ferner bei der Ein- und Durchführung moderner Verwaltungsmaßnahmen in China. Die unverschuldete Scharte seiner ersten Tätigkeit in China war ausgewetzt.

Nach seiner Rückkehr nach Deutschland gehörte v. F. vom 18. Oktober 1903 dem Braunschweigischen Infanterie-Regiment Nr. 92 als Bataillonskommandeur an. Er wurde am 15. September 1905 Oberstleutnant und am 10. April 1906 Abteilungschef im Großen Generalstabe, welche Stellung er bereits am 22. März 1907 mit der viel begehrteren des Chefs des Generalstabes des XVI.

Armeeekorps in Metz vertauschte. In dieser Stellung hatte er besondere Gelegenheit, sich zu bewähren, da der Kommandierende General dieses Korps, der nachmalige Generaloberst und Führer der 8. Armee zu Beginn des Weltkrieges, v. Prittwitz und Gaffron, war. F. konnte nicht nur dem militärisch wenig hervorragenden General eine vorzügliche militärische Stütze sein, sondern es gelang ihm auch, durch seine Gewandtheit und seinen Takt manche Situation zu retten, die der Kommandierende General infolge seines unausgeglichenen Wesens verfahren hätte.

Nachdem v. F. in dieser Stellung am 18. Mai 1908 zum Oberst befördert war, wurde er am 27. Januar 1911 Kommandeur des 4. Garde-Regiments zu Fuß, eine ungewöhnliche Auszeichnung für einen aus der Linieninfanterie hervorgegangenen und bis dahin nie in der Garde verwendeten Offizier. Aber schon am 20. Februar 1912 mußte er diese Stellung wieder mit der des Chefs des Generalstabes eines Armeekorps, diesmal des IV. Armeekorps in Magdeburg, vertauschen und rückte in dieser am 22. April 1912 zum Generalmajor auf. Da der Kommandierende General des IV. Armeekorps, Sixt v. Armin, eine militärisch und geistig außerordentlich hochstehende Persönlichkeit war, blieb F. für seinen Tatendrang kein genügendes Arbeitsfeld, so daß er sich sehr bald mit dem Gedanken trug, eine andere Verwendung zu erbitten. Doch noch bevor er diesen Plan ausführen konnte, wurde er am 7. Juli 1913 unter Beförderung zum Generalleutnant (ohne Patent) zum preußischen Staats- und Kriegsminister ernannt. Die Gründe für diese, den General v. F. selbst, die Armee und das deutsche Volk gleich überraschende Ernennung sind bis heute ungeklärt. Sein Vorgänger, Generaloberst v. Heeringen, hatte bei der Vertretung der großen Wehrvorlagen gegenüber dem Reichstage die dabei so nötige Energie vermissen lassen. Aber auch F. war in diesen Dingen ja noch ein völlig unbeschriebenes Blatt. Außerdem war er nach damaligen Begriffen für eine derartige Stellung viel zu jung. Er selbst ging mit gewohnter Frische an seine neue Aufgabe, jedoch auch mit starkem Selbstvertrauen, wozu ihn die Erreichung dieses Postens im 52. Lebensjahre durchaus berechtigte, d. h. der höchsten Stellung des preußisch-deutschen Heeres in einem Alter, in dem der normal beförderte Offizier es bestenfalls gerade bis zum Brigadekommandeur gebracht haben konnte.

So bedeutsam F.s Wirken als Kriegsminister gewesen ist, gegenüber seiner späteren Tätigkeit spielt es doch nur eine geringere Rolle und kann deshalb hier nur kurz wiedergegeben werden. Als bisher an bevorzugten Stellen nur im Generalstab tätig gewesener Offizier glaubte er den äußerlich etwas schleppend und schematisch erscheinenden Geschäftsgang des Kriegsministeriums antreiben zu müssen. Auch mit dem Parlament hatte er noch nie etwas zu tun gehabt. Es war daher kein Wunder, daß er sich zunächst mit beiden etwas festlief. Aber mit der ihm ganz besonders eigenen Anpassungsfähigkeit erkannte er bald, daß der seit Jahrzehnten bewährte Geschäftsgang des Kriegsministeriums seine tiefe innere Berechtigung hatte und stellte seine Neuerungs-wünsche zurück. Jedenfalls hat der Apparat des Kriegsministeriums unter seiner Leitung bei der Durchführung der unter seinem Vorgänger genehmigten großen Wehrvorlage, der größten Heeresverstärkung der preußisch-deutschen Armee überhaupt, so hervorragend und reibungslos gearbeitet, daß selbst die Gegner dieser Vorlage mit ihrer Anerkennung nicht zurückhielten. Nicht ganz

so glücklich war zunächst das Auftreten F.s dem Reichstage gegenüber. Erfüllt von echtem preußischen Offiziersgeist und angefeuert durch ein kaiserliches Handschreiben, das ihm neben rein militärischen Aufgaben besonders den Schutz der Armee gegen Verunglimpfung, Zurückweisung der Vorstöße gegen die Kommandogewalt, Wahrung altpreußischer Traditionen im Offizierkorps sowie Aufrechterhaltung des Grundsteins der Armee, der Disziplin, zur Pflicht machte, erregte er gleich bei seinem ersten Auftreten vor dem Reichstage das starke Mißfallen dieses Hauses. In die Zeit seiner Kriegsministertätigkeit fielen neben der vorerwähnten Durchführung der großen Wehrvorlage an wichtigsten Ereignissen die Durchbringung eines neuen Spionagegesetzes, einer zweiten Novelle zum Militärstrafgesetzbuch, der Fall Zabern und die Beratungen des Heeresetats für 1914. Alle diese Verhandlungen boten den verschiedensten Parteien des Reichstages willkommene Gelegenheit zu mehr oder weniger heftigen Vorstößen gegen Kommandogewalt und Disziplin sowie zur Vorbringung der mannigfaltigsten Klagen, z. B. in der Duellfrage, wegen Soldatenmißhandlungen, über die Vorschrift für den Waffengebrauch des Militärs, über Mißwirtschaft des Militärkabinetts und ähnliches. Mit außerordentlicher Sachkenntnis und ungewöhnlichem Geschick, aber auch mit einer dem Parlament seit der Kriegsministerzeit des Generals v. Einem nicht mehr gebotenen Schärfe und Selbstsicherheit versuchte F. alle Angriffe zu parieren, und erregte dadurch so sehr das Mißfallen des Reichstages, daß dieser schließlich am 3. Dezember 1913 in einem mit 293:94 Stimmen gegen den Reichskanzler angenommenen, aber auf F. gemünzten Mißtrauensvotum offen gegen ihn Stellung nahm. Praktisch blieb dieses Abstimmungsergebnis bei dem damaligen Regierungssystem ohne Folgen. Viele Abgeordnete schämten sich sogar später der Vorkommnisse des 3. Dezember, des »dies ater« in der deutschen Parlamentsgeschichte, wie ihn der Abgeordnete Fehrenbach genannt hatte. Andererseits hatte auch F. durch diese Zusammenstöße mit dem Reichstage viel gelernt. Bei seiner schnellen Auffassungsgabe und Anpassungsfähigkeit sowie, wenn er wollte, gewinnenden Liebenswürdigkeit gelang es ihm denn auch, bei den verschiedenen Ausschußberatungen, an denen er immer persönlich teilnahm, Fühlung mit den Abgeordneten zu gewinnen und seine Anträge durchzusetzen. Hinzu kam, daß er sich mit manchen Reformplänen trug, die auch den Wünschen des Parlamentes entsprachen, so u. a. der Unterstellung der allmählich fast allmächtig gewordenen Kabinette unter die dem Parlament und der Krone verantwortlichen Minister. — Wir haben heute rückschauend Grund, anzunehmen, daß F. bei längerem Wirken ein vorzüglicher Kriegsminister geworden wäre. Leider machte der Weltkrieg bereits nach einem Jahr dieser Tätigkeit ein vorzeitiges Ende.

Zu Beginn des Weltkrieges war General v. F. nur insofern an der Entwicklung der Ereignisse beteiligt, als er am 5. Juli 1914 der denkwürdigen Sitzung im Neuen Palais zu Potsdam beiwohnte, in der über ein Handschreiben des Kaisers Franz Joseph und ein langes Memorandum der österreichisch-ungarischen Regierung bezüglich der Notwendigkeit des Einschreitens gegen Serbien beraten wurde. Auf die Feststellung Kaiser Wilhelms II. und des Reichskanzlers v. Bethmann-Hollweg von der unbedingten Bündnistreue Deutschlands bat F. dringend um die Erlaubnis zu entsprechenden Kriegsvorbereitungen für das Heer, was aber der Kaiser strikt ablehnte. Mit sehr viel klarerem politischen

Blick als die meisten der damals verantwortlichen Personen hat er dann vom 25. Juli ab die Dinge kommen gesehen und auch militärisch, soweit es ihm auf immer wiederholtes Drängen vom Kaiser und Reichskanzler gestattet wurde, seine Vorbereitungen getroffen. Am 1. August, 5 Uhr nachmittags, hat er als wichtigste Amtshandlung dem Kaiser in Gegenwart des Reichskanzlers, der Generale v. Moltke, Lyncker und Plessen sowie des Großadmirals v. Tirpitz den Mobilmachungsbefehl zur Unterschrift vorgelegt, während er sich gleichzeitig noch, leider vergeblich, bemühte, die nach seinem Urteil »törichte, vorzeitige« Kriegserklärung an Rußland zu verhindern.

Von diesem Augenblick ab war auch F. mit seinem engeren Stabe mobil und gehörte zum Großen Hauptquartier. Bereits in den Tagen der Mobilmachung und des Aufmarsches machten sich beim Chef des Generalstabes, Generaloberst v. Moltke, Anzeichen des nahenden körperlichen und seelischen Zusammenbruches geltend, während F. durch ungewöhnliche körperliche und geistige Frische auffiel. Schon am 10. August hat deshalb der damalige Chef des Militärkabinetts, General v. Lyncker, F. gefragt, ob er beim Versagen v. Moltkes dessen Funktionen übernehmen würde. »Ich kann natürlich nur mit Ja antworten«, lautet der Schluß der Aufzeichnung über diesen Vorfall in F.s regelmäßig und sorgfältig geführtem Tagebuch.

Während der ersten kriegerischen Ereignisse befand sich dann F. mit seinem engeren Stabe beim Großen Hauptquartier zuerst in Koblenz, später in Luxemburg. Seine Hauptaufgabe lag hier nicht auf strategischem Gebiet, sondern in der Organisation des Ersatzes an Personal, Munition und Material für das kämpfende Heer sowie in der Aufstellung von Neuformationen. Von Kriegsbeginn bezüglich der Kriegsdauer pessimistisch eingestellt, hat er, organisatorisch befähigt und weitblickend, sehr bald die Neuaufstellung des XXII. bis XXVII. Reserve-Armee-korps und einer bayerischen Reserve-Division mit großem Nachdruck betrieben, ebenso etwas später die der Reservekorps XXXVIII bis XLI. Daneben aber hat er, wie er selbst in seinen täglichen Aufzeichnungen vermerkt, wiederholt auf die nach seiner Meinung falsche Führung der Operationen im Westen einzuwirken versucht, dabei auch mit starker Kritik nicht zurückgehalten. Die Folge davon war, daß ihm die Generalstabsoffiziere der Obersten Heeresleitung, besonders die der Operationsabteilung mit Mißtrauen begegneten und ihn nicht so orientierten, wie es ihm seiner Stellung nach zukam. Die ihm infolgedessen reichlich zur Verfügung stehende Zeit benutzte er zu Autofahrten an die Front, wobei sich nicht nur seine Ansicht über die mangelhafte Führung der Operationen verstärkte sondern auch sein von Anfang an gehegter Verdacht, daß die Siegesmeldungen der Armeeführer und Truppen unbewußt stark übertrieben. Als dann die Krisis der Marneschlacht den völligen physischen und seelischen Zusammenbruch des Generalobersten v. Moltke herbeiführte, war es nur natürlich, daß der Kaiser nunmehr den, der anscheinend rechtzeitig vor dem kommenden Unheil gewarnt hatte, dazu völlig unverbraucht war und das nötige Selbstvertrauen in dieser schwierigen Lage besaß, mit der Leitung der Operationen beauftragte. So wurde F. am 14. September 1914, zunächst im Geheimen, um Truppe und Heimat nicht zu beunruhigen, mit der Vertretung des Chefs des Generalstabes des Feldheeres betraut. Gleichzeitig blieb er Kriegsminister, auch später, als am 25. Oktober 1914 diese Vertretung amtlich bekannt gegeben und sogar, als er durch Allerhöchste Kabinettsorder

vom 3. November 1914 endgültig zum Chef des Generalstabes des Feldheeres ernannt wurde. Die Vereinigung der beiden während des Weltkrieges neben dem Reichskanzlerposten wichtigsten Ämter des Deutschen Reiches geschah auf ausdrücklichen Wunsch F.s und hätte damit, besonders bei der Bedeutungslosigkeit des damaligen Kanzlers v. Bethmann-Hollweg (s. DBJ. 1921, S. 21 ff.) und F.s eigener stark politischen Einstellung, eine Machtfülle in seiner Person vereinigen können, wenn er tatsächlich der große Mann gewesen wäre, für den ihn die, die ihn auf den Schild erhoben, hielten. Diese jedoch, wie auch das ganze deutsche Volk und insonderheit das Heer wurden bald enttäuscht. Wohl ging F. auch diesmal mit gewohntem Selbstvertrauen ans Werk und ergriff kraftvoll die völlig am Boden schleifenden Zügel der Obersten Heeresleitung, deren Hauptquartier, um den entscheidenden Kämpfen näher zu sein, nach Charleville verlegt wurde. Aber von neuem Geist und Schwung, wie sich solche sofort nach der Ernennung Hindenburgs zum Oberbefehlshaber der 8. Armee und Ludendorffs zu seinem Generalstabschef bei den Operationen in Ostpreußen gezeigt hatten, war jetzt im Westen nichts zu bemerken. Ist es einerseits auch ein gutes Zeichen für F.s Charakter, daß er zunächst und auch später keinen Wechsel in der Besetzung der Posten seiner nächsten Gehilfen vornahm, so muß andererseits doch daran festgehalten werden, daß eine solche Neubesetzung unbedingt geboten gewesen wäre; denn auch diese Gehilfen, besonders der Chef der Operationsabteilung, Oberst Tappen, waren an dem Versagen der ersten Obersten Heeresleitung stark beteiligt gewesen. F. verzichtete auf diesen Wechsel, weil er infolge seines ausgeprägten Selbstbewußtseins glaubte, die großen Operationspläne allein entwerfen zu können und seiner Gehilfen nicht als Ratgeber, sondern nur als ausführender Organe zu bedürfen. Diese Arbeitsregelung zeitigte bald die unerwünschte Folge, daß F. das, was er selbst vorher für unbedingt erforderlich gehalten hatte, nämlich persönliche Eindrücke an der Front zu sammeln, wegen Arbeitsüberlastung nun auch nicht durchführen konnte. Deshalb überschätzte er denn auch sowohl die noch bei den alten Armeekorps vorhandene Angriffskraft wie auch die der Neuformationen.

Eine volle Würdigung der Tätigkeit F.s als Generalstabschef wäre gleichbedeutend mit einer kritischen Darstellung des Weltkrieges während der beiden ersten Kriegsjahre, wozu hier unmöglich Platz vorhanden ist. Es wird deshalb im folgenden nur das Allerwichtigste behandelt werden. Außerdem muß der Verlauf des Weltkrieges in großen Zügen als bekannt vorausgesetzt werden.

Schwierig genug war die Aufgabe, vor die der neue Leiter der Operationen um die Mitte des September 1914 im Westen sich gestellt sah. Die Kriegführenden standen sich zu dieser Zeit an der Aisne und in den Argonnen in unentschiedenem, frontalem Ringen gegenüber, während an der französischen Festungsfront der Kampf im Erlahmen war. Dagegen machte sich bereits das Bestreben der feindlichen Führung bemerkbar, durch Umfassung des deutschen rechten Heeresflügels ihrerseits eine Entscheidung zu erzwingen. Für die deutsche Oberste Heeresleitung kam deshalb alles darauf an, aus der eben beendeten Rückzugsbewegung zu einer neuen entscheidenden Operation zu gelangen, bevor diese Umfassung wirksam wurde. Unter rücksichtsloser Zerstörung aller der Bewegung und Versorgung der feindlichen Heere nützenden Kunstbauten hätte die deutsche Westarmee vom Feinde so weit abgesetzt werden müssen, daß sie ihre volle Operationsfreiheit wieder erlangte. Während-



dessen konnte, weit genug entfernt von dem bisherigen rechten Heeresflügel, aus allen irgendwie verfügbar zu machenden Korps in verhältnismäßiger Ruhe eine neue Entscheidungsarmee gebildet werden, mit der dann erneut versucht werden mußte, den Schlieffenschen Plan in die Tat umzusetzen. Zu solch großem Entschlusse fehlte F. die Kraft hauptsächlich, weil er von der Preisgabe großer Teile des besetzten feindlichen Gebietes Nachteiliges für die Stimmung der Heimat und des Heeres befürchtete, dann aber auch, weil er glaubte, daß der Krieg dadurch in zu gefahrdrohende Nähe an das für die Heeresversorgung unbedingt nötige rheinische Industriegebiet herankommen würde. Deshalb begnügte er sich damit, die noch zuletzt vom Generaloberst v. Moltke eingeleitete Überführung der aus der Front in Lothringen herausgezogenen 6. Armee sowie einiger aus anderen Frontteilen gelösten Armeekorps und kleinerer Truppeneinheiten nach dem rechten deutschen Heeresflügel durchzuführen. Aber auch diese Durchführung verwässerte er noch, indem er Teile der nach dem rechten Flügel dirigierten Armeekorps anderen Armeen auf ihre dringenden Anforderungen zur Verfügung stellte. Zu alledem gab er, in Verkennung der Verfassung der an der bisherigen Kampffront in schwerstem Abwehrringen stehenden Heeresteile, den Befehl, daß auf dieser ganzen Front erneut und mit aller Energie angegriffen werden sollte, um weitere feindliche Truppenverschiebungen nach dem Entscheidungsflügel zu verhindern.

Aus all diesen Maßnahmen entstand dann der nur zu bekannte Wettlauf beider Heere nach der Kanalküste, der schließlich infolge der besseren rückwärtigen Verbindungen des französisch-belgisch-britischen Heeres und durch künstliche Unterwassersetzung weiter belgischer Landesteile für beide Parteien zur Erstarrung im Stellungskriege führte. F. hatte frühzeitig erkannt, daß in einem solchen Falle mit einer eindeutigen Entscheidung im Westen nicht mehr gerechnet werden konnte. Um dem vorzubeugen, setzte er Ende September die Front südöstlich Verdun zu einem Durchbruch durch die Festungslinie Verdun—Toul an, während gleichzeitig noch einmal die 5. Armee des Deutschen Kronprinzen zwischen Argonnen und Maas nach Süden vorstieß. Durch diese Angriffe sollte, falls der Durchbruch auch nicht ganz gelang, wenigstens die Festung Verdun abgeschnitten und zu Fall gebracht werden. Aber beide Unternehmungen liefen sich nach schönen Anfangserfolgen bald fest. — Noch einmal winkte eine günstige Gelegenheit, als nach dem schnellen Fall der größten belgischen Festung Antwerpen am 10. Oktober die Belagerungsarmee des Generals v. Beseler (s. DBJ. 1921, S. 13 ff.) frei wurde, während fast gleichzeitig die ersten Neuformationen in der Heimat, 6¼ Armeekorps, verwendungsbereit waren. Aber auch diese Kräfte wurden fast alle zu neuem, ergebnislosem Durchbruchversuch im Westen angesetzt, obwohl die glänzenden Erfolge der überragenden Führung des Doppelgestirns Hindenburg-Ludendorff geradezu darauf hinwiesen, daß nunmehr zuerst mit einer Entscheidung im Osten gerechnet werden konnte, falls dort alle irgendwie verfügbaren deutschen Kräfte eingesetzt wurden. Dieser Einsatz im Osten wäre um so mehr geboten gewesen, als inzwischen das österreichisch-ungarische Heer von den Russen mehrfach empfindlich geschlagen worden war und dringend der Unterstützung bedurfte. Aber F. konnte sich jetzt noch nicht zu einem solchen Entschlusse durchringen, befahl vielmehr die Verwendung von 4 der 6 neu aufgestellten Korps zu erneutem Durchbruchversuch in Flandern zwischen Dixmuiden und Ypern,

während gleichzeitig die neugebildete Armeegruppe v. Fabeck zum Durchstoß im Artois bei Arras angesetzt wurde. Alle diese Angriffe scheiterten, wobei mit den jungen Korps, die meist aus kriegsfreiwilligen Studenten bestanden, die Blüte des deutschen Volkes in Scharen dahinsank. Trotzdem hielt F. an dem Entschluß zum Durchbruch im Westen auch noch in der ersten Novemberhälfte fest, obwohl immer neue glänzende Erfolge der kleinen deutschen Streitmacht im Osten den Einsatz aller irgendwie verfügbaren Kräfte gegen die Russen nunmehr zu gebieterischer Notwendigkeit machten, und obwohl der Eintritt der Türkei in den Krieg auf seiten der Mittelmächte die völlige Schließung der Dardanellen und damit die Unterbindung der Unterstützung Rußlands mit Kriegsmaterial durch die übrigen Ententemächte bedeutete, was eine erhebliche Schwächung Rußlands zur Folge haben mußte. Erst als es auch im Osten zu spät war, entschloß sich F., das Schwergewicht der Kämpfe vorläufig auf diesen Kriegsschauplatz zu verlegen und weitere, aber immer noch nicht alle verfügbaren Truppen dorthin zu überführen.

Der österreichische Generalstabschef Graf Conrad v. Hoetzendorf übersah die Erfolgsaussichten im Osten sehr viel besser, überschätzte aber andererseits die Leistungsfähigkeit seines eigenen Heeres bedeutend. Da er außerdem für den Einsatz im Osten eine ganz utopische Zahl deutscher Divisionen — in einem Vorschlag 30 — forderte, die F. auch bei äußerstem Willen im Westen nicht verfügbar machen konnte, so kam es, daß F. bald die Conradschen Anträge nicht mehr für voll nahm. Ein weiterer Grund für F.s Abneigung, Truppen nach dem Osten abzugeben, war die Sorge, daß er sie bei plötzlichem Bedarf auf anderen Kriegsschauplätzen nicht rechtzeitig wieder würde verfügbar machen können; eine im Hinblick auf die Großzügigkeit Hindenburgs völlig unbegründete Befürchtung. Zum ersten Male tritt hier F.s Neigung zur Halbheit zutage. Klug, allzu klug, sah er alle möglichen Gefahren voraus, glaubte ihnen vorbeugen zu müssen und kam deshalb nie zu einem ganz großen strategischen Entschlusse.

F.s Glaube an seinen Stern war durch die ersten Mißerfolge schwer erschüttert, er trug sich ernstlich mit Rücktrittsgedanken, blieb aber schließlich doch auf seinem Posten.

Als dann Ende November 1914 ein neuer, in greifbarster Nähe gerückter großer Erfolg im Osten bei Lodz im letzten Augenblick wegen Mangels an Kräften scheiterte, begann auch bei denen, die F. bisher vertraut hatten, der Glaube an ihn zu schwinden. Einflußreiche Kreise versuchten, ihn zu stürzen, was nicht zuletzt mißlang, weil sich diese Kreise gerade den durch den Verlust der Marneschlacht schwer belasteten Generaloberst v. Moltke als Vertreter ihrer Wünsche beim Kaiser auswählten.

Die wenn auch nicht entscheidenden, so doch immerhin erheblichen und äußerlich glänzenden Erfolge der endgültigen Befreiung Ostpreußens von russischen Truppen durch die Winterschlacht in Masuren im Februar 1915 und die siegreiche Abwehr der ersten großen Ententeoffensive im Westen durch die Winterschlacht in der Champagne sowie örtliche schöne Erfolge bei Soissons, in den Karpathen und bei Przasnysz festigten bald das Ansehen F.s wieder so weit, daß seine Stellung im Frühjahr 1915 erneut gesichert erschien. Inzwischen war er, da die Last der Geschäfte der Obersten Heeresleitung und des Kriegsministeriums zusammen doch selbst seine Kraft zu überspannen drohte, auf

eigenen Wunsch am 20. Januar 1915 von dem Amte als Staats- und Kriegsminister enthoben worden.

Die Weiterentwicklung der strategischen Anschauungen F.s während der ersten Monate seines Wirkens als Chef des Generalstabes des Feldheeres ist durch seine Mißerfolge bei Ypern mitbestimmt worden. War er auch nicht im eigentlichen Sinne ein Schüler des Feldmarschalls Graf v. Schlieffen, der in einer schnellen, möglichst vollständigen Vernichtung der feindlichen Heere das erste Ziel jedes Krieges sah, so hat F. doch bei seinen ersten Operationen zweifellos noch die Umgehung und später die Durchbrechung der feindlichen Front im Großen und die sich daran anschließende völlige Niederringung der Feinde im Westen im Auge gehabt. Auch nach Ypern tritt zunächst noch kein neues, positives, strategisches Ziel der deutschen Heeresleitung hervor. Während des Winters 1914/15 vertiefte sich dann aber bei General v. F. infolge seiner vorerwähnten Veranlagung immer mehr die im schroffsten Gegensatz zu Schlieffenschem Geiste stehende Auffassung, daß der Krieg von Deutschland überhaupt nicht mehr durch Niederwerfung der einzelnen Gegner nacheinander zu gewinnen sei, sondern daß — wie er selbst es in seinem Buche »Die Oberste Heeresleitung 1914—1916 in ihren wichtigsten Entschlüssen« ausgesprochen hat — »es in diesem Welt- und Wirtschaftskriege darauf ankomme, nicht früher zu erlahmen als der Gegner, und darum sich vor einer vorzeitigen Verausgabung der Kräfte durch Überspannung zu hüten«. Im Stellungskriege, »abwechselnd mit schweren, wohl vorbereiteten Schlägen gegen Teile des Feindes« erblickte er die einzige Art der Kriegführung, die den Krieg für die Mittelmächte noch zu einem guten Ende bringen konnte. Statt des unbedingten Siegeswillens also Ermattungsstrategie, die vielleicht richtig gewesen wäre, wenn Deutschland nur nach einer Seite hin zu kämpfen gehabt hätte. So aber befand es sich in der Lage einer von allen Seiten eingeschlossenen Festung, die allmählich erliegen mußte, wenn es nicht gelang, rechtzeitig den Einschließungsring der Feinde durch völlige Besiegung zunächst wenigstens eines von ihnen zu sprengen.

Entsprechend seiner strategischen Anschauung trat bei F. während der letzten Monate seiner Kriegsministerzeit und später in seinen Organisationsvorschlägen an das Kriegsministerium ebenfalls eine gewisse Zurückhaltung zutage. Gewiß vertrat er das, was er forderte, auch jetzt noch mit gewohnter Energie, aber an dem Maß seiner Forderungen, z. B. bezüglich der Zahl weiterer Neuformationen oder bezüglich der Steigerung des Munitions- und Kriegsgeräteersatzes, erkennt man deutlich das Bestreben, den Bogen in der Heimat ja nicht zu überspannen, damit diese auf jeden Fall mit den vorhandenen Rohstoffen und Menschenmaterial noch lange durchhalten konnte. Er hätte zweifellos besser getan, wenn er rücksichtslos von der Heimat das Äußerste gefordert hätte, um damit den Krieg so schnell wie möglich siegreich für Deutschland zu beenden. Ihm aber aus dieser, ganz seiner Natur entsprechenden Einstellung den Vorwurf bewußter Nachlässigkeit zu machen, hieße weit über das Ziel objektiver Kritik hinausschießen. Auch diejenigen Kritiker F.s, die ihm zu geringe Energie in Fragen der Kriegsernährungswirtschaft, der Kriegsrohstoffversorgung und Arbeitsdienstpflicht vorwerfen, tun ihm unrecht, da für diese Fragen in erster Linie andere Dienststellen des Reiches zuständig waren und F. durch seine eigentliche militärische Tätigkeit wirklich schon bis an die Grenze des Erträglichen belastet war.

F.s Einstellung zu der Frage, wie der Weltkrieg am besten von den Mittelmächten zu führen sei, hatte bereits im Winter 1914/15 dazu geführt, daß im Osten glänzend begonnene Operationen, wie der Einbruch der 9. Armee in Polen im Oktober 1914, die Schlacht bei Lodz—Lowicz im November 1914 und die Winterschlacht in Masuren im Februar 1915, nicht zu der mit Recht erhofften, großen strategischen Auswirkung kamen. F.s Maßnahmen erzeugten deshalb beim Oberbefehlshaber Ost eine gewisse, berechtigte Verärgerung.

Ähnlich entwickelte sich das Verhältnis F.s zu dem österreichisch-ungarischen Generalstabschef Graf Conrad v. Hoetzendorf. Nur lagen hier die Dinge infolge der utopischen Forderungen Conrads ganz anders. Außerdem kam noch hinzu, daß Conrad in Überspannung österreichischer Prestigerücksichten auch nicht zu dem geringsten Zugeständnis bezüglich der Schaffung einer gemeinsamen Kriegsleitung der Mittelmächte unter deutscher Führung bereit war.

Man würde dem General v. F. unrecht tun, wenn man annähme, daß er den Oberbefehlshaber Ost etwa absichtlich aus Neid nie so stark mit Truppen ausgestattet hat, daß dieser strategisch zweifellos bedeutendsten Kommandostelle des deutschen Heeres jedesmal die volle strategische Auswirkung ihrer glänzenden taktischen Siege versagt blieb. Andererseits haben doch wohl bei F.s Entschlüssen infolge seines brennenden Ehrgeizes und seines stark entwickelten Selbstvertrauens derartige Gründe im Unterbewußtsein mitgesprochen.

Der F.schen Einstellung als Ermattungsstrategie entsprach dann auch seine Weiterführung der Operationen im Frühjahr und Sommer 1915. Die Wahrscheinlichkeit, daß das österreichisch-ungarische Heer dem Druck der Russen an der Karpathenfront nicht mehr lange würde standhalten können, besonders wenn noch Italien den Österreichern in den Rücken fiel, wies den deutschen Generalstabschef eindeutig auf eine Operation hin, die zunächst einmal die Karpathenfront gründlich entlastete. F.s ursprüngliche Absicht, das Schwergewicht der Kämpfe möglichst bald wieder nach dem Westen zu verlegen, wurde dadurch von selbst hinfällig. Darüber, wie und wo im Osten am zweckmäßigsten angegriffen würde, gingen die Ansichten der führenden Persönlichkeiten weit auseinander. Der österreichische Generalstabschef hielt, ebenso wie der Oberbefehlshaber Ost Hindenburg-Ludendorff, das russische Heer durch die zahlreichen verlustreichen Schlachten für so geschwächt, daß man es durch eine ganz große Operation gegen seine beiden äußeren Flügel in der Bukowina und von Ostpreußen her umfassen, an der mittleren Weichsel einzesseln und größtenteils vernichten könnte. F. dagegen glaubte die für eine solche Riesenoperation benötigten Kräfte nicht verfügbar machen zu können, traute außerdem den Österreichern die Kraft zu so großen selbständigen Unternehmungen, wie sie der hauptsächlich ihnen zufallende Angriff in der Bukowina erfordert hätte, nicht mehr zu. Außerdem lebte er noch zu sehr in dem Gedanken an 1812, wo die Russen trotz schwerster Niederlagen schließlich doch durch immer weiteres Ausweichen in das Innere ihres Landes Napoleons Herr geworden waren. Bezüglich der damaligen Leistungsfähigkeit des österreichisch-ungarischen Heeres waren, wie sich später gezeigt hat, F.s Bedenken berechtigt; der Vergleich mit Rußland 1812 ließ dagegen doch die in den letzten hundert Jahren in diesem Lande verkehrstechnisch, zivilisatorisch und innerpolitisch eingetretenen Veränderungen zu sehr außer Ansatz. Und die von dem

deutschen Nordflügel unter der Leitung des Oberbefehlshabers Ost zu erwartenden strategischen Erfolge schätzte F. zweifellos zu gering ein.

So kam es schließlich nur zu dem Entschluß, zuerst einmal die russische Front in Galizien zwischen dem Nordrand der Beskiden und dem Oberlauf der Weichsel bei Gorlice—Tarnow zu durchbrechen, durch scharfe Verfolgung der dabei geschlagenen feindlichen Heeresteile in östlicher Richtung die ganze russische Karpathenfront zum Einsturz zu bringen und damit die kaum noch haltenden Österreicher zu entlasten. Dank vorzüglicher Vorbereitung und glänzender Führung der 11. deutschen Armee unter General v. Mackensen — Generalstabschef Oberst v. Seeckt — zeitigte der am 2. Mai begonnene Durchbruch sehr bald gewaltige Erfolge. Die Gefangenenziffern waren riesig, in 1½ Monaten war der größte Teil Galiziens vom Feinde frei. Dagegen war die Beute an Geschützen zunächst nur verhältnismäßig gering, weil die Russen diese wegen starken Munitionsmangels nur spärlich verwenden und immer rechtzeitig in Sicherheit bringen konnten. Trotz dieses offensichtlichen Zeichens der russischen Schwäche entschloß sich F. auch jetzt noch nicht zu einer ganz großen umfassenden Entscheidungsoperation, setzte vielmehr seinen ursprünglichen Plan fort, die Russen durch einzelne, kräftige, rasch aufeinanderfolgende Schläge allmählich weiter zurückzudrängen und sie dadurch schließlich so zu schwächen, daß sie für absehbare Zeit zu einer Offensive ihrerseits nicht mehr imstande wären.

Im Juni-Juli wurde der deutsch-österreichisch-ungarische Angriff über Cholm-Lublin in nordöstlicher Richtung fortgesetzt; am 15. Juli begann ein neuer großer Stoß der deutschen Armeegruppe Gallwitz von Przasnysz über Pultusk nach Südosten, was im August den Einsturz der ganzen russischen Narew- und Weichselfront und späterhin der Festungslinie Kowno—Brest-Litowsk—Luczk zur Folge hatte. Anfang September war das russische Heer aus Galizien sowie aus fast ganz Polen, Litauen und Kurland vertrieben, wobei nun auch die Beute an Geschützen in den Festungen sehr groß geworden war.

Die systematische Fortsetzung der Offensive gegen Rußland war weder durch den großen englisch-französischen Durchbruchversuch vom 9. Mai ab im Westen im Artois, noch durch die italienische Kriegserklärung an Österreich am 23. Mai und die sich daran anschließenden ersten Isonzoschlachten verhindert worden, wenn auch die Lage auf den letztgenannten Kriegsschauplätzen manchmal bis zum Zerreißen gespannt gewesen war. Andererseits hatte sich aber F. auch selbst durch diese siegreichen Abwehrschlachten nicht von seiner Ermattungsstrategie und von seinem Prinzip der Sicherung gegen alle möglichen Fälle abbringen lassen. Deshalb hatte er sich auch später, trotz aller dahinzielenden Vorschläge und Anträge des Oberbefehlshabers Ost, nicht dazu entschließen können, dieser Kommandostelle die nötigen Kräfte und dazu rechtzeitig Bewegungsfreiheit für den ganzen linken Flügel der Ostfront zu geben. Die darüber geführten Verhandlungen verstärkten die bereits vorhandene beiderseitige Verärgerung erheblich. Schuld daran trug in erster Linie F., der bei seiner Veranlagung, möglichst alles selbst zu erledigen, durch die häufigen Anträge vom Oberbefehlshaber Ost überlastet wurde und infolge der daraus erwachsenen Nervosität sich auch in der Form dem sehr viel älteren Generalfeldmarschall v. Hindenburg gegenüber vergriff. Schließlich nahm die gegenseitige Verärgerung so zu, daß das Eingreifen des Kaisers, als des Obersten

Kriegsherrn, nötig wurde, der den Meinungsstreit, leider, wie wir heute sagen müssen, zugunsten F.s entschied, aber damals entscheiden mußte, wenn anders er diesen nicht jetzt schon fallen lassen wollte.

Erst auf Grund der vorerwähnten Erfolge des Generals v. Gallwitz trat endlich auch F. dem Gedanken einer großen Umfassungsoperation näher. Aber jetzt waren die Aussichten auf entscheidenden Erfolg einer solchen Operation wesentlich geringer; denn den Russen war es inzwischen gelungen, wieder eine geschlossene, verhältnismäßig gerade Front herzustellen. Durch deren schrittweises weiteres Zurückweichen zogen sie zudem noch die österreichisch-ungarisch-deutschen Armeen immer weiter von ihrer ursprünglichen Operationsbasis ab und spannten deren an sich schon schwierige rückwärtige Verbindungen immer mehr an. F. hatte Ende August dementsprechend schon beschlossen und teilweise auch schon befohlen gehabt, die Ostoffensive in der Linie Bug—Wald von Bialowicz—Njemen einzustellen und die erreichten Stellungen für ein sicheres Halten auch mit schwächeren Kräften auszubauen. Im letzten Augenblick ließ er dann aber doch die Offensive noch 150 Kilometer weiter nach Osten laufen. Ja er gab jetzt sogar, einer Vereinbarung mit dem General v. Conrad folgend, Anfang September seine Zustimmung zu einer großen konzentrischen Operation der Österreicher von Kowel über Luzk in nordöstlicher Richtung auf Rowno und des Oberbefehlshabers Ost in südlicher Richtung über Wilna auf Minsk. Der österreichische Vorstoß blieb schon nach Anfangserfolgen stecken, dagegen wäre dem Angriff des Oberbefehlshabers Ost noch durch Gefangennahme zahlreicher russischer Armeekorps zwischen Wilna und Molodeczno um ein Haar ein großer Schlag gelungen. Leider fehlten aber im letzten Augenblick zum Aufrechterhalten der bereits fast geglückten Einkreisung die Kräfte, nicht zum wenigsten, weil General v. F. diese inzwischen an anderen Fronten benötigte.

Im Westen hatte in der zweiten Septemberhälfte ein neuer großer Ansturm der Entente eingesetzt, der Engländer wieder im Artois, der Franzosen diesmal in der Champagne. Tagelang stand hier, besonders in der Champagne, die Sache auf des Messers Schneide. Dann aber wurde auch hier die Gefahr durch wenige rasch herangeführte Divisionen wieder gebannt, nicht zum wenigsten durch das unmittelbare Eingreifen F.s, der dazu persönlich nach dem Westen eilte. Alle, die ihm in diesen kritischen Tagen nahe standen, rühmen die von ihm hierbei gezeigte Kaltblütigkeit und Tatkraft. Es muß ihm auch als ganz besonderes Verdienst angerechnet werden, daß er sich durch diese Krise nicht von der von ihm als unbedingt nötig erkannten und bereits seit längerem eingeleiteten Operation gegen Serbien abbringen ließ. Diese wurde Anfang Oktober zusammen mit den Österreich-Ungarn und den an die Seite der Mittelmächte getretenen Bulgaren begonnen. Bis Ende November war sie so erfolgreich durchgeführt, daß dadurch nicht nur die unmittelbare Unterstützung der auf Gallipoli sich der Ententeanstürme nur noch schwer erwehrenden Türkei gesichert wurde, sondern sogar das ganze Serbien in die Gewalt der Mittelmächte kam. Nur schwache Trümmer des serbischen Heeres retteten sich auf albanisches Gebiet. Auch die im neutralen griechischen Saloniki gelandeten und das Vardartal aufwärts zur Unterstützung der Serben heranrückenden Ententekräfte wurden geschlagen und auf die griechische Grenze zurückgeworfen. Jetzt aber kam doch wieder die F.sche Schwäche, die Scheu vor ganz großen Ent-

schließen, zur Geltung. Er hielt die weitere Verfolgung an und verzichtete damit auf die vollständige Bereinigung dieses Kriegsschauplatzes. Er befürchtete diplomatische Verwicklungen mit Griechenland, dessen Neutralität längst durch die Landung der Entente in Saloniki verletzt war. Außerdem hoffte er, die Bulgaren leichter auch weiterhin an der Seite der Mittelmächte zu halten, wenn sie durch bei Saloniki stehende starke Feindkräfte unmittelbar bedroht blieben.

Im ganzen genommen und an den Erfordernissen des Augenblicks gemessen hatte aber F. doch seit Beginn der Maioffensive gegen Rußland eine Kette fast ununterbrochener Erfolge von äußerlich durchaus achtbarem Ausmaß zu verzeichnen. Er sowohl wie sein Oberster Kriegsherr und das deutsche Volk blickten deshalb um die Jahreswende 1915/16 mit Stolz auf das Geleistete zurück und mit vollem Vertrauen in die Zukunft. Schon am 12. Mai 1915, als die Operationen in Galizien sich günstig anließen, hatte ihm der Kaiser den Schwarzen-Adler-Orden verliehen, eine in Hinsicht auf sein Dienstalter ganz besonders bemerkenswerte Auszeichnung.

Man kann heute rückschauend sagen, daß General v. F. zu Beginn des Jahres 1916 äußerlich auf der Höhe seines Ansehens und seiner Erfolge angelangt war. Aber bei näherer Betrachtung findet man bei allen diesen Erfolgen schon irgendeine Unvollständigkeit, die den Keim für spätere schwere Nachteile bildete. Im Osten waren die Russen nicht nur nicht entscheidend geschwächt, sondern unternahmen sehr bald sogar wieder, ermutigt durch ihre Erfolge bei Wilna und vor allem gegen die Österreicher, neue Vorstöße gegen letztere, die ihnen weitere nicht unerhebliche Erfolge eintrugen, was nicht nur den geringen Kampfwert der Österreicher noch mehr sinken ließ, sondern gleichzeitig ungünstig auf die Haltung der Rumänen einwirkte. Zudem offenbarte sich erst nach Abschluß der Ostkämpfe, wie stark auch die deutsche und vor allem die österreichisch-ungarische Armee bei dem dauernd frontalen Zurückdrängen der in der abschnittswisen Verteidigung meisterhaft bewanderten Russen gelitten hatte. Die Erfolge in Serbien bewogen zwar die Entente, um die Jahreswende das Gallipoli-Abenteuer zu liquidieren, aber die dafür bei Saloniki entstandene neue Eiterbeule zwang nicht nur, dort deutsche Kräfte zu belassen, sondern machte auch Rumäniens Haltung noch ungewisser als bisher. Es wurde deshalb zunächst gemeinsam von den Generalstabschefs der Mittelmächte erwogen, im Jahre 1916 an der Westfront weiter defensiv zu bleiben und erst den Balkan einschließlich Rumäniens und von dort weiter die ganze russische Front endgültig zu bereinigen. General v. Conrad wollte ferner zunächst Italien durch einen gemeinsamen deutsch-österreichischen Angriff entscheidend schlagen und aus der Front der Entente ausschalten. F. sah darin ein zu starkes Überwiegen österreichischer Sonderinteressen und glaubte außerdem nach wie vor nicht an die Möglichkeit des völligen Niederringens der Russen. Die Verhandlungen über diese Pläne und über die Notwendigkeit eines einheitlichen deutschen Oberbefehls auch an der Ostfront, wo schließlich überall deutsche Truppen die wankende Front der Österreicher stützen mußten, zeitigten schließlich eine derartige gegenseitige Verärgerung der beiden Generalstabschefs, daß jeder für sich seine eigenen Wege ging und diese noch dazu vor dem anderen geheim hielt, natürlich zum Schaden der großen gemeinsamen Sache.

F. blieb somit für das Frühjahr 1916 nur die Möglichkeit, das Schwergewicht der deutschen Operationen wieder nach der Westfront zu verlegen. Wie er

gerade auf den Gedanken kam, hier Verdun, das stärkste Bollwerk der ganzen französischen Front, zu berennen, ist so interessant und für die ganze F.sche Entschlußfassung so charakteristisch, daß der wesentlichste Inhalt einer darüber von ihm im Dezember 1915 verfaßten Denkschrift hier wiedergegeben werden muß. F. sieht mit Recht in England mit seinem unerschütterlichen Vernichtungswillen den gefährlichsten Gegner, den man nur an der Westfront durch einen großen taktischen und strategischen Massendurchbruch treffen kann. Vor einem solchen scheut er sich aber wegen der technischen Schwierigkeiten — nicht ohne Berechtigung in Hinsicht auf die von der Entente bei allen ihren Durchbruchversuchen gemachten schlechten Erfahrungen. Er glaubt aber auch, die dafür nötigen Truppen nicht zu haben. So verfällt er auf eine Art behelfsmäßigen Ausweg, indem er versuchen will, die Franzosen durch einen Angriff mit beschränkten Zielen so zu zermürben, daß sie militärisch nichts mehr zu hoffen haben. Damit würde dann England, das inzwischen durch einen rücksichtslos geführten U-Bootkrieg gleichfalls zu zermürben sei, sein »bestes Schwert« aus der Hand geschlagen sein und so eine friedenswillige Stimmung entstehen.

Als geeignetsten Punkt für einen derartigen Angriff mit beschränkten Zielen hält F. die Festung Verdun, die nebenbei infolge ihrer Nähe an der Bahn Metz—Sedan—Charleville eine ständige ernste Bedrohung dieser wichtigen rückwärtigen Verbindung der deutschen Westfront darstellt. Für Verdun müsse Frankreich aus strategischen und moralischen Gründen den letzten Mann einsetzen, müsse deshalb das französische Heer sich auch dann verbluten, wenn es den Deutschen nicht gelänge, Verdun selbst zu nehmen. — Schon diese Auffassung erscheint gewagt, als geradezu verhängnisvoll aber sollte sich die Zuversicht, mit der F. die Denkschrift schließt, erweisen, daß nämlich »die deutsche Führung als Angreifer es ganz in der Hand habe, die Offensive gegen Verdun in schnellem oder langsamem Tempo, mit voller oder halber Kraft zu führen oder sie nach Belieben abubrechen«. — Von vornherein also der Plan eines großen taktischen Angriffs, der strategisch unbedingt ins Leere führen mußte.

Der Verlauf der vom deutschen Volke jetzt als »Die Tragödie von Verdun«, vom Frontkämpfer damals schon als »Die Hölle von Verdun« bezeichneten Schlacht ist nur zu bekannt. Auf 25 Divisionen berechnete F. selbst die äußerstenfalls für die ganze Angriffshandlung verfügbaren Truppen. Als aber der, noch dazu wegen ungünstiger Witterung verschobene und inzwischen den Franzosen bekannt gewordene Angriff am 21. Februar 1916 begann, standen dem mit der Durchführung betrauten Armee-Oberkommando 5, Kronprinz Wilhelm, für die »gewaltsame, beschleunigte Fortnahme der Festung durch überraschenden Angriff« — in diesen terminus technicus hatte sich bis dahin der ursprüngliche Zweck F.s verwandelt — nur drei Armeekorps zu je zwei Divisionen und eine Infanteriebrigade zur Verfügung, d. h. wenig mehr als sechs Divisionen mit allerdings sehr starker Artillerie, denen sich erst entsprechend dem Fortschreiten des Angriffs die bisherigen Stellungstruppen, im ganzen zwei Armeekorps, anschließen sollten. Nur zwei weitere frische Divisionen waren zur Unterstützung bei etwaigem Stocken des Angriffs vorgesehen, bei dessen Beginn jedoch noch nicht zur Stelle. Alle übrigen verfügbaren Divisionen hatte F. aus übertriebener Vorsicht hinter anderen Fronten, an denen er Entlastungsoffensiven der Entente befürchtete, belassen.



Gleich der erste Ansturm lief sich nach glänzenden Anfangserfolgen, die sogar vorübergehend bei den Franzosen eine schwere Krisis hervorriefen, fest. Und nun begann jenes mörderische Ringen, in dem wohl zunächst die Franzosen noch die größeren blutigen Verluste hatten und zahlreiche ihrer besten Divisionen dahinschmelzen sahen. Aber die Franzosen hatten viel mehr Divisionen zu rechtzeitiger Ablösung zur Verfügung und dazu noch das Material der übrigen gegen Deutschland in Waffen stehenden Völker, ja selbst der sogenannten Neutralen. Zudem fanden die Verteidiger Verduns in den ständigen Werken sehr viel mehr Schutz als der Angreifer, der schutzlos im völlig verwüsteten Angriffsgelände mindestens physisch und seelisch sehr viel mehr litt. Unheimlich schnell schmolzen die wenigen deutschen Divisionen dahin; den notgedrungen jetzt an anderen Fronten abkömmlich gemachten und schleunigst herangeführten Ablösungsddivisionen erging es nicht besser. Nur wenige weitere Angriffserfolge, noch dazu in bescheidenen Ausmaßen, waren den Deutschen beschert, die im übrigen nur mit Mühe das anfangs eroberte Gelände gegen wütende Gegenangriffe der Franzosen hielten. Davon, daß die deutsche Führung es in der Hand hatte, die Offensive in schnellem oder langsamem Tempo, mit voller oder halber Kraft zu führen, war bald keine Rede mehr. Der Franzose bestimmte mindestens ebensosehr das Gesetz des Handelns wie der Deutsche.

F. verschloß sich dem Eindruck von dem Mißlingen seines Planes nicht, konnte sich aber, hauptsächlich unter dem unheilvollen Einfluß des Chefs des Generalstabes der 5. Armee, General Schmidt v. Knobelsdorff, nicht dazu entschließen, das Verdun-Unternehmen rechtzeitig zu liquidieren. Die Wunde Verdun fraß unheimlich am Mark des deutschen Heeres.

Im Osten hatten die Russen schon in der zweiten Märzhälfte eine große Entlastungsoffensive angesetzt, die aber trotz der geringen Stärke der angegriffenen 10. deutschen Armee völlig scheiterte. Dadurch wurde scheinbar F.s Ansicht bestätigt, mit seiner Strategie im Jahre 1915 gegen Rußland dieses so geschwächt zu haben, daß die Mittelmächte Ernstliches nicht mehr von ihm zu befürchten hätten.

Am 15. Mai begann General v. Conrad seine seit langem ohne Wissen der deutschen Obersten Heeresleitung vorbereitete Offensive aus Tirol gegen die Italiener, die ebenfalls nach großen Anfangserfolgen stecken blieb. Schlimmer als der Mißerfolg an sich war die zugunsten dieser Offensive erfolgte Entblößung der österreichischen Ostfront von zuverlässigen Truppen. Infolgedessen hatte die am 4. Juni einsetzende erneute russische Offensive unter General Brussilow gegen den ganzen von den Österreichern besetzten Teil der Ostfront ungeahnte Erfolge. Nur mit äußerster Aufbietung und ebenfalls unter erheblichen Verlusten konnten rasch herangeführte deutsche Truppen den bereits vollkommenen Durchbruch in rückwärtigen Stellungen auffangen. Dagegen mißlangen wiederum alle gleichzeitigen russischen Angriffe gegen Teile der deutschen Ostfront.

Selbst als sich in der zweiten Junihälfte an der Westfront beiderseits der Somme die Anzeichen für ein nahes Bevorstehen der französisch-englischen Großoffensive immer mehr verdichteten, konnte sich F. nicht zu dem Eingeständnis von der völligen Nutzlosigkeit der Verdun-Offensive durchringen. Er befahl zwar am 24. Juni, als das feindliche Trommelfeuer an der Somme be-

gann, der Heeresgruppe deutscher Kronprinz, daß »der Menschen-, Material- und Munitionsverbrauch vor Verdun entschieden einzuschränken« sei. Darüber aber, daß dies in nennenswertem Maße nicht möglich sein würde, konnte sich auch F. nicht im Unklaren sein; denn soeben hatten endlich noch einmal gewaltige Anstrengungen dieser Heeresgruppe erhebliche Erfolge errungen (Erstürmung des Caillette-Waldes und Fumin, 1. Juni; Eroberung des Fort Vaux, 2.—7. Juni; Erstürmung des Zwischenwerkes Thiaumont und des Dorfes Fleury, 23. Juni). Die infolgedessen zum zweiten Male bei Verdun den Franzosen drohende Krisis mußte deren äußerste Abwehrmaßnahmen mobilisieren und damit zu erneutem ungeheuren Verbrauch an Menschen, Munition und Material auch auf deutscher Seite führen.

Am 1. Juli begann dann auch an der Somme der feindliche Infanteriesturm mit im ganzen 34 Divisionen, davon 22 englischen, gegen nur 9 deutsche. Ursprünglich waren allein von den Franzosen 42 Divisionen für diesen Schlag vorgesehen gewesen, von diesen waren aber inzwischen durch die »Maasmühle« bei Verdun rund 30 nicht mehr angriffsfähig. Insofern hatte die F.sche Hartnäckigkeit bei Verdun doch einen gewissen Erfolg zu verzeichnen, der aber reichlich dadurch aufgewogen wurde, daß man deutscherseits infolge Verduns so gut wie nichts mehr zur vorbereitenden Abwehr der Sommeoffensive tun konnte. Noch schlimmer aber wog es, daß die Entente auch aus Verdun gelernt hatte und die Sommeoffensive als eine ausgesprochene Material- und Zermürbungsschlacht führte, bei der die Deutschen infolge ihrer großen Unterlegenheit an Material und Menschen schließlich unterliegen mußten. Wenn trotzdem die ständig zum Zerreißen gespannte deutsche Sommefront hielt, so war dies nur das Verdienst des deutschen Frontsoldaten, dessen über jedes Lob erhabenes Heldentum damals noch der stärksten Menschen- und Materialüberlegenheit gewachsen war.

Gleichzeitig mit Beginn der Sommeschlacht lebte auch die russische Offensive wieder auf. Der deutsche Soldat an der Ostfront, noch von Tannenberg, Lodz, Gorlice—Tarnow her in dem Gefühl der unbedingten Überlegenheit über den Russen, hielt auch diesmal. Dagegen brach der größte Teil der von den Österreichern besetzten Front restlos zusammen, in wenigen Tagen 200 000 Gefangene und zahlloses Material den Russen überlassend. Der russische General Brussilow setzte hier, in richtiger Erkenntnis der schwächsten Stelle, alle Kräfte ein und gewann, rücksichtslos angreifend, immer weiter Gelände. Die bisher schwerste Krisis des Weltkrieges für die Mittelmächte begann. General v. Conrad mußte die Tiroler Offensive endgültig einstellen und von dieser Front wie auch vom Isonzo alle irgendwie verfügbaren Divisionen nach dem bedrohten Osten werfen, ohne damit aber zunächst die Russen zum Stehen bringen zu können. Erst deutschen Truppen, schließlich rund 20 Divisionen, an allen Fronten zusammengekratzt, zum Teil stark abgekämpft, gelang ein allmähliches Hemmen der russischen Dampfwalze. F.s Traum von der Lähmung der Russen war ausgeträumt.

Die weiteren schlimmen Ereignisse jagten sich Schlag auf Schlag. Zum ersten Male errangen jetzt auch die Italiener an der Isonzofront durch die Einnahme von Görz und Gewinnung des linken Isonzoufers in der ersten Augushälfte einen wesentlichen strategischen Erfolg gegen die Österreicher. Deren Schicksal schien besiegelt. Infolgedessen trat nun das bisher mit Mühe neutral gehaltene

Rumänien auf den Plan, um wenigstens noch an der Teilung des Raubes teil zu haben. Jetzt rächte es sich bitter, daß F. sich nicht um die Jahreswende 1915/16 doch entschlossen hatte, im Südosten reinen Tisch zu machen. Er, der sonst politisch so klar blickende, verschloß sich unter der Not auf allen anderen Kriegsschauplätzen blindlings der rumänischen Gefahr. Er suggerierte es sich selbst und versuchte auch die Verbündeten davon zu überzeugen, daß Rumänien keinesfalls vor Beendigung seiner Ernte, etwa Mitte September, in den Krieg eintreten würde. Bis dahin hoffte er, der Hauptgefahren an der Somme und in Galizien Herr zu werden. Militärische Abwehrmaßnahmen gegen Rumänien kamen über schriftliche Vereinbarungen der Verbündeten nicht hinaus.

Am 27. August 1916 erklärte Rumänien an Österreich-Ungarn den Krieg. F. war, im Gegensatz zu dem viel besser orientierten General v. Conrad, davon so völlig überrascht, daß er es zuerst einfach nicht glauben wollte.

Jetzt war auch das Vertrauen seines Obersten Kriegsherrn, der ihm noch immer die Stange gehalten hatte, dahin. Der Kaiser berief am 28. August den Generalfeldmarschall v. Hindenburg mit dem General Ludendorff ins Große Hauptquartier, um sich von diesen über die Lage beraten zu lassen. F. faßte diese Maßnahme als das auf, was sie auch in Wirklichkeit darstellte, als die offene Bekundung des Zweifels an seiner Fähigkeit, einen Ausweg aus dieser Krisis zu finden. Er bat um Enthebung von seiner Stellung, die ihm dann auch am 29. August mit einem außerordentlich gnädigen Handschreiben des Kaisers unter Verleihung des Kreuzes und Sterns der Komture des Kgl. Hausordens von Hohenzollern mit Schwertern gewährt wurde. Gleichzeitig wurde ihm darin eine anderweitige Verwendung in Aussicht gestellt. Man bot ihm den Posten des deutschen Botschafters in Konstantinopel an, er erbat sich Bedenkzeit und lehnte nach wenigen Tagen ab in der richtigen Erkenntnis, daß der Reichskanzler v. Bethmann-Hollweg, den er, besonders seit einer ernsten Differenz im Frühjahr wegen des U-Bootkrieges, nicht mit Unrecht für einen seiner erbittertsten Gegner hielt, zu dieser Verwendung nie seine Zustimmung geben würde.

Die weitere Tätigkeit des Generals v. F. während des Weltkrieges ist, gemessen an seinem zweijährigen Wirken als Generalstabschef des Feldheeres, von geringerer Bedeutung und kann deshalb hier nur noch kurz erwähnt werden.

Am 16. September 1916 wurde er zum Oberbefehlshaber der 9. deutschen Armee ernannt, die sich gegen die inzwischen weit in Siebenbürgen eingerückten Rumänen im Aufmarsch befand. Mit dieser Armee hat er durch den Sieg bei Hermannstadt (26.—29. September), die Schlacht am Geisterwalde (5. Oktober) und die Schlacht bei Kronstadt (7.—9. Oktober) Siebenbürgen vom Feinde befreit. Durch die zum Teil recht langwierigen und verlustreichen Kämpfe um den Vulkan- und Szurduk-Paß vom 10.—14. November erzwang er dann mit beachtenswerter Energie den Übergang über die verschneiten und vereisten Transsylvanischen Alpen, dann durch die siegreiche Schlacht von Targu-Jiu (16.—17. November) den Eintritt in die Walachei. In den Kämpfen am unteren Alt (24.—27. November) nahm die ihm unterstellte Gruppe Kühne namhafte Teile der rumänischen Armee gefangen, und durch die erfolgreiche Schlacht am Argesch (1.—5. Dezember) wurde der Zusammenhang mit der von Süden über die Donau vorgegangenen Armee Mackensens hergestellt. In rastloser Verfolgung half die 9. Armee dann, die Rumänen über Bukarest

Immer weiter nach Nordosten zurückzuwerfen, bis die Verfolgung schließlich infolge Eingreifens russischer Verstärkungen, die in der Winterschlacht bei Rimnicul-Sarat (21.—27. Dezember) auch noch geschlagen wurden, in den Kämpfen am Sereth und bei Focsani (3.—7. Januar 1917) zum Stehen kam. Am 11. Januar 1917 ernannte der Kaiser den General v. F. für die Verdienste im rumänischen Feldzuge zum Chef des Deutsch-Ordens-Infanterie-Regiments Nr. 152.

Nach einigen Monaten ihn recht wenig befriedigenden Stellungskrieges wurde F. auf Wunsch des türkischen Großwesirs Talaat-Pascha und des türkischen Generalissimus Enver-Pascha Anfang Mai 1917 der Türkei zur Leitung der Wiedereroberung von Bagdad zur Verfügung gestellt. F. unternahm zunächst eine vierwöchige, außerordentlich anstrengende Erkundungsreise nach Konstantinopel, von dort nach der ersten allgemeinen Orientierung weiter durch Kleinasien nach dem Hauptquartier der Irakfront, Mossul, und dann über Damaskus weiter nach dem der Palästinafront, Jerusalem. Obwohl er damals schon in seinem Tagebuch häufig die ungünstigsten Eindrücke über die militärische und wirtschaftliche Lage der Türkei sowie die Unaufrichtigkeit der türkischen Führer notieren mußte, erklärte er sich bei seiner Rückkehr nach Deutschland doch zur Übernahme der ihm zugedachten Aufgabe bereit und wurde daraufhin am 9. Juli 1917 zum Oberbefehlshaber der für diesen Zweck gebildeten Heeresgruppe F. ernannt. Freude hat er an dieser Stellung nicht erlebt, und nennenswerte Erfolge blieben ihm versagt. Die innerpolitischen Verhältnisse ebenso wie die militärischen Kräfte der Türkei befanden sich damals bereits in einem Zustande, der jedes erfolgreiche Wirken, auch der energischsten Persönlichkeit, lahmlegen mußte. An die beabsichtigte Offensive an der Irakfront war bald nicht mehr zu denken, F. wandte deshalb sein besonderes Interesse der Palästinafront zu, da hier nach seiner durchaus richtigen Auffassung infolge starken Druckes der Engländer und deren jederzeit möglichen Eingreifens auch von See her die strategische Lage der ganzen türkischen Fronten in Asien am meisten gefährdet war. Er konnte aber auch hier nichts mehr tun, als das seit dem Herbst 1917 immer schnellere Zurückweichen dieser Front nach Norden in geregelten Bahnen zu halten. Er fühlte sich völlig unbefriedigt und bat deshalb im Februar 1918 um seine Abberufung.

Am 4. März wurde er zum Oberbefehlshaber der als Besatzung in Weißrußland stehenden 10. deutschen Armee ernannt, die er bis zu ihrer Auflösung im Februar 1919 geführt hat, ohne dabei Gelegenheit zu anderer als Verwaltungstätigkeit zu finden.

Am 5. Juni 1919 erhielt er den erbetenen Abschied und lebte, äußerlich ganz zurückgezogen, bis zu seinem verhältnismäßig frühen Tode am 8. April 1922 im Schloßchen Lindstedt bei Potsdam. Die aufreibenden zwei Jahre als Generalstabschef des Feldheeres — er war in dieser Zeit schneeweiß geworden — hatten seine ungewöhnliche Körperkonstitution schon geschwächt, der Aufenthalt in der Türkei hatte den Grund zu seiner schweren Krankheit gelegt, und der Gram über den unglücklichen Ausgang des Krieges hat ihm dann vollends den Rest gegeben.

In der Zeit nach seiner Verabschiedung hat General v. F. sich stark literarisch betätigt. Bereits 1920 erschien das Buch »Die Oberste Heeresleitung 1914—1916 in ihren wichtigsten Entschlüssen«, in dem F. mit großer Ge-

wandtheit, in der Hauptsache seinem regelmäßig und eingehend geführten Tagebuch folgend, eine rechtfertigende Darstellung seiner Handlungen während dieser Zeit versucht hat. Bereits im Jahre 1921 folgte »Der Feldzug der 9. Armee gegen Rumänen und Russen 1916/17«. Auch sonst hat F., besonders wenn er wegen seiner früheren Tätigkeit angegriffen wurde, noch wiederholt zu Zeitungsaufsätzen seine Zuflucht genommen, nicht immer mit demselben Glück und Geschick wie in seinen Büchern.

Zur Vollständigkeit muß hier noch einiges erwähnt werden, das nur mittelbar mit F.s Tätigkeit als Generalstabschef zusammenhängt.

F. war ursprünglich, entsprechend seiner ganzen Denkungsweise, mehrfach für eine schonende Führung des U-Boot-Handelskrieges gewesen, um Amerika nicht zu früh auf den Plan zu bringen. Von Anfang 1916 ab trat er aber für dessen desto rücksichtslosere Durchführung ein, da er ihn in Übereinstimmung mit dem Großadmiral v. Tirpitz und dem damaligen Chef des Admiralstabes, v. Holtzendorff, für die wirksamste Waffe gegen England hielt. In einem Kriegsrat am 4. März 1916 wurde dann auch die Durchführung »des allein Erfolg verbürgenden uneingeschränkten U-Bootkrieges gegen England« vom 1. April ab beschlossen. Auf Grund der Drohungen Wilsons anlässlich des Sussex-Falles gab aber der Reichskanzler v. Bethmann-Hollweg wieder nach und schob den Beginn hinaus. F. konnte sich damit, schon in Hinsicht auf die inzwischen eingetretene Lage bei Verdun, nicht einverstanden erklären und erlangte vom Kaiser erneut eine Zusage, die aber nach kurzer Zeit durch Einwirken des Admirals v. Müller und des Reichskanzlers wieder zurückgenommen wurde. F. reichte daraufhin sein Abschiedsgesuch ein, bestand aber auf Wunsch des Kaisers nicht darauf, da er »es letzten Endes für seine Pflicht hielt, sich mit dem vollzogenen Schritt abzufinden«. Seitdem gähnte die vorerwähnte, unüberbrückbare Kluft zwischen ihm und dem Reichskanzler.

Auch rein politisch hat sich F. während seines Wirkens als Generalstabschef mehrfach betätigt. So versuchte er im Januar 1915 durch den neuernannten italienischen Militärattaché, Oberstleutnant Bongiovanni, Italien durch das Versprechen österreichischer Gebietsabtretungen neutral zu halten, gleichzeitig ließ er durch den österreichischen General im Großen Hauptquartier, Graf Stürgkh, auf den General v. Conrad im Sinne eines Entgegenkommens Österreichs gegenüber Italien einwirken. Nennenswerte Erfolge haben diese Verhandlungen nicht gehabt.

Ferner gab F. nach dem deutschen Vordringen in Galizien und Polen im Juli 1915 die Anregung zu einem Einigungsversuch mit Rußland. Er wollte auf jeden Landerwerb im Osten verzichten und dadurch die Russen handlungswilliger machen. Gleichzeitig hoffte er dadurch die Frage der Wiederaufrichtung eines selbständigen Königreichs Polen zu verhindern, das durch die deutsch-österreichischen Siege von den Russen befreit war, dessen Wiederherstellung er aber nach seiner eigenen Erfahrung als geborener Westpreuße für gefährlich hielt. Rußland wurde jedoch, soweit es überhaupt zu derartigen Verhandlungen bereit gewesen sein könnte, verprellt durch eine Reichstagsrede des Reichskanzlers am 19. August 1915, in der dieser ziemlich unverblümt die Wiederherstellung eines nationalen Polens versprach. F. hat in diesen beiden miteinander verquickten Fragen zweifellos den richtigeren politischen Instinkt gehabt.

Schließlich sei hier aus dem Sommer 1915 ein kühner wirtschaftlicher Plan erwähnt, der nichts geringeres bezweckte, als die Vorbereitung der Gründung eines mitteleuropäischen Staatenbundes durch Abschluß langfristiger, zugleich auch auf wirtschaftliche und kulturelle Ziele ausgedehnte Schutz- und Trutzbündnisse mit Österreich-Ungarn, der Schweiz, Schweden, Bulgarien und der Türkei. Die Ausführung dieses Planes sollte das Gegengewicht gegen den von der Entente immer rücksichtsloser geführten Wirtschaftskrieg bilden, ist aber über eine Denkschrift nie hinausgekommen. Dennoch zeugt er von dem überaus regen Geiste F.s, der trotz alleräußerster Inanspruchnahme durch die militärischen Operationen immer noch Gedanken erzeugte, auf die die damaligen Berufspolitiker nicht kamen.

Zusammenfassend sei noch einmal festgestellt, daß General v. F. zweifellos eine der markantesten Gestalten des letzten Abschnittes der Wilhelminischen Ära gewesen ist. Geistig und körperlich von der Natur weit über den Durchschnitt selbst hervorragender Persönlichkeiten ausgestattet, lag aber seine Begabung mehr auf politischem, militärisch-taktischem und organisatorischem Gebiet. Als Stratege war er dagegen den an ihn im Weltkrieg herangetretenen Anforderungen nicht gewachsen. Wer aber glaubt, daraus F. einen positiven Vorwurf machen zu müssen, der berücksichtigt weder die ungeheure Nervenbeanspruchung noch die täglich wachsende wirtschaftliche Sorgenlast, die die Führung des rings von den Feinden eingeschlossenen Deutschlands unerträglich erschwerte. Deshalb wird im Urteil der Geschichte General v. F. immer noch ein der feindlichen Führung mindestens ebenbürtiger Soldat bleiben.

Literatur: H. von Zwehl, Erich v. F., eine biographische Studie. Berlin 1926. — Erich v. F., Die Oberste Heeresleitung 1914—1916 in ihren wichtigsten Entschlüssen. Berlin 1920. — Derselbe, Der Feldzug der 9. Armee gegen Rumänen und Russen 1916/17. Berlin 1921. — Der Weltkrieg 1914—1918, bearbeitet im Reichsarchiv. 1. Bd.: Die Grenzschlachten im Westen, 1925; 4. Bd.: Der Marnefeldzug, die Schlacht, 1926; 5. Bd.: Der Herbstfeldzug 1914. Im Westen bis zum Stellungskrieg. Im Osten bis zum Rückzug. 1928 (Erscheinungsjahr!), 6. Bd.: Der Abschluß des Jahres 1914. Berlin 1929. — Schlachten des Weltkrieges, bearbeitet und herausgegeben im Auftrage des Reichsarchivs, Oldenburg. Bd. 4: Dr. Steuber, Jildirim, Deutsche Streiter auf heiligem Boden, 1924; Bd. 6: v. Gebssattel, Von Nancy bis zum Camp des Romains 1914, 1924; Bd. 10: Beumelburg, Ypern 1914, 1925; Bd. 13: Gold-Reymann, Die Tragödie von Verdun 1916, 1. Teil, 1926; Bd. 14: Schwencke-Reymann, die Tragödie von Verdun 1916, 2. Teil, 1928; Bd. 16: Dr. Mühlmann, Der Kampf um die Dardanellen 1915, 1927; Bd. 20: v. Stosch, Die Sommeschlacht 1916, 1. Teil, 1927. — Otto-Erich Volkmann, Der große Krieg 1914—1918. Berlin 1922. — M. Schwarte, Der große Krieg 1914/18, Bd. 1—10. Leipzig 1921—1925. — Derselbe, Die militärischen Lehren des großen Krieges. Berlin 1923. — Feldmarschall v. Hindenburg, Aus meinem Leben. Leipzig 1920. — Konstantin Hierl, Der Weltkrieg in Umrissen. Charlottenburg, II. Teil, 1923; III. Teil, 1925; IV. Teil, 1926. — Otto v. Moser, Kurzer strategischer Überblick über den Weltkrieg 1914—1918. Berlin 1921. — Derselbe, Ernsthaftes Plaudereien über den Weltkrieg. Stuttgart 1926. — Großer Generalstab, Die Schlachten und Gefechte des Großen Krieges 1914—1918. Berlin 1919. — H. v. Zwehl, Maubeuge — Aisne — Verdun. Berlin 1921. — Frhr. v. Freitag-Loringhoven, Menschen und Dinge, wie ich sie in meinem Leben sah. Berlin 1923. — Wolfgang Förster, Graf Schlieffen und der Weltkrieg. Berlin, 2. Aufl. 1925. — Adriano Alberti, General Falkenhayn. Berlin 1924. — Max Hoffmann, Der Krieg der versäumten Gelegenheiten. München 1923. — Kabisch, Streitfragen des Weltkrieges. Stuttgart 1924. — Hermann Stegemann, Geschichte des Krieges, Bd. 1—4. Stuttgart-Berlin 1917—1921. — Bauer, Der Große Krieg in Feld und Heimat. Tübingen, 1921. — Bethmann-Hollweg, Betrachtungen zum Weltkrieg, 2 Bde. Berlin 1919—1921. — Alfred v. Krauß, Die Ursachen unserer Niederlage. München 1920. — v. Francois, Gorlice 1915. Leipzig 1922. — Hans Delbrück,

Ludendorff — Tirpitz — Falkenhayn. Berlin 1920. — Derselbe, Krieg und Politik 1914 bis 1917. Berlin 1918/19. — v. Cramon, Unser österreichischer Bundesgenosse im Weltkriege. Berlin 1920. — J. B. van den Belt, Der zweite Abschnitt des Großen Krieges. Berlin 1923. — Wilhelm Groener, Das Testament des Grafen Schlieffen. Berlin 1927. — Derselbe, Der Weltkrieg und seine Probleme, Preußische Jahrbücher 1920, Heft 1. — Kronprinz Wilhelm, Meine Erinnerungen aus Deutschlands Heldenkampf. Berlin 1923. — H. v. Kuhl, Der deutsche Generalstab in Vorbereitung und Durchführung des Weltkrieges. Berlin 1920. — v. Morgen, Meiner Truppen Heldenkämpfe. Berlin 1920. — Eliza v. Moltke, Generaloberst Helmuth v. Moltke, Erinnerungen, Briefe, Dokumente 1877/1916. Stuttgart 1922. — Wetzell, Von Falkenhayn zu Hindenburg-Ludendorff. Berlin 1921. — Erich Ludendorff, Meine Kriegserinnerungen 1914—1918. Berlin 1919. — Derselbe, Kriegführung und Politik. Berlin 1922. — Joseph Stürgkh, Im deutschen Großen Hauptquartier. Leipzig 1921. — v. Wrisberg, Heer und Heimat 1914—1918. Leipzig 1922. — Derselbe, Wehr und Waffen. Leipzig 1922. — Hermann Cron, Die Organisation des deutschen Heeres im Weltkriege. Berlin 1923. — Friedrich Immanuel, Der Weltkrieg 1914—1919. Berlin 1920. — Artur Dix, Wirtschaftskrieg und Kriegswirtschaft. Berlin 1920. — Kritik des Weltkrieges, von einem Generalstäbler. Leipzig 1920. — Karl Friedrich Nowak, Der Weg zur Katastrophe. Berlin 1919. — Derselbe, Die Aufzeichnungen des Generalmajors Max Hoffmann. Berlin 1929. — Alfred v. Tirpitz, Erinnerungen. Leipzig 1919. — Walter Vogel, Die Befreiung Siebenbürgens und die Schlachten bei Targu Jiu und am Argesch. Oldenburg 1918. — Ludwig Gehr, Die deutsche Kräfteverteilung während des Weltkrieges. Berlin 1928. — Poirier, La bataille de Verdun. Paris 1922. — Palat, La grande guerre sur le front occidental, Bd. 7—11. Paris 1922—1925. — B. H. Liddel Hart, Reputations. London 1928. — v. Zuehl, Die Gründe für unsere ungenügende Rüstung 1914. Berlin, Deutsche Rundschau, Novemberheft 1924. — Jochim, Das Ausbleiben des Angriffs auf Saloniki 1915/16. Deutscher Offizier-Bund, Nr. 5, 1924. — Berliner Zeitung am Mittag (B. Z.) vom 18. Juni 1919, Antwort Falkenhayns. — Dies. 20. Juni 1919. Nochmals Hoetzendorff und Falkenhayn. — Militär-Wochenblatt Nr. 6, 1919, Verdun von xxx (als von General v. Falkenhayn stammend durch Anfrage festgestellt). — Revue militaire générale Nr. 12, 1923, Vergleich zwischen Falkenhayn und Conrad v. Hoetzendorff, von Capt. de Gaulle. — Deutsches Offizierblatt Nr. 48, 1926, Strategischer Rückblick auf 1916, von v. Gleich. — Neue Berliner Zeitung vom 2. August 1928, Der Sturz Falkenhayns von Adolf-Viktor v. Koerber. — Deutsche Wehr, Nummern 29 und 30, 1928, Lehren aus der Kriegsgeschichte Landkrieg: Der operative Durchbruch im Weltkriege, von Generalleutnant v. Moser. — Der Tag v. 28. 11. 1928, Der Herbstfeldzug 1914, von v. Metzsch. — Tagebuch und Nachlaß bei Frau v. Falkenhayn, Schloß Lindstedt bei Potsdam. — Akten der Obersten Heeresleitung 1914/16, Reichsarchiv, Potsdam. — Personalbogen, Reichsarchiv, Abteilung Berlin. — Politisches Archiv des Auswärtigen Amtes. — Eigene Erinnerungen des Verfassers.

Potsdam.

Martin Reymann.

**Fischer-Hinnen, Jakob**, Professor der Elektrotechnik und Vorstand des elektrotechnischen Institutes am Technikum Winterthur, \* am 7. Mai 1869 in Zürich, † am 13. Januar 1922 in Oerlikon. — Sein Vater, Jakob Fischer, der bekannte Züricher Jurist und spätere Polizeihauptmann dieser Stadt, hatte den einzigen Sohn für die Jurisprudenz bestimmt. Lustlosigkeit zu diesem Berufe sowie Schwierigkeiten in der lateinischen Sprache brachen jedoch die Gymnasialzeit vorzeitig ab. Er wandte sich der noch in ihren Anfängen stehenden Elektrotechnik zu und praktizierte mit 17 Jahren, nach einer kurzen Lehrzeit, in den mechanischen Werkstätten von A. Schmid in Zürich und bei den Zentralwerkstätten der Gotthardbahn in Bellinzona. Nach 2½jährigem Studium in der maschinentechnischen Abteilung des Technikums Winterthur, das dem Programm der Schule und dem damaligen Stand der Technik entsprechend nur eine bescheidene Basis fürs fernere Leben darstellte, trat er im August des Jahres 1889 als Konstrukteur in die neugegründete elektrotechnische Abteilung, die damals sogenannte »elende Abteilung«, der Maschinenfabrik Oerli-

kon. Schon im ersten Jahre dieser Tätigkeit führte ihn, unter anderen, eine Montage nach Ungarn. 1891 war er von Januar bis September als Deviseningenieur für Beleuchtungsanlagen in Madrid und Valencia tätig, worauf er in die Maschinenfabrik Oerlikon zurückkehrte. Die Einführung von Kompensationswicklung und Hilfspolen in die europäische elektrische Industrie ist F.-H. zu verdanken. Obschon dieses System zur Aufhebung der Armaturreaktion schon im Jahre 1884 durch Menges bekannt gemacht wurde, war es, da dieser Gedanke nicht hatte durchdringen können, F.-H. unbekannt geblieben. Er machte nun im Herbst des Jahres 1891 in der Maschinenfabrik Oerlikon Versuche mit einer von ihm konstruierten Maschine, welche mit einer die Polschuhe durchsetzenden Kompensationswicklung versehen war. Diese Versuche verliefen höchst befriedigend, und die großartige Entdeckung des erst 22jährigen wurde von der Fachwelt aufgegriffen und verwertet. Neben vielen diesbezüglichen Arbeiten erschien im Jahre 1899 die höchst interessante Zusammenfassung »Theorie der Kommutation« im Bulletin des Vereins ehem. Schüler des Technikums Winterthur. Im Jahre 1893 hielt er sich sechs Monate in den Vereinigten Staaten auf, um dortige Traktionsanlagen zu studieren, und zum Besuche der Weltausstellung in Chicago. Hierauf leitete er den Bau der elektrischen Tramanlagen Zürich—Hottingen und Zürich—Hirslanden sowie denjenigen einer Tramanlage in Marseille. Vorübergehend hatte er in der Maschinenfabrik Oerlikon auch die Abteilung für elektrische Bahnen unter sich. Als er im Mai 1894 diese Fabrik verließ, bekleidete er als Nachfolger von E. Arnold, der als Professor nach Karlsruhe berufen worden war, die Stelle eines Chefkonstruktors. Im Juli desselben Jahres übernahm er in der Maschinenfabrik von Jos. Farcot in Saint Ouen bei Paris die Stelle eines technischen Leiters, die er bis zum 1. Dezember 1899 innehatte. Hier hat er, wahrscheinlich als erster, Dämpferwicklungen praktisch verwertet. Vom 1. Januar 1900 bis Juli 1902 war er als Direktor bei Fr. Křižík in Prag tätig, wo er neben Bahngeneratoren eines der ersten elektrischen Automobile baute. Hierauf trat er als Chefingenieur und Fabrikleiter bei der Vereinigten Elektrizitäts-A.-G. Wien ein und verblieb dort bis Februar 1905, als er einer Zurückberufung von Direktor Huber der Maschinenfabrik Oerlikon Folge leistete und die Leitung der Kleinmotorenabteilung übernahm. Diese Stellung bekleidete er während neun Jahren. Die Stätte seiner fruchtbarsten Tätigkeit war das Kantonale Technikum Winterthur. Im Frühjahr 1914 folgte er dem Rufe der Erziehungsdirektion des Kantons Zürich, die ihn als Hauptlehrer der Elektrotechnik, Nachfolger des im vergangenen Jahre verstorbenen Professors Dr. G. Weber, an diese Stelle berief. Er war auch Vorstand des elektrotechnischen Institutes dieser Anstalt, dessen vollendete und mustergültige Einrichtung er kurz vor seinem Tode erreichte. Diese letzten acht Jahre seines Lebens waren von einem Berufe erfüllt, wie er seinen Idealen und Fähigkeiten nicht besser hätte entsprechen können. »Papa Fischer«, wie sie ihn nannten, war bei seinen Schülern außerordentlich beliebt. Dies ist nicht nur seiner gänzlichen Beherrschung des Stoffes und seinem ausgezeichneten Vortrage, sondern seiner ganzen Persönlichkeit zuzuschreiben, die Gerechtigkeit und väterliche Güte in sich vereinigte.

Der vorzeitige Abbruch seiner Schulung am Gymnasium, unterstützt durch die allzugroße Verschiedenheit der Charaktere von Vater, Mutter und Sohn,



hatte eine andauernde Disharmonie im Elternhause zur Folge. Auch das erfolgreiche Studium am Technikum vermochte diese nicht zu mildern, sondern vertiefte sie eher. Die Gegensätze waren zu groß geworden, um eine Überbrückung der bestehenden Kluft zu gestatten. So suchte der vom Elternhause geistig Losgetrennte frühzeitig bei einem liebenden Wesen einen Ruhepunkt; mit etwas mehr als zwanzig Jahren ging er mit Marie Hinnen am 14. November 1889 die Ehe ein. Das fernere Leben an der Seite seiner vortrefflichen Frau hat seinen Aufstieg nur begünstigt. Der Ehe entsprossen sieben Kinder. Für den geistig nimmer Rastenden bedeutete die Familie kurzes Ablenken und Erholung. Gerne erschien er unerwartet im Familienkreise, um nach kürzerer launiger Unterhaltung in sein stilles Studierzimmer zurückzukehren.

Er war sehr empfänglich für die Schönheiten jeglicher Kunst und der Natur. Sein vorzüglich entwickelter Formensinn äußerte sich hauptsächlich in seinen Konstruktionen. Eine besondere Liebe hegte er stets für die Gebirgswelt; sie war es auch nicht zuletzt, die ihn, in den Jahren seiner Auslandstätigkeit, immer wieder in die Heimat zurückführte. Bis ins vorgerücktere Alter zog er zeitweise hinauf in die erhabene Alpenwelt, um erfrischt von der majestätischen Natur zurückzukehren. Verschiedene sehr kritische Situationen in der Bergeinsamkeit waren von direkter oder auch indirekter Wirkung auf seine Gedanken und Gefühle; das ihn immer wieder beschäftigende religiöse Problem fand dort kräftige Impulse. Das Suchen und Tasten nach Erkenntnis und Abklärung in religiösen Fragen läßt sich durch sein ganzes Leben verfolgen. So nur sind die verschiedenen Wandlungen, das Suchen nach neuen Prinzipien, das zeitweise Festhalten am Erungenen mit nachfolgendem neuen Suchen zu verstehen. In den letzten Lebensjahren fanden diese Wandlungen mit einer streng religiösen Einstellung ihren Abschluß. Einen geringen Einblick in seine dabei gemachten meist naturphilosophischen Studien geben eine Anzahl Schriften, die sich in seinem Nachlaß befinden. Leider sind sie alle in einer kaum lesbaren Stenographie geschrieben.

Im persönlichen Kontakt machte sich F.-H.s liebenswürdiges, anregendes und temperamentvolles Wesen bemerkbar. Seine Ansichten äußerte er überzeugt und sicher; in sich abgerundet floß dabei die Rede, ein Spiegelbild seiner abgeschlossenen, außerordentlichen Persönlichkeit. Und doch entbehrte er nicht eines schroffen Zuges, der immer dann zum Durchbruch kam, wenn ihm Kritik und Widerspruch begegneten. Trotz dieses selbstbewußten, stolzen Zuges war er, hauptsächlich in materiellen Dingen, von der größten Bescheidenheit und Einfachheit. Er strebte auch nie nach materiellem Erfolg, sondern war immer im wahrsten Sinne des Wortes Idealist. Kennzeichnend für dies wie auch für seinen geraden Sinn ist es, daß er einst eine vorzügliche Stellung verließ, weil er sich mit einer nach seiner Meinung nicht ganz einwandfreien Geschäftstaktik nicht einverstanden erklären konnte.

Merkwürdig genug, im Hinblick auf seine geringe Schulung, und bezeichnend für seinen Bildungsdrang war sein ungewöhnlich großer Sprachenschatz. Früh schon beherrschte er, außer seiner Muttersprache Deutsch, in Wort und Schrift Französisch, Englisch, Italienisch und Spanisch; Tschechisch verstand er, und das Studium der schwedischen und holländischen Fachliteratur bereitete ihm gleichfalls keine Schwierigkeiten. Seine Bücher und Abhandlungen weisen stets eine flüssige und formvollendete Darstellung auf; sie sind die Früchte der strengen Anforderungen, die er an sich stellte.

Besondere Achtung gebührt auch seinen umfassenden mathematischen Kenntnissen, die er sich vorwiegend im Selbststudium erwarb. Er besaß übrigens ein vortreffliches mathematisches Gedächtnis. Er hatte z. B. einst in einer Ferienzeit ein bestimmtes Problem zu lösen, dessen numerische Auswertung auf eleptische Funktionen führte; diese entwickelte er, in Ermanglung einer Tafel, aus dem Gedächtnis. Seine elegante Art der Zerlegung periodischer Kurven in ihre harmonischen, sowie ein neues Verfahren zur Auflösung inhomogener Differentialgleichungen zweiter Ordnung sind Beispiele erhabenen Erfolges in dieser exakten Wissenschaft. (»Methode zur schnellen Bestimmung harmonischer Wellen«, Elektrotechnische Zeitschrift 1901; »Über die Zerlegung periodischer Kurven in ihre harmonischen Wellen«, Elektrotechnik und Maschinenbau 1909; »Eine neue Methode zur Auflösung inhomogener Differentialgleichungen zweiter Ordnung«, Schweizerische Technische Zeitung 1912; »Neue Methode zum Ausziehen von Quadrat- und Kubikwurzeln«, Schweizerische Lehrerzeitung 1914; »Berechnung der Veränderlichkeit von Maxima- und Minimafunktionen mittels des Krümmungsradius«, Schweizerische Bauzeitung 1914; »Anwendung des Krümmungsradius zur Berechnung numerischer Gleichungen«, ebenda 1915; »Über die am häufigsten vorkommenden Differentialgleichungen der Elektrotechnik und Mechanik«, S. T. Z. 1920.)

Die technischen Werke und Abhandlungen, die er neben seinen eigentlichen Berufstätigkeiten verfaßte, legen von seiner Kapazität und Arbeitskraft bededtes Zeugnis ab. Schon im Jahre 1891 gab er, kaum 22jährig, unter dem Titel »Die Berechnung elektrischer Gleichstrommaschinen« sein erstes Werk heraus. Es erschien als 83 Seiten starkes Sonderheft des Bulletin des Vereins ehemaliger Schüler des Technikums Winterthur. Dieser Erstausgabe folgte schon im nächsten Jahre, erweitert und vertieft, die Neuauflage in Buchform. Dieses Werk hat fünf Auflagen nebst einer englischen und französischen Übersetzung erlebt. In der letzten Auflage vom Jahre 1904 erscheint es, mit dem Titel »Die Wirkungsweise, Berechnung und Konstruktion Elektrischer Gleichstrommaschinen«, als ein über 500 Seiten starker Band.

Seine Aufsätze befassen sich mit der Berechnung der Gleichstrommaschinen und mit den Synchron- und Wechselstrommaschinen; weitere sind den Asynchron- und Kollektormotoren gewidmet. Diese Aufsätze sind stets Bekenntnisse aus der Praxis; ein leeres Theoretisieren gibt es bei ihm nie. So spricht er in seinen Aufsätzen im Rahmen der Gleichstrommaschine über die Verwendung von Anlaßwiderständen als Bremswiderstände zur elektr. Bremsung von Straßenbahnwagen; in derselben Arbeit schlägt er auch als erster zur Schnelligkeitsregulierung von Trammotoren Feldschwächung durch Shuntung vor. Er erklärt die Ankerrückwirkung und die resultierende Feldkurve bei Belastung, und gibt praktisch brauchbare Formeln zur Berechnung der maximalen und minimalen Felddichte an den Polspitzen. Er bespricht grundlegend die Funkenbildung an Gleichstrommaschinen. Neben anderem behandelt er eingehend die Gleichstrom-Trommelwicklung. Auch über Synchronmaschinen hat F.-H. äußerst wichtige Artikel geschrieben, so über das Thema der Berechnung von Wechselstrommaschinen; in einer dieser Arbeiten weist er darauf hin, daß der induktive Widerstand von der Phasenverschiebung abhängt; zum ersten Male gibt er auch Grundlagen für das Messen der Dämpferwicklung. Er macht auf die Wichtigkeit der Dämpferwicklung bei Einphasengeneratoren

aufmerksam. »Über das Pendeln von parallel geschalteten Wechselstromgeneratoren« ist seine letzte Arbeit auf diesem Gebiete; die ist erst nach seinem Tode veröffentlicht worden. In seinen Besprechungen der Asynchronmotoren behandelt er deren Entwicklungsmöglichkeit und zeigt an einer Stelle den kürzesten Weg, der bei der Vorausberechnung von Induktionsmotoren einzuschlagen ist. In einem Aufsatz, in welchem er die Vorausberechnung von Einphasen-Kollektormotoren behandelt, gibt er beim Reihenschlußmotor zum ersten Male Grundlagen für die Rechnung des Shunt-Widerstandes zur Hilfspolwicklung zur Phasenverschiebung des Hilfsfeldes.

Neben diesen Aufsätzen stammen auch eine Reihe weiterer allgemeiner Arbeiten, sowie solche die konstruktive Probleme behandeln, aus seiner Feder. Es ist nicht möglich, an dieser Stelle auf diese durchwegs wichtigen und teilweise bahnbrechenden Artikel, die etwa 50 an der Zahl erschienen sind, näher einzugehen. Eine Einsicht in diesen Zweig seiner Pioniertätigkeit gewährt der Nekrolog von Dr.-Ing. H. Sachs. Seine technisch-historische Arbeit »Beiträge zur Vorgeschichte der Elektrotechnik«, publiziert im Bulletin des Schweizerischen Elektrotechnischen Vereins 1920, verdient besonders hervorgehoben zu werden. Auf umfassende Studien im mühsam ermittelten Quellenmaterial bauend, zu dessen Verarbeitung ihm seine reichen Sprachkenntnisse trefflich zustatten kamen, läßt er den Leser aus unserer schnell vergessenden Zeit pietätvoll rückwärts blicken und entrollt ihm in kurzen Schilderungen die Lebens- und Gedankenwege jener Forscher, die zur Entwicklung der Grundlagen für die spätere Elektrotechnik beitrugen. Einzelne Bilder jener Geistesgrößen sowie verschiedene Zeichnungen von ihren Erfindungen ergänzen diese interessanten Betrachtungen.

Seit Jahren wollte er sein Buch über Gleichstrommaschinen mit einem gleichartigen über Wechselstromtechnik ergänzen. In seiner unersättlichen Arbeitslust gelang es ihm aber in einem nach seinem Tode erschienenen Werke, in konzentrierter Form, die Resultate seiner Studien und praktischen Tätigkeiten im gesamten Gebiet der Elektrotechnik zusammenzufassen. Dieses »Theoretische und praktische Lehrbuch für Elektrotechniker« (Zürich 1922) ist auf technischem Gebiet unstreitig sein bedeutendstes Werk. Seine Neigung, physikalisch gewonnene Erkenntnisse mathematisch zu belegen, ist in diesem Lehrbuch besonders ausgeprägt. Im übrigen sei auf dessen kritische Besprechung von Dr. F. Niethammer in Elektrotechnik und Maschinenbau, Wien 1922, S. 467, hingewiesen. Es war F.-H.s größter Wunsch, diese Arbeit beenden zu können, denn er ahnte, daß trotz seiner anscheinend völligen Gesundheit sein Leben nur von kurzer Dauer sein werde. Bis spät in die Nacht arbeitete er angestrengt und gönnte sich kaum die geringste Ruhe. Er errang sich damit die Genugtuung, auch den letzten Korrekturbogen seinem Verleger, Alb. Raustein in Zürich, übergeben zu können. Kurz darauf wurde er, am 9. Januar 1922, von einer starken Herzkrisis befallen. Obschon eine Besserung seines Zustandes eintrat, sollte er nicht mehr von diesem einzigen Krankenlager seines Lebens aufstehen. Einige Tage später machte der Tod, infolge eines Herzschlages, seinem inhaltsreichen Leben ein Ende.

Literatur: H. Sachs, Nekrolog auf F. H. in Elektrotechnik und Maschinenbau, Wien 1922, S. 93.

Oerlikon (Schweiz).

Karl Fischer.

**Hallbauer, Joseph, August, \*** am 23. November 1842 in Zittau, † am 18. April 1922 in Kötzschenbroda b. Dresden. — »Man muß überall helfen und bessern, wo man kann, das fördert das große Ganze.« Dieser Satz, den H.s Großvater Breithaupt dem vierzehnjährigen Enkel oft genug an Hand praktischer Beispiele eingehämmert hat, ist wie kaum ein anderer geeignet, einer Betrachtung des Lebensganges und der Lebensart Joseph H.s als Leitgedanke zu dienen. H. hat nicht nur in Äußerungen immer wieder sich zu diesem Ziele bekannt, sondern er hat es auch in unermüdlicher, praktischer Arbeit in seinem industriellen Wirkungskreis zu verwirklichen gesucht.

Joseph H. stammte aus einer Familie, die seit Generationen in Sachsen-Thüringen beheimatet war. Der Großvater väterlicherseits war Hilfslehrer am königlichen Gymnasium zu Freiberg. Er starb in jungen Jahren und ließ seine Familie in großer Not zurück. Bei seinem Tode war H.s Vater Anton erst elf Jahre alt. Der Großvater mütterlicherseits, August Breithaupt, war Lehrer an der Freiburger Bergakademie in der Glanzzeit dieses Instituts.

Joseph H. erblickte als erstes Kind seiner Eltern in Zittau das Licht der Welt, woselbst sein Vater als Lehrer der Mathematik und Maschinenlehre an der dortigen Gewerbeschule wirkte. 1847 verließ die Familie H. Zittau, um ihren Wohnsitz in Dresden aufzuschlagen. H.s Vater war Bevollmächtigter der Regierung beim Bau der Löbau-Zittauer Eisenbahn geworden. Nach Vollendung derselben war seine Versetzung nach Dresden erfolgt. Im Jahre 1854 bezog der junge H. das Gymnasium in Freiberg, wo er bei den Großeltern Breithaupt untergebracht wurde. Doch schon im Jahre 1857 kehrte er ins Elternhaus zurück, welches infolge der Ernennung des Vaters zum Direktionsmitglied der Sächsisch-Westfälischen Staatseisenbahn nach Leipzig verlegt worden war. Da des jungen H.s Schulzeit sich dem Ende näherte, begann der Vater zu überlegen, welchen Beruf er den Sohn ergreifen lassen sollte. Die ausgesprochene Neigung des Sohnes, Techniker und Ingenieur zu werden, stieß bei dem Vater anfänglich auf schroffste Ablehnung. Erst als der Sohn in den Ferien zu des Vaters Zufriedenheit aus Zigarrenkistenholz das Modell einer Dampfmaschine gefertigt hatte, da trat der Wandel ein. So bezog Joseph H. denn im Jahre 1859 die polytechnische Schule in Dresden. Die theoretische Ausbildung daselbst dauerte drei Jahre. In jener Zeit hatte er Gelegenheit, auf billige Art und Weise große Teile des deutschen Vaterlandes kennenzulernen. Denn Direktor Taubert von der Staatseisenbahn, ein Kollege seines Vaters, hatte ihm eine Karte zur freien Fahrt auf den Lokomotiven der Bahn ausgestellt. Seinen Lebensunterhalt und Studium mußte er mit elf Talern monatlich bestreiten. Seine sparsame Lebensführung ermöglichte es ihm, nicht nur mit dieser Summe auszukommen, sondern sogar nach Abschluß der Studien mit drei Talern in der Tasche ins elterliche Haus nach Leipzig zurückzukehren. Seine praktische Ausbildung erhielt H. in den Werkstätten der Sächsischen Staatseisenbahn in Leipzig. Nach einigen Wochen Tätigkeit errang er so sehr die Zufriedenheit seiner unmittelbaren Vorgesetzten, daß sein Lohn, obwohl er Volontär war, erhöht wurde. Mit den Arbeitern stand er in einem kameradschaftlichen, auf gegenseitiger Achtung aufgebauten Verhältnis. Sein nächster Arbeitsplatz war die Maschinenfabrik von Richard Hartmann in Chemnitz. Dank der Anerkennung, die nach kurzer Zeit seiner Tätigkeit, seiner Willenskraft und Ausdauer seitens der Direktion zuteil wurde, fand er hier Gelegenheit,

in fast allen Teilen dieses großen Betriebes tätig zu sein und sein praktisches Wissen erheblich zu erweitern. Von Anbeginn seiner Tätigkeit in Chemnitz hat H. sich selbst erhalten.

Im Jahre 1866 fand seine praktische Ausbildung in Chemnitz einen schnellen Abschluß. Ein Telegramm rief ihn nach Freiberg. Dort traf er den Schwiegersohn eines Onkels, Herrn Hegeler, an, der ihm aus Amerika Grüße von Hermann H., seinem jüngeren Bruder überbrachte mit der Aufforderung, ebenfalls sich einige Jahre in der Neuen Welt umzusehen. Nach einigem Schwanken und auf Zureden seines bisherigen Lehrherrn willigte H. ein. Mit dem Dampfer »Weser« reiste er im Frühjahr 1866 nach Neuyork und von dort nach Lasalle, wo er in der im Neubau befindlichen Zinkhütte der Firma Matthiesen & Hegeler die Stellung eines Betriebschefs und späteren Leiters übernahm. Die erste Zeit seiner Tätigkeit war mit dem Aufstellen der Maschinen und dem Ingangbringen des Betriebes ausgefüllt. Seine Kenntnisse und seine Willenskraft in der Überwindung von Hindernissen errangen ihm hier schnell die Achtung und Wertschätzung der Inhaber und seiner Arbeitskameraden. Die Abgelegenheit des Werkes und die Eintönigkeit der Beschäftigung — es wurden nur Zinkbleche ein und derselben Abmessung gewalzt — befriedigten indessen auf die Dauer den lebhaften Ehrgeiz des jungen Mannes nicht, und schon Ende 1867 siedelte er nach Chicago über. Dort fand er Beschäftigung in einer Fabrik, die Gesteinsbohrer herstellte. In jener Zeit setzte im amerikanischen Wirtschaftsleben eine scharfe Krise ein. Auch an H.s Arbeitsstätte wurde die Arbeit immer knapper und nach drei Wochen Beschäftigung war H. infolge Betriebsstillegung ohne Beschäftigung. Da es ihm nirgends möglich wurde, Arbeit zu finden, kehrte er nach Neuyork zurück, um sich nach Europa einzuschiffen. Ein Zufall wollte es, daß er auf dem Dampfer »Germania« als vierter Ingenieur Anstellung fand. Der schwere, ungewohnte Dienst, dazu die Seekrankheit ließen H. körperlich und seelisch zusammenbrechen. Doch nach einem Tage Ruhe fand er seine Willenskraft wieder. Seinen Posten füllte er für den Schluß der Reise so gut aus, daß ihm die Reedereigesellschaft, der der Dampfer gehörte, vorschlug, nach England zu gehen und nach Fertigstellung eines im Bau befindlichen Dampfers einen gehobeneren Posten im Schiffsdienst zu übernehmen.

In Europa gelandet, empfing H. die Nachricht, daß sein Vater schwer erkrankt sei. Er eilte in seine Heimat und ließ sich von seinem Vater das Versprechen abnehmen, den Dienst zur See aufzugeben. Auf sein Anraten ließ er sich nunmehr für den Eisenbahndienst ausbilden. Hierzu tat er praktischen Dienst auf der Lokomotive und erwarb sich nach einem halben Jahre das Führerzeugnis. Darauf trat er wieder bei seinem alten Gönner Hartmann in der Maschinenfabrik Chemnitz ein. Hier erhielt er alsbald einen bedeutsamen Auftrag, nämlich 48 Lokomotiven in Petersburg abzuliefern. Die Abwicklung dieses Geschäftes führte ihn in anderthalbjährigen Reisen kreuz und quer durch ganz Rußland. Nachdem seine eigentliche Aufgabe erledigt war, boten sich ihm zwei Möglichkeiten für seine weitere Laufbahn. General Patilow in Petersburg wollte ihn für den Bau und die Leitung einer Lokomotivfabrik gewinnen, die Firma Hartmann in Chemnitz ihn als russischen Vertreter anstellen. Nach kurzem Überlegen entschloß er sich für letzteres Angebot.

In Chemnitz wurde er zunächst in der Direktion für seine besondere Tätigkeit ausgebildet. Nach dem Kriege 1870/71 heiratete H. Sechs Wochen nach der

Hochzeit wurde er nach Minsk in Rußland gesandt, wo er vier Monate festgehalten wurde. Die engen Beziehungen, die schon damals zwischen Hartmann und der Firma Krupp bestanden, hatten H. während seiner Ausbildungszeit in Chemnitz wiederholt in Fühlung mit der Firma Friedrich Krupp gebracht. Aus Rußland zurückgekehrt, erging an ihn ein Ruf der Firma Krupp, Vertreter in Sachsen-Thüringen zu werden. Nach einigem Zögern sagte H. zu. Das Ausscheiden aus der Firma Hartmann wurde ihm dadurch erleichtert, daß selbst Herr Hartmann ihm zuredete, die niemals wiederkehrende Gelegenheit nicht zu verpassen, einen Erfolg versprechenden Posten bei der bedeutendsten Firma Deutschlands zu erhalten.

So wurde H. Vertreter von Krupp für Sachsen-Thüringen mit Sitz in Chemnitz. Nachdem das erste schwierige Jahr der Einrichtung vorüber war und H. glauben konnte, finanziell über den Berg zu sein, entriß ihm nach nur zweijähriger Ehe eine tödlich verlaufene Blutvergiftung seine Frau. Dieser Verlust machte ihm den weiteren Aufenthalt am Ort seiner bisherigen Tätigkeit zur Qual. Alfred Krupp, der H. besonders wohlwollte, schickte ihn zur Ablenkung mit einem schwierigen Auftrage nach Petersburg. Die Russen hatten bislang große Aufträge der Firma Krupp in Bestellung gegeben. Seit einiger Zeit stockte jedoch ohne ersichtlichen Grund das russische Geschäft vollkommen. H. sollte daher in Erfahrung bringen, weshalb die Russen keine Geschütze mehr von Krupp bezogen, wie hoch der Bedarf an Kriegsmaterial für die nächsten zehn Jahre sein würde und was die einzelnen russischen Kanonenfabriken leisten könnten. H.s gute Beziehungen auf Grund seiner früheren Tätigkeit in Rußland sowie eine Reihe glücklicher Umstände ließen ihn die fast unlösbar erscheinende Aufgabe zur vollsten Zufriedenheit von Alfred Krupp erledigen.

Auf Wunsch seines Chefs übernahm H. sodann gemeinsam mit einem schon seit langem in Rußland ansässigen Deutschen die Vertretung Krupps in Petersburg. So siedelte H. im Jahre 1874 endgültig als Teilhaber der Firma C. Wachter & Co. nach Petersburg über. Der Russisch-Türkische Krieg im Jahre 1878 ermöglichte es der Firma, große Aufträge hereinzuholen, die zum Teil weite Reisen in den Kaukasus, nach Tiflis, Poti und Kutais bedingten.

Sechs Jahre nach dem Hinscheiden seiner Frau ging H. eine zweite Ehe ein. Bei einem Besuche in Deutschland bei seinen Eltern hatte H. seine zweite Gattin kennengelernt. Nach zweijähriger Verlobungszeit fand die Hochzeit statt. Wiederverheiratet, pflegte H. in Petersburg regen geselligen Verkehr. Beim deutschen Botschafter v. Schweinitz waren H.s häufige Gäste.

Im Jahre 1879 unternahm H. gemeinsam mit seiner Gattin eine ausgedehnte Reise in den Kaukasus. Weitschauenden Blickes versuchte er schon damals, die bedeutendsten, bekannten Manganerzlager der Welt, die Vorkommen bei Tschiaturi, zu erschließen. Mindestens alljährlich einmal reiste H. nach Essen zur Versammlung der Kruppschen Vertreter. Diese Zusammenkünfte führten H. des öfteren in die Familie Krupp. Die gastlichen Stunden in der Villa Hügel sowie die persönlichen Eindrücke, die H. aus dem Familienverkehr im Kruppschen Hause mitnahm, sind ihm eine der wertvollsten Erinnerungen seines Lebens geworden.

Die Mordanschläge auf Kaiser Alexander II. und die Unruhen in Rußland verleiteten H. den weiteren Aufenthalt in diesem Lande. 1882 entschloß er sich

schweren Herzens, Petersburg zu verlassen. Denn die Aufgabe der russischen Vertretung bedeutete für ihn den Abgang aus dem Dienste der Firma Krupp. Nach Deutschland zurückgekehrt, ergriff er mit Freuden ein Angebot, das Gustav Hartmann von der Sächsischen Maschinenfabrik Chemnitz, der Sohn seines alten Gönners, ihm machte, nämlich die Leitung der vier Lauchhammerwerke zu übernehmen. Im Jahre 1883 übernahm er vorläufig die Leitung, 1884 endgültig.

H. brachte keine besonderen Kenntnisse und Erfahrungen mit, die ihm für die Wiederaufrichtung dieses notleidenden Unternehmens als besonders geeignet hätten erscheinen lassen. Gleichwohl sollte der Erfolg seiner dreißigjährigen Arbeit als Leiter der Lauchhammerwerke die Krönung seines Lebenswerkes bedeuten.

Nach kurzem Studium der Verhältnisse erkannte H. in Gemeinschaft mit Hartmann, seinem Aufsichtsratsvorsitzenden, daß die Zerfahrenheit der Leitung beseitigt werden mußte. Die Zentralisierung der Leitung wurde in Lauchhammer vorgenommen. H. selbst zog nach Lauchhammer, ebenso Kilian, das kaufmännische Vorstandsmitglied. Technisch stand H. an der Spitze aller Betriebe. Große Anstrengungen erforderte es, den durch Jahrzehnte der intensiven Arbeit entwöhnten Beamtenkörper und mit ihm die Belegschaft aus ihrer patriarchalischen Gelassenheit aufzurütteln. Offene und versteckte Widerstände gab es zu überwinden. Die Art und Weise wie H. den Menschen als wichtigsten Faktor der Arbeit zu werten verstand, war sein größtes Verdienst. Getragen von dem Vertrauen seiner Auftraggeber, konnte H. im Laufe der dreißig Jahre seiner Tätigkeit selbst unter dem Zwange äußerster Sparsamkeit die Werke zu schneller Entwicklung bringen. Es würde zu weit führen, den Ausbau des Unternehmens im einzelnen zu schildern, der zum großen Teile ein Verdienst H.s und seinem Weitblick zuzuschreiben war. Als Wendepunkte in der Geschichte der Lauchhammerwerke, die im Menschenalter vor dem Weltkrieg mit dem Namen H. verknüpft ist, können gelten: die Einführung des Siemens-Martin-Verfahrens im Stahlwerksbetrieb des Riesaer Werkes; der Bau der Brikettfabrik in Lauchhammer in Verbindung mit der Umstellung der Brennstoffversorgung der Werke auf die niederlausitzer Braunkohle, und als Abschluß des Ganzen die Errichtung der Überlandzentrale in Lauchhammer mit einer Spannung von 110000 Volt.

Als im Ausgang der achtziger Jahre der Wettbewerb der großen Thomaswerke im Westen für Lauchhammer immer unerträglicher wurde, entschloß sich H. im Jahre 1888 unter dem Druck der Verhältnisse in den Lauchhammerwerken zum basischen Siemens-Martin-Betrieb überzugehen. Dieser Entschluß war damals für Lauchhammer ein Wagnis sondergleichen, denn das Siemens-Martin-Verfahren, beruhend auf dem Einschmelzen von Alteisen (Schrott), befand sich in Deutschland noch in der Anfangsentwicklung. Indessen der kühne Wurf gelang. Das Verfahren bewährte sich, vor allen Dingen entwickelte sich die Schrottversorgung der Lauchhammerwerke zur Zufriedenheit. Die fortschreitende Industrialisierung Sachsens verbreiterte die Schrotdecke der Lauchhammerwerke in dem Maße, wie der eigene Bedarf wuchs.

Mit dem Bau der Brikettfabrik in Lauchhammer löste H. die Frage der Brennstoffversorgung der Werke in der billigsten Art und Weise, indem er die Wärmewirtschaft der Eisenhütten auf die eigenen Kohlenfelder der Gesellschaft

umstellte. Früher auf Steinkohlenbezüge aus Schlesien angewiesen, sodann auf den Bezug böhmischer Braunkohle, war die mangelhafte Rentabilität der Lauchhammerwerke nicht zuletzt der durch Transporte vorbelasteten allzu teuren Brennstoffversorgung zuzuschreiben. Vom ersten Tage der Inbetriebnahme an lieferte die Brikettfabrik in Lauchhammer ein Erzeugnis, das entgegen den Gutachten mancher Sachverständigen sich als durchaus brauchbar und billig im Eisenhüttenbetrieb erwies.

Die Kraftlieferung von Lauchhammer aus an die Werke Riesa und Gröditz harrete nun noch der Lösung. Nachdem namentlich in Riesa der Bedarf so gestiegen war, daß H. die Errichtung einer Überlandzentrale ernstlich ins Auge fassen konnte, fuhr er mit Ingenieur Krumbiegel 1908 nach Kalifornien, um die dortigen großen Überlandzentralen zu besichtigen. Bereits 1912 war das Kraftwerk in Lauchhammer und die Überlandleitungen erbaut und konnte die Ingangsetzung zunächst mit ganz schwacher Belastung erfolgen. H. konnte für sich in Anspruch nehmen, als erster auf dem Festlande ein Werk von derart hoher Spannung geschaffen zu haben. Das Kraftwerk versorgte nicht nur die eigenen Werke, sondern über 1000 Ortschaften mit Licht und Kraft. Dem überragenden Geist und der zähen Willenskraft H.s war es auch diesmal wieder gelungen, tausenderlei Schwierigkeiten und Bedenken bei den verschiedensten Stellen, insbesondere den Behörden wie Post, Telegraph, Eisenbahn mit Erfolg Herr zu werden. Mit der Vollendung dieses Werkes war gleichzeitig der Aufschluß der bedeutenden Kohlenlager Lauchhammers durchgeführt.

Im Jahre 1894 wurde H. zum zweiten Male Witwer. Am 15. Juni 1895 ging er eine dritte Ehe ein, die bis zu seinem Tode im Jahre 1922 fortbestand.

Während seiner Lauchhammer Zeit reiste H. im ganzen dreimal nach Amerika. Zum ersten Male seit 1868 betrat er 1893 amerikanischen Boden, um sich zur Weltausstellung nach Chicago zu begeben. Dort sah er die erste elektrisch betriebene Chargiermaschine zur Beschickung des Martinofens mit Schrott. Zurückgekehrt, ließ er nach einer mitgebrachten Skizze die Eisenbauabteilung in Lauchhammer diese Konstruktion anfertigen, und nach gelungenen Versuchen führte er diese Neuerung im eigenen Hüttenbetrieb ein. Die Herstellung von Chargiermaschinen für fremde Abnehmer war eine Zeitlang für Lauchhammer ein wesentlicher Teil des Arbeitsprogramms seiner Eisenbauabteilung.

Der Gewinn einer späteren amerikanischen Reise war die Einführung des Lasthebemagneten im eigenen Werksbetrieb und die Erweiterung der Erzeugnisliste der Firma um diese Konstruktion.

So hat sich H. auch als Bahnbrecher der Mechanisierung der deutschen Hüttenbetriebe erwiesen.

Im Jahre 1913 zog sich H. im Alter von 70 Jahren in den Ruhestand zurück. Als Anerkennung seiner großen Verdienste wurde ihm ein Sitz im Aufsichtsrat eingeräumt. Er erwarb ein Grundstück mit Villa in Kötzschenbroda bei Dresden als Wohnsitz. Doch dem bereits Siebzigjährigen behagte auf die Dauer die Ruhe des Altersheimes nicht. Von Januar bis Mai 1914 unternahm er eine hochinteressante Reise von Neuyork über Westindien um die Südküste von Amerika. Als Gast seines alten Freundes F. W. Matthiesen besuchte er alle Hauptplätze an der Ostküste Südamerikas, ebenso alle bedeutenderen Städte an der Westküste. Kurz vor Ausbruch des Weltkrieges kehrte er in die Heimat zurück. Während der Kriegszeit nutzte H. seine amerikanischen Beziehungen



zugunsten der Notleidenden in Deutschland aus, indem es ihm gelang, namhafte Geldzuwendungen seiner amerikanischen Freunde dem deutschen Roten Kreuz zuzuführen. Der unglückliche Ausgang des Krieges, noch mehr aber der moralische Zusammenbruch des deutschen Volkes in den Revolutionsjahren brachen die Lebenskräfte H.s. Am 18. April 1922 verschied er in Kötzschenbroda bei Dresden, seinem Ruhesitz.

Zusammenfassend kann bei einem Rückblick auf das Leben Joseph H.s gesagt werden, daß er ein Führer im besten Sinne des Wortes war. Er zeichnete sich schon seit frühester Jugend durch Sinn für die Natur, durch eine starke Begabung für Geschichte und durch große Menschenkenntnis aus. Seine vielen Auslandsreisen haben diese Eigenschaften naturgemäß noch vertieft und weitergebildet. Sein rastloser, nie ermüdender Geist war letzten Endes der Beweggrund, der ihn immer wieder von neuem, zuletzt noch als Siebzigjährigen hinaus in die Ferne zog. Trotz seiner häufigen Aufenthalte im Auslande, trotz aller Anerkennung, die er Leistungen des Auslandes entgegenbrachte, ist H. niemals in den Fehler vieler weitgereisten Deutschen verfallen, in ein gedankenloses Weltbürgertum hinüberzugleiten. Bis zu seinem letzten Atemzuge war und blieb er ein echter, rechter Deutscher. An jeder Wendung des Weltkriegs nahm H. bis in das Innerste Anteil.

Er war sich stets klar darüber, daß die Voraussetzungen zu großen Leistungen des Menschen nur dann als gegeben anzusehen sind, wenn die zu leistende Arbeit von einem idealen Schwung der Seele getragen ist. Diesen Schwung hat er nicht nur selbst besessen, sondern ihn auch auf seine Mitarbeiter zu übertragen gewußt. H. wollte ein Erzieher sein. Deshalb mußte dem alten Manne der sittliche Zusammenbruch des deutschen Volkes in den Jahren 1918 bis 1922 noch viel näher gehen als vielen anderen, die nicht so schnell die inneren Gründe dieses Ereignisses begriffen. Eine Niederschrift, die er kurz vor seinem Tode anfertigte, schließt mit den Worten: »Ich scheide vom Leben mit tiefem Schmerz über das Unglück Deutschlands, aber doch in der Hoffnung, daß es sich wieder in die Höhe empor arbeitet, die ihm unter den Völkern Europas und der ganzen Welt zukommt.«

Literatur: Eigene Aufzeichnungen H.s. — Die Festschrift zum zweihundertjährigen Bestehen der Lauchhammerwerke. — Geschäftsberichte. — Persönliche Mitteilungen von Mitarbeitern H.s.

Ries a./E.

Hans v. Lucke.

**Hausen, Max Clemens Lothar**, Freiherr v., Generaloberst, \* am 17. Dezember 1846 in Dresden, † am 18. März 1922 daselbst. — Max Frhr. v. H. war der zweite Sohn des Generalleutnants Clemens Frhrn. v. H. und seiner Gemahlin Anna geb. v. Ammon. Er besuchte, nachdem er die erste Erziehung im elterlichen Hause genossen hatte, die Lehranstalt des Dr. Dzondi, dann die des Leutnant a. D. Neumann in Dresden und trat am 1. April 1861 in die Kgl. Sächsische Kadettenschule ein.

Am 12. Dezember 1863 wurde Frhr v. H. als Portepfeefähnrich in das aktive Heer eingestellt, dem er mehr als 56 Jahre angehören sollte. Er wurde der 1. Kompanie des 3. Jägerbataillons zugeteilt und am 1. August 1864 mit einem Patent vom 25. Oktober 1863 Sekondeleutnant. Im Krieg von 1866 brachte

ihm der 3. Juli bei Probus die Feuertaufe. Am 1. August 1866 wurde er zum Premierleutnant ernannt. Den Krieg von 1870/71 machte er als Adjutant des 2. Jägerbataillons Nr. 23 mit. Im Gefecht bei Doucy-Daigny am 1. September 1870 erbeutete sein Bataillon zwei Kanonen und eine Mitrailleuse. Bei dem verlustreichen Sturm auf die feindlichen Batterien und bei Dienstritten über das ungedeckte Gelände zeichnete sich auch der Bataillonsadjutant aus. Er wurde infolgedessen bald darauf mit dem Eisernen Kreuz dekoriert. Die eintönige Belagerung von Paris mit ihrem Wechsel zwischen Vorpostendienst und Ruhequartier wurde durch die Schlacht bei Villiers und das Gefecht bei Maison blanche unterbrochen.

Nach dem Feldzuge zum Schützen-(Füsilier-)Regiment Nr. 108 versetzt und gleichzeitig zur Kriegsakademie nach Berlin kommandiert, wurde Frhr. v. H. am 1. Januar 1872 Hauptmann. Der 19. März 1874 brachte seine Versetzung als Kompagniechef in das 2. Jägerbataillon Nr. 13. Nicht lange konnte er sich dem Frontdienst widmen. Auf Grund seiner guten Leistungen auf der Kriegsakademie wurde er am 1. Mai 1875 zum preußischen Großen Generalstabe kommandiert, wo er bis 1878 verblieb. In Berlin reichte er am 18. November 1876 der Tochter des Geheimen Oberregierungsrates v. Salviati die Hand fürs Leben. Aus der außerordentlich harmonischen Ehe gingen drei Töchter hervor. Am 1. Mai 1878 wurde Frhr. v. H. Generalstabsoffizier bei der 1. sächsischen Division Nr. 23 in Dresden. Der 15. Oktober 1878 brachte seine Ernennung zum 1. Generalstabsoffizier beim Generalkommando des XII. Armeekorps. In seinem arbeitsreichen Leben war dies wohl die mühevollste, rastloseste Zeit. Erleichtert wurde ihm, der am 1. April 1881 zum Major befördert worden war, der Dienst durch das Wohlwollen seines Kommandierenden Generals, des Prinzen Georg von Sachsen, der ihm vollstes Vertrauen schenkte. Am 1. April 1887 übernahm v. H., zum Oberstleutnant befördert, das Kommando über das 1. Jägerbataillon Nr. 12 in Freiberg. Bald hatte sich der schlichte, oft kurz angebundene Mann mit seinem ehrlichen, geraden Wesen Aller Herzen und das unbedingte Vertrauen seiner Untergebenen erworben. Nach langer Tätigkeit im Generalstabe war es sein eifrigstes Bestreben, wieder alle Einzelheiten des Frontdienstes kennenzulernen. Am 20. März 1890 wurde v. H. unter Beförderung zum Oberst Kommandeur des 2. Grenadierregiments Nr. 101. Hier fand er vor allem Gelegenheit, die von dem neuen Exerzierreglement und der neuen Felddienstordnung aufgestellten Grundsätze auszuprobieren. Nicht ganz zwei Jahre stand v. H. an der Spitze des sächsischen Kaiser Grenadierregiments. Am 9. März 1892 wurde er unter Rückversetzung in den Generalstab zum Chef des Generalstabes des XII. Armeekorps ernannt. Mit seinem Kommandierenden General, dem schon erwähnten Prinzen Georg von Sachsen, arbeitete er in denkbar bestem Einvernehmen am Ausbau und an der Ausbildung der sächsischen Armee. Am 25. Juni 1893 wurde er unter Belassung in seiner Stellung zum Generalmajor befördert. Völlig überraschend kam ihm am 21. Februar 1895 die Kommandierung zum preußischen Großen Generalstabe nach Berlin, dem er bis zum 27. Mai 1897 als Oberquartiermeister angehörte. Ihm unterstanden die I. und II. Abteilung (Österreich und Rußland). Vom Chef des Generalstabes, dem genialen Grafen Schlieffen, wurde er zur Bearbeitung eingehender Studien verwendet, die als Unterlagen für die einleitenden Operationen im Falle eines Krieges mit Rußland dienen sollten. Die

anstrengende, großzügige Arbeit an verantwortungsvoller Stelle fesselte ihn sehr. Am 27. Mai 1897 wurde v. H. unter Beförderung zum Generalleutnant zum Kommandeur der 3. (Königl. Sächs.) Division Nr. 32 in Dresden ernannt. In dieser Stellung blieb er drei Jahre. Am 23. März 1900 wurde er Kommandierender General des XII. Armeekorps, am 16. Mai 1901 General der Infanterie. Unermüdlich war er tätig, um sein Korps auf eine möglichst hohe Stufe der Ausbildung zu bringen.

Am 29. August 1902 berief ihn das Vertrauen seines Königs auf den Posten des Staats- und Kriegsministers. Schwer wurde es ihm, der Stellung als Kommandierender General mit seinen unmittelbaren, innigen Beziehungen zur Truppe zu entsagen. Zwölf Jahre hat v. H. auf dem höchsten militärischen Posten Sachsens gewirkt. Was das sächsische Heer der Fürsorge und dem Einflusse H.s zu verdanken hat, gehört der Geschichte an. Seine amtliche Stellung zwang ihn auch, sich mit Politik zu beschäftigen. Mannhaft ist er stets für seine Überzeugung eingetreten und hat ihm abwegig erscheinende Strömungen und Bestrebungen innerhalb der sächsischen Regierung bekämpft. Die vielen Auszeichnungen, die ihm zuteil wurden, wertete er nicht allzu hoch. Drei Ehrungen aber bereiteten ihm große Freude: die Stellung à la suite des Jägerbataillons Nr. 12, die Ernennung zum Chef des Infanterieregiments Nr. 182 und ganz besonders die Ernennung zum Armeeführer im Mobilmachungsfalle. Als er am 17. Dezember 1910 seinen 64. Geburtstag beging, überraschte ihn König Friedrich August III. von Sachsen durch die Ernennung zum Generaloberst. Im Kaisermanöver 1912 führte er die blaue Armee und fand die Anerkennung des Kaisers. Als er am 12. Dezember 1913 die 50. Wiederkehr des Tages feierte, an dem er in die Armee als Portepfeefähnrich eingestellt worden war, zeigte sich, wie beliebt v. H. in weiten Volkskreisen Sachsens und bei seinen Untergebenen war. Um jüngeren Kräften Platz zu machen, reichte er im Mai 1914 seinen Abschied ein, den er am 21. Mai erhielt. Von allen Seiten wurden ihm, der seit 1912 auch den Vorsitz im Gesamtministerium geführt hatte, zahlreiche Kundgebungen zuteil, die wiederum bewiesen, welche große Anerkennung und Wertschätzung er sich durch seine lautere Wesensart und seine Dienstfreudigkeit erworben hatte.

Bei der Mobilmachung 1914 wurde er zum Führer der 3. Armee ernannt, der außer den sächsischen Truppen — XII. Armeekorps, XIX. Armeekorps, XII. Reservekorps — Anfangs auch das preußische XI. Armeekorps angehörte. Als Generalstabschef wurde ihm der General von Hoepfner (s. unter S. 108 ff., bes. S. 110) zugeteilt. Die 3. Armee versammelte sich in der Gegend von Prüm zwischen der 2. Armee (v. Bülow) und der 4. Armee (Herzog Albrecht von Württemberg) und durchquerte nach vollendetem Aufmarsch die Provinz Namur südlich der Maas. Nachdem sie das XI. Armeekorps an die 2. Armee abgegeben hatte, stieß sie mit ihren drei sächsischen Korps an der Maas bei Dinant auf heftigen französischen Widerstand, der durch das feindselige Verhalten der Bevölkerung noch verstärkt wurde. Die Erkämpfung des Maasabschnittes war infolgedessen außerordentlich schwierig. In der Stadt Dinant entwickelten sich Straßenkämpfe voll größter Erbitterung. Daher glückte es am 23. August 1914 nur, mit schwächeren Abteilungen auf dem linken Ufer Fuß zu fassen. Von Bedeutung war, daß es dem auf dem linken Flügel der 2. Armee kämpfenden Gardekorps nicht gelungen war, der 3. Armee den Maasübergang südlich Na-

mur zu öffnen. Leider ließ sich v. H. durch die Bitte des Armeeoberkommando 2, seinen Angriff durch Vorgehen in ostwestlicher Richtung zu unterstützen, bewegen, von der in Aussicht genommenen und Erfolg versprechenden Verfolgung in südwestlicher Richtung Abstand zu nehmen. Dieser Entschluß des Generalobersten ist oft abfällig kritisiert worden. Zweifellos wäre es richtiger gewesen, rücksichtslos in die in der französischen Front sich durch einen glücklichen Zufall bietende Lücke hineinzumarschieren, statt auf die Hilferufe von rechts und links zu hören und zu früh einzuschwenken. Es muß aber in Betracht gezogen werden, daß eine einheitliche Leitung der 1., 2., 3. und 4. Armee unter einem Heeresgruppenkommando fehlte, die Oberste Heeresleitung sich bewußt zurückhielt und die Armeeoberkommandos auf gegenseitige Vereinbarungen hinwies, statt zu befehlen. Infolgedessen wurde die 3. Armee oft durch die Hilferufe von rechts und links hin und her gezogen. Die Hauptschuld, daß die französische 5. Armee hier am Sambre-Maas-Knie und später an der Marne der operativen Umklammerung und damit einer Niederlage entgehen konnte, trifft daher in erster Linie die Oberste Heeresleitung.

Nach Überschreiten der Maas führte v. H. die 3. Armee, über Rocroi, Signy l'Abbaye auf Rethel zu. Als er am 27. August nachmittags in Rocroi eingetroffen war, veranlaßten ihn mehrfache Hilferufe der 4. Armee, die sich am 28. wiederholten, von dem befohlenen Vormarsch in südwestlicher Richtung abzuweichen und mit starken Kräften zur Unterstützung des bedrängten Nachbarn nach Osten abzumarschieren. Hieraus entwickelten sich am 28. und 29. August 1914 heftige Gefechte. Die Fühlung mit der rechts benachbarten 2. Armee hatte v. H. infolge dieser Linksschwenkung bewußt aufgegeben. Die 3. Armee war nach Abgabe des XI. Armeekorps zu schwach, um beiden Nachbarn helfen zu können. Das Streben des Generalobersten ging dahin, mit äußerster Kraftanstrengung in südöstlicher Richtung vorwärts zu kommen und durch enges Zusammenwirken mit der 4. Armee zu einer strategischen Ausbeutung ihrer hartnäckigen Kämpfe an der Maas beizutragen. An dieser Absicht hielt v. H. auch fest, als am Nachmittag des 29. August die 2. Armee um Eingreifen bat. Am 30. August kämpfte das XIX. Armeekorps siegreich bei La Sabotterie—Turteron, das XII. Armeekorps bei Saulce—Monclin und Rethel, das XII. Reservekorps bei Château Porcien, wo Aisne und Kanal noch mit Teilen überschritten wurden. In kraftvoller Verfolgung führte v. H. seine Truppen nach Überschreiten der Aisne östlich Reims vorbei, das durch Handstreich genommen wurde, über die Vesle bis zur Marne. Unterdessen hatte die vor Givet zurückgelassene 24. Reservedivision des XII. Reservekorps nach zweieinhalbtägiger Beschießung am 31. August die Festung zur Übergabe gezwungen und dabei die 3000 Mann starke Besatzung zu Gefangenen gemacht. Am 5. September 1914 traf sie wieder hinter der 3. Armee ein.

In Thugny, wo das Armeeoberkommando 3 am 2. September Quartier nahm, stellten sich bei vielen Herren des Stabes krankhafte, ruhrartige Erscheinungen ein. Auch Generaloberst Frhr. v. H. empfing hier den Keim zu schwerer Erkrankung, die ihn nach den kritischen Tagen an der Marne ganz zusammenbrechen ließ.

Der Marneübergänge sich noch im Abenddunkel des 3. September zu bemächtigen, gelang infolge des hartnäckigen Widerstandes des Feindes nicht. Erst am 4. September wurde die Marne überschritten. Die Truppen der Armee

waren nun aber an der Grenze ihrer Leistungsfähigkeit angelangt. Hatten sie doch vom 18. bis 31. August etwa 330 Kilometer zurückgelegt, ständig Gefechte zu bestehen gehabt, und infolge der wiederholten, oft gleichzeitigen Hilferufe von rechts und links, durch welche die Armeeführung ständig vor neue, schwere Entschlüsse gestellt wurde, oft unnötige Märsche und Seitenbewegungen ausführen müssen. Der 5. September wurde daher vom Oberbefehlshaber als Ruhetag bestimmt. Dieser Entschluß des Generalobersten ist ebenfalls oft kritisiert worden. Da aber südlich der Marne entscheidende Kämpfe bevorstanden, wäre es zweckmäßig gewesen, wenn die Oberste Heeresleitung alle Armeen des Entscheidungsflügels angehalten hätte, schon um den Nachschub zu regeln bzw. zu verbessern, die abgezweigten Truppenteile sowie die leider so geringen Reserven aufschließen zu lassen.

Am 6. September früh befahl v. H. den Vormarsch in der allgemeinen Richtung nach Süden. Man glaubte nur Nachhuten vor sich zu haben, bald änderte und klärte sich aber die Lage. Joffre war zu Offensive übergegangen, die Entscheidungsschlacht war entbrannt. Die Bitten der 2. und 4. Armee um Unterstützung stellten Generaloberst v. H. wiederum vor schwere Entschlüsse und führten zu einer Spaltung der 3. Armee in zwei Kampfgruppen. Im Anschluß an die Garde (2. Gardeinfanteriedivision) kämpfte die 32. Reservedivision des XII. Armeekorps, angrenzend an das VIII. Armeekorps der 4. Armee das XIX. Armeekorps und die 23. Infanteriedivision des XII. Armeekorps unter Führung des Generals der Infanterie d'Elsa, Kommandierenden Generals des XII. Armeekorps. Die 23. Reservedivision des XII. Reservekorps setzte v. H. anschließend an die 32. Infanteriedivision ein und unterstellte diese Kampfgruppe dem General der Artillerie v. Kirchbach, Kommandierenden General des XII. Reservekorps. Die Lücke zwischen den beiden Armeegruppen wurde durch ein gemischtes Detachement der 23. Infanteriedivision geschlossen. Die 24. Reservedivision traf nach ununterbrochenen Gewaltmärschen erst am 8. September abends auf dem Gefechtsfelde ein und wurde zwischen 2. Gardeinfanteriedivision und 32. Infanteriedivision eingeschoben. Mit klarem Blick hatte v. H. am Abend des ersten Schlachttages und vor allem am 7. September erkannt, daß ein kraftvoller Angriff auf die Armee Foch die 2. und 4. Armee am besten entlasten würde. Der am 8. September beim Morgengrauen erfolgte Angriff hatte auch großen Erfolg. Die rechte Gruppe durchbrach nach heftigem Bajonettkampf zusammen mit der 2. Gardeinfanteriedivision bei Lenharrée — Sommesous die französische Front, warf den Gegner bis über die Somme, machte Gefangene und erbeutete über 50 Geschütze. Foch mußte seine Front beträchtlich nach Süden zurücknehmen. Die linke Armeegruppe kam, wenn auch unter schweren Kämpfen, langsam, aber stetig vorwärts, so daß das Gesamtbild der Lage bei der 3. Armee äußerst vorteilhaft war. Diese besserte sich am 9. September noch mehr. Weitere Fortschritte wurden erzielt, die völlige Zermürbung der französischen Front war zu erhoffen. Da traf völlig unerwartet die Meldung der 2. Armee ein, daß sie Rückmarsch einleite. Schweren Herzens sah sich v. H., der seit einigen Tagen an Typhus ernst erkrankt war, gezwungen, ebenfalls den Befehl zum Rückzuge zu geben. Am 12. September wurde er von der Stellung als Oberbefehlshaber der 3. Armee enthoben.

Trotz mancher Hemmnisse hat die 3. Armee unter H.s Führung im Rahmen des Ganzen, den Absichten der Obersten Heeresleitung mehrfach vorausgrei-

fend, mit Einsatz aller verfügbaren Kräfte die ihr zugeordneten Aufgaben siegreich gelöst. Bei der geringen Zahl von sechs Divisionen war nicht mehr zu erreichen. Fest steht, daß die gegenüber kämpfende Armee Foch befürchtet hat, durchstoßen zu werden. Ein unglückseliges Zusammentreffen war es, daß der von der Obersten Heeresleitung angeordnete Rückzug mit der Enthebung des Generalobersten vom Oberkommando zusammentraf. Die Legende, die Führung v. H.s habe mit dem Versagen der sächsischen Truppen den Verlust der Marneschlacht verschuldet, hat sich infolgedessen lange behauptet. Die objektive Forschung hat jetzt aber bereits bewiesen, daß es an v. H. und der 3. Armee nicht gelegen hat. Diese war unter seiner anfeuernden Führung bis zum Erlaß des Rückzugsbefehls in unentwegtem Vordringen gewesen.

Am 1. März 1915 konnte sich v. H. nach langen, schweren Krankheitswochen wieder gesund und kriegsverwendungsfähig melden. Schwer litt er darunter, daß die erhoffte Wiederverwendung nicht ermöglicht und dadurch böswilligem Gerede Nahrung gegeben wurde. Als die Revolution Deutschland in ein Chaos von Ohnmacht, Zerrüttung und Schande stürzen ließ, war er glücklich, der Armee nicht mehr anzugehören. Die Hoffnung auf Deutschlands Wiederaufstieg hat er aber bis zu seinem Tode nie verloren.

Dienstliche Leistungen wie private Beurteilung aller derer, die mit ihm in Berührung kamen, lassen stets die gleichen Eigenschaften an ihm erkennen. Persönlich schlicht und einfach, verlor er als frommer Christ auch in schweren Tagen nie sein Gottvertrauen. Seine kurze, soldatische Art ließ ihn wohl bisweilen rauh erscheinen, im Grunde seines Herzens war er aber stets gütig, wohlwollend und hilfsbereit. Er war ein Edelmann im besten Sinne des Wortes. Unermüdlich im Dienst, verlangte er von seinen Untergebenen viel, von sich aber das meiste. Seine Gerechtigkeit und Fürsorge für die Truppe machten ihn verehrt und über das Grab hinaus beliebt. Mit rastlosem Eifer und großem Erfolg arbeitete er ein ganzes Menschenalter am Ausbau des sächsischen Heeres. Von Sieg zu Sieg führte er am Anfang des Weltkrieges die sächsischen Truppen, bis ihn unheilvolle Krankheit zwang, das Kommando abzugeben. Generaloberst Frhr. v. H. war ein echter deutscher Soldat und Sachsens volkstümlichster General.

Literatur: v. H., Erinnerungen an den Marnefeldzug 1914. — v. H., Meine Erlebnisse als Führer der 3. Armee. — Brabant, Generaloberst Max Frhr. v. H., ein deutscher Soldat. — Reichsarchiv, Der Weltkrieg 1914—1918, Bd. 1, 3 und 4.

Potsdam.

Ernst Zipfel.

**Haußmann, Conrad**, Reichstags- und württembergischer Landtagsabgeordneter, Staatssekretär im Kriegskabinett des Prinzen Max, Rechtsanwalt, \* am 8. Februar 1857 in Stuttgart, † am 11. Februar 1922 in Stuttgart. — Unter den deutschen Politikern des letzten Menschenalters wird der württembergische Demokratenführer Conrad H. wegen der Gradlinigkeit und Folgerichtigkeit seines Wirkens, der Tiefe und Vielseitigkeit seiner Bildung und des ungewöhnlichen Reizes seiner lebenswerten Persönlichkeit einen besonderen Platz behalten. Er entstammt einem schwäbischen Demokratenhause. Sein Vater Julius H. (1816—1889) ist bekannt als einer der unerschrockensten und uneigennützigsten Vorkämpfer der Württembergischen

und späteren Süddeutschen Volkspartei. Seine frühverstorbene Mutter, die Tochter eines Gastwirts aus Arbon am Bodensee, hatte südländisches Blut in den Adern. Sein Zwillingsbruder Friedrich (1857—1907), ihm äußerlich zum Verwechseln ähnlich, teilte seine Neigungen und Überzeugungen. Die beiden Brüder besuchten gemeinschaftlich das Gymnasium ihrer Vaterstadt, studierten an den Universitäten Zürich, München, Berlin und Tübingen die Rechtswissenschaft und ließen sich 1883 gemeinsam als Anwälte in Stuttgart nieder. Seine Tätigkeit als Rechtsanwalt, die ihm namentlich als Verteidiger in Preßprozessen einen außerordentlichen Ruf verschaffte, hat Conrad H. stets Befriedigung gegeben. Die vorzüglichen Rechtskenntnisse, die er besaß, seine natürliche Beredsamkeit und sein Bedürfnis, Bedrückten zu helfen, wirkten zusammen, um ihn zu einer Zierde der Anwaltschaft zu machen. Das Vertrauen seiner Berufsgenossen entsandte ihn in den Vorstand der Organisationen des Standes. Noch in vorgerückten Jahren hat er den Beruf des Anwalts als den schönsten und freiesten bezeichnet.

In H.s Vaterhaus war der Geist von 1848 lebendig. Julius H. hatte seine Beteiligung an der Volksbewegung in der Reaktionszeit mit mehrjähriger Festungshaft büßen müssen. Andere ausgezeichnete Demokraten, Männer wie Karl Mayer, Ludwig Pfau und Ferdinand Freiligrath, gingen bei ihm ein und aus. So atmeten die Zwillingsbrüder frühzeitig die reine Luft geistiger Freiheit. Freilich, das Beste, was sie zu ihrem zukünftigen Beruf als Politiker und Parlamentarier befähigte, brachten sie selbst mit: die rasche Auffassungsgabe, den furchtlosen und kampfesfrohen Bekennermut, die ungewöhnliche formale Begabung in Wort und Schrift. So war es kein Wunder, daß Friedrich und Conrad H. ganz früh ins politische Leben traten: ein Flugblatt der beiden Tübinger Studenten hat bei einer Reichstagsnachwahl im Frühjahr 1880 den Wahlkampf ohne jede Versammlung zugunsten des jugendlichen demokratischen Führers Friedrich Payer entschieden. Kurz nachdem Conrad H. das wahlfähige Alter erreicht hatte, wurde er im Januar 1889 von dem Bezirk Balingen-Ebingen in den württembergischen Landtag entsandt, dessen Mitglied er bis zu seinem Tode blieb; knapp zwei Jahre darauf folgte ihm sein Bruder in dieses Parlament nach.

Bei seinem Eintritt in den Landtag fand H. einen steinigen Boden vor: eine dem Fortschritt abholde Beamtenregierung, neben den an Ruhe gewöhnten, zumeist dem Beamtenstand angehörenden gewählten Abgeordneten noch zwei Dutzend Vertreter des Adels und der Kirche. Es war nicht leicht, Luft und Licht in dieses Milieu zu bringen. Aber der unermüdlichen Tätigkeit der beiden Brüder H., denen sich später noch Friedrich Payer zugesellte, gelang es. In den Landtagswahlkampf von 1895 zog die schwäbische Volkspartei mit der Parole ein: Entfernung der Privilegierten aus der Abgeordnetenkommer und Beseitigung der Lebenslänglichkeit der Ortsvorsteher. Und die hingebende Wirksamkeit ihrer bisherigen parlamentarischen Vertreter verschaffte der Partei einen beispiellosen Erfolg. Mit 31 Mandaten wurde sie die stärkste Partei im Landtag, und ihr Führer Friedrich Payer wurde zum Präsidenten der Kammer gewählt. Unter dem fast 18 Jahre währenden »Konsulat Payer«, wie Conrad H. selbst diese Epoche württembergischer politischer Geschichte genannt hat, haben drei Landtage, vornehmlich der »Reformlandtag« 1901 bis 1907 fruchtbare Arbeit geleistet. Die Verwaltungsreform brachte neben

der Abschaffung der Lebenslänglichkeit der Ortsvorsteher eine größere Selbständigkeit der Gemeinden. Eine Steuer- und eine Schulreform kamen zustande. Vor allem aber gelang nach langjährigen Kämpfen die Durchführung der Verfassungsrevision von 1906 mit ihrer Schaffung der reinen Volkskammer. Friedrich H., der Berichterstatter in dieser Frage, hat die Überanstrengung der zu diesem Erfolg führenden Tätigkeit mit seiner Gesundheit und seinem Leben bezahlt: er starb im Herbst 1907. »Es ist heute noch kein Tag, an dem ich ihn nicht vermisse«, klagt sein Bruder noch 13 Jahre später.

Dem Deutschen Reichstag hat Conrad H. nach einem vergeblichen Wahlfeldzug im Septennatskampf von 1887 seit 1890 ununterbrochen angehört. Bis zur Umwälzung entsandte ihn der treue IX. württembergische Wahlkreis Balingen-Tuttlingen-Spaichingen-Rottweil. Wenn man bedenkt, wie stark H. durch seine Tätigkeit im Landtag beansprucht und von Berlin ferngehalten war, so ist es besonders erstaunlich, daß er sich auch im Reichsparlament rasch eine angesehene Stellung erwarb. Dabei trat er fast zwei Jahrzehnte lang äußerlich als Wortführer einer Gruppe auf, die, schon infolge ihrer selbstgewählten Begrenzung auf süddeutsche Wahlkreise, nie über mehr als zwölf Sitze im Reichstag verfügte. Freilich verstand seine gewinnende Persönlichkeit, auch über die engen Grenzen des Parteiverbandes hinaus Brücken zu schlagen. Freundschaftliche Beziehungen verbanden ihn alsbald mit dem Führer des norddeutschen Freisinns, Eugen Richter, der H.s Begabung mit sicherem Blick erkannte. Aber auch zu den der Richterschen Leitung vielfach widerstrebenden führenden Köpfen der späteren Freisinnigen Vereinigung, zu Männern wie Ludwig Bamberger, Albert Haenel, Franz Freiherr v. Stauffenberg und Theodor Barth, trat H. in ein nahes und vertrauensvolles Verhältnis. Da er sich später auch mit Friedrich Naumann gut verstand, war er neben Payer besonders dazu berufen, die Einigung der so lange zersplitterten Gruppen des demokratischen Liberalismus in der Fortschrittlichen Volkspartei vorzubereiten, die 1910 zustande kam.

War H. in den ersten Perioden seiner Reichstagstätigkeit formell nur der Vertreter einer kleinen Gruppe, so war er dafür in der Lage, verhältnismäßig oft bei bedeutenderen Anlässen, wie bei den Generaldebatten zum Reichshaushaltsetat und zu wichtigen Gesetzentwürfen oder bei Interpellationen über außenpolitische Fragen, zum Worte zu gelangen. Die Lektüre dieser Parlamentsreden H.s ist noch heute reizvoll, und sie geben im Zusammenhang eine wenn auch naturgemäß nicht vollständige, so doch auszugsweise Übersicht über die beiden ersten Jahrzehnte des nachbismarckischen Kaiserreichs, wie sie sich einem Gegner des Scheinkonstitutionalismus und des herrschenden Militarismus darstellten. Während der Episode des Bülow-Blocks im allgemeinen ein zurückhaltender Beobachter, hat H. gerade damals mit einer sachlichen und rednerischen Meisterleistung besondere Beachtung gefunden. Dies war, als er bei der großen Reichstagsdebatte vom November 1908 anlässlich des bekannten Kaiserinterviews im »Daily Telegraph« in dem Vorgang eine Krise des persönlichen Regiments erblickte und gegen eine Wiederholung des Schutzmittels verantwortlicher Reichsminister forderte.

Den heutigen Beurteiler fesselt aber an H.s Reichstagstätigkeit vornehmlich seine sachkundige Behandlung der außenpolitischen Probleme, die von der deutschen Volksvertretung leider im allgemeinen so ungebührlich ver-



nachlässigt wurden. H. erkannte klar, wie groß die Gefahren der weltpolitischen Lage für Deutschland waren, und wie sehr sie durch die Sprunghaftigkeit der seit Bismarcks Sturz betriebenen Außenpolitik gesteigert wurden. Diese Erkenntnis im Verein mit seinen allgemeinen weltbürgerlich-pazifistischen Überzeugungen führte ihn zu seinem lebhaften Eintreten für die Politik der Völkerannäherung zur Minderung der europäischen Spannung. Wirkte er einerseits für ein Zusammenarbeiten mit England und zu diesem Zwecke für eine gegenseitige Verständigung über die Flottenrüstung, »um die Klammer Rußland-Frankreich nicht zu einem eisernen Ring werden zu lassen«, so war er andererseits mit besonderem Eifer um eine deutsch-französische Verständigung bemüht. Gemeinschaftlich mit dem sozialdemokratischen Abgeordneten Ludwig Frank (s. DBJ. 1914—1916, S. 12 ff.) organisierte er zu Pfingsten 1913 und 1914 die Zusammenkünfte deutscher Parlamentarier mit 180 französischen Volksvertretern in Bern und in Basel, mit deren Führer Jean Jaurès er in sympathische persönliche Beziehungen trat. Gleichzeitig war es sein Bestreben, das deutsche Reichsland Elsaß-Lothringen, an dessen neuer Verfassung von 1911 er hervorragend mitgearbeitet hatte, durch Gewährung voller Autonomie wahrhaft innerlich mit dem Mutterlande zu verbinden. Darum ist auch kaum ein altdeutscher Politiker in Elsaß-Lothringen so herzlich verehrt worden wie H.

In der Schicksalstunde, in der Jean Jaurès vom französischen Chauvinismus ermordet und gleichzeitig Europas Frieden getötet wurde, sah H. sofort die ungeheure Gefahr der deutschen Lage. Es dürfte kein zweiter deutscher Parlamentarier zu nennen sein, dessen Arbeit sich seitdem so ausschließlich als ein Ringen um einen rechtzeitigen Frieden der Verständigung darstellte. Seit dem September 1914, wo ihn erstmals ein Versuch, etwa bei den Gegnern vorhandene Friedensgeneigtheit zu sondieren, in die Schweiz geführt hatte, ist er mehrfach zu dem gleichen Zwecke in diesem neutralen Lande, gelegentlich auch in Holland gewesen, wobei er stets in enger Fühlung mit der deutschen Regierung blieb. Den ernsthaftesten Versuch dieser Art unternahm er auf Veranlassung eines in der Schweiz lebenden holländischen Pazifisten im Winter 1917/18, um eine Besprechung hervorragender deutscher und englischer Parlamentarier zustande zu bringen, die Anhänger des Verständigungsfriedens waren. Außer ihm sollten von deutscher Seite der Sozialdemokrat Ebert, der spätere Reichspräsident, und der Zentrumsabgeordnete Fehrenbach, der nachmalige Reichstagspräsident und Reichskanzler, an der geplanten Zusammenkunft in der Schweiz teilnehmen. Aber die britische Regierung ließ eine Teilnahme englischer Politiker nicht zu.

Während der ersten Kriegsjahre war H. dem Reichskanzler v. Bethmann Hollweg (s. DBJ. 1921, S. 21 ff.) nähergetreten. Ohne blind gegen dessen Schwächen zu sein, erblickte er in ihm einen Staatsmann mit ethischen Grundsätzen, der seinen eigenen Auffassungen von der Schwierigkeit der militärischen und politischen Lage nicht fernstand und gewillt war, aus der Tatsache der außerordentlichen Bewährung des deutschen Volkes in der Kriegszeit die Folgerung einer innerpolitischen Neuorientierung im Reich und in Preußen zu ziehen. Daß Bethmann im Juli 1917 in einem Augenblick gestürzt wurde, wo er diese innerpolitischen Forderungen bei der Krone durchgesetzt, und wo sich eine starke Reichstagsmehrheit auf dem Boden eines

Friedens der Verständigung zusammengefunden hatte, hat H. tief beklagt. Der Obersten Heeresleitung gegenüber hat er am 14. Juli 1917 mit Nachdruck den seherischen Standpunkt vertreten, daß Deutschland Friedensverhandlungen einleiten müsse, solange es noch ein Jahr lang militärisch stark sei.

Die Unzulänglichkeit von Bethmanns Nachfolger hat H. alsbald mit der Forderung beantwortet, diesen Kanzler sofort mit allen tauglichen Mitteln wieder aus dem Amte zu entfernen. Aber erst nach drei kostbaren Monaten war diesem Verlangen ein Erfolg beschieden. Dem Chef des Zivilkabinetts, v. Valentini, hat er damals, im Oktober 1917, den Prinzen Max von Baden als Reichskanzler empfohlen, von dessen Persönlichkeit und internationalen Beziehungen er die erfolgreiche Einleitung von Friedensverhandlungen erhoffte. Jedoch die Zustimmung des Trägers der Krone zu dieser Berufung war erst nahezu ein Jahr später zu erlangen, als das Eingreifen Amerikas in den Weltkrieg die militärische Lage für Deutschland entscheidend verschlechtert und die Oberste Heeresleitung mit ihrer Forderung des sofortigen Waffenstillstandsangebots diese Tatsache offenkundig gemacht hatte. H. übernahm am 14. Oktober 1918 das Amt eines Staatssekretärs ohne Portefeuille im Kriegskabinet des Prinzen Max, eine Stellung, der die Umwälzung vom 9. November 1918 schnell ein Ende machte. Am 4. November hatte ihn das Kabinet wegen des Ausbruchs der Marinerevolte zusammen mit dem sozialdemokratischen Abgeordneten Noske nach Kiel entsandt, wo es immerhin gelang, den örtlichen Aufruhr zum Stillstand zu bringen. Der am 9. November von Friedrich Ebert an ihn gerichteten Aufforderung, in der Regierung zu bleiben, hat H. nicht entsprochen, weil die Volksbewegung Bahnen einschlug, die er nach innen und nach außen nicht mit seiner Verantwortung decken konnte.

Dem Gewaltfrieden von Versailles hat H. den schärfsten Widerspruch entgegengesetzt, und er hat viel dazu beigetragen, daß sich nahezu die ganze demokratische Fraktion der Nationalversammlung auf dem ablehnenden Standpunkt vereinigte. Ebenso sprach er bei der Reichstagsabstimmung anläßlich des Londoner Ultimatums im Mai 1921 ein entschiedenes Nein und wirkte nach der Entscheidung über Oberschlesien im Oktober 1921 führend für den Austritt seiner Partei aus der Reichsregierung. Auch wer seiner Haltung in diesen außenpolitischen Fragen nicht beizutreten vermag, wird nicht verkennen, in wie hohem Grade sich bei ihm die weltbürgerliche Gesinnung mit tiefem nationalen Empfinden paarte.

In den schwersten Sorgen um Deutschland hat H. seine größte parlamentarische Leistung vollbracht. Die Deutsche Nationalversammlung erwählte ihn zu einem ihrer Vizepräsidenten und zum Vorsitzenden des Verfassungsausschusses. In dieser letzteren Eigenschaft hat er, wie ihm sämtliche Mitglieder des Ausschusses in einer Dankadresse bezeugt haben, fünfviertel Jahre in so vorbildlicher Weise gewirkt, daß mit der geschichtlichen Tat der Schaffung der Reichsverfassung sein Name für immer verknüpft sein wird. Und daneben fand er noch die Zeit, auch an der neuen Verfassung seiner württembergischen Heimat einflußreich mitzuarbeiten.

Der Kummer um Deutschlands Schicksal und das Übermaß an Arbeit haben H.s Kraft gebrochen. Eine Erkrankung, die ihn kurz vor Schluß des

Jahres 1921 befahl, konnte der Körper des noch auf seinem letzten Lager geistig unausgesetzt tätigen Mannes nicht mehr überwinden. Drei Tage nach Vollendung des 65. Jahres hat den Lebenswürdigen der Tod erbeutet.

H. verdient, in der dankbaren Erinnerung des deutschen Volkes fortzuleben. Die Frage, die er selbst beim Tode seiner Freunde Eugen Richter und Friedrich Naumann erhoben hat, weshalb das Vaterland diese Deutschen nicht mehr genützt habe, kann auch bei einem Überblick über H.s Leben mit Fug laut werden. Er ist nur einmal durch seine Wahl zum Vorsitzenden des Verfassungsausschusses in Weimar auf längere Zeit in eine wahrhaft bedeutende Stellung gelangt, und trotz seiner ungewöhnlichen Bewährung in diesem Amte hat das neue Regime spätere Gelegenheiten, ihm in Reich oder Land einen führenden Posten anzuvertrauen, versäumt. Vielleicht hat ihn bei manchem einflußreichen Politiker seine Vielseitigkeit disqualifiziert. Denn H. war ein Mann von einer ganz außerordentlichen Weite der Bildung und der Interessen. Ein unermüdlicher und packender Redner in der Volksversammlung, war er auch ein Schriftsteller von besonderer Prägung. In ungezählten Aufsätzen — sie sind vorzugsweise in der von Theodor Barth herausgegebenen Wochenschrift »Die Nation«, in dem von H. gemeinschaftlich mit Albert Langen, Ludwig Thoma (s. DBJ. 1921, S. 257/263) und Hermann Hesse begründeten »März«, in der »Frankfurter Zeitung«, im »Berliner Tageblatt« und im Stuttgarter »Beobachter« erschienen — hat er für seine Anschauungen geworben, und seit Ludwig Bambergers Tode hat der demokratische Liberalismus über keine glänzendere Feder verfügt als die seinige. Nur eine übertriebene Vorliebe für das Wortspiel beeinträchtigt gelegentlich den Genuß. H.s literarische Bildung war umfassend. Er war ein vorzüglicher Goethe-Kenner, und wie wußte er über Schiller, Uhland, Freiligrath, Herwegh und Pfau zu schreiben und zu sprechen! Mit großer Leichtigkeit formten sich ihm die Gedanken zu Vers und Reim. Von seinen eigenen Dichtungen hat er nur verhältnismäßig wenige unter dem Pseudonym Heinrich Hutter drucken lassen. Dagegen sind von ihm unter dem Titel »Im Tau der Orchideen« chinesische Lieder und später auch andere »Uralte Lieder aus dem Morgenlande« in deutschen Strophen veröffentlicht worden. Er hat bei diesen Übertragungen wie in seinen eigenen Gedichten häufig den Ton des Volkslieds meisterhaft getroffen.

Im Andenken seiner Freunde lebt vor allem der Mensch H. Er war der sorglichste Familienvater und der beste Freund. Diesen Charakter hat die Politik sicherlich nicht verdorben.

Literatur: Rudolf Oeser, C. H., Gedächtnisrede, gehalten bei der Trauerfeier im Reichstag am 19. März 1922, Berlin 1922. — Friedrich Payer, C. H., in »Der eiserne Steg«, Jahrbuch 1925, S. 17 ff. Außerdem zahlreiche Artikel über C. H. in Zeitungen. Von seinen Freunden sind eine Auswahl seiner Reden und Aufsätze (Aus C. H.s politischer Arbeit, Frankfurt a. M. 1923, von Ulrich Zeller (unter dem Titel »Schlaglichter«, Frankfurt a. M.) Reichstagsbriefe und Aufzeichnungen aus den Jahren 1914 bis 1920 herausgegeben worden. Unter der sonstigen Memoirenliteratur ist hervorzuheben: Prinz Max von Baden, Erinnerungen und Dokumente, Stuttgart 1927. — C. H.s Nachlaß verwahrt in einem wohlgeordneten Archiv sein älterer Sohn, Rechtsanwalt Robert H. in Stuttgart.

Heidelberg.

Guido Leser.

**Herrmann, Johann Wilhelm**, Professor der systematischen Theologie, \* am 6. Dezember 1846 in Melkow (Altmark), † am 2. Januar 1922 in Marburg a. L. Aufgewachsen in einem kinderreichen Pfarrhaus — schon der Vater war Pastorensohn —, scheint der Knabe frühzeitig bleibende Eindrücke von der lebendigen Frömmigkeit der Mutter empfangen zu haben, während andererseits durch das Vorbild des theologisch freier gerichteten, von regem wissenschaftlichem Interesse erfüllten Vaters die Neigung zu ernsthaftem Studium schon während der in Stendal verbrachten Gymnasialzeit in ihm geweckt wurde. So führte ihn, gleich einem älteren Bruder, sein Weg zur Theologie, die er vom Herbst 1866 ab in Halle studierte, ohne daß die dortige Fakultät — er wurde Tholucks Amanuensis und hatte sich des persönlichen Wohlwollens dieser eigenartigen seelsorgerlichen Persönlichkeit zu erfreuen — ihn in irgendeinem Sinn wissenschaftlich zu fesseln vermocht hätte. Je weniger ihn die theologischen Vorlesungen eines Tholuck, Jul. Müller u. a. anzogen, deren persönliche Frömmigkeit er mit Ehrfurcht respektierte, desto eifriger widmete er sich schon im väterlichen Hause begonnenen philosophischen Studien, von deren Ernst ebenso die wiederholte Lösung philosophischer Preisaufgaben zeugt, wie die Aufforderung des Philosophen Ulrich, ganz zur Philosophie überzugehen; ein Rat, der freilich bei H., dem die Frage der Religion die entscheidende war, keinen Anklang fand. Aus dem 70er Kriege, der seine Studienzeit unterbrochen hatte, heimgekehrt, legte er die erste theologische Prüfung mit »sehr gut« ab. Anfangs 1875 promovierte er dann zum Lizentiaten und habilitierte sich mit einer Studie über Gregorii Nysseni sententiae de salute adipiscenda, die von dem Göttinger Albrecht Ritschl in den Jahrbüchern für deutsche Theologie beifällig rezensiert wurde.

Damit ist der Name desjenigen Theologen genannt, der H. wissenschaftlich das zu bieten vermocht hat, was er in Halle als Student und von seiner Fakultät verkannter Privatdozent vergeblich suchte — eine charaktervolle Theologie nämlich, die in konzentriertem Anschluß an, wenn auch einseitig hervorgehobene, so doch nicht minder entscheidende Grundgedanken der Reformation markant geprägt und damit einer kirchlich-pietistisch gestimmten Orthodoxie innerlich überlegen, sich mit der positiven Wendung zur Geschichte, zumal dem Jesus Christus der Bibel, zugleich scharf abgrenzte gegen alle das Allgemeine dem Besonderen überordnende Spekulation und rationale Metaphysik, und vollends den heillosen Schlendrian der Vermittlungstheologen auszufegen berufen war. In den Jahren 1870 — 1874 war Ritschls dreibändiges Hauptwerk, seine »Lehre von der Rechtfertigung und Versöhnung«, erschienen. H., der Ritschl 1874 nur flüchtig in Tholucks Hause begegnet war, hatte es, von dem seit 1871 in Halle habilitierten Max Besser (der Ritschl gewissermaßen »entdeckt« hat) darauf verwiesen, sofort studiert und in ihm eine Basis gefunden, von der aus seine eigenen theologischen Gedanken zu entwickeln er rasch die Möglichkeit fand. Schon am 22. Januar 1875 konnte er an Ritschl in seinem ersten an ihn gerichteten Briefe, dem er seine Dissertation beifügte, die bezeichnenden Sätze schreiben: »Seitdem ich mit Besser in näherem Verkehr stehe, hat er nicht abgesehen, mich auf Ihre Schriften hinzuweisen als ein Mittel, mich aus dem Banne der Bildung, die ich mir teils in Übereinstimmung, teils im Gegensatz zu Halle'schen Anregungen erworben habe, zu befreien . . . Mich in Ihre Schriften einzulieben, ist seitdem die eine wissenschaftliche Aufgabe, die ich mir gestellt habe.«

Es war ein wahrhaft geschichtlicher Augenblick. Ein Geistesfrühling ohnegleichen brach über Nacht an in der Theologie. Was damals an jungen Talenten vorhanden war, sammelte sich von nun an um Ritschl und fand in ihm den Meister. H., unter den Systematikern sein markantester »Schüler«, ist derjenige, der mit seiner 1876 erschienenen Streitschrift über »die Metaphysik in der Theologie« als erster den Reigen theologischer Publikationen aus dem Kreise um Ritschl eröffnete. Kurz zuvor hatte er — in Halle zugleich Religionslehrer in Prima — Ritschls Grundgedanken, vor allem »die Unterscheidung zwischen religiöser und naturwissenschaftlicher Welt« an Hand von Ritschls 1875 zu diesem Zweck verfaßtem »Unterricht in der christlichen Religion« auch praktisch erprobt. Jetzt trat er dem Meister zur Seite in seinem Kampf gegen die erbitterten Gegner zur Rechten und Linken, indem er in rücksichtsloser Kritik die scharfe Abgrenzung der Grundgedanken Ritschls gegenüber andern Standpunkten vollzog. Mußte Ritschl in seiner Antwort auf H.s ersten Brief diesem noch gestehen: »Sie wissen im Ganzen ebensogut, und im Einzelnen vielleicht genauer, wie ich, daß ich als Theolog höchst einsam stehe«, so wurde die Situation nun eine andere. Besonders lebhaft war der Eindruck, den H.s Auseinandersetzung mit Pfleiderer und Dörner über die Frage der Metaphysik machte. »Von diesen Arbeiten«, aus dem Ritschlschen Kreise nämlich, so schreibt Ritschls Biograph (Otto Ritschl, A. Ritschls Leben, Bd. II, S. 298) »erregte namentlich diejenige von H. großes Aufsehen und leidenschaftlichen Widerspruch bei den in ihr angegriffenen Vertretern der spekulativen Theologie. Insofern führte sie eine Klärung in dem Verhältnis der übrigen theologischen Richtungen zu Ritschl und seinen Anhängern herbei. Zugleich aber lenkte sie die Aufmerksamkeit überwiegend auf methodologische und erkenntnistheoretische Fragen, die Ritschl sich bisher möglichst ferngehalten hatte, auf die er sich nun aber auch mit immer größerem Interesse einließ.«

Damit ist der Punkt angegeben, in dem der »Schüler« dem »Lehrer« in der Tat durch seine philosophische Vorbildung von vorneherein überlegen war. So schnell H. selbst mit seiner ersten Kampfschrift unzufrieden wurde, so daß er ihre Ansätze schon 1879 in seinem Buche über »Die Religion im Verhältnis zum Welterkennen und zur Sittlichkeit« in breiterem Rahmen systematisch zu entwickeln und zu begründen für nötig hielt, so hat er doch mit diesem letzteren Werke nach Ritschls eigenem Urteil »die passende Methodenlehre« zur Lehrweise des Meisters geschaffen. Zwar hat H. auch dies Buch später als unzureichendes Jugendwerk bezeichnet, aber mit der in ihm fundierten, von ihm selbst dauernd festgehaltenen Unterscheidung der Welt des Nachweisbaren und des Erlebbaren hat er die unzureichende erkenntnistheoretische Grundlegung Ritschls treffend ergänzt. Schon zwei Jahre zuvor konnte H. in einer allzu heftigen Rezension der eben erschienenen Lipsiusschen Dogmatik diesem bisher geachteten und gegen Ritschl nicht unfreundlich gesinnten Theologen nachweisen, »daß der sich nicht für einen Kantianer ausgeben dürfe, der einen Beweis der religiösen Wahrheit dadurch zu führen meine, daß er als Psychologe die religiösen Vorgänge in ihrem faktischen Verlaufe belauscht«, daß darum keinesfalls »die Psychologie, überhaupt nicht die wissenschaftliche Erkenntnis der tatsächlich gegebenen Welt zum Organon der Dogmatik tauglich ist, sondern die Ethik«, so gewiß nämlich »die Religion die Lösung bietet für ein in der Weltstellung des sittlichen Menschengestes gegebenes Problem«. Diese

letztere Einsicht Ritschls hatte nun zwar gerade auch Lipsius übernommen, aber weil er ihre Tragweite nicht verstand und unvermittelt mit ihr artfremdem Gut verknüpfte, war er für H. ein weit gefährlicherer Gegner als der von ihm seiner konsequenten Denkweise wegen viel höher gestellte Biedermann.

Freilich, Neukantianer im Schulsinne wollte H. selber nicht sein und war es auch nicht. Sein Anschluß an Kant war lediglich begründet in der von ihm vollzogenen »Scheidung der praktisch bedingten Überzeugungen, in deren Bereich die eigentlich theologischen Probleme liegen, von dem Gebiet des theoretischen Erkennens«. Denn damit ließ sich der Kampf führen gegen eine Philosophie, »welche unter anderem Namen das Geschäft der Theologie betreibt, das nun einmal außerhalb der besonderen religiösen Gemeinde nicht gelingen kann« und deren letzte Konsequenz »die rationalistische Auflösung der positiven Religion« bedeutet. In Kants Philosophie dagegen, seinem reifen Verständnis der sittlichen Welt, sah H. letzten Endes selbst nur eine Frucht des Evangeliums und der ethisch-personalen, allen Naturalismus in der Religion bannenden christlichen Frömmigkeit. So wußte er sich dieser Philosophie innerlich verwandt und doch um seiner eigenen Gebundenheit an das Evangelium willen ihr gegenüber zugleich frei: daß das Übersinnliche nur am Moralischen verständlich werde und nicht in den Schauern des Unendlichen uns begegne, Kants Unbedingtheitsansicht im Gegensatz gegen romantisches Unendlichkeitsgefühl und naturalistische Mystik, darin sah er die Wurzeln einer am Evangelium orientierten protestantischen Theologie. Aber je enger hier sein Zusammenhang mit Kant war und blieb, desto dürftiger mußte ihm Kants eigenes Verständnis der Religion erscheinen. Es ist das Problem der Geschichte, an dem die Wege auseinandergehen mußten, der Begründung des Glaubens nämlich auf den geschichtlichen Jesus Christus, das Zentralproblem Wilhelm H.s, mit dem er Zeit seines Lebens immer von neuem rang, und in dessen Verfolg er Ritschls Ansätze eigentümlich weiterbildete. Darum hielt er nicht anders als Ritschl von allem Anfang an die zur Linken wie zur Rechten, z. B. einen Luthardt für wahre Schädlinge der Kirche, weil sie die Frage, die ihm eine unumgängliche Lebensfrage evangelischen Glaubens erschien, die religiöse Frage nach dem Grund seiner Gewißheit als theologisches Problem nicht anerkannten, sondern erstickten mit ihren Versuchen, die nur in der christlichen Gemeinde lebendigen Glaubensgedanken in metaphysische Erkenntnisse zu verwandeln und, soweit sie sich in solche verwandeln ließen, zu »beweisen«. Es sind die gleichen Argumente, mit denen er auch später, einem Troeltsch und Eucken gegenüber, kämpfte gegen das »Nebelreich« einer Religionsphilosophie, die ihm darauf hinauszulaufen schien, »daß Gedanken der Religion, die von Theologen entwickelt waren, so lange und künstlich bearbeitet werden, bis sie sich harmlosen Menschen als Erzeugnis der Wissenschaft vorführen lassen«. »Wenn diese Wissenschaft stirbt, die sich Religionsphilosophie zu nennen wagt, wird der Glaube auf seine eigenen Füße gestellt.« In Kant sah er ihren Totengräber, denn von ihm lernte er, »daß es für die Religion keine Erkenntnistheorie geben könne, wie für die Wissenschaft«.

Doch, greifen wir nicht vor! 1879 erfolgte, von H. sehnlich erwartet, auf Grund seines vorhin genannten Buches über die »Religion im Verhältnis zum Welterkennen und zur Sittlichkeit« die Berufung in die Marburger theologische Fakultät, der Stätte seiner Lebensarbeit, der er, mehrfachen Berufungen nach

auswärts zum Trotz, treu blieb bis an sein Ende. Was ihn in Marburg festhielt, war nicht nur der Umstand, daß er sich dort einen Hausstand gründen und ein Heim schaffen konnte, sondern vor allem, daß es ihm beschieden war, als Seele seiner Fakultät ihr das charakteristische Gepräge zu geben, das ihren Ruf bis weit über Deutschlands Grenzen hinaus begründete, und daß es ihm vergönnt war, über seine Fakultät hinaus in regem Austausch mit der geistigen Art eines Cohen (s. DBJ. 1917—1920, S. 230 ff) und Natorp († 1924) seine eigene Position sicher abzuklären. Die reichen literarischen Früchte der Marburger Zeit zu nennen und im einzelnen zu charakterisieren, ist hier unmöglich. Am weitesten bekannt sind die beiden Bücher »Der Verkehr des Christen mit Gott« (1886, 7. Aufl. 1921) und die »Ethik« (1901, 6. Aufl. 1921). Das letztere geradezu ein Kompendium der H.schen Theologie, das erste ein überwältigender Ausdruck dessen, daß diese Theologie nichts anderes sein wollte als die reife kritische Besinnung protestantischen Glaubens auf sein Wesen, seine Begründung und den Sinngehalt seiner Erkenntnis. Hier, wo sie selbst Frömmigkeit wurde, zeigte die Ritschlsche Theologie ihre eminent praktische Bedeutung für die christliche Gemeinde im Gegensatz zu der verdorrten Problematik einer spekulativen und auf scholastischen Krücken einhergehenden Systematik, aber auch im Unterschied von einem die Art protestantischen Glaubens verfälschenden Pietismus und einer an starrem Objektivismus sich künstlich aufrichtenden Bewußtseinstheologie. Es war schon kein Wunder, daß dies Buch, von befreundeten Theologen wie Haering bei seinem Erscheinen enthusiastisch begrüßt, auch einem widerstrebenden Mann wie Lipsius die Anerkennung abnötigte, daß es in ihm um das eigentliche Zentrum christlicher Frömmigkeit gehe. Kein theologisches Werk hat wohl so starke Wirkung getan wie dies und sein Ruhm ist es, daß es nicht Eigentum einer theologischen Schule geblieben, vielmehr zu einem Gemeingut der Theologie geworden ist.

Aber versuchen wir nun endlich, wenn auch in Kürze, H.s Grundgedanken systematisch zu entwickeln. Wir gehen dabei aus von seinem bereits angedeuteten Verhältnis zu Kant. Welches bessere Verständnis der Religion hatte er, mit dem Königsberger Weisen nur an der wahren, der gültigen Religion interessiert, dessen Theorie entgegenzusetzen? Oder was bedeutet das, wenn die Geschichte der systematische Ort der Religion sein soll? In einer akademischen Rede (1884) hatte H. die Frage gestellt, warum unser Glaube geschichtlicher Tatsachen bedürfe? Das Resultat ist die prägnante Antwort: »weil wir nur aus Ereignissen unserer Geschichte den Eindruck gewinnen können, daß Gott uns in unserem zeitlichen Leben aufsucht und sich unser annimmt«. Mit Cohen war sich H. bewußt (oder hatte es der Marburger Philosoph von seinem theologischen Kollegen gelernt?), daß die Frage des Individuums die Frage der Religion sei. Daß Gott kein Gegenstand wissenschaftlicher Erkenntnis sein könne wie die Welt, sondern ein *ἐπέκεινα τῆς οὐσίας* wie die Idee des Guten, wenn anders er uns von der Verkettung in die Welt des Dinghaften erlöse zum Individuum, das war der gemeinsame Kantianismus beider. Oder war letztlich der von beiden geteilte biblische Glaube an den Überweltlichen. Aber damit beginnt schon die Differenz, der »höhere Realismus« der Religion Wilhelm H.s. Auch die Idee des Guten vermag den sie ernst nehmenden Menschen nicht innerlich zu befreien. Ist wirklich das Individuum das in der Religion gestellte und gelöste Problem, dann kann die Lösung nicht

liegen auf dem Wege des Allgemeingültigen, sondern allein in den besonderen Erfahrungen, die jeder für sich macht in seiner ganz konkreten, individuellen Situation, in die er, der vom Sittengesetz konkret angesprochene, eben damit gerät. Er wird sich dann zumuten, ein Selbst zu sein und erfährt doch, daß er zu dieser Selbstbeurteilung kein Recht hat, weil er zwar das Gute von sich fordert, aber nicht gut ist. Diesem Widerfahrnis gegenüber wahrhaftig zu sein, es sich nicht zu verschleiern und es nicht untergehen zu lassen in der Zerstreuung, das ist für H. der allgemeingültige Weg zur Religion, auf dem das Verständnis für ihre Problematik zu erwachen vermag. Denn in ihr wird nicht nur diese Forderung der Wahrhaftigkeit unerbittlich gestellt, sondern sie ist auch ihre einzige Möglichkeitsbedingung. Der ethische Idealismus eines Cohen und Natorp wird zu H.s Verwunderung trotz aller tieferen Einsicht allzu schnell fertig mit der unendlichen Spannung zwischen Sollen und Sein. Kants Lehre vom radikalen Bösen ist darin letztlich ein Fremdkörper. Denn Bürgschaft für die Sinnhaftigkeit der sittlichen Idee, für die Macht des Guten ist allein der gute Wille, der sie autonom erzeugt. Die Vorstellung von einem Selbst darf dann aber nicht erschüttert werden, sondern muß sich krampfhaft versteifen in das enthusiastische »Du kannst, denn du sollst«. Und doch müßte sie an der sittlichen Forderung zerbrechen und sich auflösen in Schein. Das ist die Not, der H. ins Auge sehen kann, ohne dabei in der Zuversicht auf die Macht des Guten wankend zu werden. Weil er nämlich das Gute kennt als in der Geschichte wirklichen, konkret guten Willen, der das Gewissen schärft und die Not radikal werden läßt und sie darin zugleich aufhebt in verzeihender Güte. »Der Glaube der sittlichen Begeisterung macht das Menschenleben zu einer Tragödie . . . Christlicher Glaube macht den Menschen, bei dem sittliche Begeisterung in Entsetzen geendet hatte, selig.« Das ist die Erfahrung der christlichen Gemeinde. Erfahrung, denn in der Geschichte, ihrer eigenen Geschichte begegnet ihr dieser Wille reiner Güte, in dem Charakterbild nämlich der Person Jesu. Religiöse Erfahrung, denn einem Willen begegnen, der uns grenzenlos von sich abhängig macht, indem er uns befreit zu reiner Hingabe, heißt Gott begegnen. Individuelle Erfahrung, denn sie ist ein Geschenk, das jeder nur für sich haben kann, wenn es ihm helfen soll in seiner ganz konkreten Not. Der Gehalt dieser Erfahrung ist ja paradox genug. Bedeutet für Cohen die Korrelation zwischen Mensch und Gott, seiner philosophischen Idee Gottes, daß die Gnade keinem Unwürdigen zuteil werde, sondern nur kraft der Menschenwürde, bedeutet ihm »die Transzendenz Gottes . . . die Suffizienz des Menschen für die Behauptung seines Menschentums«, so weiß H. dagegen auf Grund seiner Erfahrung der Nähe dieses transzendenten Gottes in dem persönlichen Willen Jesu, daß die Gnade als ein Jenseits der Grenzen solcher Humanität gerade dem Unwürdigen zuteil wird, der sich gegenüber dem allein guten Willen Gottes gerichtet weiß und selbst richtet. Aber eben, um das zu erfahren, dazu bedarf unser Glaube geschichtlicher Tatsachen.

Das ist in nuce H.s Theologie. Ist der Glaube das neue Leben durch Christus erlöster Menschen, und der Gehalt des Glaubens so paradox, dann versteht sich, daß der Glaube selbst ein Wunder ist und seine Erkenntnis verborgen für jeden, der die erlösende Wirklichkeit der Person Jesu nicht selbst zu »sehen« vermag. Darum kämpft H. unentwegt gegen die unsittliche Zumutung eines biblizistischen oder bekenntnismäßigen Traditionalismus, Gedanken anderer,



und mögen sie noch so hoch sein, für wahr zu halten, Gedanken, die nicht Erzeugnis eigenster innerer Erfahrung an der Person Jesu sind. »Das Verlangen unserer Seele nach wahrhaftigem Leben wird nicht dadurch gestillt, daß wir eine Lehre über Gott empfangen, sondern dadurch, daß wir Gott selbst finden.« Aber so gewiß hier, gegenüber dieser Verzerrung des Glaubens, der sich als Werk Gottes weiß, zu einem unmenschlichen Scheinwerk, sein Pathos den Höhepunkt erreicht, streitet er nicht minder gegen einen Historismus, der den Anspruch erhebt, mit den Mitteln methodischen Nachweises dem Glauben seinen Grund darzureichen und zu sichern. »Wenn sie (die Historiker) behaupteten, daß ihre Entdeckungen dem Leben unseres Glaubens nicht nur dienen, sondern es beherrschen, es begründen oder zerstören können, so würden sie uns zu komischen Personen werden.« Als ob in dem Allgemeingültigen des historischen Nachweises das Individuell-Besondere der Offenbarung Gottes uns konkret zu erreichen vermöchte! Als wäre Historie als intentionaler Gegenstand einer historischen Forschung ohne weiteres identisch mit jener im potenzierten Sinne aktuellen Geschichte!

Und nun ist es an der Zeit, zu zeigen, daß und inwiefern H. mit diesen Antithesen auch über Ritschl hinauswuchs, über Ritschls faktische Theologie, Ritschls tiefsten Prinzipien treuer als der Meister selbst. Zwar er »sah wirklich ein, daß die Religion von der Geschichte lebt«, aber »das Gewicht der Frage, wie überhaupt das Sichklammern an das Vergangene eine Bedingung gegenwärtigen Lebens sein könne, ob das wirklich Religion sei und nicht vielmehr Sentimentalität«, hat er nicht empfunden. Darum tut er »dasselbe wie die Orthodoxie und tut zugleich alles mögliche, um einem evangelischen Christen das Unerträgliche dieses Verfahrens empfindlich zu machen« — so meint H. über Ritschl urteilen zu sollen. Wie hängt das zusammen? Es ist freilich Ritschls bleibendes Verdienst, den Grundsatz proklamiert zu haben, daß man als christlicher Theologe über Gott denken solle *ὡς περὶ Χριστοῦ* und den Glauben verstanden zu haben als Vertrauen, nämlich als ethisch-personale Bezogenheit. Alle dogmatischen Aussagen sind darum methodisch nur vom Standort der christlichen Gemeinde oder vom Glauben aus zu entwickeln möglich. Ausdrücklich hebt Ritschl von Christus hervor: »Indem man an ihn glaubt, versteht man ihn als den Erlöser«, d. h. es ist nicht nur theoretisch über Gott zu denken wie über Christus, sondern Christus ist selbst das Nahekommen Gottes, Handlung Gottes an seiner Gemeinde. Aber nun verschiebt sich ihm, statt daß Ritschl diesen genialen Ansatz durchgeführt und damit Schleiermachers nicht vollzogenes Testament vollstreckt hätte — geradezu eine Tragik für die Geschichte der Theologie! — unterderhand der leitende Gesichtspunkt: der Glaube als Erkenntnisprinzip seines Gegenstandes wird ihm selbst zum Objekt. Will sagen: der Glaube der christlichen Gemeinde und ihre Glaubenserkenntnisse, soweit sie in der Geschichte dieser Gemeinde sich als geschichtsreif erwiesen und im Neuen Testament ihre klassisch-genuine Ausprägung erfahren haben, ist objektiv festzustellen mit den Mitteln einer historischen Forschung, die bei ihm doch zugleich gebunden ist in dogmatischer Befangenheit, die nur einen bestimmten Durchschnitt systematisch auseinander abzuleitender und zusammenstimmender Glaubensgedanken gelten läßt und damit den paradoxen Gehalt dieser Gedanken vergewaltigt. Der Gegenwartsglaube aber gerät damit in die Gefahr, gegen alles bessere Wollen, zu einem Fürwahrhalten dieses künstlichen

Systems christlicher Weltanschauung herabzusinken. Ein Historismus, der doch dogmatisch gebunden, und ein Dogmatismus, der doch zugleich historisiert wird im Unterschied vom orthodoxen System, sind die hieraus sich schier unvermeidlich einstellenden, darum aber nicht weniger peinlichen Folgen. Die Gefahr einer neuen Orthodoxie wird ebenso akut, wie die eines schrankenlosen Historismus, der auf dem Wege über das historisierende Verfahren Wendts in der religionsgeschichtlichen Relativierung des Christentums bei einem Troeltsch seinen konsequenten Abschluß gefunden hat.

Das hat H. in seiner Weise empfunden und sich dagegen gestemmt. Und zwar dadurch, daß er Schleiermachers Grundsatz, die christlichen Erkenntnisse seien nur als unmittelbarer Ausdruck des lebendigen Glaubens der christlichen Gemeinde sinnvoll, aus dem sie zu erzeugen sind und in dem sie ihr systematisches Einheitsband haben — indem er ihn gegen Ritschls Objektivismus geltend machte. Aber so, daß er zugleich umgekehrt Ritschls Begründung des christlichen Glaubens auf den geschichtlichen Christus, die von Schleiermacher zwar als notwendig behauptet, aber nicht wirklich durchgeführt war, zum tragenden Fundament des Glaubens und zum Quell wie zur Norm seiner Erkenntnisse gestaltete. War für Schleiermacher der Glaube das Datum, aus dem er seine Glaubenslehre ableitete, so ist für H. der geschichtliche Christus als der quellende Grund des Glaubens, aus dem er sich immer neu erzeugt, Ausgangspunkt seiner Theologie. Das ist H.s Ritschlianismus gegen Schleiermachersche Erfahrungstheologie. Aber der geschichtliche Christus wiederum ist als Glaubensgrund selbst nur vom Glauben in seiner Offenbarungsbedeutung zu erfassen als ein gegenwärtiges Faktum unserer Existenz. Mit dieser Einsicht kehrte H. Schleiermacher gegen Ritschls Objektivismus. Oder richtiger: mit ihr war er auf dem Wege zu Luther, nämlich zu der reformatorischen Gleichzeitigkeit von Wort, Geist und Glaube, daß nämlich Glaube nur ist durch die Offenbarung, und was Offenbarung ist, wiederum nur der Glaube versteht. »Unser Glaube ist . . . das unentbehrliche Mittel zur Erfassung der Wirklichkeit, die wir darstellen sollen.« Der Ursprung des Glaubens aber »liegt in dem Vernehmen eines Gotteswortes, das zu uns selbst geredet wird«. Dies Gotteswort jedoch besteht nicht in irgendwelchen Lehren, und wären es solche der Schrift, sondern in dem, was den Glauben mitsamt seinen Erkenntnissen erzeugt, in der Heilstatsache des persönlichen Lebens Jesu, seines geistigen Charakterbildes. Sonst wäre der Glaube nicht evangelischer Glaube, verlöre er seinen personalen Charakter. »Jeder, dem Jesus Christus das Wort Gottes an ihn selbst geworden ist, steht mit Ehrfurcht zu den Büchern des Alten und Neuen Testaments. Sie bilden die einzige Überlieferung, in der Christus für uns zu finden ist.« »Aber eine gebietende Autorität . . . hat für ihn . . . Gott allein.« Diese innerlichste Gebundenheit des Glaubens an das »Wort Gottes«, die Freiheit bedeutet gegenüber aller Menschensatzung — das ist H.s Protestantismus, protestantische Theologie der Zukunft.

Allein, dies Urteil gilt doch nicht uneingeschränkt, gilt auch bei H. mehr für seine letzten Prinzipien oder für sein eigentliches Wollen. Hat er auf Ritschls Grundlage über Ritschls Theologie hinausgeführt, so sind doch auch die Schranken dieses Versuches nicht zu verkennen. Es ist ein Fortschritt, wie H. eintritt für das Geheimnis des Glaubens, die Verborgenheit seiner Erkenntnisse und ihren existenziellen Charakter. Und es ist nicht minder ein Fortschritt, wie

er in unmittelbarem Zusammenhang damit die Geschichte, die geschichtliche Begründung des Glaubens aktuell versteht, Ritschls Historismus hier nicht weniger überlegen wie aller untergeschichtlichen und darum unterchristlichen Mystik. Aber die Problematik, die hier sich auftut, hat er nicht bis in ihre letzten Tiefen verfolgt, sie eher nur instinktiv bewältigt und nicht einmal immer mit sicherem Instinkt. Er hat mit Recht unterschieden zwischen dem, was dem Glauben an Erkenntnissen einer geheimnisvollen Wirklichkeit des Ewigen geschenkt ist und dem, was diesen Glauben begründet, dem geschichtlich-konkreten Sosein der Offenbarung in der inneren Hoheit der Person Jesu. Aber das hat er nicht in letzter Schärfe gesehen, daß uns dies geschichtlich-einmalige Faktum eine überwältigende Tatsache unserer gegenwärtigen Existenz nur wird, soweit uns darin das Geheimnis des Ewigen glauben-schaffend begegnet. Offenbarung des Geheimnisses Gott und göttliches Geheimnis der Offenbarung waren ihm nicht unweigerlich Eines. Er kämpfte gegen die orthodoxe Objektivierung der Offenbarung zum »Bibelpapst«, wie gegen deren Historisierung und meinte doch, den Grund des Glaubens im Gegensatz zu seinem verborgenen Gegenstand schließlich danach bestimmen zu können, was jedem sittlich ernstesten Menschen an der Person Jesu unmittelbar verständlich sein müsse, bevor der Glaube in ihm wach werde. H. hat, zumal früher, in den Debatten der 90er Jahre, von denen die mit Kähler die wertvollste ist, den Unterschied nicht klar erkannt, der darin liegt, daß zwar jedem aufrichtigen Gemüt die sittliche Hoheit jenes Charakterbildes eindrucksvoll gemacht werden kann; daß aber zwischen diesem sittlichen Eindruck und der Sicht des Glaubens, der in dieser Person den lebendigen Gott findet und nur soweit (letztlich auch nach H.s Meinung) wirklich religiöser Glaube ist und nicht Heroenkult, der »garstige, breite Graben« Lessings liegt, ein Hiatus, den keine Psychologisierung der Entstehung des Glaubens zu überbrücken vermag. Und doch hat er im Widerspruch dazu daran festgehalten, daß Christus nur Glauben schaffe, wenn es Gott gefalle, sich zu offenbaren, daß darum der Grund des Glaubens nicht historisch demonstrierbar noch psychologisch einfach zu vermitteln sei. Er hat freilich recht gegenüber einer dialektischen Theologie von heute, daß die Entstehung des Glaubens kein supranaturales Mirakel des hl. Geistes ist. Luthers Grundsatz: »Deus vult hominem per hominem salvare« findet seine höchste Anwendung in dem Jesus Christus der Geschichte. Der Glaube ist sich der ihn schaffenden Tatsache bewußt. Barths »Credo quia absurdum« ist ein schiefer Satz. Credo absurdum wäre richtig als kräftiger Ausdruck für die von H. behauptete völlige Transrationalität des Glaubensgegenstandes. Denn daß Gott gerade mir Sünder nahe ist, glaube ich nicht, weil es absurd ist, sondern weil mir diese Nähe Gottes in der konkreten Bestimmtheit der Person Jesu als erlösende Wirklichkeit widerfährt. Darum konnte H. mit gutem Recht zeigen wollen, »quomodo detur Spiritus Sanctus«. Aber er mußte sich dann klar sein, daß nur der Glaube dieses Bewußtsein der ihn schaffenden Tatsache, der erlösenden Offenbarung der Person Jesu hat. Erst so wäre die reformatorische Korrelation von Glaube und Offenbarung rein durchgeführt.

Und noch ein Zweites. H. war sachlich im Recht, wenn er in unermüdlicher Monotonie allezeit anfang und endete mit dem Hinweis auf die glauben-schaffende Tatsache der Person Jesu und alle Gedanken des durch ihn geweckten Glaubens als etwas Abgeleitetes, Sekundäres empfand, das in jedem in seiner

Weise und nach seinem Maße zur Reife komme. Aber er hat diesen letzteren, zumal für die Seelsorge wichtigen Gedanken überspitzt. »Nicht in den Gedanken des Glaubens können wir einig sein, wohl aber in dem Verständnis des Glaubens selbst«. Es gibt freilich eine falsche Konformität der Glaubensgedanken, die allzu sicher verrät, daß sie nicht echter Ausdruck konkreter innerer Erfahrung sind. Es war nicht romantischer Individualismus — so gewiß gerade hier H. vom jungen Schleiermacher gelernt hat, sondern das Pathos seiner an die Wahrheitsregel gebundenen Persönlichkeit, was sich in H. gegen solche Verderbnis einer gottlosen Virtuosität aufbäumte. Aber darüber durfte er nicht übersehen, daß zwar in den Ausdrucksformen des Glaubens uns die Mannigfaltigkeit des Individuellen lebendig vor Augen tritt, daß aber hinter diesem Reichtum kontingenter Ausdrucksmittel Motive von prinzipieller, den Glauben als christlichen konstituierender Tragweite liegen, wenn anders die Glaubensgedanken nichts anderes sind als Ausdeutung und Anwendung des normativen Offenbarungserlebnisses. Sie darum als gültige Erkenntnis, als Konstitutivum der christlichen Gemeinde in Reinheit, begrifflicher Strenge und in ihrem inneren Zusammenhang zu entwickeln, ist das kritische Geschäft einer nur als Normwissenschaft zu verstehenden Theologie. Daß damit nicht wieder ein neues Lehrgesetz aufgerichtet werde, dafür hat ein reformatorisches Verständnis von Glaube und Offenbarung zu sorgen. Auch dieser Mangel H.s hängt letztlich an seiner Scheidung von Grund und Inhalt des Glaubens, die gerade die letzten Tiefen des Offenbarungsproblems sich verbirgt.

Es ist trotz allem ein machtvoller Eindruck, der von dieser Theologie ausgeht, und es wird die Stunde kommen oder ist schon da, wo H.s Grundgedanken weiter vertieft und entfaltet ein lösendes Wort für die Entwicklung unserer Wissenschaft bedeuten werden. Denn der Ernst sittlicher Verantwortung und die erlösende Macht der Person Jesu sind die Grundpfeiler, auf denen eine protestantische Theologie des Glaubens aufruht. So überwältigend H.s Theologie einmal wirkte durch die markante, von tiefstem Respekt vor dem Wirklichen erfüllte Persönlichkeit, die hinter ihr stand, es war zuletzt nicht seine Person, ja sollte es nicht sein, was diese Theologie so eindrucksvoll machte, sondern dies, daß sie ein lebendiges Zeugnis der Ergriffenheit vom Evangelium ist. Als solches redet es weiter, auch nachdem der Mann stumm geworden ist, der uns, die wir ihn hören durften, ein Lehrer für unser Leben wurde.

Literatur: Eine Bibliographie der Veröffentlichungen H.s befindet sich in W. H., *Gesammelte Aufsätze*, herausgegeben von Fr. W. Schmidt, Tübingen 1923, S. 492 ff. — Aus der neuesten Literatur über H. sind zu nennen: H. Mulert, Artikel in RGG.<sup>1</sup> II, 1910 (dort auch die ältere Literatur über H.); Fr. W. Schmidt, Wilhelm H., ein Bekenntnis zu seiner Theologie, Tübingen 1922; Karl Barth, die dogmatische Prinzipienlehre W. Hs., *Zwischen den Zeiten*, Jahrg. 1925; W. de Boor, Der letzte Grund unseres Glaubens an Gott in der Theologie W. Herrmanns. *ZThK*, 1925 f.; W. Schütz, Das Grundgefüge der Herrmannschen Theologie, ihre Entwicklung und ihre geschichtl. Wurzeln, Berlin 1926; M. Redeker, Wilhelm Herrmann im Kampf gegen die positivistische Lebensanschauung. Gotha 1928; W. de Boor, Artikel in RGG.<sup>2</sup> II, 1928 (daselbst weitere Literatur).

Münster i. W.

Friedrich Wilhelm Schmidt.

**Heyn, Emil**, *Dr.-Ing. e. h.*, Professor, Direktor des Kaiser Wilhelm-Instituts für Metallforschung, \* am 5. Juli 1867 zu Annaberg in Sachsen, † am 1. März 1922 in Berlin-Dahlem. — Nach Beendigung des Realgymnasiums arbeitete H. zunächst praktisch auf einigen Hüttenwerken des Freiburger Bezirks und bezog

alsdann die damals bereits in hohem Ansehen stehende Freiburger Bergakademie, wo er sich dem Studium der Eisenhüttenkunde widmete. Der Altmeister der Eisenhüttenkunde A. Ledebur erkannte frühzeitig die außerordentliche Begabung des jungen Studenten; er nahm ihn schon damals in seine besondere Obhut und wies ihm mit Vorliebe besonders schwierige Aufgaben zu. Treue Freundschaft hat Lehrer und Schüler bis zum Tode verbunden. H.s große Auffassungsgabe, sein hervorragendes Gedächtnis gestatteten ihm spielend die Anforderungen, die die Bergakademie an den Studierenden stellte, zu erfüllen, daneben trieb er noch eingehende Sprachstudien.

Glänzend bestand er die Schlußprüfung und ging alsdann in die Praxis, in der er einige Jahre bei Friedr. Krupp in Essen und beim damaligen Hörder-Verein in Hörde als Ingenieur tätig war. Besonders an Hörde fesselten ihn viele Erinnerungen, und mit besonderer Vorliebe besuchte er auch später als Professor mit seinen Studierenden immer wieder Hörde. Hier war es auch, wo er seine getreue Gefährtin fürs Leben fand, die ihm zwei Kinder, einen Knaben und ein Mädchen schenkte.

Auf Veranlassung Ledeburs, der seinen begabten Schüler gern dem Lehrfach zugeführt hätte, ging H. von Hörde weg und trat als Lehrer in die Kgl. Maschinenbau- und Hüttenschule in Gleiwitz (O.-S.) ein. Zwar fand er hier Gelegenheit, seine pädagogische Begabung auszubilden; der Zwang des regelmäßigen Schulbetriebes, die Unmöglichkeit, eigene Arbeiten und Forschungen durchzuführen, sagten ihm jedoch auf die Dauer nicht zu, er nahm daher gern 1897 eine ihm von Adolf Martens (s. DBJ. 1914—1916 S. 69 ff.), dem damaligen Leiter der »Mechanisch-Technischen Versuchsanstalt« in Charlottenburg, wiederum auf Veranlassung Ledeburs, angebotene Stelle als Assistent und Mitarbeiter an. Dieser Schritt war für H.s ganze spätere Entwicklung und Laufbahn von ausschlaggebender Bedeutung. Hier konnte er sich endlich frei entfalten, war doch mit der Übernahme dieser Stellung der besondere Auftrag verbunden, das von Martens begründete »neue Untersuchungsverfahren der Metalle und Legierungen auf mikroskopischem Wege« weiter auszubauen und der Praxis dienstbar zu machen, eine Aufgabe, so recht nach dem Herzen H.s, der er denn auch mit geradezu beispiellosem Erfolg gerecht geworden ist.

Bereits 1898 erschien seine erste Arbeit über »Mikroskopische Untersuchungen an tiefgeätzten Eisenschliffen« (Mitt. Mech.-Techn. Versuchsanstalten 1898, S. 310), in der er das Wesen der Tiefätzung, die Bedeutung der Ätz- und Fließfiguren klarlegte und zugleich sein Ätzverfahren mit Kupferammoniumchlorid zur »Erkennung von Phosphorseigerungen im Flußeisen« bekanntgab. Zwei weitere 1900 erschienenen Arbeiten, »Die Verwendbarkeit der Metallmikroskopie für die Prüfung der Werkzeugstähle« (Mitt. Mech.-Techn. Versuchsanstalten 1900, S. 191) sowie »Die Umwandlung des Kleingefüges bei Eisen und Kupfer durch Formveränderung im kalten Zustande und darauf folgendes Ausglühen« (Z. V. deutscher Ingenieure 1900) weisen bereits deutlich auf das Endziel aller seiner späteren Arbeiten der »Nutzbarmachung der wissenschaftlichen Erkenntnisse für die Praxis« hin; ja, man könnte allen seinen späteren Arbeiten den Leitgedanken »Aus der Praxis für die Praxis« voransetzen.

Von Roozeboom waren inzwischen (1899) auf Grund thermodynamischer Betrachtungen die Erstarrungsvorgänge binärer Metallgemische diskutiert

worden. H. war einer der ersten, der die praktische Nutzenanwendung daraus zog, indem er die Durcharbeitung des für den Kupferraffinierungsprozeß so wichtigen Systems »Kupfer und Sauerstoff« (Mitt. Mech.-Techn. Versuchsanstalten 1900, S. 315) in Angriff nahm. In der gleichen Arbeit wies H. auch auf die gefährliche Wirkung wasserstoffhaltiger Gase auf kupferoxydulhaltiges Kupfer hin. Er prägte für diese Erscheinung den treffenden Ausdruck der »Wasserstoffkrankheit des Kupfers«. Auch die für die Technik so außerordentlich bedeutungsvolle Rostfrage beschäftigte ihn, und bereits 1900 konnte er in seiner Arbeit »Untersuchungen über den Angriff des Eisens durch Wasser« (Mitt. Mech.-Techn. Versuchsanstalten 1900, S. 38) den ersten Beitrag zur Aufklärung des damals noch völlig dunklen Rostproblems liefern. Er stellte einwandfrei fest, daß in erster Linie der im Wasser gelöste Luftsauerstoff der gefährlichste Feind des Eisens sei, und daß Eisen bei Abwesenheit von Sauerstoff nicht rosten könne.

Im Jahre 1903 erschien eine kleine Druckschrift »Die Metallographie im Dienste der Hüttenkunde«. Der Inhalt des Büchleins war Gegenstand eines Vortrages, den H. auf dem 5. Internationalen Kongreß für angewandte Chemie, Sektion für Hüttenkunde Berlin, gehalten hatte. Der Vortrag erregte das größte Aufsehen; eröffnete er doch eine Fülle neuer Gesichtspunkte für die praktische Nutzenanwendung der Metallographie und spiegelte zugleich so recht die H.sche Auffassung über das »Wesen der Metallographie« wider. Es ist gewiß kein Zufall, daß in Deutschland eigentlich erst seit dieser Veröffentlichung die metallographische Forschung im H.schen Sinne wesentlichen Aufschwung genommen hat. Trotz seiner umfangreichen Tätigkeit an der Versuchsanstalt blieb H. dem Lehrberuf treu. Bereits 1900 hatte er sich an der Technischen Hochschule Charlottenburg für das Lehrfach »Zustandsänderungen der Metalle und Legierungen unter besonderer Berücksichtigung mikroskopischer Beobachtung« habilitiert, und im Wintersemester 1901/02 wurde ihm, als Nachfolger Hörmanns die ordentliche Professur für »Allgemeine mechanische Technologie« übertragen.

Roozeboom hatte im Jahre 1900 zum ersten Male unter Zugrundelegung der Arbeiten anderer Forscher das vollständige Erstarrungs- und Umwandlungsdiagramm der unsere ganze Technik beherrschenden, wichtigen Legierungsreihe Eisen-Kohlenstoff aufgestellt. Roozeboom legte seinem Erstarrungsschaubild die Hypothese zugrunde, daß in Eisen-Kohlenstofflegierungen der Graphit die labile, das Eisenkarbid die stabile Erscheinungsform des Kohlenstoffs darstellte. Diese Hypothese stand im Widerspruch mit der uralten gießerei-technischen Erfahrung, nach der es wohl gelingt, weißes Roheisen in graues, niemals aber graues in weißes zu verwandeln.

Wiederum war es H., der diesen Widerspruch zwischen Theorie und Praxis aufklärte. Er wies 1904 in seiner Arbeit »Labile und metastabile Gleichgewichte in Eisen-Kohlenstofflegierungen« (Z. Elektrochemie 1904 Nr. 30) nach, daß hier ein Trugschluß vorliege, daß vielmehr der Graphit der stabilen und das Eisenkarbid der labilen oder metastabilen Erscheinungsform entsprechen müsse. Mit dem kühnen Griff des geborenen Forschers stellte er das sogenannte H.sche »Doppeldiagramm« auf und schaltete damit den Zwiespalt zwischen Theorie und Praxis aus.

Während all dieser Arbeiten wuchsen und gestalteten sich allmählich die Pläne und Entwürfe für das von Adolf Martens neu zu gründende Kgl. Mate-

rialprüfungsamt in Berlin-Dahlem. H. nahm an diesen Plänen und Entwürfen regsten Anteil. In einer ausgedehnten Studienreise besuchte er gemeinsam mit A. Martens alle für die Neueinrichtung des Kgl. Materialprüfungsamtes irgend in Frage kommenden Werke, wissenschaftlichen Laboratorien und Anstalten.

Er zeigte sich hier zugleich als weitschauender Organisator. Die in erster Linie von ihm geschaffene Metallographische Abteilung des Amtes wurde denn auch ein Musterinstitut, nach dessen Vorbild im Laufe der Jahre zahlreiche ähnliche Institute im In- und Auslande ins Leben gerufen wurden. Im Frühjahr 1904 konnte H. endlich als Abteilungsvorsteher der Abteilung für Metallographie und zugleich als Unterdirektor der drei chemisch-physikalischen Abteilungen seinen Wirkungskreis als Forscher nach Berlin-Dahlem verlegen, ohne jedoch seine ordentliche Professur an der Technischen Hochschule aufzugeben.

Die Zeitspanne von 1904 bis 1914, dem Beginn des Weltkrieges, ist als eine Epoche ungewöhnlicher Fruchtbarkeit auf literarischem Gebiet zu bezeichnen; sind doch in dieser Zeit teils von ihm allein, teils in Gemeinschaft mit seinem Mitarbeiter O. Bauer einige fünfzig Abhandlungen veröffentlicht worden. Bereits 1904 erschien eine Arbeit über »Kupfer, Zinn und Sauerstoff« (mit O. Bauer; Mitt. Materialprüfungsamt 1904, S. 137) in der die für die Metalltechnik so wichtige Frage der Verschlechterung der Bronzen durch Sauerstoffaufnahme geklärt wurde. Zugleich brachte die Arbeit einen hochbedeutsamen Einblick in die Art, wie die Natur zum Teil ihre Werte geschaffen hat und noch schafft. Gelang es doch lediglich durch die Einwirkung von Sauerstoff auf die im Schmelzfluß befindliche Bronze ein Mineral, die Zinnsäure, den Kassiterit in wohlausgebildeter Kristallform zu erzeugen, also einen Halbedelstein, den man bisher nur aus der Werkstätte der Natur kannte.

Es folgten 1905 weitere wichtige Arbeiten über »Kupfer und Schwefel« (mit O. Bauer; Metallurgie 1906, Heft 6 u. 9) und »Kupfer und Phosphor« (mit O. Bauer; Mitt. Materialprüfungsamt 1906, S. 93). Die im gleichen Jahre veröffentlichte Arbeit »Über den inneren Aufbau gehärteten und angelassenen Werkzeugstahls« (mit O. Bauer; Mitt. Materialprüfungsamt 1906, S. 26) darf als ein bedeutsamer Meilenstein auf dem Gebiet der Eisen-Kohlenstoffforschung bezeichnet werden; sie brachte zum ersten Male eine Klärung über das Wesen der Gefügebestandteile Troosit und Sorbit und damit gleichzeitig eine Klärung der Theorie des Härtens und Anlassens des Stahles. Weiter führte sie zur Erkenntnis eines neuen Bestandteiles des ausgelassenen Stahles, dem H. in Würdigung der großen Verdienste Osmonds' um die Entwicklung der Metallographie des Eisens die Bezeichnung »Osmondit« gab.

Während all dieser Arbeiten und Veröffentlichungen erlitten die bereits 1900 in Angriff genommenen Untersuchungen über das »Rosten von Eisen« keine Unterbrechung. Sie verdichteten sich vielmehr zu zwei, in den Jahren 1908 und 1910 erschienenen großen Veröffentlichungen (mit O. Bauer), betitelt »Über den Angriff des Eisens durch Wasser und wässrige Lösungen« (Mitt. Materialprüfungsamt 1908, Heft 1 u. 2; 1910, Heft 2 u. 3). Beide Arbeiten, auf breitem experimentellen Untergrund fußend, fassen das Rostproblem sowohl von der theoretischen wie auch von der praktischen Seite: sie sind als klassisch zu bezeichnen.

Sehr fruchtbar war wieder das Jahr 1911. Es brachte der Wissenschaft und Praxis vier besonders wertvolle Arbeiten. Die erste behandelt die wichtige Frage

der »Zersetzungserscheinungen an Aluminium und Aluminiumgeräten« (mit O. Bauer; Mitt. Materialprüfungsamt 1911, S. 2). Zwei weitere Arbeiten »Über Lagermetalle« (Weißmetall und Rotguß) (mit O. Bauer; Materialprüfungsamt 1911, S. 29, S. 63) behandeln den Einfluß der Glühhitze und der Abkühlungsgeschwindigkeit auf Gefüge und mechanische Eigenschaften des Gusses. Die vierte Arbeit »Über Spannungen in kaltgereckten Metallen« (mit O. Bauer; Z. f. Metallographie 1911, S. 16) ist grundlegend für unsere Erkenntnis der inneren Materialspannungen geworden, die zahlenmäßig zu erfassen bisher noch nicht gelungen war. Das Gebiet der »inneren Spannungen« ist seitdem ein Lieblingsgebiet H.s geblieben, dem er noch in einer Reihe wertvoller, weiterer Abhandlungen immer wieder neue, wissenschaftlich und technisch gleich wichtige Gesichtspunkte abzugewinnen mußte.

Das Jahr 1912 brachte die bedeutendste literarische Schöpfung H.s: den von ihm bearbeiteten II. Teil des Martensschen »Handbuches der Materialkunde«. In streng logischem Aufbau führt das Werk zunächst in die wissenschaftlichen Grundlagen für das Studium der Metalle und Legierungen ein, und behandelt alsdann in formvollendeter Sprache die technisch wichtigen Eigenschaften der Metalle und Legierungen. Das große Werk bietet eine Fülle neuer Gedanken und Anregungen, es hat längst seinen Platz in der technischen klassischen Literatur erhalten.

Als der Weltkrieg ausbrach, stellte sich H. freiwillig dem Reichsmarineamt zur Verfügung und schied damit vorläufig und am 1. April 1917 endgültig aus dem Dienste des Amtes aus. Reiche Ehrung ist ihm in Anerkennung seiner wissenschaftlichen Leistungen mit Recht zuteil geworden. Auf der Brüsseler Weltausstellung im Jahre 1910 erhielt er in der Sektion für Metallographie den »Großen Preis« für Förderung der metallographischen Wissenschaft. Eine große Freude war ihm die Ernennung zum »Ehrendoktor« der Bergakademie Clausthal.

Die höchste Anerkennung aber, die Krönung seines Lebenswerkes, fand er, als ihm im Jahre 1920 die Leitung des neu zu begründenden »Kaiser-Wilhelm-Institutes für Metallforschung« übertragen wurde. Noch während er mit der Organisation und Einrichtung des Institutes beschäftigt war, warf ihn ein tückisches Leiden auf das Krankenlager, von dem er sich nicht wieder erheben sollte.

Literatur: Die Metallographie im Dienste der Hüttenkunde, Craz & Gerlach, Freiberg/Sa., 1903 — Metallographie, Bd. I und II, Sammlung Göschen (mit O. Bauer), II. Auflage 1920. — Bd. II A des Martensschen Handbuches der Materialkunde: Die technisch wichtigen Eigenschaften der Metalle und Legierungen, Julius Springer, Berlin 1912. — Einige 70 Abhandlungen aus dem Gesamtgebiet der Metallographie (z. T. mit O. Bauer).

Berlin-Dahlem.

Oswald Bauer.

**Hoepfner, Ernst Wilhelm Arnold v.**, General der Kavallerie a. D., Kommandierender General der Luftstreitkräfte, \* am 14. Januar 1860 zu Tonnin in Pommern, † am 25. September 1922 zu Großmockratz in Pommern. — Auf den Trebbiner Hügeln, die die Insel Wollin von West nach Ost durchziehen, liegt unweit der heutigen Bahnstation Wollin der alte Herrensitz Tonnin. Ihn hatte in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts der Stadtrat Kropf aus Stettin für seinen Schwiegersohn Ernst H. erworben, der seit 1831



gemeinsam mit seinem Vater und einem Bruder bei dem 9. Infanterieregiment in Stettin oder Kolberg diente. Der alte H., ein ehrbarer Zimmermann aus Stettin, hatte sich 1791 im Regiment Pirch (Stargard und Kolberg) anwerben lassen und bei diesem die Feldzüge 1794 als Schütze und 1806/07 als Feldwebel der Grenadierkompagnie Witten mitgemacht. Als der König 1813 sein Volk erneut zum Kampf aufrief, war er als Sekondeleutnant im 1. Pommerschen Landwehrregiment einrangiert worden. Hier erwarb er sich als Kompagnieführer in den Feldzügen 1813—1815 das Eiserne Kreuz 1. Klasse. Als aggregierter Major des 9. (Kolbergischen) Infanterieregiments war er dann 1836 wegen Überalterung verabschiedet worden.

Sein Sohn, Ernst Ferdinand, stand noch bis 1859 im Regiment, um dann gleichfalls als Major den Dienst zu quittieren und das Erbe seines Schwiegervaters zu übernehmen. Wenige Monate darauf wurde ihm und seiner Frau Wilhelmine Kropf am 14. Januar 1860 ein dritter Sohn geboren, der die Namen Ernst Wilhelm Arnold erhielt.

Der geistigen Grundeinstellung der Vorfahren entsprechend wurde der junge Ernst H. im elterlichen Hause zur Schlichtheit, Geradheit, Gütigkeit, Heimatliebe, Königstreue und gläubiger Frömmigkeit erzogen.

Dem Brauch der Väter und der Sitte des Landes folgend war der älteste Bruder als Erbe des Gutes bestimmt, während die beiden jüngeren des Königs Rock anzulegen hatten. Wir treffen also Ernst H. als Kadetten, erst in Potsdam, dann in Berlin, wo damals noch die Hauptkadettenanstalt in der neuen Friedrichstraße dicht am Alexanderplatz lag. Aus der Selektta wird er 1879 dem Magdeburgischen Dragonerregiment Nr. 6 in Stendal als Offizier überwiesen. Der frühe Tod des Vaters 1881 wirft den ersten Schatten in diese fröhlichen Leutnantsjahre, läßt ihn aber schneller reifen und ernsteren Zielen zustreben. In Hannover, wohin er schon nach kurzer Rekrutenoffizierszeit zur Reitschule kommandiert wird, gründet er 1885 sein Heim mit Wally v. Pöppinghausen, aus altem westfälischen Adelsgeschlecht, dessen Stammburg Pöppinghus noch heute steht. Ein neuer Schmerz verdüstert diese schöne Zeit, als der eben geborene Sohn und Namenserbe Busso nach wenigen Wochen schon im Mai 1887 stirbt.

Die Geburt seiner Tochter Margot 1888 in Stendal, wohin er als Premierleutnant inzwischen zurückgekehrt ist, mildert den harten Schlag des Vorjahres. Seine Kommandierung zur Kriegsakademie von 1889 bis 1892 findet in einer ersten Einberufung zur Dienstleistung beim Großen Generalstab 1893 Belohnung. Sie ist nur von kurzer Dauer, da er schon im Herbst gleichen Jahres als Rittmeister und Eskadronchef zum Kurmärkischen Dragonerregiment Nr. 14 nach Colmar versetzt wird. Hier wird ihm 1894 der lang ersehnte Namenserbe geboren. Ihm gilt neben dem Dienst seine ganze Fürsorge und Liebe bis zum letzten Atemzuge.

Mit dem Jahre 1898 beginnt Ernst H.s eigentliche Generalstabslaufbahn. In schneller Folge wechseln die Stellungen: 29. Infanteriedivision in Freiburg (Baden), 39. Division Colmar, (1899) Großer Generalstab Berlin (1903 Major), XIX. Armeeekorps Leipzig, Kavalleriedivision B, IX. Armeeekorps Altona (1904), Abteilungschef im Großen Generalstab Berlin 1906, Chef des Stabes des VII. Armeeekorps in Münster 1908 (Oberst 1909) unter dem früheren Kriegsminister General der Kavallerie v. Einem, mit dem ihn das Schicksal in den

schweren Zeiten nach der Marneschlacht wieder zusammenführen sollte. Unterbrochen wurde diese Tätigkeit in Stäben nur durch einen zweijährigen Frontdienst als Kommandeur (Oberstleutnant 1906) des Husarenregiments König Humbert von Italien, 1. Kurhessisches Nr. 13, in Diedenhofen. Seine Ernennung zum Generalmajor und Kommandeur der 4. Kavalleriebrigade in Bromberg bildet den Abschluß einer an Erfolgen reichen Friedenslaufbahn, die anläßlich des 25jährigen Regierungsjubiläums seines Kaisers 1913 durch die Verleihung des erblichen Adels gekrönt wird.

Der Mobilmachungsbefehl führt den Generalmajor v. H. in eine der entscheidendsten, das Ziel aller Wünsche jedes Generalstabsoffiziers bildenden Stelle; er wird zum Chef des Generalstabes einer Armee berufen. Sein Oberbefehlshaber, Generaloberst Freiherr v. Hausen (s. oben S. 85/90), der Führer der 3. (Königlich Sächsischen) Armee, war ihm aus seiner Dienstzeit beim XIX. Armeekorps bekannt, das persönliche und dienstliche Verhältnis zwischen beiden denkbar günstig. Sie erleben gemeinsam den siegreichen Vormarsch des deutschen Heeres im Westen, die sogenannten Grenzschlachten, Tage voll von Erfolgen und Hoffnungen, die indes nicht ausreifen, weil man schon während der Kämpfe zwischen Sambre und Maas den Hilferufen der 2. Armee allzu willig Folge leistet (vgl. oben S. 88). Dieses Nachgeben wiederholt sich am 28. August, als die 3. Armee aus der ihr zugewiesenen südwestlichen Vormarschrichtung, die wahrscheinlich zu einer operativ wirksamen Verfolgung des von der 2. Armee bei St. Quentin geschlagenen Feindes hätte führen können, auf Bitten der 4. Armee nach Südosten abdreht. Wohl sind die Kämpfe am 28. und 29. August siegreich, aber das erträumte zweite Sedan zerrinnt bald in ein Nichts. Den Entschluß, am 1. September der Armee einen Ruhetag zu gönnen, hebt die oberste Heeresleitung auf, indem sie »rückichtsloseste Fortsetzung des Angriffs der 3. Armee in südöstlicher Richtung« fordert. Der am 5. September erneut befohlene Ruhetag wird zum Verhängnis, da die oberste Heeresleitung diesmal nicht eingreift. Armeeführer und Chef sind sich klar, daß »die Lage vorwärts fordert« (Hausen, Brabant, S. 285). Beide aber geben dem Drängen der Unterführer nach, weil »die Truppe nicht mehr kann«, finden nicht die Kraft, ein Äußerstes, Letztes von ihrer Armee zu fordern wie die Nachbarn zur Rechten und Linken. »Gott gebe Klarheit und führe alles herrlich hinaus.« »Die Notwendigkeit, stehen zu bleiben, ist, was uns beklemmt; Hoepfnern mehr als mich« (a. a. O., S. 298). Es lastet über Hausen und H. zu viel Fatalistisches, Gottgewolltes. Damit wird psychologisch viel von der nicht immer glücklichen Führung der 3. Armee verständlich. Ihr fehlt der harte, unbeirrbar, in sich selbst ruhende Wille großer Führer.

Als die 3. Armee am 6. September antrat, hatte sich die Lage von Grund aus geändert. Der Gegner, den man noch immer mit Nachhuten im Abzug wähnte, hatte sich südlich der Marne zur Entscheidung gestellt. Überlegene Kräfte griffen die 2. und 4. Armee an, deren Flanken durch das Abhängen der 3. Armee um einen Tagesmarsch stark bedroht waren, und die jetzt beide um Hilfe riefen. Das Kriegswerk des Reichsarchivs (Bd. IV, S. 93—95) betont, daß die Führung der 3. Armee nun vor einem schweren Entschluß stand, da es für sie ohne Kenntnis der Gesamtlage »schwer, wenn nicht gar unmöglich war, zu erkennen«, ob der Schwerpunkt der Schlachtentscheidung bei der 2. oder 4. Armee läge. »Dies zu entscheiden, war Sache der Obersten Heeresleitung.«

Hausen und H. werden hiermit scheinbar entlastet. Eine nicht unberechtigte Kritik der Armeeführung dürfte indes zwischen den Zeilen zu lesen sein, wenn das Reichsarchiv schreibt: »In dieser gespannten Lage entschloß sich der Oberbefehlshaber, einen Mittelweg einzuschlagen. Er glaubte, den schwer bedrängten Nachbarmeen seine Unterstützung nicht versagen zu können, und teilte seine Kräfte.« Zunächst war eine telephonische Rückfrage bei der Obersten Heeresleitung in Luxemburg durchaus möglich. Der hierbei eintretende Zeitverlust war ertragbar, wenn die Hilfeleistung mit »den Hauptstreitkräften möglichst einheitlich« an dem Schwerpunkt der Schlachtentscheidung erfolgte. Halbe Maßnahmen, wie sie die Teilung einer Armee doch bedeuten mußte, haben im Kriege nirgends zu einem Erfolg geführt. Es geschah zum drittenmal, daß die 3. Armee Hilferufen ihrer Nachbarn nachgab und damit die Pläne der Obersten Heeresleitung durchkreuzte.

General v. H., als der verantwortliche Berater Hausens, hat sich zweimal mit seinem Armeeführer in entscheidenden Stunden in vollem Einverständnis befunden, an der Sambre und am 28. August. Am 5. September hat er, wenn man die Notiz Hausens kritisch liest, nur widerstrebend nachgegeben. Am 6. September ist Hausen schon ein schwerkranker, in seiner Entschlußkraft gehemmter Mann. Damit fiel dem Chef die Entscheidung und Verantwortung zu. Was bisher versäumt wurde, ist auch durch den kraftvollen Entschluss von H., die Armee Foch am 8. September zu durchbrechen, nicht wieder gut gemacht worden (vgl. oben S. 89), weil die von der 2. Armee am 9. September eingeleitete Rückzugsbewegung der 3. Armee die Ausnutzung eines möglichen, vielleicht wahrscheinlichen Erfolges zerstörte. So bleiben mit den vielen Fehlgriffen anderer auf dem rechten Flügel auch H. und Hausen mit verstrickt in jenes erste Marnedrama des deutschen Westheeres, selbst wenn man nur von einem unpersönlichen, schicksalhaften Verschulden sprechen will.

Die Oberste Heeresleitung hat die Leistungen des Chefs der 3. Armee nicht bemängelt. Denn sie beließ ihn in seiner Stellung und verlieh ihm schon am 17. September das E. K. I, während der schwer erkrankte Oberbefehlshaber abgelöst wurde und auch nach seiner Genesung nicht mehr Verwendung fand.

Der neue Armeeführer, General der Kavallerie v. Einem, war v. H. aus der Münsterer Zeit her persönlich verbunden, das Zusammenarbeiten zwischen beiden daher denkbar erfreulich. Dagegen machten sich Unstimmigkeiten zwischen dem Oberkommando der 3. Armee und der neuen Obersten Heeresleitung unter Falkenhayn (s. o. S. 56/75) hinsichtlich der Beurteilung der Lage zunehmend geltend. »Falkenhayn und Tappen sehen nicht ein, daß ein französischer Durchbruch je weiter östlich um so gefährlicher für die ganze Westfront werden muß.« — »Falkenhayn und Tappen hier. Sie glauben immer noch nicht, daß ein französischer Durchbruch bei uns gefährlicher als weiter westlich wäre« (Tgb. v. H., 25. XI., 15. XII. 1914). Durchaus unbedeutende Geländeverluste beim VIII. Armee- und VIII. Reserve-Kkorps um die Jahreswende riefen dann wohl eine gewisse Spannung hervor.

Trotzdem trifft ihn seine Ablösung als Chef am 14. Februar 1915 und seine Ernennung zum Kommandeur der 17. Reservedivision völlig unerwartet und verletzt ihn aufs tiefste, zumal ihm keinerlei Gründe hierfür bekanntgegeben werden. Sein Oberbefehlshaber ist fest davon überzeugt, daß nicht v. H., son-

dern er persönlich durch diese Handlungsweise Falkenhayns getroffen werden sollte. Diese Auffassung wird durch den Kommandierenden General des IX. Reservekorps bestätigt, der v. H. gelegentlich mitteilt, daß er aus bester Quelle in gleichem Sinne über seine Ablösung als Chef informiert sei. (Tagebuch v. H. 19. Februar, 20. Februar, 1. März, 29. März 1915). Wie dem auch sein möge, die Abberufung des Chefs und unmittelbar darauf die des 1. Generalstabs-offiziers (Ia) einer Armee im Anfang einer von ihnen vorausgesagten schweren Kampfhandlung (die sogenannte Winterschlacht in der Champagne begann am 15. Februar 1915) bleibt eine seltsame Maßnahme. v. H. hat unter dieser ihm ungerecht und unfäßlich erscheinenden Ablösung mehr gelitten, als selbst seine zahlreichen Tagebuchnotizen es erkennen lassen. Man geht nicht fehl, wenn man diese ihn ständig weiter quälende Frage als einen Schlag betrachtet, der sein Innerstes auch gesundheitlich getroffen hat. Der bisher so elastische, fast jugendlich frisch erscheinende General beginnt von nun ab zu kränkeln. Gicht- und Herzbeschwerden finden jetzt erstmalig und später immer öfter Aufzeichnung in seinen Tagebüchern, aus denen um diese Zeit eine stark depressive Gemütsverfassung erkenntlich ist.

Erst die enge Fühlungnahme mit den Verbänden seiner Division im Rahmen des IX. Reservekorps, die harte Arbeit des Krieges, die fast täglichen Fahrten und Ritte zur Front, die Besichtigungen der vordersten Gräben und Batteriestellungen, bescheidene örtliche Erfolge seiner Truppen in größeren und kleineren Patrouillenunternehmungen, schließlich seine am Tage der Schlacht von Belle-Alliance (15. Juli) erfolgte Beförderung zum Generalleutnant söhnen ihn mit dem Schicksal aus und lassen ihn diesen tiefen Schmerz allmählich vergessen. So wird ihm dann der Abschied von seiner Division schwer, als er, wiederum völlig unerwartet, von seinem Nachfolger am 30. Juni erfährt, daß er zum Chef des Stabes der 2. Armee ernannt ist. Indes, seine neue Chefstellung, die er mit solch großer Freude und Begeisterung antrat, wurde ihm zunehmend eine Enttäuschung. Sein Oberbefehlshaber, Fritz v. Below (s. DBJ. 1917—20, S. 221—225), »der steinerne Gast«, und er waren zu gegensätzliche Naturen, als daß die notwendigen guten persönlichen Beziehungen sich hätten entfalten können, die erst das richtige, für diese Stelle erforderliche Vertrauensverhältnis sichern. Es wird hinzugekommen sein, daß ihn der Tod seines Schwiegersohnes seelisch stark erschüttert hat.

In dieser Depression mag die Wesensfremdheit, mit der sich Oberbefehlshaber und Chef gegenüberstanden, weiter trennend und entzweierend gewirkt haben. Selbst der erfolgreiche Angriff auf das Somme-Dorf Frise (28. I. 16.) ändert dies Verhältnis nicht mehr. Obwohl er sich daher in dieser Lage ein Truppenkommando bisweilen geradezu erwünscht, ist er doch aufs peinlichste überrascht, als ihm sein Oberbefehlshaber am 13. April 1916 eröffnet, daß er zum Kommandeur der 75. Reservedivision im Osten ernannt sei. Erst bei seiner Meldung im Großen Hauptquartier erfährt er die Gründe. Schon um Weihnachten habe Below seine Ablösung beantragt, weil sie zu verschiedene Charaktere wären, um ersprießlich zusammenarbeiten zu können. Damals habe Falkenhayn abgelehnt, der erneuten Forderung sich aber jetzt nicht mehr entziehen können.

Zwar gibt er sich den Anschein, daß ihm die erneute Verwendung in der Front keineswegs unerwünscht sei, und trägt dies nach außen hin auch seiner Familie gegenüber zur Schau, aber er ist doch aufs neue tief enttäuscht und

verbittert. Die Erinnerung an den »greisen Feldherrn von Quentin« löst immer wieder in seinen Tagebuchaufzeichnungen ein fast feindseliges Gefühl gegen Below aus, das zu seiner sonst gütigen, menschenfreundlichen Einstellung in seltsamem Kontrast steht.

Seine Meldung in Kowno bei dem Marschall hebt ihn sichtlich aus einer tiefen Niedergeschlagenheit empor. Die Harmonie des Kreises um Hindenburg, die Zuversichtlichkeit, die hier im Gegensatz zu dem Pessimismus in St. Quentin herrschen, übertragen sich auch auf ihn. Es kam hinzu, daß man von seiner Persönlichkeit einen günstigen Einfluß auf die »etwas weichen Truppen seiner Division« erwartete (18. April 1916).

In seinem neuen Befehlsbereich am Narocz-See bei Schemo gibt es viel zu tun. Die Stellungen und die Kolonnen sind instand zu setzen, kleine Angriffsübungen und Patrouillenunternehmungen vorzubereiten. Der Kummer verfliegt, doch bald beginnen neue Klagen. Bataillon um Bataillon wird bald hier, bald dorthin geworfen, wo gerade die Lage eine Aushilfe und Verstärkung bei anderen Divisionen bedingt. »Es ist schlimm, Divisionskommandeur zu sein, ohne eine Division zu haben.« (2. Mai 1916.) Dazu bedrückt ihn die durch die Niederlage der Österreicher in der Bukowina geschaffene Lage an der Ostfront. Erst als auch für seine Division die Aussicht besteht, dort helfend einzugreifen, spannen sich seine Kräfte wieder. Und seine Stimmung hebt sich, als er sich auf der Fahrt nach der Bukowina erneut bei Hindenburg in Brest-Litowsk melden kann: »Betrachten Sie sich als Korsettstange innerhalb österreichischer Verbände.« (4. August 1916.) Aber aus dem erhofften Einsatz seiner geschlossenen, eben erst zusammengefaßten und notdürftig zusammengeschweißten Division wird wieder nichts. »Nun ist die ganze Division zwischen Narocz-See und Lemberg auf einer Front von 500 Kilometer verzettelt. Verzweifelter Zustand.« (12. August 1916.) Mit einem Schlage sind jedoch diese Sorgen verjagt, als er den Abtransport seiner Division erfährt. Nun ist körperliche und seelische Ermattung vergessen, mit fieberhaftem Eifer wird der neue Abschnitt im Rahmen des X. Reservekorps besichtigt, ausgebaut, verbessert, in den Quartieren und bei den Kolonnen Ordnung, Sauberkeit und Zucht wiederhergestellt. Es ist ein tiefes Aufatmen seiner Seele spürbar, wie damals, als er vor nahezu sieben Monaten die Division, der seine Persönlichkeit wieder Halt geben sollte, übernommen hatte.

Und mitten in dieses freudige Schaffen fällt der Wendepunkt seiner Laufbahn, in der er eins der höchsten Ziele erreicht, das einem Soldaten wohl je gesetzt werden konnte. Zur Mittagszeit des 12. November 1916 übergibt ihm sein Adjutant ein Telegramm: »Ich habe Sie mit Wahrnehmung der Geschäfte des Kommandierenden Generals der Luftstreitkräfte beauftragt. — Wilhelm I. R.« Soweit bisher feststellbar, lagen besondere Gründe für die Wahl seiner Persönlichkeit nicht vor. Zunächst ist General v. Stein für diese Stellung in Aussicht genommen gewesen. An dem kaiserlichen Wort, das ihn zum Kriegsminister bestimmte, wollte man indes nichts mehr ändern. General v. Lochow, den man dann in Betracht zog, lehnte ab. Jetzt fiel die Wahl auf den General v. Schmettow. Ihn glaubte jedoch Ludendorff vor Abschluß der Operationen in Rumänien nicht freigegeben zu können. Die Zeit drängte, denn die Kabinettsorder, die die Bildung der Luftstreitkräfte verfügte, war längst gezeichnet. Die nunmehr zu suchende Persönlichkeit sollte neben der für hohe Führerstellen

geforderten Generalstabsschulung zwar Weitblick, vor allem aber Anpassungsvermögen an seinen Chef des Generalstabes besitzen, der die gesamte Organisation auf sich selbst zugeschnitten hatte. Sie mußte daher in der Lage sein, unter Verzicht auf eigene Initiative der Sache selbstlos zu dienen. Wie viele andere entsprach auch General v. H. solchen Anforderungen, ebenso hinsichtlich seines Dienstalters. Da ihm zudem die neue Waffe bisher völlig fremd war, haben wohl auch Zufälligkeiten bei der Wahl seiner Person mitgesprochen. Damit erklärt sich auch die sonst auffällige Tatsache, daß in seinem sehr eingehend geführten Tagebuch nicht ein einziges Wort darüber zu finden ist, welche besonderen Gründe Anlaß zur Ernennung gerade seiner Person für diese neue, im Rahmen des deutschen Heeres einzigartige Dienststelle hätten bieten können.

Er selbst ist aufs höchste überrascht worden. »Eine größere Überraschung konnte mir nicht werden. Als Seine Majestät mich in das Reich der Wolken berief, fiel ich zunächst einmal gründlich aus den Wolken.« (12. November 1916.)

Trotz gebotener Raumbeschränkung muß hier, wenn auch nur in skizzenhafter Form, auf die Gründung der Luftstreitkräfte, ihre Bedeutung und Zusammensetzung eingegangen werden. Dem Feldflugchef, Major Thomsen, und seinem bisherigen Berater, Major Siegert, hatte Höheres vorgeschwebt, als sie ihre Denkschrift über die Zusammenfassung aller Luftstreitkräfte, einschließlich der zu erwartenden Friedensluftfahrt, im März 1916 der Obersten Heeresleitung vorlegten. In ihrem Schlußabsatz hieß es: »Erforderlich ist die Schaffung eines Staatssekretariats des Reichsluftamtes, dem alle zur Zeit beim Heer und der Marine befindlichen Luftschiffer und Fliegertruppen nebst allen für das Flugwesen schon geschaffenen Einrichtungen und Verwaltungen unterstellt werden und dem die Schaffung einer selbständigen Streitmacht zur Luft als unabhängige, einheitliche Organisation neben dem Heer und der Marine obliegt.«

Der großzügige Gedanke ist an den Widerständen des Marine- und Kriegsministeriums, an Sonderinteressen der Bundesstaaten und verfassungsmäßigen Bedenken des Kanzlers schließlich gescheitert. Was blieb, war Torso im Vergleich zu dem etwa gleichzeitig gegründeten englischen Luftministerium. Aber immerhin bedeutete es einen gewaltigen Schritt vorwärts auf dem eingeschlagenen Weg, als die Allerhöchste Kabinettsorder vom 8. Oktober 1916 die Vereinigung aller Luftkampf- und Abwehrmittel des Heeres im Felde und in der Heimat (einschließlich des Heimatluftschutzes) unter einem dem Chef des Generalstabes des Feldheeres unmittelbar unterstellten Kommandierenden General der Luftstreitkräfte verfügte, auch wenn die Luftwaffen der Marine in diesen Rahmen nicht einbezogen und heimatliche Reservate Bayerns nicht ganz ausgeschaltet werden konnten.

Es war eine gewaltige Macht, über die der eben monatelang fast brachgelegte Kommandeur einer aufgeteilten Reservedivision im Osten von nun ab gebot. An der Front standen 177 Fliegerformationen mit ihren Stäben und Parks, die nach dem neuen Ausbauprogramm des Feldflugchefs bis zum März 1917 sich auf 260 Verbände vermehrten; die Heimat umfaßte außer der gewaltigen Inspektion der Fliegertruppen mit den großen Anlagen von Adlershof und Döberitz 13 Flieger-Ersatzabteilungen und 27 Flieger- und 7 Beobachterschulen; ferner 53 Feld-Luftschifferabteilungen, 14 Armee-Luftschifferparks, 1 Inspektion der Luftschiffertruppen in der Heimat, 4 Ersatzabteilungen und mehrere Beobachterschulen, etwa noch 15 Luftschiffe mit ihren Statio-

nen sowie den gesamten Flugabwehr- und Wetterdienst an der Front und in der Heimat mit etwa 1500 Flugabwehrkanonen, 150 Scheinwerferformationen, 2 Flak-Ersatzabteilungen, einem Kommandeur des Heimatluftschutzes und etwa 200 Wetterwarten. Wo immer deutsche Truppen für die Heimat kämpften, im Westen, Osten, in Italien, auf dem Balkan oder in Palästina und Kleinasien, wo immer in der Heimat für die Luftstreitkräfte gerüstet wurde, in großen Flugzeug- und Ballonfabriken, Luftschiffwerften, Motorenfabriken, bis in die optischen und Photo-Fabriken von Zeiß, Görtz, Hauff, Mester oder in die funkentelegraphischen Firmen von Huth, Telefunken, in die unzähligen Zweigindustrien und in die Feinmechanikerwerkstätten erstreckten sich die Machtbefugnis und der Wirkungskreis des neuen Kommandierenden Generals der Luftstreitkräfte. Das rheinisch-westfälische und lothringisch-saarländisch-luxemburgische Industriegebiet war seinem Schutze anvertraut, den Hunderte von Flakbatterien, Maschinengewehrzügen und Luftsperrabteilungen, Scheinwerferzügen und ein weitverästelter Flugmeldedienst und viele Heimat-Wetterdienststationen übernahmen.

General v. H. hat sich mit der ihm eigenen Klugheit und Gewissenhaftigkeit in dieses ihm völlig fremde riesenhafte Tätigkeitsfeld eingearbeitet. Es wäre falsch, zu behaupten, daß ihm das Verdienst zufällt, die deutschen Luftstreitkräfte in ihrer Entwicklung wesentlich beeinflußt zu haben oder, wie die »Times« in ihrem Leitartikel vom 14. November 1917 schreibt, daß die während der Sommeschlacht angeblich zutage getretenen Mängel der jungen Waffe lediglich durch ihn »als Diktator der Luft« abgestellt worden seien, und daß er vermöge seiner Willenskraft und Autorität dem deutschen Flugwesen neues Leben eingebläht habe.

Eine gerechte, den Tatsachen entsprechende Beurteilung seiner Persönlichkeit und seines Wirkens muß bei aller Würdigung seiner Verdienste um die Luftmacht Deutschlands mit Übertreibungen und Entstellungen dieser Art aufräumen.

General v. H.s Verdienste liegen in anderer Richtung und werden dadurch nicht geschmälert, daß der Feldflugchef, sein jetziger Chef des Generalstabes, Major Thomsen, als der zielklare, nüchterne, willensharte Organisator der Luftmacht und der Inspekteur der Fliegertruppen, Major Siegert, als der geniale Schöpfer, als der große, freilich vielfach seiner Zeit vorausseilende und deshalb bisweilen als Phantast angesprochene Geist der Fliegertruppe, der dem großen Organisator Thomsen seine Gedanken gab, gekennzeichnet werden. Außer diesen beiden wären noch der als Abteilungschef in den Stab des Kommandierenden Generals übergegangene Inspekteur der Flugabwehrkanonen im Großen Hauptquartier, Major Grimme, der Kommandeur des Heimatluftschutzes, Major v. Keller, der Inspekteur der Luftschifftruppen, Major Gundel, und nicht zuletzt der erste Leiter des für den Luftkrieg in allen seinen Zweigen so bedeutsamen Wetterdienstes, Professor Hergesell, zu nennen, ohne der vielen genialen und geistreichen Konstrukteure, Erfinder und der zahlreichen sonstigen Mitarbeiter zu vergessen.

Aber was den Teilzweigen der Luftstreitkräfte bisher fehlte, war die gemeinsame Interessenvertretung durch eine autoritative Persönlichkeit, durch eine Spitze, die mit Rang, Würde und wohlwollendem Verständnis für die Leistungen und Schwächen der Truppe kraft ihres Dienstgrades, Ansehens, Alters und

äußerlicher Kennzeichen eines hochgestellten Mannes nach innen und außen hin wirkte und sich einsetzte.

Es liegt in dem hierarchischen System gerade des deutschen Heerwesens begründet, daß Rangverhältnisse eine ausschlaggebende Rolle spielten. Ein General mußte naturgemäß bedeutenderen Einfluß ausüben als etwa ein nur im Majorsrang stehender Stabsoffizier. Das System war weniger biegsam als etwa beispielsweise in den Vereinigten Staaten — oder auch England —, wo man ohne Rücksicht auf Dienstalter einen jüngeren Hauptmann, der in der Fliegertruppe aufgewachsen war, für die Dauer des Krieges zum General machte und ihn an die Spitze der Frontfliegertruppen stellte.

Ein solches Verfahren war bei uns nicht möglich. Deshalb mußte die fehlende Spitze von irgendwoher genommen werden. Und es liegt außerhalb jedes Zweifels, daß die Wahl v. H.s durchaus glücklich war. Die Angehörigen der Luftstreitkräfte erinnern sich mit Stolz dieses noch elastischen, großen, hageren Mannes Ende der Fünfziger, mit dem schmalen, nachdenklichen Gesicht. Sie empfanden sein für ihre Waffe väterlich schlagendes Herz, sie konnten ein offenes, freimütiges Wort zu ihm sprechen, wenn es Mißstände abzustellen oder Verbesserungen vorzuschlagen galt. Sie wußten aber auch, daß er durchgreifen konnte, wenn ihm Versäumnisse bekannt wurden, oder, wenn es notwendig war, Unwürdige zu entfernen. Und darin liegt wohl das Hauptverdienst des »alten H.«, wie ihn die Truppe nannte, daß er ihr »General«, ihr »Kogenluft« (Abkürzung für Kommandierender General der Luftstreitkräfte) war, der sie einte, zu dem sie voller Vertrauen aufblicken konnten, weil er Gerechtigkeit, Güte und Verstehen in sich verkörperte. Das allein will für Kriegsverhältnisse schon viel, wenn nicht alles bedeuten.

Sein zweites großes Verdienst liegt darin, daß er seine verantwortlichen Berater und Mitarbeiter frei und selbständig schaffen ließ, sie nicht hemmte oder Besseres und mehr wissen oder befehlen wollte, als man ihm vorschlug und vortrug. So wurde er in seiner überragenden Machtstellung nicht selbstgefällig eitel oder hochfahrend, sondern wahrte sich seine schlichte Vornehmheit und Bescheidenheit und erkannte klug die Grenzen seiner eigenen Fähigkeiten und Leistungen. Er wollte nicht mehr scheinen, als er war. Es würde durchaus seinem persönlichen Empfinden widersprechen, wenn man ihm an Verdiensten mehr zumessen wollte, als ihm de facto zukommt.

Nicht hoch genug kann schließlich sein verständnisvolles Eingehen auf die Ausarbeitung, Vorlage und Durchsetzung des sogenannten »Amerikaprogramms« der Fliegertruppe bewertet werden. Man versteht hierunter jene Maßnahmen, die für die Verstärkung der Fliegertruppe an der Westfront und die hierfür notwendige Förderung der heimatlichen Produktion an Flugzeugen, Motoren, Maschinengewehren einschließlich des dazu gehörigen Ausbaues der heimatlichen Ersatzabteilungen und Schulen erforderlich schienen, um dem Kräftezuwachs, den das bevorstehende Eingreifen Amerikas namentlich im Rahmen des Luftkrieges bringen müßte, frühzeitig und mit hinreichenden Mitteln auszugleichen. Bisher war er durchaus Anhänger jener auch von verantwortlichen Kreisen genährten allgemein verbreiteten Auffassung, daß ein bewaffneter Konflikt mit Amerika uns wohl pekuniär schädigen und dem Feindbund Vorteile bringen, militärisch aber nicht ernstlich ins Gewicht fallen könne.

Der Einblick, den er jetzt innerhalb eines Jahres in das Wesen und die Be-



deutung des Luftkrieges gewonnen hatte, änderte diese Einstellung von Grund aus. Die nicht nur dem Laien, sondern manchen führenden Stellen phantastisch erscheinende Zahl von 20 000 Flugzeugen, die Amerika nach ausländischen Presseberichten innerhalb Jahresfrist zum Einsatz bringen wollte, hatte für ihn andere Bedeutung gewonnen. Sein Stab hatte sie an der Leistungsfähigkeit der Industrie dieses Landes der unbegrenzten Möglichkeiten und an der Basis gemessen, die notwendig war, um einschließlich eines 60prozentigen monatlichen Abganges, des Ausbildungsmaterials für das fliegende Personal und einer ständigen Reserve in den Parks eine Zahl von etwa 40 Frontverbänden mit rund 500 Flugzeugen einsetzen zu können, und fand sie nicht mehr allzusehr übertrieben. Demgemäß genehmigte er das ihm von Thomsen und Siegert vorgeschlagene Ausbauprogramm der Fliegertruppe, das neben einer teilweisen Verstärkung der Aufklärungsverbände und der heimatlichen Ausbildungsformationen die Verdoppelung der Jagdkräfte von 40 auf 80 Staffeln bis Frühjahr 1918 vorsah, in dem man mit dem Einsatz der ersten geschlossenen amerikanischen Formationen rechnete.

Die Bedeutung dieses Programms wird erst durch einige Zahlen in seinem ungeheuren Ausmaß verständlich. Es forderte: Verdoppelung der bisherigen Monatsproduktion von 1000 auf 2000 Flugzeuge, von 1250 auf 2500 Motore, Deckung eines Monatsbedarfs von 1500 Maschinengewehren und einer Betriebsstoffmenge von monatlich 12 000 Tonnen Benzin und 1200 Tonnen Öl allein für die Fliegertruppe. Zudem war die Überweisung von 7000 Facharbeitern aus der Front und eine Neueinstellung von 29 000 Mann für die Fliegertruppe mit etwa 80 Prozent Facharbeitern erforderlich.

Daß die Durchführung dieses riesigen Programms fristgerecht, wenn auch mit starken Abstrichen, insonderheit an Motoren und Benzin, glückte, ist eine gewaltige Leistung der verantwortlichen, namentlich heimatlichen Dienststellen der Fliegertruppe und der deutschen Luftfahrtindustrie. Leider kam es hierbei allmählich zu einem Mißklang zwischen der obersten Befehlsstelle und dem die gesamte Bereitstellung des Materials und Personals der Fliegertruppe leitenden Inspekteur, als dessen Endergebnis eine wenig glückliche Umorganisation der Inspektion noch in den letzten Kriegsmonaten zu verzeichnen ist. Ein Urteil über die Gründe, die das bisherige gute Einvernehmen H., Thomsen und Siegert trübten, läßt sich zur Zeit nicht fällen. Sicher aber ist die Zerschlagung der bisher einheitlich von Siegert geführten und beseelten Inspektion in die Inspektionen der Flieger-, des Flugzeug- und des Lichtbildwesens deshalb als verfehlt zu bezeichnen, weil die Zusammenfassung dieser drei Teile in der Heimat unterblieb.

Auch in einigen anderen organisatorischen und taktischen Punkten vermochte General v. H. nicht durchzudringen. Die endgültige Vereinigung aller Luftstreitkräfte des Reiches entsprechend der oben erwähnten Denkschrift glückte auch ihm nicht. Widerstände, an denen der harte Wille eines Thomsen schon gescheitert war, vermochte seine doch weichere Natur erst recht nicht zu meistern.

Ebensowenig war der überragende Einfluß des Chefs des Feldtelegraphenwesens Oberst Hesse zu brechen, der das Flieger-Funkerwesen — durchaus zum Schaden des Zusammenwirkens zwischen Flieger und Artillerie — in stetig schärfer geführtem Kampf, zudem noch in der höchst kritischen Periode der Flandernschlachten Ende 1917 (endgültig Januar 1918), seinem Machtbereich

einverleibte. Die höchst nachträglichen Folgen zeigten sich, wie vorauszusehen war, während der großen Frühjahrsoffensive 1918. Gleichfalls unterblieb ein wirksamerer Einsatz der Bombenkräfte in operativem Sinne. Die an sich schon schwachen Kräfte (vier Geschwader mit 24 Staffeln und insgesamt 144 Großflugzeugen), die in einer gewissen Verkennung des Hauptfaktors des Luftkrieges zugunsten der Jagdkräfte im Amerikaprogramm nicht verstärkt, Ende 1917 nur umorganisiert (durch Teilung sieben Geschwader mit 24 Staffeln) und bis Kriegsende nur um drei nicht mehr zum Einsatz gelangte Staffeln vermehrt worden waren, blieben im allgemeinen fast gleichmäßig auf die gesamte Westfront verteilt oder wurden doch nur in vereinzelten Fällen (etwa während der Frühjahrsoffensive oder gelegentlich zweier Angriffe auf Paris) teilweise zusammengefaßt. Damit zersplitterte sich ihre Wirkung. Will man hierfür weniger den Kommandierenden General selbst als vielmehr seinen Chef verantwortlich machen, der die Bedeutung des Luftbombenkrieges bei seiner langjährigen Erfahrung auf diesem Gebiet richtiger zu beurteilen in der Lage war, so bleibt es immerhin auffallend, daß General v. H. auch auf dem ihm als Generalstabs-offizier näher liegenden Gebiet der operativen Aufklärung die ihm entgegengebrachten Wünsche einer Heeresgruppe ablehnte. Längst schon hatte es sich gezeigt, daß die bisherige Form der Lufterkundung in dem engen Rahmen einer einzelnen Armee nicht mehr ausreichte, um bei der systematischen Einstellung fast der gesamten Westfront auf Großkämpfe aus Einzelheiten etwaige Angriffsabsichten des Feindes rechtzeitig zu erkennen. Eine planmäßige Zusammenstellung der Lufterkundungsergebnisse der einzelnen Armeen bei den Heeresgruppen unterblieb, weil dort die entsprechende Fliegerdienststelle fehlte, unterblieb auch seltsamerweise im Stabe des Kommandierenden Generals und selbst bei der Operationsabteilung der Obersten Heeresleitung. Schon hiermit wäre eine bessere Ausnutzung der Lufterkundung möglich geworden. Darüber hinaus aber war ein Einblick in etwaige Angriffsabsichten des Feindes bei dem geschilderten Zustand des Ausbaues der Fronten nur dann noch möglich, wenn ganze Heeresgruppenabschnitte oder noch besser die gesamte Westfront nach einheitlichen Gesichtspunkten — etwa Beobachtung der Hauptzubringer- oder Verschiebebahnen oder des Hauptverkehrsnetzes der Straßen innerhalb bestimmter Stunden — überwacht worden wären. Durchaus erfolgversprechende Versuche dieser Art bei der 4. Armee veranlaßten die Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht, die Ausstattung der Heeresgruppen mit einer eigenen Fernaufklärungsabteilung oder doch wenigstens die Einführung einer Heeresgruppenfernerkundung zu beantragen. General v. H. hat die Bedenken seines Chefs und der Obersten Heeresleitung gegen diese Maßnahmen nicht zu überwinden vermocht. Die rückblickende Forschung hat schon gezeigt, daß bei sorgsamere Verwertung der Lufterkundungsergebnisse 1914 im Rahmen der Armeen das erste Marnedrama durchaus hätte vermieden werden können, sie wird später zu zeigen haben — und wahrscheinlich ebenso vollgültig beweisen können —, daß bei Annahme der von der 4. Armee Ende 1917 gemachten Vorschläge auch die zweite Marnekatastrophe, die ihren Auftakt in dem schwarzen Tag von Villers-Cotterêts fand, rechtzeitig hätte erkannt und vielleicht dadurch abgeschwächt oder vermieden werden können.

Man wird vermuten dürfen, daß eine mit Komplikationen verbundene Operation, die v. H. vom 3. Oktober 1917 bis 9. Januar 1918 mehr oder minder

von der Führung der Geschäfte abhielt, seine körperliche und geistige Spannkraft stark beeinträchtigt hat. Trotz dieses geschwächten Gesundheitszustandes stürzte er sich mit vollem Eifer in die mit anstrengenden Besichtigungen verbundenen Vorbereitungen für die große Frühjahrsoffensive, die namentlich für die in den langen Jahren des Stellungskrieges reichlich unbeweglich gewordenen Formationen der Luftstreitkräfte weitgehende Maßnahmen organisatorischer und taktisch-operativer Art erforderten.

Die Höchstleistungen der Luftstreitkräfte in diesen Monaten gaben auch ihm persönlich noch einmal einen seelischen und körperlichen Aufschwung. Dafür traf ihn der beginnende Zusammenbruch um so schwerer. Schon die Unmöglichkeit der restlosen Durchführung des Amerikaprogramms drückte ihn stark nieder. Obwohl etwa 53 Flugzeug- und Motorenfabriken nebst den notwendigen Hilfsindustrien mit rund 50 000 Arbeitern fieberhaft tätig waren, konnten statt der monatlich vorgesehenen 2500 Motore gegen Jahresmitte 1918 nur 1600, statt der 2000 Flugzeuge nur 1800—1900 geliefert werden. Daher war der volle Etat der Jagdstaffeln von 18 Flugzeugen überhaupt nicht zu decken. Auch die errechneten Betriebsstoffmengen ließen sich nicht sicherstellen. Die Monatslieferungen von 6000 Tonnen Benzin im Januar stiegen zwar bis Juli langsam auf 11 000 Tonnen, um jedoch nach dem Zusammenbruch Bulgariens und dem endgültigen Ausfall der rumänischen Ölquellen erschreckend zu sinken. Schon im Juni mußten die Verbände rationiert beliefert werden. Im September standen 4000 Tonnen zur Verfügung, für November nur noch 1000 Tonnen, also ein Zwölftel des errechneten Bedarfs. Dazu traten die ungeheuren Reibungen an der Front selbst, die bei stetig notwendiger Verschiebung der Verbände aller Art von einer bedrohten Stelle zur anderen ein Höchstmaß von Kraftabnutzung derart zur Folge hatten, daß man zur Zusammenlegung von Fliegerabteilungen und namentlich Flakformationen schreiten mußte. Die hohen Verlustziffern an fliegendem Personal, von Januar bis September 1918 allein 1099 gegen 3732 des Feindes, Zeichen eines unerhörten Heldenkampfes, aber bei einem ungefähren Kräfteverhältnis 1:5 Pyrrhussiegen gleich, waren nur noch mühsam zu decken. Der Bogen war wie überall, so auch im Bereich der Luftstreitkräfte an der Front und in der Heimat überspannt worden. Dem endgültigen Bruch beugte der Waffenstillstand und das Diktat im Walde von Compiègne vor.

Der Kommandierende General der Luftstreitkräfte sah mit gebrochenem Herzen die endgültige Zertrümmerung des Werkes vor sich gehen, an dessen Aufbau er während zweier an Erfolgen und Mißerfolgen, an Hoffnungen und Enttäuschungen überreichen Jahre mit voller Hingabe im Rahmen seiner eigenen Leistungsfähigkeit mitgearbeitet und mitgewirkt hatte. Er hat nicht mehr die Kraft gefunden, an einen Wiederaufstieg seines Vaterlandes zu glauben. Seelisch zermürbt, vereinsamt, von Todesahnungen belastet, fließen ihm die Monate und Jahre quälend dahin. Sein Sturz aus der Höhe einer fast einzigartigen Machtfülle bis zur Tätigkeit eines um entwertetes Papiergeld arbeitenden kleinen Bankangestellten, der selbst Nahrungssorgen kennenlernen muß, ist ergreifend. Man möchte ihn fast tragisch nennen, wenn nicht das Schicksal einzelner im Rahmen der Katastrophe eines Volkes so belanglos wäre. Nur wenig an bitteren Enttäuschungen ist ihm erspart geblieben. Nach demütigender Heimfahrt findet er in Berlin keinen rechten Wirkungskreis mehr vor, da

die Regierung den Soldatenrat der Fliegertruppe mit der Bildung eines »Reichsluftamtes« beauftragt hat, das in ähnlicher Form das Ziel jener großzügigen Denkschrift des Feldflugchefs vom März 1916 war. An seiner Stelle übernimmt August Euler das Amt, der als Staatssekretär ihn später mit den Worten begrüßt: »Ich habe im Leben stets erreicht, was ich wollte, so auch jetzt.« (18. März 1919.) Der Gefreite Hildebrandt, einst ein bescheidenes Schreiberlein der Inspektion, jetzt mächtiger Soldatenrat der Abteilung A 7 L des Kriegsministeriums, fordert ihn auf, sich über die Auflösung seiner Dienststelle zu äußern. Sie erfolgte am 16. Januar 1919, da das Friedensdiktat die Vernichtung der deutschen Luftmacht vorsah. General v. H. wurde zunächst zu den Offizieren von der Armee versetzt, da man ihm eine weitere Verwendung, möglicherweise als Generalinspekteur der Verkehrstruppen, in Aussicht stellte. Widerstrebte ihm auch im Grunde seines Herzens der Dienst unter den völlig veränderten Verhältnissen, so hielt er sich doch einmal im vaterländischen Interesse hierzu für verpflichtet, im Gegensatz zu vielen anderen Offizieren, die hierin einen Verrat an ihrem Kaiser erblickten, zum anderen glaubte er durch möglichst langes Hinausschieben seiner Pensionierung die wirtschaftliche Lage seiner Familie am ehesten sicherzustellen. Die Zeit bis zu seiner Wiederverwendung als Kommandierender General des XVIII. Armeekorps (Nauheim, da Frankfurt a. M. in der neutralen Zone lag) findet ihn in einer tiefen seelischen Niedergeschlagenheit. Er versucht, durch den Besuch von Vorlesungen an der Universität und von Vorträgen in nationalen Kreisen, durch seinen Eintritt als »Mann« in die Schutzkompagnie Seepark zur Zeit der Spartakusaufstände sich abzulenken und dieser inneren Verzweiflung Herr zu werden. Aber die beginnenden Friedensverhandlungen mit all ihrer Schmach und Schande, die Ungewißheit über seine Zukunft, die Sorgen um seine Familie werfen ihn jeweils um so wuchtiger nieder.

Auch seine Tätigkeit in Nauheim vom April bis zum September 1919 ändert an seinem seelischen Zusammenbruch nichts mehr. Die Monate sind voll von neuen Sorgen und Aufregungen. In Frankfurt brechen Unruhen aus, es entstehen ihm Schwierigkeiten mit seinen eigenen Truppen und Kommandeuren; beim etwaigen Scheitern der Friedensverhandlungen droht ein Einmarsch der Alliierten, der namentlich seinen Befehlsbereich in eine hoffnungslose Lage bringen kann; die Erörterungen über die Auslieferungsfragen beginnen, die gerade ihn wegen angeblich völkerrechtswidriger Führung des Luftkrieges stark berühren; es wird ihm bedeutet, daß er keine Aussicht habe, im 100 000-Mann-Heere weiter verwendet zu werden.

Unter diesen Umständen entschließt er sich nun doch, sein Abschiedsgesuch einzureichen. Am 30. September 1919 wird er unter der Verleihung des Charakters als General der Kavallerie mit der Uniform des Husarenregiments Nr. 13 zur Disposition gestellt.

Sein gesundheitlicher Zustand hat sich in diesem Jahre wesentlich verschlechtert und bessert sich auch in der kommenden Zeit nicht mehr wesentlich. Sein altes Herzleiden kann durch mehrfache Badekuren in Nauheim 1919, 1920, 1921 nicht mehr geheilt werden, wird aber jeweils immer gerade so weit eingedämmt, daß ein Lebensfünkchen immer noch weiterglimmt. Ihm selbst liegt an diesem Leben nichts mehr, er ersehnt den Tag, an dem die Re traite über seinem Grab erklingt, aber das Pflichtgefühl, die Existenz der Seinen sichern zu

müssen, zwingt ihn zum Leben. Denn seine wirtschaftliche Lage verschlechtert sich zusehends. Im Glauben an eine Wiedererholung der Mark hat er, um einen längeren Aufenthalt seines an einem Lungenleiden erkrankten Sohnes in Arosa zu bestreiten, eine Schuld von 10 000 Schweizer Franken aufgenommen, die mit zunehmender Inflation sein nicht unbeträchtliches, aber nach altem Offiziersbrauch in mündelsicheren Staatspapieren angelegtes Vermögen verwüstet. »Für meine Schuld von 10 000 Franken soll ich jetzt 350 000 Mark bezahlen.« (Tagebuch v. H., 18. Oktober 1921.)

Und nun sucht er nach Arbeit, um diese Schuld zu tilgen, da die meist verspätet gezahlte Pension hierzu und zum Unterhalt seiner Familie nicht mehr ausreicht und die kleinen Aufsätze, die er schreibt, ja gleichfalls mit wertlosem Geld vergütet werden.

Freude in der Trübnis und Bedrängnis dieser Jahre bereitet ihm noch einmal die gute Aufnahme, die sein mit hilfsbereiten Mitarbeitern 1920/21 geschriebenes Buch »Deutschlands Krieg in der Luft« findet. In gedrängter, knapper Form gibt es einen Überblick über Werden und Wirken der deutschen Luftstreitkräfte. Frei von jeder Eitelkeit, in klarer Erkenntnis dessen, was er selbst in 24 Monaten an ihrem Aufbau mitgeschaffen hat, räumt er seiner Person hierbei keinen bevorzugten Platz ein. Dankbarkeit erfüllt ihn, als man ihm den Vorsitz des neugegründeten »Ringes der Flieger« und den Ehrenvorsitz des »Flakvereins« anbietet. Mit voller Hingabe, sich seiner Pflicht als ehemaliger Kommandierender General der Luftstreitkräfte bewußt, an der Organisation der Traditionsverbände seiner Waffe mitarbeiten zu müssen, damit ihr Geist in dem zur Ohnmacht verurteilten Vaterland nicht verblaßt, setzt er sich für diese Aufgabe ein, wenn sie auch an tatsächlicher Arbeitsleistung für ihn selbst nicht groß ist. Aber er gibt wenigstens seine Zeit und seinen guten Namen dafür hin, und er wirkt einigend und aufbauend durch seine einstige Bedeutung. Die Angehörigen der ehemaligen Luftstreitkräfte haben ihm das nicht vergessen, es um so höher anerkannt, weil sie von seinem Krankheitszustand und seinen schweren wirtschaftlichen Sorgen wußten, und weil sein ehemaliger Chef Thomsen, von dem man noch Großes im Dienste der deutschen Luftfahrt erwartete, dem von ihm selbst geschaffenen Werke den Rücken kehrte.

Seit dem 2. Januar 1922 arbeitete er in der Darmstädter Bank, um seine Schweizer Schuld abzutragen. Er übernimmt sich dabei, da er den Weg, um zu sparen, zu Fuß zurücklegt. Schon muß er unterwegs öfter stehen bleiben, weil sein Herz versagt, weil er schwindlig wird — aber der Wille siegt noch über den siechen Körper. »Recht müde und elend. Man sagt, ich wäre seit Neujahr nicht mehr wiederzuerkennen, sähe elend aus und meine gerade Haltung sei gebückt geworden. Letzteres läßt sich ja noch abstellen!« (23. Mai 1922.) Es ist jener Tag, an dem er abends zum letztenmal im Aeroklub mit alten Fliegern verweilt. Noch vermag er im Gespräch mit dem Kommandeur des Englandgeschwaders eine Heiterkeit vorzutäuschen, wenn auch der bittere Unterton nicht verdeckt werden kann. Er arbeite als »Stift« auf der Bank, und es sei »ganz nett«. »Einerseits um sich die dummen Gedanken zu vertreiben, andererseits um sich die Subsistenzmittel für die Fortsetzung dieses elenden Lebens zu verschaffen.« Er schloß die Unterhaltung mit den Worten: »Die Hauptsache ist, daß wir anständige Menschen bleiben.« —

Brandenburg, der jetzige Ministerialdirigent der Luftfahrtabteilung hat diese Worte im »Deutschen Offiziersblatt« vom 25. Oktober 1922 festgehalten, im Sinne, wie sie v. H. verstanden wissen wollte. »Anständigkeit, wie es der Soldat versteht, bedeutet den Besitz jener Geschichte zeugenden Kräfte, wie Ehre, Tradition, Treue, Ritterlichkeit, Pflichterfüllung, Abneigung gegen Geschäftemacherei« — wie sie damals wucherte und das Volk und manche seiner Führer verseuchte.

Und das waren des alten Generals edelste und beste Seiten, vorbildlich damals, heute und immer.

Aus diesem Begriff der »Anständigkeit« heraus muß General v. H.s Leben und Wirken beurteilt werden. Er war keiner von den Großen, aber ein gütiger und treuer Mensch. Das spürten die, die unter ihm standen, und übertrug sich auf sein Werk. Das Pflichtgefühl hielt ihn auch dann noch aufrecht, als andere vielleicht längst versagt hätten. »Arbeite jetzt immer von 7 Uhr vormittags bis 6 Uhr abends, also 11 Stunden, und bin mit Wegen 12½ Stunden von Haus fort.« (13. Juni 1922.) »Bin müde und mein Körper ist so gebrechlich geworden, wenn ich nur meine Banktätigkeit nicht aufgeben muß.« (30. Juni 1922.)

Dann brach er bald zusammen, suchte noch einmal im Herbst 1922 Erholung und neue Kraft auf heimatlicher Erde, unweit Tonnin in Mockratz, dem Gut seiner Schwester. Dort schloß ein mitleidiger Tod dem Müden die Augen, die noch einmal die Scholle der Väter, sein »gelobtes Land« sahen, das er »nicht mehr betreten konnte«. Über der Gruft dreier Generationen Hoepfner rauschen im stillen Park von Tonnin Eichen und Eschen ihr uraltes, immer neues Lied von dem ewig Vergänglichen.

**Literatur:** v. Hoepfner, Deutschlands Krieg in der Luft. — Reichsarchiv, Der Weltkrieg 1914—18, Bd. 1, 3, 4. — v. Hausen, Meine Erlebnisse als Führer der 3. Armee, — Brabant, Generaloberst Frhr. v. Hausen, ein deutscher Soldat. — v. Hausen, Erinnerungen an den Marnefeldzug — G. P. Neumann, Die deutschen Luftstreitkräfte im Weltkrieg. — Schwarte, Der große Krieg, Bd. 4, Teil 5: Der Luftkrieg, von H. Arndt. — v. Eisenhardt-Rothe, Ehrenndekmal der deutschen Armee und Marine 1871—1918, 3. Abschn.: Die Fliegerwaffe, von H. Arndt. — Wentscher, Deutsche Luftfahrt, Abschn. 4: Die Deutsche Fliegertruppe im Weltkrieg, von H. Arndt. — Seeßelberg, Der Stellungskrieg 1914—18, Teil 6: Die Fliegerwaffe, von H. Arndt. — Unveröffentlichte Tagebücher des Generals v. Hoepfner, 1914—22.

Potsdam.

Hans Arndt.

**Hofmeister, Franz**, o. Prof. der physiologischen Chemie an der Universität Straßburg i. E., \* am 30. August 1850 in Prag, † am 26. Juli 1922 in Würzburg. — H. stammte aus einer alt angesehenen deutschböhmisohen Familie, die, wie er mir gelegentlich erzählte, vor Jahrhunderten aus dem sächsischen Vogtland nach Böhmen übergesiedelt war. Sein Vater war ein vielbeschäftigter Arzt in Prag, Oberarzt am Spital der Barmherzigen Brüder und in dauernden ehrenamtlichen Beziehungen zur Universität. Wenn er auch seinem Sohn nicht mehr Führer im Medizinstudium sein konnte, da er schon früh starb, so hat doch in dessen Leben die väterliche Tradition fortgewirkt: denn obgleich der spätere Physiologe außer in einem militärischen Dienstjahr niemals die Medizin praktisch betrieb, so blieben ihm doch ärztliche Probleme während des ganzen

Lebens vertraut und das Interesse für Pathologie und Therapie zieht sich durch viele seiner Arbeiten wie ein roter Faden hindurch.

Als seine eigentlichen Lehrer, die während seiner Universitätsstudien maßgebend auf ihn gewirkt haben, verehrte er sein Leben lang den großen Physiologen Ewald Hering (s. DBJ. 1917—1920, S. 258 ff.) und den Physiker Ernst Mach (s. DBJ. 1914—1916, S. 233 ff.). Schon in seinen ersten Studiensemestern an der heimatlichen Universität fertigte er im physiologischen Institut eine histologische Arbeit über eine in jüngster Zeit wieder in den Vordergrund des Interesses gerücktes Objekt, über »die Zwischensubstanz im Hoden der Säugetiere« an. Schon diese mit schönen eigenen Zeichnungen geschmückte Erstlingsarbeit zeigt die geistige Selbständigkeit des jungen Studenten: hebt er doch gegen die Autorität V. v. Ebners den epithelialen Charakter der Zwischensubstanz gegenüber der bindegewebigen Gerüstsubstanz auf Grund seiner Befunde hervor. Eine definitive endgültige Richtung erhielten aber seine Studien, als er auf Veranlassung E. Herings als Student nach Leipzig ging und sich dort an H. Huppert anschloß, der damals Extraordinarius und Leiter des chemischen Laboratoriums an Wunderlichs innerer Klinik war. Hupperts Assistent wurde er dann, als dieser 1872 als Professor der medizinischen und physiologischen Chemie nach Prag berufen wurde, und er blieb in dieser Stellung auch, nachdem er sich 1879 habilitiert hatte. Er verdankt Huppert, der ja durch sein gründliches Lehrbuch der »Analyse des Harns« für eine ganze Generation von Ärzten ein Lehrer der analytischen Technik gewesen ist, eine vortreffliche Ausbildung nach analytisch-methodischer Richtung, und die ersten dort verfertigten Arbeiten über Peptone, Aminosäuren, Lactosurie sind Zeugnisse jener besonderen Kunst einer exakt analytischen Arbeit, die ihm später auch bei Aufgaben in ganz anderer Richtung immer wieder zustatten kam. Auch seine Schüler wissen ihm dafür Dank, daß er nicht müde wurde, sie immer wieder auf die Erweiterung ihrer methodologischen Kenntnisse hinzuweisen, er selbst hat auch Jahre hindurch zusammenfassende Referate über die Fortschritte analytischer Methodik für die Fresenius'sche Zeitschrift verfaßt.

Aber für H. war doch die analytische Methode niemals Selbstzweck, sondern immer nur ein Mittel zur Lösung biologischer Probleme und so mußte, auch abgesehen von recht erheblichen persönlichen Verschiedenheiten zwischen Chef und Assistent H. es als großes Glück ansehen, als um das Jahr 1880 herum der Plan erwogen wurde, auch an der Prager deutschen Fakultät ein Institut für experimentelle Pharmakologie einzurichten und als dessen Leiter den jungen Dozenten für physiologische Chemie in Aussicht zu nehmen, der es verstanden hatte, in dem Institut für physiologische Chemie eine Reihe junger, strebsamer Kräfte heimisch werden zu lassen, an denen damals die deutsche medizinische Fakultät in Prag auffallend reich war. H. ließ sich für ein halbes Jahr beurlauben und ging zu dem führenden großen Meister der Pharmakologie, dem »Praeceptor mundi in rebus pharmacologicis« Oswald Schmiedeberg (s. DBJ. 1921, S. 224 ff.) nach Straßburg. Der Meister selbst stand damals auf der vollen Höhe seiner Kraft und hatte um sich eine Reihe von Schülern aus aller Herren Ländern versammelt, die fast alle später zu großem Ansehen in der Wissenschaft gelangt sind. Besonders gern sprach H. von dem früh verstorbenen W. v. Schröder und dem ihm besonders lieben H. H. Meyer, mit denen er damals einen Freundschaftsbund für das Leben schloß. So brachte er aus dem kurzen Straß-

burger Semester viel Anregung und Förderung mit nach Prag, abgesehen davon, daß er dort eine kleine gründliche Arbeit über die physiologische Wirkung der Platinbasen anfertigte, die Zeugnis gibt, wie schnell er sich in die eigentlich pharmakologische Methodik eingearbeitet hatte.

Nach Prag zurückgekehrt, wurde er schon 1883 Professor Extraordinarius und zwei Jahre später Ordinarius der experimentellen Pharmakologie und übernahm nach zwei weiteren Jahren auch noch die Lehrkanzel für Pharmakognosie, wozu ihn eine seit seiner Kindheit gepflegte Liebe der *Scientia amabilis* befähigte. Und nun begann eine Periode intensivsten Schaffens; je kleiner und beschränkter die äußeren Mittel waren, um so größer war die Arbeitslust und Arbeitsfreudigkeit des Chefs und der zahlreichen um ihn sich sammelnden Schüler. Es genügt Namen zu nennen, wie J. Pohl, Fr. Kraus, v. Limbeck, P. Dittrich, Czapek, A. Czerny, W. Pauli, O. v. Fürth, Langer, E. Münzer, Winternitz, um zu zeigen, wie viel akademischer Nachwuchs die Erstlinge wissenschaftlicher Arbeit unter H. in Prag pflückte. Es waren Jahre angestrengter, hingebender Arbeit, verschönt aber durch reiche wissenschaftliche Erfolge, in denen H. ein scheinbar unermeßliches Quantum von Arbeit zu leisten imstande war, was ihm zum guten Teil ermöglicht wurde dadurch, daß sich auch seine häuslichen Verhältnisse, dank einer glücklichen Ehe mit Jenny Gröger, in der für ihn passendsten Weise gestaltet hatten.

Eine Beteiligung am öffentlichen Leben lag einem so sehr der Wissenschaft hingegebenen Forscher, wie es H. war, natürlich nicht. Aber das politische Leben in Prag war damals so stürmisch, daß es doch nicht ohne Einfluß auf H.s Seelenleben bleiben konnte. Er war gewiß fern von allem nationalem Fanatismus, aber die rechtliche Natur in ihm bäumte sich damals (ähnlich wie einige 30 Jahre später in Straßburg) auf gegen eine Vergewaltigung durch den Pöbel der Straße, und darum sehnte er sich oft aus den klein und eng gewordenen Verhältnissen seiner Vaterstadt heraus; aber trotz der großen Anerkennung, die die Arbeiten seines Laboratoriums in der wissenschaftlichen Welt finden mußten und auch fanden, schien er mit den Berufungen kein Glück zu haben. Er stand in Marburg nach R. Böhm's Fortgang auf der Liste, wurde aber übergangen und auch in Straßburg drohte ihm ein ähnliches Schicksal, indem dort nach dem Tode von Felix Hoppe-Seyler ernsthaft der Plan erwogen wurde, die einzige deutsche Professur für physiologische Chemie eingehen zu lassen. Nur dem energischen Eintreten seines alten Lehrers Schmiedeberg und des Physiologen Fr. Goltz war es zu danken, daß ein solcher Plan unterdrückt und die physiologisch-chemische Lehrkanzel zum Ruhm der Universität erhalten wurde. Im Sommer 1896 erhielt H. den Ruf, den er auch gern annahm.

Zunächst hatte er eine nur eingeschränkte Tätigkeit, da sein Lehrauftrag nur für physiologische Chemie lautete, die damals weder Examensfach noch sonst im Unterricht obligatorisch war. Er kam aber nach wenigen Jahren in eine bessere Lage, als er einen sehr verlockenden, auch äußerlich glänzenden Ruf ablehnte, und damit erreichte, daß die Physiologie in Straßburg in vorbildlicher Weise geteilt wurde, in ein Ordinariat für animale und ein solches für vegetative Physiologie. Er hat damit ein Muster geschaffen, für dessen Berechtigung gerade in jüngster Zeit die deutschen Physiologen, vertreten in der deutschen physiologischen Gesellschaft, wohl einstimmig eingetreten sind. Trotzdem ihm in Straßburg weder ein besonders schönes Institut noch besonders reiche Geld-



mittel zur Verfügung standen, fühlte er sich in einem Wirkungskreis, den er ganz nach seinen Wünschen eingerichtet hatte und an dieser Universität, die sich immer rühmen konnte, eine recht eigentliche »Arbeitsuniversität« zu sein, so wohl, daß er alle Berufungen, z. B. nach Heidelberg als Kühnes Nachfolger, oder Anfragen, z. B. nach Berlin oder Wien, ablehnte. Trotz der bescheidensten äußeren Verhältnisse wurde das Straßburger physiologisch-chemische Institut ein Sammelplatz aufstrebender junger Kräfte aus allen Ländern. Konnten doch einmal bei einer jener einfachen Semesterschlußfeiern, zu denen er gelegentlich seine Institutsmitglieder einlud, die Vertreter von fünf Weltteilen dem verehrten Meister ihren Dank aussprechen. Dutzende von akademischen Lehrern, Theoretikern und Praktikern haben in Straßburg ihre biochemische Ausbildung unter H. erhalten. Aber es darf vielleicht noch besonders hervorgehoben werden, daß H. nicht nur der Lehrer der Vorgeschnittenen war, sondern sich auch der Anfänger und der Studierenden immer mit ganz besonderer Hingebung annahm, was ihm durch die bewundernde Verehrung seiner Hörer (auch der sogenannten »altelsässischen« Studenten, die herzlich an ihm hingen!) vergolten wurde.

Diesem segensreichen internationalen Wirken machte der 1. August 1914 jäh ein Ende. Er hat an den Kriegsjahren, die ihm viel Erschütterndes brachten, schwer getragen, sich aber seelische Erleichterung geschafft, indem er trotz seiner Jahre mannigfache Aufgaben für die Allgemeinheit übernahm, und mit eiserner Konsequenz unter den viel schwieriger gewordenen Bedingungen wissenschaftliche Arbeit intensiv fortzusetzen suchte. Vielleicht waren die Monate nach dem Waffenstillstand, die er ganz allein, auch aus dem Laboratorium verwiesen, unter seinen geliebten Büchern zubringen mußte, lesend, zeichnend und Beobachtungen über seine Umgebung aufschreibend, die schwersten seines Lebens. Voller Jugendeifer stürzte er sich im Herbst 1919, nach Würzburg übersiedelt, in dem Laboratorium des pathologischen Instituts, das ihm der frühere Straßburger Dozent M. B. Schmidt gern öffnete, in die wissenschaftliche Forschung, allein und ohne äußere Hilfe. Er war durchaus noch nicht am Ende seiner Kraft, sondern reich an Ideen, voll schöpferischer Pläne und hätte noch jeder Fakultät zur größten Zierde gereicht. Daß er das selbst fühlte, merkte ich, als ich ihm einmal davon sprach, wie gern man ihm einen seiner würdigen Wirkungskreis in der Schweiz gestalten wollte. Da es sich aber um ein nur langsam sich verwirklichendes Projekt einer Neugründung handelte, kam es nicht mehr dazu. Ein schnell sich entwickelndes Mediastinal-Sarkom raubte ihm zunächst die Stimme und führte bald darauf zum Ende, dem er in den schweren Leiden der letzten Monate mit der stoischen Ruhe des Philosophen entgegen sah.

Die wissenschaftliche Leistung H.s galt der gesamten Biochemie. In den beinahe 400 Arbeiten, die unter ihm gefertigt und in den »Ergebnissen der Physiologie« (Band 22) zusammengestellt sind, ist kaum ein Kapitel der physiologischen Chemie unbehandelt, überall hat er, dank einem aus schöpferischer Phantasie entspringenden ungewöhnlichen Reichtum an Ideen, fördernd eingegriffen. Besonders intensiv hat er den intermediären Stoffwechsel, die Chemie des Eiweißes und die Lehre von den Fermentwirkungen bearbeiten lassen, vielfach Grundlegendes leistend, weil er dabei immer in der für ihn charakteristischen Art beide Seiten der Probleme, die chemische wie die biologische, in gleicher Weise berücksichtigte. Ihm war eigentlich nichts Biologisches fremd:

wie er sich in den Kriegsjahren mit der Bereitung eines guten und billigen Brotes beschäftigte, so interessierte er sich andererseits für die feinsten Probleme der physikalischen Chemie und mit der Entdeckung der nach ihm genannten »Reihe« bei der Wirkung der Salze hat er ja ein fundamentales Resultat gewonnen, das seinen Namen mit einer großen, allgemeingültigen Gesetzmäßigkeit dauernd verknüpft.

Leider hat H. außer in seinen Vorlesungen, die nicht veröffentlicht wurden, nur selten Gelegenheit gefunden, die Summe seiner Erfahrungen zusammenzustellen, aber die wenigen von ihm veröffentlichten Vorträge über den Bau der Eiweißmoleküle, über die chemische Organisation der Zelle, über die chemischen Steuerungsvorgänge im Tierkörper, über den Kohlehydratstoffwechsel in der Leber, über Ablagerung und Resorption von Kalksalzen oder seine zusammenfassenden Aufsätze in den Ergebnissen der Physiologie, z. B. über qualitativ unzureichende Ernährung, zeigen ihn als einen Meister der Darstellung, der sich als solcher auch in gelegentlichen Nekrologen auf Ph. Knoll und W. Kühne erwies.

In seiner Persönlichkeit stellte H. eine einzigartige Synthese von stets liebenswürdigem, geistvollem und anregendem Plauderer und streng diszipliniertem Forscher dar. Er war seinen Schülern ein wirklich nach jeder Richtung hin allgemein verehrtes Vorbild: äußerlich in seiner absoluten Bedürfnislosigkeit und in der anspruchslosen Bescheidenheit seiner Lebensführung, innerlich ein immer hilfsbereiter, nie versagender, wissenschaftlicher Führer. In ihm vereinigten sich harmonisch künstlerische Phantasie und objektive Gestaltungskraft. Und da er aus großer Menschenkenntnis heraus es verstand, mit jedem einzelnen seiner Schüler ein persönliches Verhältnis anzubahnen, das auch nach deren Weggang von Straßburg fort dauerte, wurde er das Haupt einer großen, ihm in Liebe treu ergebenen Schule, deren Bedeutung für die biochemische Wissenschaft auch heute noch fort dauert und sicherlich auch noch lange in seinem Sinne Früchte tragen wird.

**Literatur:** Die Arbeiten H.s aus seiner ersten Prager Zeit erschienen in der Zeitschrift für physiologische Chemie, die von 1882 ab im Arch. f. exp. Path. und Pharm. — In Straßburg erschienen die Arbeiten H.s und seiner Schüler zuerst in der Zeitschrift für physiologische Chemie, von 1902—1908 in den von H. selbst herausgegebenen Beiträgen zur chemischen Physiologie und Pathologie, Verlag F. Vieweg, von 1908 ab in der biochemischen Zeitschrift.

Basel.

Karl Spiro.

**Hué, Otto**, Gewerkschaftsführer, \* am 2. November 1868 zu Hoerde i. Westf., † am 18. April 1922 zu Essen, während der durch plötzliche Krankheit unterbrochenen Reise zur Konferenz von Genua, zu der ihn die Reichsregierung als Delegierten mitentsandte. — H. war im wahrsten Sinne des Wortes Gewerkschaftsführer, wenngleich er in den fast drei Jahrzehnten seiner gewerkschaftlichen Tätigkeit nie ein anderes Amt bekleidet hat als dasjenige des Hauptredakteurs der Bergarbeiterzeitung. H. ließ sich nicht führen und gängeln durch die Masse. Er war eine geistige, hoch überlegene Persönlichkeit, die sich durchsetzte, und die auch eine selbsterworbene Autorität weit über seine Berufsorganisation hinaus genoß, wie vielleicht nur noch der 1920 verstorbene Karl Legien (s. DBJ. 1917—1920, S. 570 ff), der an der Spitze der freien Gewerk-

schaften stand. H.s gewerkschaftliches Wirken begann in der ersten Hälfte der 90er Jahre, nachdem die ungeheure Streikwelle des Jahres 1889 mit der Gründung einer selbständigen Bergarbeiterorganisation abschloß. Der Bergarbeiterverband, der sehr rasch anwuchs, ging unter den Folgen einer erfahrungslosen gewerkschaftlichen Führung und unter den Wirkungen der auf der ganzen Linie einsetzenden Verfolgungen durch Unternehmer, Polizei und Justiz rapide zurück. In Erinnerung ist noch der Essener Meineidsprozeß, der fünf Bergarbeiterführer auf lange Jahre unschuldig ins Zuchthaus brachte. Sie wurden sechzehn Jahre später im Wiederaufnahmeverfahren glänzend rehabilitiert, aber die Organisation war durch die Verurteilung führerlos und drohte sich aufzulösen. In diesem kritischen Moment sprang H. in die Bresche, der eine für die damaligen Zeitläufe gute autodidaktische Vorbildung hatte. Und nunmehr setzte auch eine innere Konsolidierung einer der wichtigsten deutschen Gewerkschaftsorganisationen ein. Vor allen Dingen war es eine ungeheuer volkswirtschaftliche und kulturelle Erziehungsarbeit, die H. an den deutschen Bergarbeitern leistete; und darin liegt seine besondere Größe. Heute erkennt jeder kluge Unternehmer, wie wichtig es ist, daß die Arbeitermassen die Grenze des Erreichbaren kennen, daß sie sich in der Verfolgung ihrer berechtigten Ziele nicht von dunklen Instinkten leiten lassen, daß eine gesunde Sozialpolitik auch eine wertvolle wirtschaftliche Antriebskraft ist, und daß der wirtschaftlich und intellektuell geschulte Arbeiter mit Kulturbedürfnis der bessere ist. Das war vor dreißig Jahren nicht so. Diese Erkenntnis brach sich erst allmählich unter bitteren Kämpfen und großen wirtschaftlichen Verlusten Bahn. Noch bis an die Schwelle des Weltkrieges wurden von besonderen Werbern alljährlich Zehntausende, und zwar größtenteils berufsfremde Arbeiter, aus den rückständigsten Kulturwinkeln Europas zusammengeholt für die bergmännische Arbeit in Rheinland-Westfalen. Abgesehen von allen anderen Schädigungen für die alteingesessenen Bergarbeiter, die noch unter dem alten staatlichen Direktionsprinzip vor Einführung der Bergfreiheit freiere und ruhigere Tage gesehen hatten, wie sie dann in der frühkapitalistischen Zeit über die Bergarbeiter aller Bergreviere hereinbrach, mußte diese Überflutung willensloser, unwissender Lohnarbeiter zu einer Riesengefahr für das größte Industriegebiet der Welt werden, einer Gefahr auch für die Betriebssicherheit und die Einhaltung der bergpolizeilichen Bestimmungen. Man bedenke, daß fast alle europäischen Sprachen im Ruhrrevier gesprochen wurden, und ein großer Teil der Zugewanderten nicht einmal imstande war, die Schutzvorschriften der Bergpolizeiverordnung und der Unfallverhütung zu lesen. Hier begann H.s planmäßige und zäh verfolgte Erziehungs- und Aufklärungsarbeit. Man darf ruhig sagen, daß, wenn wir anläßlich des Zusammenbruchs im Jahre 1918 in Rheinland-Westfalen nicht in eine vernichtende Anarchie hineingesteuert sind, das Hauptverdienst an der Erhaltung geordneter Zustände und einer gesicherten Produktion Otto H. zufällt. Die Massen, die im Ruhrrevier zusammengeballt waren, hatten ja vier Kriegsjahre lang unter den größten Entbehrungen gelitten. Brot und Kartoffeln waren im Ruhrrevier wirklich eine Rarität und so unzureichend vorhanden, daß Zehntausende von Bergleuten mit rohen Kohlrüben zur Grubenarbeit gegangen sind. Und nun kam die Auflösung an der Front. Die Menschen, die hemmungslos zurückfluteten, waren seelisch, körperlich, moralisch zum großen Teil zerschlagen. Die westlichen Industrieprovinzen

waren in ungeheurer Gefahr, in den bolschewistischen Abgrund hineingerissen zu werden. Und ohne die unter dem Einfluß H.s stehenden gewerkschaftlichen und politischen Vertrauensleute, die in allen kritischen Stunden bis zur Selbstaufopferung gegen die Unvernunft betörter Leute angekämpft haben, wären wir auch am Abgrund nicht vorbeigekommen. Daß H. als moralische Autorität gewürdigt wurde, zeigt eine interessante Episode während der Konferenz von Spa, als es sich für die deutsche Delegation darum handelte, die im Friedensvertrag festgesetzten Reparationskohlenmengen auf ein erträgliches Maß herunterzudrücken. Neben H. war auch Stinnes Mitglied der deutschen Delegation. Stinnes machte einen, bei sehr vielen Leuten in Deutschland beifällig aufgenommenen Vorschlag, der jedoch beinahe den Abbruch der Verhandlungen unter noch größeren Opfern, als wir sie dann tragen mußten, herbeigeführt hätte. H. setzte den Machthabern der Entente auseinander, daß die Frage der Reparationskohlenmengen auch eine Frage der Gesundheit und der Freiheit der deutschen Bergarbeiter sei, und daß in dieser Frage die englischen und französischen Bergarbeiterorganisationen ohne Zweifel hinter ihren deutschen Kameraden stehen würden. Der Mann, der das sagte, durfte sich auf die Solidarität seiner ausländischen Kameraden verlassen, denn er war bis zum Kriegsausbruch Sekretär der Bergarbeiter-Internationale. Er war insbesondere in der ersten Nachkriegszeit die Persönlichkeit, die man am besten als Verbindungsmann nach der ehemals feindlichen Welt hin benutzen konnte, und der auch namentlich in England, Belgien und Amerika sehr viel zu einer vernünftigeren Würdigung der deutschen Lebensnotwendigkeiten beitrug.

Parlamentarisch war H. seit 1903 im Reichstag und seit 1913 im Preußischen Abgeordnetenhaus tätig. Seine Spezialgebiete waren Bergbauwirtschaft und bergbauliche Sozialpolitik.

Als Tagesschriftsteller war H. sehr fruchtbar. Die von ihm geleitete Bergarbeiterzeitung brachte jahrzehntelang hochbedeutsame Abhandlungen über montanwirtschaftliche Fragen, die außerordentliche Beachtung fanden. Von der politischen Tagespresse wurde H. sehr häufig aufgefordert, über Spezialgebiete zu schreiben. Zur eigentlichen literarischen Tätigkeit fehlte ihm die Zeit. Von besonderer Wichtigkeit ist aber die Ende der 90er Jahre erschienene Broschüre »Politische oder neutrale Gewerkschaften?«. Damals wurde die Gewerkschaftsfrage sehr umkämpft und zwischen den freien und christlichen Gewerkschaften herrschte Todfeindschaft, während sehr viele Industrielle sich als lachende Erben fühlten. Die Frage der religiösen und konfessionellen Toleranz der Gewerkschaften hat H. mit seiner Broschüre, in der er für die absolute politische und religiöse Neutralität in den Gewerkschaften eintrat, entscheidend beeinflußt. Von außerordentlicher Bedeutung ist sein zweibändiges Werk »Die Bergarbeiter« (Stuttgart 1910). Darin steckt eine mehr als fünfjährige Schürfarbeit von außerordentlich hohem historischem Wert. Zu diesem Werk war H. vom Vorstand des Bergarbeiterverbandes beauftragt. Die Zielstellung war ganz natürlich: es sollte den Bergarbeitern und den öffentlichen Gewalten zum Bewußtsein gebracht werden, daß in allen früheren Geschichtsperioden der Bergarbeiter eine ungleich größere Freiheit und eine gesichertere Lebensstellung hatte, als dies in der Vorkriegszeit in der kapitalistischen Periode der Fall war. Das Werk atmet den Geist des historischen Materialismus und darf als eine der besten Quellennachweise angesehen werden. Ein weiteres, wenn auch nur

kleines Werkchen, war von ungeheurer Wirkung. Es betitelt sich »Volk in Not« (Bochum 1919). Der von bolschewistischen Tendenzen und Schlagworten berauschte Teil der Bergleute wollte wiederholt, und zwar im März 1919, wie im Dezember 1920 die Sechsstundenschicht unter Tage mit Gewalt erzwingen. Wie die Dinge damals lagen, wäre zweifellos gegen die verabredete Ausfahrt der Belegschaften nach Ablauf der sechsten Stunde nicht anzukämpfen gewesen. Unter dem Eindruck der ungeheuren innen- und außenpolitischen Wirtschaftsgefahr, die die Sechsstundenschicht unmittelbar nach sich gezogen hätte, entschloß sich H. zu seinem kleinen Büchlein, das von einer so mutigen Verantwortlichkeit zeugt, wie sie selten ein Führer im kritischen Moment bewiesen haben dürfte. Obwohl tatsächlich der erdrückende Teil der Ruhrbelegschaft die Sechsstundenschicht direkt herbeiführen wollte, gelang es H. auf einem außerordentlichen Verbandstag der Bergleute in Bochum in den letzten Januartagen 1920 unter der Wirkung des Eindrucks seines massenhaft verbreiteten Büchleins, in sechsstündigem Redeturnier eine Vierfünftelmehrheit der Delegierten zu überzeugen, daß die Sechsstundenschicht unter den gegebenen Verhältnissen den Todesstoß für die deutsche Wirtschaft bedeuten würde. Wir hatten das Saarrevier verloren, Oberschlesien war in Riesengefahr, abgetrennt zu werden, und wir hatten nach dem Abkommen von Spaa 23 Millionen Tonnen Kohle zu Reparationszwecken zu liefern. Der Ausfall betrug gegen das Jahr 1913 über 70 Millionen Tonnen und die Einführung der Sechsstundenschicht hätte die Förderung weiter um etwa 25 Prozent beeinträchtigt. Daß wir an dieser gefährlichen Klippe vorbeikamen, hat die deutsche Wirtschaft einzig H. zu verdanken.

Die gleichen wirtschaftlichen Nöte gaben ja auch Veranlassung zur Gründung einer Arbeitsgemeinschaft der industriellen Arbeitgeber und Arbeitnehmer, zu dem Zweck, möglichst viele Reibungen auszuschalten und die Demobilisation und die Umstellung der deutschen Wirtschaft aus der Kriegsindustrie in die Bedarfsindustrie zu ermöglichen. Auch diese zeitlich sehr notwendige und nützliche Einrichtung wurde im Arbeiterlager außerordentlich bekämpft. Auf der Arbeiterseite waren H. und Legien die wesentlichsten Träger des Gedankens der Arbeitsgemeinschaft, die zweifellos in hohem Maße ihren Zweck erfüllt hat und Deutschland in schwerster Zeit vor vielen inneren Konflikten bewahrte.

Von Bedeutung waren noch drei Broschüren H.s: »Mehr Bergarbeiterschutz« und »Streiflichter durch das Knappschaftswesen«, beide 1903 erschienen, ferner »Saarabien vor Gericht«, ein zeitgeschichtlich hochinteressanter Prozeßbericht, der die politischen und sozialen Verhältnisse im Saarrevier unter der Vorherrschaft des Freiherrn v. Stumm beleuchtete.

Tatsächlich wurde auch erst durch diesen Prozeß und die Veröffentlichung seiner Ergebnisse der Koalitionsfreiheit eine Gasse im Saarrevier gebaut.

Literatur: N. Osterroth, Otto H., sein Leben und Wirken, Verlag Bergarbeiterverband, Bochum 1922. — Otto H., Politische oder neutrale Gewerkschaften?, Verlag Bergarbeiterverband, Bochum. — Otto H., Die Bergarbeiter, Verlag J. H. W. Dietz, Stuttgart und Berlin 1910. — Otto H., Volk in Not, Verlag Bergarbeiterverband 1920. — Otto H., Mehr Bergarbeiterschutz, Verlag Bergarbeiterverband. — Otto H., Streiflichter durch das Knappschaftswesen, 1903. — Otto H., Saarabien vor Gericht, Verlag Bergarbeiterverband.

Werder a. H.

Nikolaus Osterroth.

**Kapp, Gisbert John Edward**, Professor, Dr.-Ing. E. h., \* am 2. September 1852 in Mauer bei Wien, † am 10. August 1922 in Birmingham (England). — Gisbert K. war ein hervorragender Ingenieur der Elektrotechnik und im besonderen einer der Begründer des theoretischen und praktischen Elektromaschinenbaues. Er wurde am 2. September 1852 in Mauer, einem westlichen Vorort Wiens, geboren. Sein Vater war deutscher Abstammung. Im Alter von 17 Jahren bezog der junge K. das Eidgenössische Polytechnikum in Zürich, das damals über ausgezeichnete deutsche Lehrkräfte verfügte. Er hörte hier vornehmlich die Vorlesungen von Gustav Zeuner über Mechanik und theoretische Maschinenlehre sowie die von Friedrich Kohlrausch († 1923) über Physik. Nach Erlangung des Ingenieurdiploms des Maschinenbaufaches war K. ein Jahr lang (1872/73) in der Maschinenfabrik Augsburg tätig, um dann zur k. k. österreichischen Marine überzutreten, wo er zwei Jahre lang als Assistent und Berichterstatte Versuchsfahrten mitmachte. In der Zwischenzeit gehörte er dem Ingenieurstab der Internationalen Weltausstellung zu Wien (1873) an.

Nunmehr zog es ihn nach England hinüber, das damals mit seiner hochentwickelten Technik auf alle jungen Maschinenbauer eine starke Anziehungskraft ausübte. Dort nahm er im Jahre 1875 in der Anstalt von Gwynnes & Co. in Hammersmith die Arbeit als Konstrukteur für große Zentrifugalpumpen zur Entwässerung der Polder Hollands auf. Auf diesem Arbeitsgebiet blieb K. bis zum Jahre 1879 tätig, und er bezeichnete sich noch später gern als Hydrauliker.

Nachdem K. in der Folgezeit mehrere längere Reisen in Rußland, der Schweiz, Italien und Nordafrika unternommen hatte, kehrte er im Jahre 1882 wieder nach England zurück, und damit vollzog sich der Wendepunkt in seinem Berufsleben. Er bekam Fühlung mit dem angesehenen Elektrotechniker Oberst R. E. Crompton, der die Begabung des jungen K. erkannte und ihn alsbald zum Leiter seiner Werkstätten und Laboratorien zu Chelmsford bestellte. Hier hatte K. das Arbeitsgebiet gefunden, auf dem ihm Großes zu leisten beschieden war. Das technische Werkzeug stak damals noch in den Kinderschuhen, man behalf sich mit den ursprünglichsten Hilfsmitteln, und von einer rechnungsmäßigen Erfassung der Beobachtungen und Erscheinungen war keine Rede. Hier trat nun rasch die ausgesprochene Fähigkeit K.s zu klaren physikalischen Vorstellungen zutage, die wohl seinerzeit Friedrich Kohlrausch in Zürich zu wecken und zu fördern verstanden hatte.

Die Verbindung K.s mit Crompton dauerte bis zum Jahre 1885 und war für die Entwicklung der dynamoelektrischen Maschine äußerst fruchtbar. Waren die bis dahin gebauten und noch auf der für die Geschichte der Elektrotechnik so bedeutungsvollen Elektrotechnischen Ausstellung 1881 zu Paris gezeigten Dynamos mechanisch und elektrisch mangelhaft, so klärten sich die Anschauungen durch die Forschungsarbeiten K.s alsbald auf. Man machte sich unter seiner Führung mit den von den Gebrüdern Hopkinson vorgearbeiteten Begriffen des magnetischen Kreises und Widerstandes vertraut und lernte diese sowie die Charakteristik, magnetische Sättigung und Streuung und die Ankerrückwirkung als praktisches Werkzeug bei einer wirklichen Vorausberechnung der Maschinen benutzen. K.s Schriften, die das Ergebnis seiner Untersuchungen und Forschungen rasch und klar zusammenfaßten, gingen in jenen Jahren von Hand zu Hand, gehörten zum klassischen und eisernen

Bestand der Literatur des Elektrotechniklers. Mit seinem Vortrag »Moderne Dynamos« vor dem Verein der Civil Engineers errang er sich die Telfordprämie und Medaille.

Während seiner Arbeit bei Crompton entwickelte sich auch eine erfinderische Tätigkeit K.s. Teils mit Crompton zusammen, teils allein erdachte und entwarf er eine Compoundwicklung der Maschinen, neue Meßgeräte für Strom und Spannung und eine ganze Reihe von Verbesserungen an Dynamos. Hierunter sind besonders zu erwähnen: eine selbstregelnde Bogenlichtmaschine, eine Wechselstromverteilung für gleichbleibende Spannung und Neuerungen an Transformatoren.

Im Frühjahr 1885 löste K. seine Verbindung mit Crompton, um seine Neuerungen an Dynamomaschinen durch verschiedene elektrotechnische Bauanstalten ausführen zu lassen und eine eigene Praxis als beratender Ingenieur in Westminster zu eröffnen. Sein Name war nun weithin bekannt geworden, und seine Stellung in den elektrotechnischen Kreisen des In- und Auslandes stand in hohem Ansehen. Er wurde der verantwortliche Berater zahlreicher, man kann wohl sagen aller, bedeutenden elektrotechnischen Unternehmungen. Nebenher machte er seine wissenschaftlichen und praktischen Errungenschaften durch Veröffentlichungen in den ersten Fachzeitschriften rasch zu Allgemeingut. K. galt darin allzeit als ein Vorbild seines Standes. Im Jahre 1886 gab er sein erstes Buch »Die elektrische Kraftübertragung« heraus, das, obwohl jetzt nur noch von geschichtlicher Bedeutung, auch heutigentags noch eine große Anziehungskraft besitzt. Der Verfasser schob darin alles bis dahin Ungewisse und Geheimnisvolle der elektrischen Einrichtungen beiseite, um an dessen Stelle in einfacher Form die wissenschaftliche Klärung der Erscheinungen zu setzen und der weiteren Entwicklung der Elektrotechnik eine zuverlässige Grundlage zu geben.

Von seinen eigenen Neuerungen aus diesen Jahren wären besonders die vielpolige Gleichstrommaschine, die auch in Deutschland vielfach angewandte Saugdynamo für die Rückleitung elektrischer Bahnanlagen und der Phasenschieber »Vibrator« zur Verbesserung des Leistungsfaktors von Wechselstromanlagen zu nennen.

Neben seiner Tätigkeit als beratender Ingenieur übte er in den Jahren 1886 bis 1889 das Amt des verantwortlichen Schriftleiters der englischen Zeitschrift »Industries« aus. In dieser Zeitschrift erschien im Jahre 1887 die Arbeit K.s über die Wirkungsweise des Wechselstromtransformators, für die er unter Vernachlässigung des Unwesentlichen sein klassisch gewordenes Vektorendiagramm und eine einfache mathematische Beziehung aufstellte.

Als im Jahre 1894 der Deutsche Elektrotechnikerverband auf seiner zweiten Jahresversammlung in Leipzig beschloß, den Namen Verband Deutscher Elektrotechniker anzunehmen und zu seiner Geschäftsführung einen Generalsekretär zu bestellen, fiel die Wahl auf Gisbert K., dessen Leistungen auf dem Gebiete der Elektrotechnik besonders in Deutschland die verdiente Würdigung erfahren hatten. Gleichzeitig übernahm K. damit die Schriftleitung des Organs dieses Verbandes, als welches das Organ des Elektrotechnischen Vereins, die »Elektrotechnische Zeitschrift« gewählt wurde. Hier konnte nun K. seine reichen Erfahrungen in vollem Maße zur Geltung bringen. Er entfaltete im Verlauf der elf Jahre, die er dieser Stellung widmete, eine fruchtbringende Tätigkeit.

Unter seiner Mitwirkung entstanden die in ihrer fortgeführten Entwicklung zu großer Bedeutung und zu staatlicher Anerkennung gelangenden »Sicherheitsvorschriften des VDE«, und die »Elektrotechnische Zeitschrift« wurde zur führenden Zeitschrift des Faches im In- und Auslande. Die bedeutenden elektrischen Unternehmungen Europas suchten den Rat und die Hilfe dieser Autorität. In hervorragender Weise wirkte sich indes die ganze Persönlichkeit K.s auf dem Lehrstuhle aus, den er als Privatdozent für Elektromaschinenbau an der Technischen Hochschule zu Berlin während seines Berliner Aufenthalts innehatte. Wer Gisbert K. jemals bei seinen Arbeiten beobachtete, Zeuge seiner Ruhe in der Auffassung eines Problems und in der Durchführung der Rechnung war, der konnte verstehen, welch ein Vorbild für die heranwachsende technische Generation in diesem Manne gegeben war. Die treulich zu ihm haltenden Schüler sind später in der Elektrotechnik alle selbständige Arbeiter geworden und fühlen heute noch in der Erinnerung an die von ihrem Lehrer geleiteten Übungen den Geist dieser echten und aufrichtigen Ingenieurarbeit in sich fortleben. Die Technischen Hochschulen Dresden und Karlsruhe ehrten Gisbert K. durch die Verleihung des Titels eines Ehrendoktors der Ingenieurwissenschaften.

Seinem ersten Buche über elektrische Kraftübertragung ließ K. im Laufe der Zeit die weiteren folgen: Dynamomaschinen für Gleich- und Wechselstrom, Transformatoren für Wechselstrom und Drehstrom und Elektromechanische Konstruktionen, eine Sammlung von Konstruktionsbeispielen und Berechnungen. Alle diese Werke wurden in die Kultursprachen übersetzt. Unzählig sind seine Einzelaufsätze in Fachzeitschriften, die wichtigen, strittigen Problemen gewidmet waren und diese restlos klärten. Unter diesen sei hier nur seine Arbeit über die experimentelle Bestimmung des Spannungsabfalles von Transformatoren genannt, die im Jahre 1895 in der »Elektrotechnischen Zeitschrift« veröffentlicht wurde.

Als im Dezember des Jahres 1904 die Universität Birmingham eine Professur für die elektrotechnischen Wissenschaften errichtete, folgte K. dem ihm von dort zugehenden Rufe und kehrte damit für immer nach England zurück.

Für das deutsche Unterrichtswesen bedeutete dieser Fortgang einen empfindlichen Verlust. Sein zweiter Aufenthalt in England war zwischen der Lehrtätigkeit, die er bis 1919 ausübte, der wissenschaftlichen und praktischen Arbeit und der Beratung geteilt. Gisbert K. starb nach zehntägiger Krankheit am 10. August 1922 in Birmingham.

Berlin-Lichterfelde.

Ernst Conrad Zehme.

**Kapp, Wolfgang**, Generallandschaftsdirektor, Geh. Oberregierungsrat, *Dr. phil. h. c.* der Universität Königsberg, \* am 24. Juli 1858 in Neuyork, † am 12. Juni 1922 in Leipzig. — Wolfgang K. entstammte einer oberfränkischen Familie, die drei Generationen vor ihm nach Westfalen übergesiedelt war. Der Großvater wirkte als Gymnasialdirektor in Hamm, der Vater war der bekannte Achtundvierziger Friedrich K., der als »Bürger zweier Welten« diesseits wie jenseits des Ozeans hohes Ansehen erworben hat. Der 24jährige war mit Enthusiasmus in die revolutionäre Bewegung eingetreten, nach der Teilnahme am Badischen Aufstand mußte er fliehen, er stieg aus einem der ersten Schiffe,



die in den Jahren 1849—1851 an dreiviertel Millionen Deutsche nach den Vereinigten Staaten hinübergeführt haben. Sobald er sich eine leidliche Existenz geschaffen hatte, folgte ihm seine Verlobte, die Tochter des Kommandanten von Köln, Generalmajor Engels, nach. Sie entstammte einer Hugenottenfamilie des Namens d'Ange, die nach der Aufhebung des Edikts von Nantes geflohen war, und sich dann germanisierte. Die eigene Überlieferung eines um der Überzeugung willen verfolgten Geschlechts und dazu der persönliche Eindruck des Schwiegersohnes erleichterten es dem königstreuen Offizier, die Hand seiner Tochter dem »Revolutionär« anzuvertrauen. Von beiden Eltern empfing Wolfgang K. so eine wertvollste Mitgift an Charakterstärke und Opferfreudigkeit; Überzeugungstreue und unerschütterliches Festhalten wurden ihm von Jugend an eingepflanzt. Dieses Festhalten galt vor allem der alten Heimat und dem Ziel des machtvollen nationalen Staates. Denn darin unterschied sich Friedrich K. von so manchem aus der älteren Generation deutscher Auswanderer und auch von dem Führer der eigenen Generation Karl Schurz: er war ein loyaler, wenngleich nicht unkritischer Bürger der Vereinigten Staaten, er hat ihnen als Anwalt und Schriftsteller, als Vorkämpfer der Antisklavereibewegung, zuletzt als Einwanderungskommissar gedient, aber sein Herz blieb in Deutschland. Als Historiker der deutschen Einwanderung, als Biograph Steubens und Kalbs suchte er den Anteil der Deutschen am Aufbau der Union ins Bewußtsein zu erheben, sein eigenes Bewußtsein hielt den Zusammenhang mit der Heimat naturhaft fest und formte Haus und Familie danach. So wuchs dem in der Fremde geborenen Knaben ein gesteigertes Nationalgefühl zu, oft genug kehrte er mit blutigem Kopf aus der Schule oder von der Straße heim, wenn er sein Deutschtum betont, und der väterlichen Mahnung folgend, jeden Unglimpf mit der Faust abgewehrt hatte. Unauslöschlich prägte sich ihm ein, wie der Vater mit der Siegesnachricht von Königgrätz nach Hause kam, jubelnd hob er den Achtjährigen zu sich empor: »Jetzt kommen wir bald zurück in die Heimat, nach Deutschland.«

Diese Hoffnung wurde wenige Wochen vor dem Ausbruch des Deutsch-Französischen Krieges zur Wirklichkeit. Der Vater erlebte auf heimatlichem Boden den Beginn der Erfüllung, auf die er den Sohn so oft hingewiesen hatte, an deren Ausbau mitzuarbeiten er ihm als Erbe hinterließ. Sonst freilich liefen die Wege beider Generationen in, wie es scheint, diametral entgegengesetzte Richtungen auseinander. Friedrich K. nahm die Fäden seiner Jugend wieder auf, er trat als Nationalliberaler, nach der Sezession als Deutschfreisinniger, in den Reichstag ein. Ohne nach außen stark sich geltend zu machen, war er eine der gewinnendsten Persönlichkeiten des älteren demokratischen Liberalismus. In der menschlichen mehr als in der politischen Sphäre, in dem Nachruf etwa, den ihm Georg v. Bunsen widmete, in Berthold Auerbachs Roman, in Max Webers Lebensbeschreibung wirkt das Bild seines Wesens nach.

Den Sohn trieb es auf andere Wege. Er wurde Korpsstudent in Bismarcks Hannovera und preußischer Verwaltungsbeamter. Nachdem er zwei Jahre Hilfsarbeiter im preußischen Finanzministerium gewesen war — wie K. gern erzählte, noch unter der Ministerpräsidentschaft Bismarcks —, erhielt er 1890 das Landratsamt in Guben. Aus den Vereinigten Staaten kamen damals Briefe: »Der Sohn Friedrich K.s darf nicht preußischer Landrat werden«. Und doch wird man einige Verbindungsfäden vom Vater zum Sohne feststellen können

Es ist nicht nur der unbeugsame, dem Kompromiß abgeneigte Charakter und die leidenschaftliche Vaterlandsliebe, was sie eint. Es kommt hinzu, daß ein Stück Liberalismus doch auch in dem Sohne fortlebte. Durch seine Mitarbeit an der Steuerreform fiel der begabte junge Beamte zuerst dem Finanzminister Miquel, dem ehemaligen nationalliberalen Führer auf. Das Landratsamt, das er dann antrat, gehörte gewiß zum engeren Bereich konservativer Regierungspraxis, aber es war zugleich diejenige Stelle in der Hierarchie der Ämter, die starke persönliche Entfaltung zuließ und ein Element korporativer Vertretung noch in sich schloß. Und so ist K. später, als er aus dem Staatsdienst ausschied, an die Spitze einer der großen Selbstverwaltungskörperschaften getreten. Er nahm in Anspruch, und es wird zu prüfen sein mit welchem Recht, verwaltungs- und wirtschaftspolitisch aus dem bürokratischen Geleise in die Bahnen der Steinschen Reform einzulenken.

Aber bei alledem ist doch keine Frage, daß sein Gegensatz zum politischen Typus des Vaters sehr ausgeprägt war. Es spiegelt sich darin ein Generations-Schicksal und ein Stück deutsches Schicksal wider. Den Achtundvierzigern im weiteren Sinne, dem liberalen Bürgertum ist eine Wirkung im Staate nicht zuteil geworden, von ihren Söhnen schwuren gerade die kräftigsten Naturen zu anderen Göttern. So hat aus dem gleichen Kreise der junge Max Weber (s. DBJ. 1917—1920, S. 593 ff.), auch er der Sohn eines liberalen Abgeordneten, seine alldeutsch-nationalistische Jugendphase durchlebt. Wolfgang K. wuchs instinktmäßig in die Empfindungen der Macht und der Autorität hinein, mit denen Bismarcks Erfolge das Staatswesen erfüllt hatten. Und noch ein anderes kam hinzu, das gleichfalls bis zu einem gewissen Grade typische Bedeutung hat: der Bürgerliche, dessen Vorfahren seit dem 18. Jahrhundert Theologen und Lehrer gewesen waren, wurde wurzelfest im Lande. 1881 lernt er auf dem Gute seines Schwiegervaters Rosenow auf Dulzen bei Pr.-Eylau zum ersten Male einen großen landwirtschaftlichen Betrieb kennen. 1890 kaufte er das im gleichen Kreise gelegene Gut Pilzen. Diese Verbindung mit der Landwirtschaft wurde mitbestimmend für die Richtung seines Lebens, er trat damit in die Gemeinsamkeit konservativer und agrarischer Interessen ein, die seit den achtziger Jahren einen wichtigen Zustrom der deutschen politischen Entwicklung ausmachte.

Auch die Verwaltungstätigkeit brachte K. vornehmlich den landwirtschaftlichen Lebensfragen nahe. Im Kreise Guben konnte er nachhaltige Erfahrungen sammeln über eine Form innerer Kolonisation, die mit übereilter Güterzerschlagung nur den Interessen des berufsmäßigen Händlertums diene. Seine eigene Tätigkeit — Bau von Brücken und Chausseen, Begründung einer Kreissparkasse — fiel durch ihr energisches Tempo, seine Verwaltung der Deichhauptmannschaft durch den Einsatz der eigenen Person auf. Eine agrarpolitische Arbeit hatte dann 1899 — über die Zwischeninstanzen hinweg — K.s Berufung in das preußische Landwirtschaftsministerium zur Folge. Er versah hier das Referat »Landarbeiterfrage« und konnte sich in den für die Bevölkerungspolitik des Ostens entscheidenden Problemen schulen. Vor allem aber wirkte K. an dem Umbau der Zoll- und Handelspolitik mit, der während der Ära Bülow sich vollzog. Der Sinn dieser Reform war, neben allerlei anderen taktischen Motiven, ein berechtigter und notwendiger Rückschlag gegen die einseitige Förderung der Industrie, insbesondere der Ausfuhrindustrie. Die

Handelsverträge Caprivis hatten, in unglücklichem Zusammentreffen mit dem Konjunkturwechsel des Weltmarkts, die deutsche Landwirtschaft in schwere Not gebracht. Ihr sollte jetzt Kraft und Lebensfähigkeit zurückgegeben werden, nicht nur um ihrer selbst, sondern um der überragenden Bedeutung willen, die sie für die nationale Wohlfahrt und die staatliche Macht beanspruchen konnte. Demgemäß fiel K. als Kommissar des preußischen Landwirtschaftsministers eine besonders wichtige Rolle zu, sowohl bei der Vorbereitung des Zolltarifs von 1902 wie bei der Anbahnung der neuen Handelsverträge von 1904/06. Er wurde zu einem der ersten Sachkenner dieser Materien und konnte als Verhandlungspartner sich zugleich die außenpolitischen Sporen verdienen. Dem Grafen Witte ging der zähe Kämpfer so auf die Nerven, daß er den Versuch machte, ihn aus den Verhandlungen auszuschließen, K. seinerseits aber behielt Eindrücke zurück, die während des Weltkrieges seinen Entwürfen für die künftige Gestaltung der politischen und handelspolitischen Beziehungen Deutschlands zu Rußland dienen sollten.

Die Einleitung der folgenreichen Reform, die glückliche Hand, die Bülow bei ihrer Durchbringung bewies, haben K. zu einem warmen Anhänger des vierten Kanzlers gemacht. Auch die Blockpolitik suchte er zu stützen. In einem Brief vom 25. September 1907 legte er Bülow Ansichten vor, die für seine allgemein-politische Stellung von Interesse sind. Es geht daraus hervor, daß K. keineswegs schlechthin als ein Vertreter extremer konservativ-agrarischer Politik aufzufassen ist. K. erklärte die landwirtschaftlichen Interessen für befriedigt, der Lärm der Parteipresse habe nur taktischen Sinn, er begrüßte den »ungeheuren Fortschritt auf dem Entwicklungswege des Liberalismus zur Regierungsfähigkeit«. Man merkt die Atmosphäre des Elternhauses, wenn K. von der »hellen Freude« spricht, die Theodor v. Bernhards an einer solchen Entwicklung gehabt haben würde. In weiteren Ausführungen widerriet K. die Einbringung eines antiliberalen Gesetzentwurfs gegen den Kontraktbruch landwirtschaftlicher Arbeiter, obwohl er selbst ihn im Ministerium ausgearbeitet hatte, andererseits warnte er vor zu schnellem Reformtempo, um den Eifer der Liberalen nicht erkalten zu lassen. Aber auch er erklärte sich für die reichsgesetzliche Regelung des veralteten preußischen Vereinsrechts und für eine »vernünftige« Wahlrechtsreform. Es seien als Beleg hierzu einige charakteristische Sätze angeführt: »Man reformiere das preußische Wahlrecht so liberal wie möglich, man gestalte es um zu einem allgemeinen, geheimen, direkten, aber man bilde es dahin aus, daß vermöge des Pluralstimmrechts Bildung und Intelligenz an Stelle der urteilslosen Menge den herrschenden, politischen Einfluß gewinnen. Es gibt in Deutschland kaum eine Berufstätigkeit, deren Ausübung nicht abhängig gemacht wird von dem Nachweis einer gewissen Vorbildung. Warum sollte der Umfang der Befugnis zur Ausübung des höchsten staatsbürgerlichen Rechts nicht nach dem gleichen Maßstab bemessen werden? Es wird dagegen eingewandt werden können, daß jemand auch ohne den Nachweis einer Vorbildung der Intelligentesten einer sein kann. Nun gut, man verleihe in solchen Fällen einem August Bebel oder einem Vollmar meinetwegen das tausendfache Stimmrecht eines gewöhnlichen Handarbeiters; gesetzgebende Mittel und Wege hierzu lassen sich beim Ausbau des Wahlrechts mit Leichtigkeit finden. Wird ein derartiges, vernunftgemäßes Wahlrecht für Preußen in die Wege geleitet, mit der Perspektive, es demnächst auch im

Reiche einzuführen, so ist zu hoffen, daß die Rechte und die Linke sich zu positiver Mitarbeit vereinigen werden.« — In der Tat waren das Gedanken, die bis in die Kreise der bürgerlichen Demokratie ein gewisses Echo finden konnten und die jedenfalls darauf drängten, die Politik des Geschehenlassens aufzugeben und einen unhaltbar gewordenen Zustand mit zielbewußter Energie anzufassen.

Als K. diese Sätze schrieb, war er schon aus dem unmittelbaren Staatsdienst ausgeschieden. Am 5. April 1906 wählte die ostpreußische Landschaft den Besitzer von Pilzen zum Generallandschaftsdirektor. Es ist sehr charakteristisch, unter welchen Umständen man in der Direktion zuerst auf den streitbaren Mann aufmerksam wurde, durch einen Prozeß nämlich, den er — gegen die Landschaft führte. Seine Mitwirkung bei der Zoll- und Handelspolitik hatte ihm dann vollends die Sympathie breiter landwirtschaftlicher Kreise erworben. K. selbst aber bedurfte seiner ganzen Natur nach einer selbständigen, verantwortlichen Tätigkeit, bei der Vergebung der Regierungspräsidentenstellen fühlte er sich übergangen, so kam die Verbindung mit der Landschaft zustande. Am 12. Juni 1906 trat K. sein neues Amt an.

Er übernahm damit die Leitung eines Instituts, das kraftvollem Schaffensdrang einen ungewöhnlich großen Spielraum bot. Die Landschaften der altpreußischen Provinzen sind Selbstverwaltungskörperschaften öffentlichen Rechts, die älteste, die schlesische, geht auf die Zeit Friedrichs des Großen zurück, die ostpreußische ist 1788 unter Friedrich Wilhelm II. begründet worden. Von der einen Seite gesehen waren diese Körperschaften letzte Ausläufer der alten ständischen Organisation, von der anderen Seite Ansätze jener Reformbewegung, die auf genossenschaftliche Auflockerung der Bürokratie und auf Selbstverwaltung drängte. So hat der Freiherr vom Stein die Landschaften angesehen als Vertretung des grundbesitzenden Adels, so fand im Sitzungssaal der ostpreußischen Landschaft jene Versammlung des Februar 1813 statt, die den Aufruf zum vaterländischen Kampf und zur freiwilligen Bewaffnung erließ. Auch für die staatliche Finanzpolitik diente die ostpreußische Landschaft als Vertretungskörperschaft. Ihre eigentliche Aufgabe freilich lag abseits des Politischen in der genossenschaftlichen Kreditgewährung. Die Landschaften sind Pfandbriefinstitute, die privilegierte, unkündbare Darlehen geben, nach bestimmten Taxationsgrundsätzen und unter Generalgarantie der Kreditverbundenen. Diese Bepfandbriefung übte aber zugleich durch ihren Einfluß auf die Besitzverteilung und soziale Struktur der Provinz auch eine erhebliche politische Rückwirkung aus. Nachdem 1808 schon die Königlichen Domänen und die nichtadligen Güter bis zu einem Mindestwert von 500 Talern in den ostpreußischen Landschaftsverband aufgenommen waren, erfolgte 1849 die Einbeziehung auch des bäuerlichen Besitzes in die Kreditorganisation. Sie stellte, getragen vom gesamten Landbesitz, eine Macht im Staate dar. Diese Stellung verstärkte sich während des 19. Jahrhunderts durch steigenden Pfandbriefumlauf und anpassungsfähigere Taxation, durch Angliederung einer landschaftlichen Bank und einer Feuersozietät.

So trat K. an die Spitze eines sehr leistungsfähigen Instituts. Er hat es in der bisherigen Richtung weitergeführt, durch Ausbildung des Filialnetzes der Landschafts-Bank, durch Verschmelzung der landschaftlichen mit der ostpreußischen Feuersozietät, durch stärkere Beleihung insbesondere des Kleingrund-

besitzes und durch Vermehrung der landschaftlichen Fonds. Vor allem aber griff K. von dieser Grundlage aus eine Reihe bedeutsamer Aufgaben an, die nicht nur schwerwiegende landschaftliche und provinzielle Mißstände betrafen, sondern fraglos auch einen allgemeinpolitischen Sinn hatten. Er war überzeugt, daß der Agrarschutz und daß überhaupt Staatshilfe allein das Wohlergehen der Landwirtschaft nicht sichern könne. »Die inneren Gründe der hinter uns liegenden Agrarkrise«, hieß es in einer seiner Vorlagen, »sind keineswegs beseitigt... Angesichts dieser Sachlage ergibt sich gerade für die Landschaft, als die mächtigste und leistungsfähigste landwirtschaftliche Kreditorganisation... die ernste Pflicht, die von der Landwirtschaft zu übende Selbsthilfe zu organisieren.« Man wird in der Tat sagen können, daß hier ein Zurückgehen auf ältere Gedanken des staatlichen Liberalismus und der Steinschen Reform gefordert wurde, die zu der Bismarckschen Wirtschafts- und Sozialpolitik von oben, zum Staatssozialismus jeder Art in einem gewissen Gegensatz standen. Im Zuge dieser Gedanken nahm K. drei große Aufgaben in Angriff. In erster Linie die Frage der landwirtschaftlichen Entschuldung, die der preußische Staat 1906 mit dem Gesetz über die Verschuldungsgrenze eingeleitet hatte. K. versuchte als erster dieses Rahmengesetz ohne weitere Staatshilfe, aus der Initiative der Beteiligten selbst fruchtbar zu machen. Die Vorlage, die er noch 1906 ausarbeitete, und die im folgenden Jahr nach einigen Änderungen vom Generallandtag angenommen wurde, sah dafür drei Wege vor. Einmal sollte die Landschaft berechtigt sein, um die Abstoßung des teuren, kündbaren Privatkredits zu erleichtern, eine Beleihung bis fünf Sechstel des Taxwertes vorzunehmen, wenn der Schuldner seinerseits die Verschuldungsgrenze eintragen ließ und eine bestimmte Tilgungspflicht übernahm. Der zweite Weg über die Bank der Landschaft fand nicht die Zustimmung der Staatsregierung. Der dritte Weg verwertete die Lebensversicherung als Entschuldungsmittel. An Stelle der Tilgung tritt Prämienzahlung bei einer von der Landschaft (1910) errichteten Lebensversicherungsanstalt. Es wird dadurch gewährleistet, daß ein bestimmtes Kapital zur Schuldentilgung im Todesfall zur Verfügung steht, also bei dem Anlaß, der sonst zu weiterer Verschuldung zu führen pflegt. Der eine wie der andere Weg haben große Erfolge gezeitigt; zusammen waren sie »der erste Versuch ganz großen Stiles einer Entschuldungsaktion überhaupt« (Wygodzinski).

Von vornherein aber stand diese speziell kreditpolitische Aufgabe in engem Zusammenhang mit zwei anderen von allgemeinerer Bedeutung. Der Wunsch, öffentlich-rechtliche Lebensversicherung und Entschuldung zu verknüpfen, beruhte auf der Erkenntnis, daß bisher das Prämiengeld von Landwirtschaft und ländlichem Mittelstand auf dem Wege über die Privatgesellschaften in die Großstädte, besonders nach Berlin geflossen war, um dort wesentlich den Mietskasernenbau zu finanzieren. K.s Initiative, diese Kapitalien dem Realcredit der Provinz nutzbar zu machen, fand Nachfolge. Auf seine Anregung entstanden noch eine Reihe weiterer öffentlich-rechtlicher Lebensversicherungsanstalten, die zu einem Verband unter dem Vorsitz von K. zusammentraten. — Der Kapitalabfluß war aber nur das eine Moment für die Gefahr einer Ausblutung des Ostens. Das andere und dringlichere war die Landflucht. Hier setzte K. mit der Kolonisations- und Landarbeitervorlage ein, die er 1907 ausarbeitete und die 1908 vom Generallandtag angenommen wurde. Auch hier

griff der Gedankengang auf die Traditionen der Steinschen Agrarreform zurück, die man 1816 mit der Herabdrückung der kleinen Besitzer zu Unrecht verlassen habe. Das Institut der Instleute und Deputanten sei unhaltbar geworden und dürfe bei der Ansiedlung auch nicht in verschleierte Form erneuert werden. Also Bruch mit der Verfilzung von Wohn- und Arbeitsverhältnis: »Werden Arbeiterstellen zu freiem Eigentum angesetzt, sei es nun ausnahmsweise in Gutsbezirken selbst oder in bereits vorhandenen oder in neu anzulegenden bäuerlichen Gemeinden, so muß streng daran festgehalten werden, daß der Ansiedler als Entgelt für seine Ansetzung und die dadurch erwachsenen Kosten zu Arbeitsleistungen für ein bestimmtes Gut nicht verpflichtet wird.« Der Ansiedler werde schon im eigenen Interesse die bequemste und lohnendste Arbeitsstelle suchen, der Gutsherr aber den Vorteil haben, auf ansässige deutsche Saisonarbeiter rechnen zu können und durch den Übergang der Schul- und Armenlasten an die auszubauenden oder zu gründenden Gemeinden erleichtert zu werden. Denn nicht auf eine Zerschlagung einzelner Güter (Kapitalverwüstung, Mobilisierung des Grundbesitzes!), sondern auf den Zusammenkauf angrenzender Außenteile, auf eine nationale Kommunalisierung des Landes war es abgesehen. Das Organ dafür sollte ein Tochterinstitut der Landschaft, die Ansiedlungsbank, sein.

Es kam über diese Vorlage zu lebhaftem Streit, man bezweifelte die Kompetenz der Landschaft, politische und nationale Aufgaben anzugreifen. Die Regierung wollte das von ihr kontrollierte privatwirtschaftliche Organ der Kolonisation, die »Ostpreußische Landgesellschaft« nicht preisgeben, sie versagte der Ansiedlungsbank die Bestätigung. Die Landschaft ihrerseits betonte das Prinzip der provinziellen Selbstverwaltung und des gemeinen Nutzens an Stelle des kaufmännischen Ertrags. Das Ende war, daß die Landgesellschaft reformiert wurde; da aber ihr privatwirtschaftlicher Charakter erhalten blieb, hielt sich die Landschaft abseits.

So hatte das Vorgehen von K. auf diesem Gebiet nur den einen, durchweg anerkannten Erfolg, der Kolonisationsfrage überhaupt starken Anstoß gegeben und weiterführende Gedanken zur Diskussion gestellt zu haben. — Auch der dritte seiner Pläne führte zu heftigem Kampf. Es handelte sich dabei um den Gedanken der öffentlich-rechtlichen Volksversicherung im Anschluß an die öffentlich-rechtliche Lebensversicherung. Sie sollte der sozialdemokratischen Volksversicherungsanstalt »Volksfürsorge« Widerpart leisten und zugleich der Entschuldung wie der Kolonisation dienen: das Eine, indem auch dem kleinsten Grundbesitz die Tilgung durch Lebensversicherung nahe gebracht werde, das andere, indem der Landarbeiter durch abgekürzte Versicherung ein Kapital zum Ankauf eigener Wirtschaft gewinne. 1913 überwies die Landschaft der Lebensversicherungsanstalt einen Zuschuß zur Einrichtung der Volksversicherung. Es waren diesem Schritt langwierige Verhandlungen über eine Einheitsfront mit den privaten Versicherungsgesellschaften und der »Deutschen Volksversicherungs-Aktiengesellschaft« vorhergegangen. Sie blieben erfolglos und endeten in bitterer Fehde, wobei wesentlich wiederum das Prinzip der öffentlichen Versicherung umstritten wurde. Noch am 16. Februar 1914 hat K. in einer Eingabe an den Reichskanzler sich energisch für eine von »staatlichem Pflichtgefühl« geleitete, aber bewegliche und lokal verwurzelte Organisation ausgesprochen. Gleichzeitig konnte in einem Bericht an das Plenarkollegium

der Ostpreußischen Landschaft gesagt werden, daß die öffentliche Volksversicherung bisher eine Antragssumme von neunzehn Millionen Mark erreicht habe.

Der Krieg unterbrach die Fortführung der mit so starker Initiative ergriffenen Aufgaben. Er beendete den Abschnitt im Leben von K., der seine fruchtbarste Wirksamkeit gesehen hat. Vom gegebenen Tätigkeitsfeld her war er zu einer markanten Persönlichkeit im wirtschaftlichen und sozialen Leben Deutschlands geworden: ideenreich, tatkräftig und verantwortungsfreudig. Der Krieg ließ ihn diese Eigenschaften dem einen Hauptziel zuwenden: dem Kampf um Deutschlands Sieg. Daneben war K. mit der Vorbereitung der neuen wirtschaftspolitischen Phase, die dem Krieg folgen mußte, beschäftigt. Er hat 1915 eine Denkschrift über den handelspolitischen Teil des erhofften russischen Sonderfriedens ausgearbeitet, ferner über die Frage der Ansiedlung von Kriegsteilnehmern. Er wurde vom Reichsamt des Innern in den »Wirtschaftlichen Ausschuß« einberufen und referierte hier namentlich über die Pläne eines europäischen Zollbündnisses, er war bei einem Aufenthalt in Schweden für das gleiche Ziel tätig. Aber mehr und mehr verschlang die Sorge um das nächste Schicksal Deutschlands alle anderen Aufgaben.

Diese Sorge knüpfte an Person und Regime des Reichskanzlers Bethmann Hollweg (s. DBJ. 1921, S. 21—41) an. Im Kampf gegen ihn ist K. in die Politik im engeren Sinne eingetreten. War die Diplomatie des Kanzlers nicht kläglich zusammengebrochen? Konnte ein Mann seiner Art das Staatsschiff durch die wilden Fluten führen? Selbst eine kraftvoll-elementare Natur, hatte K. ein Organ für die elementare Natur des Vernichtungswillens, der rings um Deutschland aufbrandete und sich nicht durch einen Appell an das wohlverstandene Interesse besänftigen ließ. Er empfand das Zurückweichen vor Amerika in der U-Bootfrage als nationale Demütigung, wobei die Eindrücke seiner Jugend im besonderen nachwirken mochten. Ein weiteres Spannungsmoment war der scharfe und grundsätzliche Gegensatz gegen den Kriegssozialismus der amtlichen Ernährungspolitik. K. sagte als ihr Ergebnis das Versagen des wirtschaftlichen Blutumschlages voraus. Und wie er nach außen eine Politik forderte, die der gebrachten Opfer würdig sei, so im Inneren ein zielbewußtes Programm, das »gesunde« Reformen (Wahlrecht) einschloß, aber sich nicht in das Schlepptau unerfüllbarer Forderungen begab. Diese Gedanken und Willenskräfte, die K. in praktischem, verantwortlichen Handeln nicht erproben durfte, machten sich leidenschaftlich Luft in der sogenannten »Maidenkschrift aus dem Jahre 1916«. Unter dem Titel »Die nationalen Kreise und der Reichskanzler« wurde sie in 300 Maschinenschrift-Exemplaren an führende Männer des öffentlichen Lebens, darunter an den Reichskanzler selbst gesandt. Die Umdrucke trugen die Aufschrift »Nicht zur Veröffentlichung bestimmt«. Der Reichskanzler antwortete in der Reichstagssitzung vom 5. Juni, indem er unter anderem von »Piraten der öffentlichen Meinung« sprach, die mit der »Flagge der nationalen Parteien« Mißbrauch trieben (vgl. DBJ. 1921, S. 32 f.). K., der seine Schrift vertraulich und unter voller Namensdeckung versandt und sie ausdrücklich, um auch »den Schein einer Hinterhältigkeit« zu vermeiden, dem Reichskanzler zugeleitet hatte, sah in solchen Ausdrücken einen unberechtigten und ehrverletzenden Vorwurf, der ihn um so mehr empörte, als er im Schutze der Zensur geschah. Nachdem ein Versuch, sich — nicht sofort aber für später —

persönliche Genugtuung zu verschaffen, gescheitert war, bat K. den Landwirtschaftsminister als seinen mittelbaren Vorgesetzten um Remedur. Sie erfolgte nicht, vielmehr erhielt K. einen dienstlichen Verweis. Er nahm ihn als »wohlverdient« hin, berief sich aber gegenüber dem formalen Beamtenrecht auf das höhere Recht der Vaterlandsliebe. Eine weitere persönliche Konsequenz war, daß das Staatsministerium der im März d. J. erfolgten Wiederwahl von K. zum Generallandschaftsdirektor am 20. Juni 1916 die Bestätigung versagte. Die Landschaft aber hielt an ihm fest. Als er 1917 von neuem gewählt wurde, konnte er — nach dem Sturze Bethmann Hollwegs — sein Amt wieder übernehmen. Erst aus dem Exil in Schweden hat K. durch ein Schreiben vom Januar 1921 das Band mit der Landschaft gelöst.

Zunächst führten die Ereignisse seit 1916 ihn erst recht in die Politik hinein. K. ist in Briefen und Denkschriften, namentlich an den General Ludendorff, für den ersehnten außenpolitischen Kurs, für den unbeschränkten U-Bootkrieg und die Person des Großadmirals v. Tirpitz tätig gewesen. 1917/18 war er als Mitglied der Deutschkonservativen Fraktion Reichstagsabgeordneter für den Wahlkreis Ragnit-Pillkallen. Er wirkte im Parlament wie in Vorträgen für die gleichen Ziele. Auf seine ganz persönliche Initiative ging dann nach der Juli-resolution der Anstoß zurück, der zur Gründung der Deutschen Vaterlandspartei geführt hat. Sie wurde am 2. September 1917 im »Yorksaaal der Ostpreußischen Landschaft« vollzogen, 21 bekannte Persönlichkeiten der Provinz, den Konservativen, Nationalliberalen und der Fortschrittlichen Volkspartei zugehörig, erließen den ersten Aufruf. Die Hoffnung freilich, auf eine »Einigungspartei« erfüllte sich nicht, es kam unvermeidlich so, daß die Gegensätze sich erst recht verschärften und daß ein Rad der Agitation das andere trieb. Ein Versuch der Regierung, das, was sich hier an positiven Kräften spontan regte, dem staatlichen Handeln dienstbar zu machen, erfolgte nicht.

Und das blieb das Schicksal von K. auch in den Jahren nach dem Krieg. Er hat im Rahmen der Landschaft wohl sein Teil Wiederaufbauarbeit geleistet. Aber dem Staat des Novemberumsturzes konnte er seiner Natur und Ideenwelt nach nur rein negativ gegenüberstehen. Daß auch im Mittaten ein Stück politischer Sittlichkeit stecken konnte, würde er nie anerkannt haben. Er sah darin nur verächtliche Anpassung und feige Spießbürgerei. Das unterschied ihn von vielen, engeren Gesinnungsgenossen und darf, soweit es Reaktion gegen weitverbreitete Charakterlosigkeit war, als Positives gewertet werden. Nicht ohne Grund sah K. die »Taktik an sich« und den »ewigen Kompromiß« als eine der Ursachen für das Herabgleiten Deutschlands im letzten Menschenalter an. Er selbst glaubte in den Traditionen der Befreiungszeit zu leben, der auch der unbedingte Wille vor der praktischen Erfolgsaussicht gestanden hatte. Konnte sich nicht die Rolle wiederholen, die 1813 die gefährdete Grenzprovinz und die Ostpreußische Landschaft gespielt hatten? Das Schlimme war, daß die Bedingungen der äußeren Lage und der sozialen Struktur von Grund auf andere waren. K. dachte zunächst an einen Gegenstoß im Inneren, und zwar von Ostpreußen her, damit der Staat nach wiederhergestellter Autorität und Würde auch der Entente als wirklicher Verhandlungspartner gegenübertreten könne. Seine erste Hoffnung waren die nach Königsberg zurückkehrenden Fronttruppen, aber der örtliche Kommandeur versagte sich K. Erst im März 1919 wurde dann das Willkürregiment der auch in Königsberg entstandenen



»Matrosendivision« mit Waffengewalt beseitigt. Weitergehende Hoffnungen knüpften sich an die Truppen im Baltikum. K. nahm mit ihnen, sowie mit Persönlichkeiten und Verbänden im Reiche Fühlung auf, der Gedanke war, loszuschlagen, wenn der Friedensvertrag national unerträgliche Bedingungen stelle. Die Erhebung sollte in Berlin beginnen, aber sie erfolgte nicht. K. hat das bedauert, weil inzwischen durch Annahme der Weimarer Verfassung und durch den Eid der Offiziere und Beamten die inneren Zustände eine Befestigung erfuhren und weil so Gewissenskonflikte entstanden, die dem Unternehmen hinderlich sein mußten. Aber am Plane selbst hielt man fest. K. bestimmte insbesondere dazu die Doppelgefahr, die nach vielerlei Anzeichen für den Sommer 1920 von einer roten Armee in Westdeutschland und dem russischen Angriff im Osten zu gewärtigen war. Von seinen militärischen Verbündeten forderte K., daß sie ihm den Beginn der Aktion »vierzehn Tage vorher« anzeigten, damit er weitere politische Vorbereitungen treffen könne. Da nahmen, wie es in solcher Lage fast unvermeidlich ist, die Ereignisse ihm die Entscheidung über den Kopf hinweg. Der Anlaß dazu waren die Hinauszögerung der Parlamentswahlen und der Wahl des Reichspräsidenten seitens der Regierung sowie die bevorstehende Auflösung der Freikorps, insbesondere der Brigade Ehrhardt. Auf diese Fragen bezog sich das Ultimatum, das der General v. Lüttwitz am Abend des 10. März stellte. Die Führer der Rechtsparteien hatten dringend vor einem solchen illegalen Schritt gewarnt, auch K. war — aus anderen Gründen — mit diesem Vorgehen sehr wenig einverstanden. Er unterschied sich — das tritt in dem ganzen Unternehmen deutlich hervor — von seinen militärischen Mitarbeitern, indem er jedes Paktieren mit der Sozialdemokratie ablehnte. Er wollte die alte Regierung in Schutzhaft nehmen, damit kein »Dualismus« der Gewalten entstehen könne. Nun aber war die Regierung gewarnt, sie erließ ihrerseits am 11. Schutzhaftbefehle u. a. gegen K. Sollte das Unternehmen jetzt überhaupt noch zur Ausführung kommen, so mußte übereilt losgeschlagen werden. Am frühen Morgen des 13. März marschierte die Marinebrigade in Berlin ein. Bewaffneter Widerstand erfolgte nicht, aber indem die Regierung, durch Verhandlungen in der Nacht vorher von neuem gewarnt, entwich, indem also der gefürchtete »Dualismus« eintrat, indem der zivile Apparat fast ganz, der militärische an entscheidenden Punkten sich versagte, war das Unternehmen schon im Anfangsstadium gescheitert. Eigentliche Regierungshandlungen erfolgten nicht, nur ein von K. verfaßter Aufruf erging, der die Ziele des Unternehmens darlegte, ferner wurden einige Stellen neu besetzt. Von der geplanten Diktatur, die auch wohl Verbindung mit den Massen zu nehmen dachte, trat nichts in Erscheinung. Statt dessen wurde sehr gegen den Willen von K. »verhandelt«. Am 14. hatte er schon Rücktrittsgedanken, am 15. setzte der von der alten Regierung proklamierte Generalstreik ein, am 16. war der Abbruch unvermeidlich. In Schlag und Gegenschlag hatte der Volkskörper neue tiefe Wunden empfangen. Gerade der Prozeß nationaler Besinnung, und insbesondere die Rolle der Wehrmacht in ihm, war durch den Putsch schwer erschüttert. Einen äußeren Erfolg durfte K. selbst höchstens darin erblicken, daß unter dem Eindruck der Ereignisse die Erhebung der roten Armee nunmehr vorzeitig erfolgte. Der andere, wenn man will, positive Ertrag des Putsches war, daß die Regierung in den Liquidationsverhandlungen die Zusage baldiger ordnungsmäßiger Neuwahlen gab. Aber dieses Ergebnis würde K. selbst nicht als Erfolg ange-

sprochen haben. Denn das bleibt im politischen Wirrsal dieser Jahre das menschlich Gewinnende: K. hat nie hinter Fiktionen sich versteckt, er hat nie behauptet, die Verfassung bloß »ausführen« zu wollen, sondern sich unverhohlen zu ihrem Sturze bekannt. Oder vielmehr er stand auf dem Standpunkt und suchte ihn juristisch wie politisch zu rechtfertigen, daß es seit dem November 1918 keine »Verfassung« und daß es keinen »Hochverrat« gegen Hochverrat gebe. Das war der Grund, weshalb er zunächst ins Exil ging, er erklärte die Organe der »Regierung Ebert« nicht als Richter anerkennen zu können. Er hielt um so mehr daran fest, als er durch das Bekenntnis seiner prinzipiellen Stellung die Verteidigungsposition der Mitverschworenen gefährdet haben würde. Darin trat ein Wandel ein, als der Regierungspräsident z. D. v. Jagow im Dezember 1921 zu Festungsstrafe verurteilt wurde. Nunmehr stellte sich K. den Gerichten, um durch volle Übernahme der Verantwortung eine Revision des Jagow-Prozesses herbeizuführen. Der Entwurf seiner Verteidigungsrede machte den Inhalt der Anklage sich voll zu eigen, bestritt aber jede »Schuld« im subjektiven wie im objektiven Sinne. Einen »politischen Spiegel« dachte K. in dieser Rede aufzustellen: sie ist nicht mehr gehalten worden. Am 12. Juni 1922 starb K. im Untersuchungsgefängnis. Der Vater war einst vor der Verhaftung geflohen, der »Revolutionär« hatte sich zur praktischen Arbeit in der Heimat zurückgefunden. Den Sohn warfen erschütternde Ereignisse aus ihr heraus, er dachte seinen Erinnerungen den Titel zu geben: »Aus dem Leben eines Reaktionärs«. Schwerwiegende Entscheidungen der deutschen Geschichte sind in diesen Kreislauf eingeschlossen.

Nachlaß im Besitz der Familie K. auf Pilzen, Kreis Pr.-Eylau.

Schriften und Reden: Der Chek (Zeitschrift für Handelsrecht XXX). — Die Maidenschrift aus dem Jahre 1916. 2., verm. Aufl., Gera-Langenberg, Reuß 1918. — Die Reichskonservativen für den selbständigen Mittelstand, Konservative Flugschriften Nr. 10 (1918). — Friedenssehnsucht und Siegeswillen. Vortrag zur Hindenburg-Geburtstagsfeier in Hamburg, Berlin 1918. — Zahlreiche Reden, Vorlagen usw. in den: Verhandlungen des Generallandtags der Ostpreußischen Landschaft, Bd. 46—55. Ferner in: Verhandlungen des Landesökonomiekollegiums 1908 (innere Kolonisation); der Konferenz zur Beratung über die innere Kolonisation am 14./15. Juni 1909, Berlin 1909; der 39. Plenarversammlung des Deutschen Landwirtschaftsrats am 15. Februar 1911 (Entschuldung); der Konferenz vom 23. November 1910, Königsberg 1910 (Entschuldung). Außerdem: Stenographischer Bericht der Verhandlungen vom 25. November 1912 über die Organisation einer gemeinnützigen nationalen Volksversicherung, Berlin. Bericht des Verbandes öffentlicher Lebensversicherungsanstalten in Deutschland, Berlin 1914. Bericht über die Sitzung des wirtschaftlichen Ausschusses am 14., 15., 16. September 1915 (Reichsamt des Innern). Stenographische Berichte des Reichstags 1917/18.

Literatur: Frhr. v. Falckenhausen, Wolfgang K., Konservative Monatsschrift 1922, Juli/August. — Ostpreußische Landschaft 1788—1913 (Festschrift des Generallandschaftsyndikus Leweck), Königsberg 1913. — W. v. Altrock, Der landwirtschaftliche Kredit in Preußen. I. Die ostpreußische Landschaft, Berlin 1914 (Veröffentlichung des Landesökonomiekollegiums, H. 15). — H. Mauer, Das Landschaftliche Kreditwesen Preußens, Straßburg 1907 (Abhandlungen des Staatswissenschaftlichen Seminars zu Straßburg XXII). — Das Entschuldungsverfahren der Ostpreußischen Landschaft, 2. Aufl., 1910, Königsberg. — V. Loewenfeld, Die Entschuldungsaktion der Ostpreußischen Landschaft, Borna-Leipzig 1912 (Erlanger Dissertation). — F. Swart, Die Kolonisationspläne der Ostpreußischen Landschaft und ihr Zusammenhang mit der Entschuldungsvorlage, Schmollers Jahrbuch, Bd. 32. — Derselbe, Der Streit um die innere Kolonisation in Ostpreußen, daselbst, Bd. 33. — F. Behrens, Die deutsche Volksversicherung, Berlin 1914 (Behrens kontra Kapp). — K. Wortmann, Geschichte der Deutschen Vaterlandspartei. Hallische Forschungen zur neueren Geschichte III, Halle 1926. — G. Noske, Von Kiel bis Kapp,

Berlin 1920. — C. Severing, Im Wetter- und Watterwinkel, Bielefeld 1927. — K. Brammer, Fünf Tage Militärdiktatur, Berlin 1920. — Derselbe, Verfassungsgrundlagen und Hochverrat. Nach stenographischen Verhandlungsberichten und amtlichen Urkunden des Jagow-Prozesses, Berlin 1922. — Bauer, Der 13. März 1920, München 1920. — M. Taube, Ursachen und Verlauf des Putsches vom 13. März 1920, Berlin 1920. — G. Stresemann, Die Märzereignisse und die Deutsche Volkspartei, Berlin 1920. — W. Wauer, Hinter den Kulissen der Kapp-Regierung, Berlin 1920. — F. Kern, Das Kappsche Abenteuer. Eindrücke und Feststellungen, Leipzig und Berlin 1920.

Königsberg i. Pr.

Hans Rothfels.

**Karl I.**, Kaiser von Österreich, Apostolischer König von Ungarn, dieses Namens der Vierte, \* am 17. August 1887 zu Schloß Persenbeug in Niederösterreich, † am 1. April 1922 zu Monte bei Funchal auf Madeira. — Im Hause Habsburg ist nicht selten Fürstentum und Krone an eine andere Linie übergegangen und erfuhr dadurch eine Auffrischung der Regierungsgrundsätze und des Temperaments der Regierungstraditionen. Im Hause Habsburg-Lothringen ist auf den ersten Sproß und die kurze, aber inhaltreiche Zwischenregierung seines Bruders die lange, von wechselnden Schicksalen erfüllte Regierung Kaiser Franz I. (II.) gefolgt, dem nur dem Namen nach, aber nicht in den Geschäften, dessen Sohn Ferdinand I. sukzedierte. Nach dessen Abdankung trat sein Neffe Franz Joseph I. für fast 70 Jahre an die Spitze des Hauses (s. DBJ 1914—16, S. 208—219). Nach dem tragischen Ende seines einzigen Sohnes, des Kronprinzen Rudolf, schien der älteste Sohn seines zweitjüngeren Bruders, des Erzherzogs Karl Ludwig, Erzherzog Franz Ferdinand (s. DBJ 1914—16, S. 16—23), zur Thronfolge berufen, die aber nach seiner Eheschließung mit der zur Herzogin von Hohenberg erhobenen Gräfin Sophie Chotek nicht bei diesem Stamme zu verbleiben vermocht hätte. Das Verbrechen von Sarajevo vom 28. Juni 1914 raffte beide Gatten hinweg. Der ältere Sohn des zweitgeborenen Sohnes Erzherzog Karl Ludwigs, des bereits im Jahre 1906 dahingeschiedenen Erzherzogs Otto, Erzherzog Karl Franz Josef Ludwig Hubert Georg Otto Maria war nunmehr nach Hausgesetz (Familienstatut) und Reichsverfassungsrecht Thronerbe des greisen, damals im 84. Lebensjahre stehenden Monarchen. Mütterlicherseits stammte Karl von den Häusern Wettin (Albertinische Linie), Bourbon-Sizilien und Wittelsbach.

Seine Erziehung unterschied sich von der anderer kaiserlicher Prinzen dadurch, daß sie genau nach dem Studienplan des humanistischen Gymnasiums erfolgte, wie er denn auch einige Gegenstände am Wiener Schottengymnasium zugleich mit den übrigen öffentlichen Schülern dieser altberühmten Anstalt frequentierte. Nachdem er zum Leutnant im 7. Dragonerregiment ernannt worden war, das seine Garnison in Brandeis a. E. nächst Prag hatte, hörte er durch zwei Jahre Vorträge von Professoren sowohl der deutschen als auch der tschechischen Universität dieser Stadt und erwarb dadurch rechts- und staatswissenschaftliche Kenntnisse. Am 21. Oktober 1911 vermählte er sich zu Schloß Schwarza u. Steinfelde mit Prinzessin Zita, der am 9. Mai 1892 geborenen Tochter des Herzogs Robert von Bourbon-Parma und seiner zweiten Gattin Maria Antonia aus dem Hause Braganza.

An den Entschließungen, aus welchen das an Serbien gerichtete Ultimatum vom 23. Juli 1914 und im weiteren Gefolge binnen wenig mehr als einer Woche der Weltkrieg hervorging, war der damalige Erzherzog Karl, der in einer ost-

galizischen Garnison seinen militärischen Dienstpflichten oblag, in keiner Weise beteiligt. Im Felde führte er verschiedene Kommandos mit Gewissenhaftigkeit und persönlicher Unerschrockenheit und Tapferkeit. In den Ruhepausen, die der Stellungskrieg gewährte, widmete sich der Thronfolger unermüdlich der Einführung in den Dienst der verschiedenen Zweige der Staatsverwaltung, wobei Kaiser Franz Joseph, der seinen Großneffen aufrichtig liebte und schätzte, die oberste Aufsicht darüber wahrnahm und erfahrene Funktionäre der verschiedenen Ministerien dem Erzherzog helfend zur Seite standen. Auf politische Entschlüsse hat dieser jedoch auch in den ersten beiden Kriegsjahren keinen wie immer gearteten Einfluß geübt, wenn er auch über die gesamte Lage stets genau unterrichtet war.

Am Abend des 21. November 1916 schied Kaiser Franz Joseph nach kurzer Krankheit, während deren er in eiserner Pflichttreue sich den Regierungsgeschäften fast bis zu seinem letzten Atemzuge gewidmet hatte, aus dem Leben und Erzherzog Karl trat das habsburgische Erbe an. Die persönliche Schlichtheit und Anspruchslosigkeit, die schon den Erzherzog geziert hatten und in welchen er sich mit seiner Gattin in vollster Harmonie befand, behielt der Monarch in aller Hinsicht bei. Gläubiger Katholik und eine tief religiöse Natur, war Kaiser Karl in seinem ganzen Auftreten und Gehaben von einer seltenen Einfachheit und herzgewinnenden Natürlichkeit. Während Kaiser Franz Joseph die Majestät und Würde der Krone bei aller Huld und Gnade selbst in seinen intimsten Kreisen nie vergessen ließ, fielen unter Kaiser Karl manche Schranken der traditionellen Etikette, vielleicht rascher, als es nach Zeit und Ort am Platze war. Das Pflichtbewußtsein beider Monarchen war das gleiche, aufs höchste gestellte, die Mittel und Wege zu seiner Betätigung dagegen sehr verschiedene. Kaiser Franz Joseph war vermöge seiner langen Erfahrung in Staatsgeschäften und seines ganz außerordentlichen Gedächtnisses über alles Wesentliche im Gange der Staatsmaschinerie, aber auch über ungezählte Einzelheiten derselben außerordentlich gut informiert und begnügte sich darum für die meisten Agenden mit dem Rate der von ihm auserwählten Minister, bei deren Anträgen er sich allerdings die Freiheit seiner Kritik und Entschlußung bestimmt wahrte. Kaiser Karl strebte eine ähnliche genaue Kenntnis aller Dinge der Verwaltung an und trachtete deshalb möglichst vielseitige Berichte darüber zu erhalten, wobei er notgedrungen auch Personen zum Worte gelangen ließ, die dazu nach ihrer amtlichen Stellung oder Verantwortung nicht berufen waren. Die Ressortchefs konnten aber ihre abweichenden Anschauungen darlegen und wurden vertrauensvoll gehört. Kaiser Franz Joseph war in seinen Entschlüssen, die oft in aller Stille lange vorher erwogen wurden, von einer seltenen Klarheit und Bestimmtheit, und sie waren darum auch unwiderruflich. Mit der seinem Geschlechte eigenen Zähigkeit verlor er sein Ziel nie aus dem Auge, auch wenn er den Weg zu demselben wechseln oder die Personen seines Vertrauens bei einer Aufgabe verändern mußte. Kaiser Karl war bis in die letzten Tiefen seiner Seele bereit, sich ganz und gar dem Wohle seiner Völker zu widmen und alles für ihr Bestes zu opfern. Seine persönliche Hingebung an alle Bürden seiner Krone kannte keine Grenzen. Deshalb war er ohne Unterlaß bemüht, kein Mittel unversucht zu lassen, das zu diesem Ziel zu führen versprach. Darum ordneten sich seine Entschlüsse der stets lebendigen Quelle seines guten Herzens rasch unter, wurden aber wieder geändert, wenn

eine nähere Erwägung herausstellte, daß dem Endzwecke Hindernisse im Wege standen. Weder Franz Joseph noch Karl waren Regenten nach dem Rezept des konstitutionellen Doktrinarismus und dem Satze: *le Roi règne, mais il ne gouverne pas*. Jeder von beiden war bestrebt, seiner Regierung den Stempel seiner Persönlichkeit aufzuprägen, Franz Joseph mit der abgeklärten Weisheit der Erfahrungen dreier Menschenalter und einer in herben Enttäuschungen erworbenen Resignation, Karl mit dem hinreißenden Temperament und der Begeisterung des für seinen opfervollen Beruf erglühenden jungen Mannes. In der unbedingten Anforderung einer peinlich korrekten und reinlichen Gebarung waren Franz Joseph und sein Großneffe von gleicher unerbittlicher Strenge. Man darf es dem unglücklichen Kaiser nicht als Schwäche auslegen, wenn er in den ungeheuren Schwierigkeiten, unter denen er zu regieren berufen war, nicht bei jeder Maßnahme das Richtige gefunden hat. Immer hat er aus ganzer Seele danach gestrebt, aber auch an ruhiger Fassung in schwersten Lagen alle deutschen Fürsten seiner Zeit übertroffen. Gibt es doch nicht wenige Leute, die behaupten, das österreichische Problem sei in unserer Zeit überhaupt unlösbar. Kaiser Franz Joseph hatte es durch viele Jahre meisterhaft verstanden, aber an seinem Lebensabend traten doch neue, erhöhte Schwierigkeiten mit elementarer Wucht an den Tag. Kaiser Karl bejahte aus tiefster innerer Überzeugung den österreichischen Gedanken und hielt unentwegt auch in den schlimmsten Stunden daran fest, daß ein starkes und blühendes Österreich eine wichtige Aufgabe in Europa zu erfüllen berufen und daß sein ungeschmälerter Bestand eine Bürgschaft für den Frieden des Erdteils sei. Zu diesem Glauben hat er sich als Märtyrer desselben noch mit seinem letzten Atemzuge bekannt.

Aus diesen Überzeugungen sind Kaiser Karls Regierungshandlungen zu erklären. Von der menschlich-persönlichen Auffassung seiner Regierungsaufgaben zeugt die Amnestie aller politischen Verbrechen, die der Monarch am 2. Juli 1917, dem Namenstage seines ältesten Sohnes Otto, aus eigener Initiative aussprach. Es ist dies der hochherzigste Akt, den die Geschichte des Krieges auf allen Seiten zu verzeichnen hat, ein Akt, der ohne politische Berechnungen und ohne politische Begründungen aus reiner Menschenliebe und Güte erfloß und den im Taumel der Ereignisse Verirrten den Rückgang zur Pflicht ermöglichen sollte. Wie alle rein moralischen Erwägungen erwies sich auch diese in dem ungeheuerlichen Umsturze aller sittlichen Empfindungen und Überzeugungen, die den Krieg auslösten, begleiteten, vergifteten und überdauerten, als ein auf felsigen Grund gefallenes und dort verdorrendes Saatkorn.

Unmittelbar nach seiner Thronbesteigung erachtete er sich verpflichtet, an die Spitze seiner mit dem Feinde kämpfenden Heere zu treten und aus den Händen des Erzherzogs Friedrich das Oberkommando sämtlicher Streitkräfte zu übernehmen. Einen politischen Charakter, etwa den einer Lockerung der Beziehungen zum deutschen Bundesgenossen, hatte dieser Schritt mitnichten. Er bedeutete einzig und allein, daß der Kaiser seine Pflicht als Soldat und Offizier, der er seit seinen Jugendtagen mit Freude und Begeisterung war, in der ihm nunmehr gebührenden Stellung erfüllen wollte und daß auch die unter dem Zwange der Kriegsereignisse gesteigerte Selbstherrlichkeit der Militärverwaltung wieder Rücksicht auf alle staatlichen Zusammenhänge nehmen mußte. Das Armeeoberkommando wurde deshalb von Teschen nach Baden bei Wien verlegt, da der Monarch sich den Aufgaben der Zivilverwaltung, namentlich

der Leitung der auswärtigen Politik, keineswegs entziehen, sondern seine Minister und Ratgeber stets in der Nähe haben wollte. Dabei setzte er sich über die Ansprüche des Zeremoniells und des Glanzes einer Hofhaltung hinweg und lebte in dem mehr als bescheidenen und des modernen bürgerlichen Komforts entbehrenden Hause in Baden, das einst dem ebenfalls sehr schlichten Kaiser Franz I. in der Sommerzeit als Wohnung gedient hatte. Auch manche Veränderung in den leitenden Stellen erfolgte. Gerade bei diesen waren die Überzeugungen des Kaisers von den Pflichten seines Amtes, und nur diese, nicht Laune oder Vorliebe maßgebend. Wenn er beispielsweise den genialen Feldmarschall Conrad v. Hötzendorf von der Stellung eines Generalstabschefs enthob und ihn an die Spitze einer Armeegruppe stellte, so war dafür bestimmend, daß der Genannte trotz seiner hohen und vielleicht allen übrigen Heerführern des Weltkrieges überlegenen strategischen Begabung diese doch nicht mit entsprechendem Erfolg zur Geltung zu bringen vermocht, manchen weniger zweckmäßigen Entschlüssen der deutschen Heeresleitung, besonders dem Feldzuge gegen Verdun nicht genügend Widerstand geleistet hatte und den politischen Aufgaben der Obersten Heeresleitung nicht das vollkommene Verständnis entgegentrug. Auch in der Hofhaltung vollzog Kaiser Karl alsbald eine gründliche Umgestaltung. Es ist begreiflich, daß ein neuer Monarch die Hofämter mit Männern seines höchstpersönlichen Vertrauens besetzt, und die meisten eingetretenen Veränderungen hingen damit zusammen, daß in der Umgebung des greisen Vorgängers manche in Jahren sehr vorgerückte Personen, wenn auch in vorbildlicher Treue und mit bestem Erfolge gewirkt hatten. Hier konnte noch mehr als in anderen ähnlichen Fällen wahrgenommen werden, daß sich der junge Kaiser manches Urteil zu eigen gemacht hatte, das bei seinem Oheim Erzherzog Franz Ferdinand über den einen oder anderen Funktionär bestanden hatte.

Diesem Umstande scheint in erster Reihe auch der neue Minister des Äußern Graf Ottokar Czernin seine Berufung verdankt zu haben. Graf Burian, der nach dem Rücktritt des Grafen Berchtold an die Spitze der auswärtigen Geschäfte gelangt war, war ein methodischer Kopf von reichster Erfahrung, namentlich in Balkan- und östlichen Fragen, und ein ruhiger, überaus korrekter Diplomat, dem die Kleinkunst der Alltagsgeschäfte besser lag als der Entwurf neuer, überraschender großer Pläne und das Raffinement ihrer Durchführung. Gerade diese Eigenschaften schien Graf Czernin in Aussicht zu stellen, und der ermordete Erzherzog-Thronfolger hatte ihn deshalb als seinen Mann bezeichnet. Die Fähigkeit zu einer solchen Konzeption schien an der Wende des Jahres 1916/17 durch die Staatsräson geboten, als der erste groß aufgemachte Friedensschritt der Mittelmächte vom Beginn Dezember 1916 bei ihren Feinden eine schnöde Abweisung erfuhr. Im österreichischen Ministerium wechselte Kaiser Karl das nach der Ermordung des Grafen Carl Stürgkh berufene Kabinett des Dr. v. Koerber (s. DBJ. 1916—20, S. 424—426). Zunächst sollte Freiherr v. Spitzmüller, als eminenter Fachmann in Sachen des österreichisch-ungarischen Ausgleichs, eine Regierung bilden, dann wurde dieser Auftrag aber dem Ackerbauminister Grafen Heinrich Clam-Martinic zuteil, wobei Koerbers Plan, den Reichsrat wieder zur Tätigkeit zu bringen, übernommen wurde, zugleich aber der Gedanke mitunterlief, in Böhmen durch das Oktroi eines Ausgleichs zwischen Tschechen und Deutschen den innerpolitischen Frieden her-

zustellen. Deshalb nahm Graf Clam, der sich als Tscheche, aber als unbedingt kaisertreuer Tscheche fühlte, die deutschen Politiker Dr. Baernreither und Dr. Urban in die Regierung. Kaiser Karl sorgte persönlich auch für eine besondere Vorsorge für das Ernährungswesen. Für dieses wurde alsbald ein eigenes Ministerium gegründet, an dessen Spitze Generalmajor Anton Höfer und später Minister Paul traten. Der Plan, die Verhältnisse in Böhmen durch eine Entscheidung der Krone zu ordnen, gelangte trotz seiner evidenten Notwendigkeit aus Gründen der auswärtigen Politik nicht zur Ausführung. Graf Czernin setzte auf den in Stockholm geplanten sozialistischen Kongreß die Hoffnung, daß dadurch einem Frieden mindestens näher gekommen werden könnte, und sprach sich darum entschieden gegen ein Oktroi aus. So mußte das Kabinett Clam vor das Parlament treten, ohne ein wesentliches Stück seiner Vorbereitungshandlungen zu einer geregelten parlamentarischen Tätigkeit getroffen zu haben. Es stellten sich alsbald außerordentliche Schwierigkeiten in der Volksvertretung ein, und eine parlamentarische Intrige veranlaßte das Kabinett — wie der weitere Verlauf der Dinge zeigte — vorschnell am 23. Juni 1917 zurückzutreten. Um der parlamentarischen Konstellation entgegenzukommen, verzichtete Kaiser Karl darauf, den Nachfolger unter altbewährten Staatsmännern zu wählen, sondern berief den Leiter des Ackerbauministeriums Dr. Ernst Seidler v. Feuchtenberg, zunächst allerdings in der Absicht, damit nur eine provisorische Lösung der Regierungsfrage anzubahnen. Die innerpolitische Situation sollte durch den hochherzigen, der persönlichen Initiative des Monarchen entstammten Gnadenakt, die am 2. Juli kundgemachte Amnestie aller politischen Verbrechen entspannt werden. Die alsbald darauf in Aussicht genommene Betrauung des Freiherrn Max Vladimír v. Beck mit der Führung der Geschäfte scheiterte aber, und Dr. v. Seidler bildete im Herbst ein definitives Kabinett, das sich parlamentarisch auf die Zusammenarbeit aller deutschen Parteien mit den Polen stützte, dem deutschen Nationalverbande weitgehenden Einfluß auf die Führung der Geschäfte einräumte, dagegen aber scharfe Opposition der Tschechen und Südslawen erfuhr. Gerade die südslawische Frage drängte aus inner- und außenpolitischen Gründen immer stärker zu einer Lösung — aber der Mittelpunkt, von dem diese anzubahnen gewesen wäre, lag in Budapest, und die magyarischen Staatsmänner waren für eine großzügige Behandlung des Problems nicht zu gewinnen.

Der ungarische Ministerpräsident Graf Tisza bewog den Kaiser, die ungarische Königskrönung auf einen nahen Termin zu setzen. Daß bei diesem feierlichen Akte am 30. Dezember 1916 zugleich mit dem Fürstprimas von Ungarn der Calviner Graf Tisza dem Könige die Krone aufs Haupt setzte, trug nicht dazu bei, die Sympathien des Monarchen für diesen Staatsmann zu steigern. Nach dessen Rücktritt und der kurzen Ministerpräsidentschaft des Grafen Moriz Esterházy übernahm der vielgewandte und in der Parlamentsführung meisterhaft geschickte Dr. Alexander Wekerle die Leitung des ungarischen Ministeriums und empfing vom Monarchen die Zusicherung, daß Ungarn eine selbständige Armee erhalten werde.

In erster Linie war Kaiser Karls Aufmerksamkeit auf die Gewinnung von Friedensmöglichkeiten gerichtet. Kaum war die offizielle Fühlungnahme zu diesem Zwecke, die zwar nicht der Initiative Kaiser Karls entsprungen war, die er aber nachdrücklich gefördert hatte, zu Beginn des Jahres 1917 ge-

scheitert, so sollten die vielverzweigten Beziehungen des Hauses Bourbon zu einem einschlägigen Versuche verwendet werden. Dabei steht aber heute fest, daß auf Seite des österreichischen Monarchen keine andere Absicht obwaltete, als dadurch zu einem Frieden für alle Kriegführenden zu gelangen. Jeder Gedanke an einen Sonderfrieden unter Preisgabe des deutschen oder eines anderen Bundesgenossen war Kaiser Karl fremd.

Edvard Beneš, der jetzige Außenminister der tschechoslowakischen Republik, urteilt rückschauend auf die Friedensaktion der Mittelmächte vom 12. Dezember 1916: »Wien empfand trotz allen deutschen Siegen seine schreckliche und gefährvolle Lage richtig. Es urteilte innen- wie außenpolitisch besser als Berlin und auch seine Forderungen, was die Note zu enthalten habe und wie sie zu formulieren sei, waren richtiger. Wäre man der Anschauung der Wiener Kreise gefolgt, so wäre die Friedensaktion für uns (die Tschechen) gefährlicher gewesen.« Dieses Urteil gilt im großen und ganzen auch von den weiteren Friedensschritten.

Die Ablehnung des loyalen Friedensangebotes der Mittelmächte führte alsbald zur Proklamierung des verschärften U-Bootkrieges. Kaiser Karl und Graf Czernin waren gegen diesen, in seinem Endergebnisse verhängnisvollen Schritt. Auch Graf Tisza hatte ihn mißbilligt. Aber die Lage war nicht so beschaffen, um aus dieser Verschiedenheit der Urteile und Anschauungen zwischen Berlin und Wien hier eine Konsequenz ziehen zu können. Auf der anderen Seite versagte sich Wilson, als er Deutschland den Krieg erklärte, zunächst ein Gleiches auch gegen das habsburgische Reich zu tun. Er reservierte sich offenbar die Möglichkeit, hier in anderer Weise Stellung zu nehmen, und teilte diesen Gesichtspunkt eigentlich mit Frankreich und England. Dies ist das politische Milieu, aus dem die im Februar 1917 beginnenden und bis in den April 1918 fortgesetzten Versuche entsprangen, mit Österreich-Ungarn zu einem Sonderfrieden zu gelangen. Namentlich auf französischer Seite, wo die Kriegslast die schwerste und das Kriegsrisiko das größte war, und auf österreichischer Seite, auf der die ganze Ausartung des Krieges, namentlich der Eintritt Großbritanniens und der von ihm herangezogenen Alliierten (Italien und Rumänien), doch als in erster Linie durch die deutsche Vorkriegspolitik ausgelöst erschien, war ein Keimboden für solche Abtastungen und Fühlungen gegeben. Dabei beziente allerdings Frankreich immer bloß einen Sonderfrieden und das Habsburgerreich immer bloß einen allgemeinen Frieden, keiner von beiden Teilen wollte und konnte aus seinem Bündnissystem (Österreich mit Deutschland, England und Frankreich mit Italien) herauskommen, so daß am Ende alle diese Versuche sich als solche erweisen mußten, denen die reale Grundlage fehlte.

Es muß dahingestellt bleiben, ob die Initiative der Herzogin Maria Antonia von Bourbon-Parma nur aus ihrer Beurteilung der weltpolitischen Lage oder aus sonstigen konkreten Anregungen von französischer Seite entsprungen ist. Ihr Sohn, Prinz Sixtus, hat jedenfalls zuerst in Paris bei den verantwortlichen Trägern des Regimes der Republik seine Orientierung eingeholt und daraufhin auf dieser Grundlage mit dem Vertrauensmann Kaiser Karls, dem Grafen Erdödy, in der Schweiz gesprochen. Nach dem Berichte dieses kam die Note Czernins mit Randbemerkungen des Kaisers zustande, die am 8. März 1917 dem Präsidenten Poincaré übergeben wurde. Sie lehnt den Plan eines Sonderfriedens ab, bezeichnet die deutsch-österreichische Allianz als untrennbar und



präzisiert den Standpunkt Wiens dahin, daß der Monarchie ihre Integrität wesentlich innerhalb ihrer bisherigen Grenzen bewahrt und Garantien gegen großserbische und großrumänische Gebietsaspirationen geboten werden müßten, während Österreich keine Einwendungen dagegen erheben würde, wenn Deutschland auf elsäß-lothringisches Gebiet verzichten wolle. Nach diesem Inhalte stellte sich die Note im wesentlichen als ein Widerspiel zu den Verhandlungen dar, die Fürst Bülow in Rom vor dem Eintritt Italiens in den Krieg geführt und wobei er ohne Vorwissen des Ballhausplatzes sehr namhafte Gebietsoffer Österreichs der Regierung Sonnino angeboten hatte.

Nachdem Poincaré und Briand abgelehnt hatten, auf der angetragenen Grundlage in eine weitere Verhandlung einzugehen, versuchte Prinz Sixtus am 23./24. März in Laxenburg einen noch mehr entgegenkommenden Text von seiten des Kaisers zu erhalten. Trotz der damals zwischen Wien und Berlin bestehenden Spannung erzielte er auch diesmal kein wie immer geartetes Sonderfriedensangebot. Namentlich lehnte der österreichische Hof Zugeständnisse an Italien ab. Kaiser Karl forderte vielmehr wieder Garantien für den Bestand und die Integrität seines Reiches. Er kam den Inspirationen des Prinzen Sixtus nur soweit entgegen, daß er in einem »geheimen und nicht-offiziellen Schreiben« die großen Opfer Frankreichs im Kriege anerkannte und sich persönlich engagierte, »bei seinem Bundesgenossen mit allen Mitteln und unter Aufbietung seines ganzen persönlichen Einflusses die gerechten französischen Ansprüche auf Elsaß-Lothringen zu unterstützen«. Als Poincaré und der neue französische Ministerpräsident Ribot diese Nachrichten erhielten — es war wenige Tage nach dem ersten Aufflammen der russischen Revolution und dem Sturze Zar Nikolaus II. —, erachteten sie, darüber mit ihren Bundesgenossen in Fühlung treten zu sollen. Lloyd George, der neue englische Ministerpräsident, war von diesem Stande der Dinge sehr impressioniert. Aber bei der Zusammenkunft der französischen und englischen Staatsmänner in St. Jean de Maurienne am 19. April mit Baron Sonnino lehnte dieser die ihm für Triest und Dalmatien von seinen Alliierten angebotene Kompensation türkisch-kleinasiatischen Gebietes ab, und seine Argumente, die hauptsächlich die Gefahr für den Fortbestand Italiens ins Treffen führten, bestimmten die Engländer und Franzosen, wohl unter dem Druck der Angst vor einer sozialistischen Revolution in Italien, zu dem Beschlusse, um jeden Preis untereinander einig zu bleiben. Nichtsdestoweniger sind die Friedensfühler des Prinzen Sixtus noch eine Zeitlang weitergesponnen worden, indem österreichischerseits hervorgehoben wurde, Italien sei seinerseits ebenfalls verhandlungsbereit, und von dem Verzicht auf das Trentino, soweit es von Welschen bewohnt wurde, jedoch nur gegen Kompensationen und Garantien gesprochen wurde. In Frankreich wollte zum Behufe der Verfolgung dieses Gedankens eine Zusammenkunft der Könige von Großbritannien und Italien und des Präsidenten der französischen Republik hinter der Front veranstaltet werden. Doch ist es dazu nicht mehr gekommen. Anfang April hatten Kaiser Karl und Czernin im deutschen Hauptquartier zu Homburg sehr nachdrücklich darauf verwiesen, daß ohne die Abtretung Elsaß-Lothringens der Friede nicht erreichbar sei, und als Ersatz dem Deutschen Reiche den neuen polnischen Staat einschließlich Galiziens angetragen. Aber die Deutschen lehnten ab. Damals (12. April 1917) verfaßte Graf Czernin ein Memorandum, worin er nachzuweisen suchte, daß die öster-

reichisch-ungarische Monarchie nicht imstande sei, den Krieg weiterzuführen, daß die baldige Einleitung von Friedensverhandlungen für sie unbedingt geboten sei und daß dieser Erfolg nur über den Weg einer wenigstens teilweisen Abtretung elsäß-lothringischen Gebietes zu erzielen wäre. Eine unmittelbare Wirkung hatte dieses Memorandum damals nicht. Auf bisher nicht hinreichend geklärte Weise kam es zur Kenntnis deutscher Politiker (Erzberger) und wirkte sich dann unsichtbar in der Friedensresolution des Deutschen Reichstages vom 19. Juli aus. Als es auch in Ententekreisen bekannt wurde, bildete es ein schweres Hindernis für die Gewinnung einer Annäherung zu Friedensverhandlungen.

Ungefähr gleichzeitig mit der Aktion des Prinzen Sixtus suchte Kaiser Karl auch durch den Grafen Mensdorff-Pouilly, den früheren österreichisch-ungarischen Botschafter in London, der in vielen englischen Kreisen *persona grata* war, in der Schweiz eine Annäherung zu finden. Der Pressechef der französischen Gesandtschaft in Bern, Haguenin, hatte durch Dr. Rostworowski im März den österreichischen Gesandten Baron Musulin wissen lassen, daß Frankreich mit einem Vertrauensmann des Ballhausplatzes über Friedensfragen zu sprechen wünsche. Mit Vorwissen des deutschen Staatssekretärs v. Zimmermann, der sich lediglich gegen eine Diskussion über die elsäß-lothringische Frage verwahrt hatte, begab sich Graf Mensdorff unter dem Vorwande, die Spitäler für die Soldaten der kriegführenden Nationen zu besichtigen, Anfang April nach der Schweiz. Der französische Delegierte, der dorthin mit Zustimmung Englands hätte kommen sollen, blieb zwar aus, doch teilte Mrs. Barton in Genf, eine Verwandte Balfours und Lord Robert Cecils, Anfang April Mensdorff mit, daß Frankreich und England sich mit Österreich verständigen möchten, dagegen zu einer Verhandlung mit Deutschland nicht bereit seien. Die habsburgische Monarchie müßte sich daher von Deutschland trennen, wenn man mit ihr zu einem Frieden kommen wolle. Ein solcher könne nur durch Lösung der elsäß-lothringischen Frage im Sinne Frankreichs erzielt werden. Graf Czernin unterließ es nicht, die deutschen Staatsmänner von diesem Stande der Dinge zu unterrichten und neuerlich auf die eheste Beendigung des Krieges bei ihnen zu dringen.

Auch in Holland sollten mit Unterstützung des niederländischen Außenministers Loudon im August und September Friedensgespräche, und zwar diesmal mit den Engländern, stattfinden, für die wiederum Graf Mensdorff als Delegierter Kaiser Karls in Aussicht genommen war (August-September 1917). Im letzten Augenblick unterblieb aber diese Sendung, wohl im Hinblick auf die mittlerweile bekannt gewordene Papstnote. — Auch im Osten versuchte Graf Czernin mit den revolutionären Gewalten Rußlands alsbald zu einem Friedensschlusse zu gelangen. Doch verstand es die deutsche Militärpartei, die sowohl gegen den Reichskanzler v. Bethmann Hollweg (s. DBJ. 1921, S. 39) als auch gegen Czernin eingenommen war, diesen Versuch zu vereiteln. Dies führte zu einer noch wichtigeren und bedeutungsvolleren diplomatischen Aktion, zu den Friedensbestrebungen der Sozialisten in Stockholm, welche mit nachhaltiger Unterstützung des österreichisch-ungarischen Außenministers ins Werk gesetzt wurden und auf die innere Politik Österreichs eine bereits erwähnte, wenig günstige Rückwirkung übten. Unter dem maßgebenden Einflusse Dr. Victor Adlers vertraten die österreichischen und die ungarischen

Sozialisten eine vernünftige Politik eines gerechten Friedens, setzten den extremen Forderungen tschechischer Politiker nach Zerreißung der Habsburger Monarchie Widerstand entgegen und beschränkten sich darauf, die Föderalisation des Reiches zu verlangen, wobei sie energisch die Einmischung des Auslandes in unsere innerpolitischen Angelegenheiten zurückwiesen. Dr. Renner trat damals entschieden für ein »Groß-Österreich«, das ist eine Donauföderation, die auch Rumänien, Serbien und Bulgarien umfassen sollte, ein. Ja sogar die Diskussion über die Verantwortung am Kriege lehnten unsere Sozialisten damals ab. Was Graf Czernin mit der Stockholmer Konferenz letzten Endes bezweckt hat, mag dahingestellt bleiben. Praktische Resultate hat sie nicht zutage gefördert. Für jeden objektiv Urteilenden aber war sie ein Zeugnis der Notwendigkeit und der gerechten Sache Österreichs.

Ihre Ergebnislosigkeit war noch nicht entschieden, als Papst Benedikt XV. unter dem 1. August 1917 mit seiner Friedensnote sich an die Oberhäupter der kriegführenden Nationen wendete und unter Aufstellung einer Reihe von Leitsätzen zur Verhandlung eines dauernden Friedens mahnte. Die päpstliche Friedensaktion war gut vorbereitet und scheint namentlich auch auf seiten Großbritanniens realpolitisch als richtiger Weg der Mitte empfunden worden zu sein. Wenn sie die Sätze ausspricht, daß an die Stelle materieller Gewalt die moralische Kraft des Rechtes treten, daß die Rüstungen herabgesetzt und nur auf das zur Erhaltung der öffentlichen Ordnung im Staate Notwendige beschränkt werden sollen, daß die Armeen durch Institutionen der Schiedsgerichtsbarkeit ersetzt und die Freiheit der Meere garantiert werden solle, so war ja damit auch für die Zeit des Erscheinens der Papstnote nichts wesentlich Neues postuliert. Ihr Gewicht liegt hauptsächlich in dem konkreten Vorschlage, daß die damals besetzten Gebiete gegenseitig zurückgegeben werden sollen, ohne daß dafür eine Entschädigung zu leisten wäre, sie wäre denn ausdrücklich bedungen worden. Wenn dann noch ausdrücklich auf Belgien, die französischen Departements und die deutschen Kolonien verwiesen wurde, so involvierte dies die Wiederherstellung des *status quo ante bellum*, stand also im Einklange mit dem österreichischen Standpunkte. Auch der Hinweis auf die Regelung territorialer Fragen im versöhnlichen Geiste und mit Berücksichtigung der Wünsche der Nationen enthielt nichts, woran das Habsburgerreich hätte Anstoß nehmen dürfen, da es äußerstenfalls Gebietskonzessionen im Trentino in sich schloß. Die Regelung der territorialen Fragen auf dem Balkan und in Armenien im gleichen Sinne sowie die Wiederherstellung Polens waren endlich Dinge, die die päpstliche Friedensaktion nicht zum Scheitern gebracht hätten. Ihr Schwerpunkt lag in der belgischen Frage, in der der Vatikan, wie dies für jeden Einsichtigen nicht anders möglich war, ganz strikte und kategorisch die Forderungen des Rechts vertrat. In der Tat hat der englische Gesandte beim Heiligen Stuhl, Salis, sich alsbald nach dem Erscheinen der Papstnote in dem Sinne ausgesprochen, daß die Fortdauer des Krieges vom Standpunkte Deutschlands in der belgischen Frage abhängt. Mit der Beschwörung von Englands Kriegswillen wäre die Entente zum Frieden genötigt gewesen. Aber der damalige Reichskanzler Michaelis, der wesentlich die Anschauungen der leitenden militärischen Kreise Deutschlands vertrat, vermied in seiner Antwort die erforderliche präzise Erklärung über Belgien. Obwohl Kaiser Karl, den der Papst unmittelbar um die Einwirkung in Berlin ersucht hatte, in dieser Richtung

tätig war, auch hinsichtlich einer Zession des Trentino sich nicht ablehnend verhielt und die Räumung von Balkangebieten gegen Garantien für die Sicherheit der Monarchie in Aussicht stellte, war des deutschen Staatssekretärs Kühlmann Antwort über Belgien noch reservierter als die Michaelis'. Damit war eine der besten und ernstesten Gelegenheiten, zu einem Friedensgespräch zu gelangen, fruchtlos vorübergegangen.

Im Herbst 1917 wiederholte sich diese, als Lloyd George neuerlich geheime Verhandlungen mit der österreichisch-ungarischen Monarchie anbahnte. Die britische Regierung ließ die österreichisch-ungarische wissen, sie wünsche, daß beiderseitige Vertreter zu einem unverbindlichen Gedankenaustausch über die nur diese beiden Mächte betreffenden Friedensfragen zusammenkämen. In der Tat trafen sich der Burengeneral und damalige Minister im englischen Kriegskabinet Smuts und Graf Mensdorff am 18. und 19. Dezember in Genf. Smuts bezeichnete als wesentliches englisches Kriegsziel die Vernichtung des deutschen Militarismus. Er lehnte daher die ihm von Graf Mensdorff angebotene Zusammenkunft zwischen einem britischen und einem deutschen Staatsmann, die Graf Czernin vermitteln wollte, ab. Vielmehr bezeichnete er seine Intervention lediglich als einen Versuch, ob Großbritannien und unsere Monarchie sich über die künftige Regelung der europäischen Verhältnisse und damit auch über die Beendigung der Feindseligkeiten zu vereinbaren vermöchten. England erblicke das beste Gegengewicht gegen die militärische Suprematie Deutschlands in einem staatsrechtlich neu ausgebauten starken Österreich-Ungarn, in welchem den einzelnen Nationalitäten eine weitgehende Autonomie — ähnlich wie den Dominions im großbritannischen Imperium mit ihrer umfassenden Selbstverwaltung — zukäme. Ein solcher Staatenbund, der für die benachbarten Nationalstaaten eine bedeutende Anziehungskraft hätte und dadurch entwicklungsfähig wäre, könnte mit den Sympathien und der Unterstützung der britischen Politik rechnen. Er könnte auch in Form einer Personalunion mit dem künftigen Polen verbunden werden. Angesichts der Verpflichtungen, die England gegen seine serbischen und rumänischen Verbündeten übernommen habe, müßten gewisse Gebiete der Monarchie an diese fallen, wobei aber beide Staaten selber Glieder des frei organisierten habsburgischen Bundesstaates werden würden. Italien könne mit dem Trentino abgefunden werden. Die britische Politik suche nach einer Form, wie sie den Versprechungen an ihre Verbündeten nicht untreu würde, aber von einer Zerrümmerung unserer Monarchie könne nicht mehr die Rede sein. Mensdorff schloß die Verhandlungen mit der bestimmten Erklärung, daß jeder Versuch, das Habsburgerreich während des Krieges von Deutschland zu trennen, vergeblich und daher ein Sonderfrieden ohne Berlin unmöglich sei.

Diese Verhandlungen zwischen General Smuts und Graf Mensdorff können wohl als die bedeutungsvollste Fühlungnahme unter all den verschiedenen Friedenstastversuchen während des Weltkrieges erachtet werden und liefern durch ihre geradezu pedantische Korrektheit auf österreichischer Seite den Beweis, unter welchen grundsätzlichen Gesichtspunkten auch die anderen ähnlichen Verhandlungen zu erfassen sind. Ihre volle Tragweite ging aus der Rede hervor, welche Lloyd George am 5. Januar 1918 vor den Delegierten der britischen Arbeiterorganisationen hielt und welche die von Smuts charakterisierten Kriegsziele bestätigte: einerseits die Überwindung des deutschen Militarismus

und die Rückgewinnung Elsaß-Lothringens für Frankreich — andererseits eine solche Neuorganisation Mitteleuropas, die keineswegs das Gebiet der Zentralmächte aufteile, wohl aber den österreichisch-ungarischen Nationalitäten eine autonome Regierung nach wahren demokratischen Grundsätzen gewähre. Wilsons Rede vom 8. Januar mit ihren 14 Friedenspunkten dürfte zwar nicht unmittelbar mit dem von General Smuts vertretenen Angebote zusammenhängen, enthielt aber in den Paragraphen 9 und 10 wesentlich dasselbe Programm hinsichtlich des Habsburgerreiches, wie es Großbritannien durch seinen Abgeordneten entwickelt hatte. Auf die recht entgegenkommen den Erklärungen Czernins vom 24. Januar 1918, bei welchen der Außenminister Kaiser Karls soweit ging, zu sagen, daß zwischen Wien und Washington eigentlich keine Interessengegensätze bestünden, daß beide Staaten im Grunde die gleichen Prinzipien für die Friedensverhandlungen annähmen und daß daher solche zunächst zwischen diesen beiden Reichen aufgenommen werden könnten, reagierte Wilson in seiner Rede vom 11. Februar 1918 an den Kongreß mit vier neuen allgemeineren Grundsätzen, die nach seiner Überzeugung jedem gerechten Frieden als Prinzipien dienen müßten, hielt aber an solchen Bedingungen gegenüber Deutschland fest, die damals unzweifelhaft nicht zu verwirklichen gewesen wären. Unter diesen Umständen trat Kaiser Karl persönlich Mitte Februar 1918 über Madrid an Präsident Wilson mit einer eingehenden Botschaft heran, welche von dem Verzicht beider Parteien auf Annexionen und Entschädigungen ausging und die volle Befreiung Belgiens in Aussicht nahm. Da zwischen den Anschauungen des Kaisers und des Präsidenten soweit Übereinstimmung bestehe, daß in konkrete Verhandlungen eingetreten werden könne, schlug der Kaiser eine Zusammenkunft beiderseitiger Vertreter vor. Wilson erwies sich alsbald als derselbe Querkopf wie in allen seinen früheren Kundgebungen und späteren Verhandlungen und stiftete nur Unheil. In seiner gänzlichen Unkenntnis europäischer Dinge und dessen, worum es eigentlich im Kriege ging, glaubte er, der an Unklarheiten in seinen abstrakten Zielformulierungen schon damals Widerspruchsvollstes geleistet hatte, seinerseits die Botschaft Kaiser Karls als »transzendental« bezeichnen zu dürfen und behandelte sie nicht als politisch-diplomatischen Schritt, sondern als eine theoretische Doktorfrage, an die er nun seinerseits Fragen über den Balkan, den Konflikt um das adriatische Ufer und mit Italien, über die Befriedigung der slawischen Nationen Österreichs und der nichttürkischen Nationen der Türkei knüpfte. Trotz dem zutage liegenden Ungefüge der Äußerung Wilsons entwarf Wien eine eingehende höfliche Antwort, die am 23. März nach Madrid abging, dort aber aus mancherlei äußeren Umständen liegen blieb, bis Czernins Nachfolger, Graf Burian, die Weisung erteilte, das Geschäftsstück nicht nach Washington zu übermitteln, da die spanische Chiffre in Kenntnis der Alliierten sei. Wilson scheint in der Tat von dieser zweiten Botschaft Kaiser Karls nie Kenntnis erlangt zu haben. In Wien hatte der Kreis um Professor Lammasch immer große Stücke auf Wilsons Objektivität auf Grund der Mitteilungen von dessen Vertrauensmann in der Schweiz, Professor Herron, gesetzt. Auch Graf Burian teilte diese Auffassung. Schon diese erste Erfahrung mit ihr hätte als Warnungszeichen dienen sollen. Ungefähr gleichzeitig mit dieser amerikanisch-österreichischen Friedensaktion wiederholte sich eine englische. Philipp H. Kerr traf im Auftrage Lloyd Georges in Bern ein, um mit

österreichischen Persönlichkeiten wieder Fühlung zu suchen. Diesmal war Graf Czernin gegen einen solchen Gedankenaustausch, weil von dem früheren zwischen Smuts und Mensdorff sogar im englischen Parlament gesprochen worden war, was dann Ungelegenheiten für den Ballhausplatz auslöste. Trotzdem verkehrte der österreichische Diplomat Graf Skrzyński mit Kerr, konnte aber die von diesem gestellte Frage, ob Wien den deutschen Imperialismus im Stiche lassen und eventuell ohne Deutschland Frieden schließen wolle, nur dahin beantworten, daß sich Wien auf keinen Fall von Berlin trennen werde. Ebenfalls in der Schweiz, und zwar in Freiburg, hatten Anfang und Ende August 1917 Unterredungen zwischen dem österreichischen Diplomaten Grafen Revertera und einem Vetter desselben, dem Grafen Abel Armand, der als Generalstabsmajor in der Informationsabteilung des französischen Kriegsministeriums in Verwendung stand, stattgefunden. Die Initiative dazu scheint von Pariser militärischen Kreisen ausgegangen zu sein und eher eine allgemeine Sondierung als eine konkrete Verhandlung bezweckt zu haben, denn das Programm Armands war ein so weitgehendes, daß die Monarchie ihm nicht näherzutreten vermocht hätte. Hieran knüpften im September 1917 und sodann im Januar 1918 Unterredungen an, die sicher von Armand verlangt wurden und darin gipfelten, daß Revertera schriftlich solche Friedensvorschläge zu gewärtigen erklärte, die von der österreichisch-ungarischen Regierung in Berlin vertreten werden könnten. Daran, daß auch diesmal Frankreich nur wegen eines Sonderfriedens Besprechungen abhalten wollte, während Österreich von vornherein erklärte, nur auf einen allgemeinen Frieden hinzuarbeiten, ist auch dieser Friedensversuch gescheitert. Clémenceau ließ am 4. März 1918 sagen, daß er auf keinen Frieden eingehe, der die elsass-lothringische Frage nicht (im französischen Sinne) lösen würde. Höchst unklugerweise ließ sich Graf Czernin in einer auch sonst mehr als bedenklichen Rede vom 2. April 1918 hinreißen, Andeutungen über diese geheime Fühlungnahme wegen Friedensverhandlungen zu machen. Damit bot Czernin Clémenceau die Gelegenheit, die Sache so darzustellen, als wäre es Wien gewesen, welches durch seine Interventionen zur Herbeiführung eines Sonderfriedens die alliierten Regierungen ermüdet hatte. Gleichzeitig spielte der französische Staatsmann auf die Bemühungen des Prinzen Sixtus von Bourbon und die Anerkennung der französischen Ansprüche auf Elsaß-Lothringen durch Kaiser Karl an. Das daraus sich entspinnde Duell von Veröffentlichungen zwischen Wien und Paris endete am 14. April mit der Demission des Grafen Czernin. Bei der Zusammenkunft Kaiser Karls mit Kaiser Wilhelm in Spa im Mai 1918 wurde denn auch ein engstes Wirtschaftsbündnis Deutschlands und Österreich-Ungarns beschlossen.

Eine nüchterne und leidenschaftslose Betrachtung wird einräumen müssen, daß Kaiser Karl bei allen hin und her gehenden Versuchen, mit den Gegnern an den Verhandlungstisch zu gelangen, nicht bloß das Interesse seines Reiches, sondern auch das seines deutschen Verbündeten gewissenhaft gewahrt hat. Er tat das, was Balfour bei einem ähnlichen Anlasse im englischen Parlament mit den Worten umschrieben hat, daß die Regierung es für ihre Pflicht halte, solche Mittel zu benutzen, die, bei genügender Sicherung der Interessen des Reiches, imstande wären, den Krieg zum allgemeinen Besten zu verkürzen. Kaiser Karl unterlag nicht dem Kreise von Selbsttäuschungen, wie sie am Hofe Wilhelms II. so viel Unheil anrichteten, und bei der realpolitischen Beurteilung der Sachlage, zu

der sich die österreichischen Staatsmänner seit geraumer Zeit durchgerungen hatten, mußte sich Wien sagen, daß es auch im Interesse seines großen und mächtigen Verbündeten wirke, wenn es die Dinge zu einem ehrenvollen Abschlusse bringe, und daß zur Entgiftung der europäischen Welt die Wiederherstellung Belgiens und die Rückgabe von Elsaß-Lothringen, wenigstens zum großen Teile, unumgänglich erforderlich seien. Hätte Kaiser Karl die Grenze des in diesem Zusammenhang Erlaubten überschritten, so würde er seine Kronen gerettet und das ein paar Jahre nach Kriegsende in Locarno Vereinbarte rechtzeitig antizipiert haben.

Nach dem militärischen Mißerfolge an der Westfront am 8. August 1918 ließ Graf Burian am 15. September ein Friedensangebot mit dem Antrage ergehen, daß die kämpfenden Staaten eine Zusammenkunft veranstalten sollten, bei der sie vertraulich und unverbindlich ihre Ansichten über die Grundprinzipien des künftigen Friedens austauschen könnten. Die Monarchie strebe nach nichts anderem, als den schweren Krieg zu beenden und zur raschen Herbeiführung friedlicher Verhältnisse beizutragen. Diese Demarche, über welche mit Berlin das Benehmen gepflogen war, wobei die deutsche Diplomatie allerdings einen anderen Weg wünschte, erzielte keinen Erfolg. Das Schicksal des Habsburgerreiches war damals von den Siegermächten bereits beschlossen.

Zu Beginn des Jahres 1918 kam der Friede von Brest-Litowsk mit der Union der Sowjet-Republiken und jener von Bukarest mit Rumänien zustande. Beide entsprachen nur wenig dem österreichisch-ungarischen Standpunkte und wurden von der Monarchie wesentlich geschlossen, um die Volksernährung, die seit Januar eine bedrohliche Gestalt angenommen und in Wien schon zu schweren Hungerkrawallen geführt hatte, auf eine gesichertere Grundlage zu stellen, was sich alsbald als Täuschung erwies, und nebenher, um das monarchische Prinzip wenigstens in Rumänien zu retten. In Österreich zweifelte niemand daran, daß diese Friedensschlüsse im Zusammenhang mit dem allgemeinen einer Revision unterliegen würden.

Die Verhandlungen des Friedens von Brest-Litowsk hatten innerpolitisch die Rückwirkung, daß wegen der Abtretung des Chelm-Landes der Polenklub eine oppositionelle Haltung zur Regierung einnahm. Tatsächlich lag in der Überweisung dieses Gebietes an die Ukraine ein nur durch das mangelhafte geographische und historische Wissen des österreichischen Unterhändlers erklärlicher Mißgriff. Aber mit demselben waren auch schwere Hindernisse gegen die sogenannte austropolnische Lösung heraufbeschworen. Die Mittelmächte waren sich darüber klar, daß der polnische Staat die Garantien seines Bestandes nur in der Verbindung mit einer von ihnen zu finden vermöchte, und da stand denn nach den Traditionen der Polenpolitik Österreichs, dem Katholizismus seiner Dynastie und seiner Bewohner und dem ganzen geistigen Leben des befreiten Polen Österreich im Vordertreffen. Erst der Fehler des Grafen Czernin, der, um rasch zum Abschlusse zu gelangen, das Chelm-Land opfern zu sollen geglaubt hatte, warf einen schweren Schatten auf die austropolnischen Pläne.

Nach der Demission des Ministeriums Seidler wurde dem Freiherrn v. Husarek der Auftrag zuteil, an die Spitze der österreichischen Regierung zu treten. Es war dies in den Tagen der schweren Niederlagen des deutschen Heeres an der Westfront, zwischen Mitte Juli und 8. August 1918. Durch das Scheitern der Pläne Ludendorffs war die Hoffnung auf einen Verständigungsfrieden zu-

nichte geworden. Kaiser Karl gab sich keiner Täuschung darüber hin. Trotzdem blieb für die Staatsregierung das unbedingte Festhalten am deutschen Bündnisse nach wie vor oberstes Gesetz. In Österreich wurden Pläne für eine Umgestaltung der Verfassung entworfen. Zugleich wurde mit allem Nachdruck den ungarischen Politikern gegenüber die Notwendigkeit geltend gemacht, die südslawische Frage einer gedeihlichen Lösung zuzuführen. Dies führte zur Reise des Grafen Stephan Tisza durch diese Gebiete im September, und nach den Eindrücken, welche der hervorragendste ungarische Staatsmann gewonnen hatte, schien es, als sollte der magyarische Widerstand überbrückt werden können. Aber es gebrach an der Zeit, solche Verfassungsprobleme sachlich durchzuarbeiten, denn die Hungersnot war in großen Teilen der Monarchie zu furchtbaren Dimensionen gediehen und unter ihr litt gerade das deutsche Kernvolk des Reiches am meisten. Als Bulgarien die Waffen streckte, erschien es geboten, mit einem feierlichen Staatsakte den Völkern der Monarchie ein Programm für ihre künftige Stellung im Staate zu verkünden. Auch die Informationen des auswärtigen Dienstes aus der Schweiz lauteten dahin, daß Wilson und die Vereinigten Staaten in einer solchen Zusicherung die Grundlage für die künftige Gestaltung der Verhältnisse Österreichs annehmen würden. Nach dem einhelligen Beschlusse eines Kronrates erließ das kaiserliche Manifest vom 17. Oktober 1918, welches allen Völkern des Reiches die vollkommenste Selbstverwaltung – natürlich aber im Rahmen des Ganzen – verhiess und ihnen durch ihre Vertreter die Möglichkeit bot, diese Verheißung je nach ihrer Eigenart auszubauen. Immerhin hatten sich die Magyaren die Integrität der Länder der ungarischen Krone auch in diesem Zusammenhange reserviert und zuerst von ihrer Seite erfolgte die Interpretation des Manifestes im Sinne einer real nicht mehr gebundenen Personalunion der Länder und Völker der Monarchie. Woodrow Wilson, auf dessen Ideengang das Manifest hauptsächlich und in erster Linie eingestellt war, versagte sich in seiner profunden Unkenntnis europäischer Verhältnisse und Politik den Gedanken desselben und lehnte in seiner Antwort es ab, sich mit dem Vorschlage der österreichisch-ungarischen Regierung zu befassen. Er sei vielmehr gezwungen, darauf zu bestehen, daß sie (die Völker der Monarchie) und nicht er »Richter darüber sein sollen, welche Aktion auf Seite der österreichisch-ungarischen Regierung die Aspirationen und die Auffassung der Völker von ihren Rechten und von ihrer Bestimmung als Mitglieder der Familie der Nationen befriedigen wird«.

Unter diesen Umständen erübrigte für den neu berufenen Außenminister Grafen Andrássy nichts mehr, als am 27. Oktober 1918 ein Sonderfriedensangebot zu stellen. Bei Beurteilung dieses Schrittes darf nicht übersehen werden, daß weite Gebiete des Reichs unmittelbar vor einer Ernährungskatastrophe standen. Das zugleich berufene Kabinett Lammasch sollte für »Ordnung und Liquidation« sorgen. Hätte Kaiser Karl an die Gewalt der Waffen appellieren wollen, so hätte er sich wenigstens in einem Teile der Monarchie behaupten können. Seinen sittlichen und religiösen Überzeugungen widersprach ein solches Blutvergießen. Während der Sturm des Umsturzes die deutschen Throne auch der populärsten Dynastien hinwegfegte, begnügte sich die österreichische Revolution mit der Erklärung des Kaisers, auf »jeden Anteil an den Staatsgeschäften zu verzichten« und die Entscheidung anzuerkennen, die Deutschösterreich über seine Staatsform treffen werde. Kaiser Karl zog sich nach Schloß Eckartsau



zurück und verbrachte dort den Winter. Erst im Frühjahr verließ er die heimatliche Erde und lebte zuerst in Wartegg in der Schweiz hart an der österreichischen Grenze, dann in Prangins am Genfer See und in Hertenstein am Vierwaldstätter See.

Aus der Schweiz fanden auch die zwei Versuche statt, welche zur Wiederherstellung der Königsgewalt in Ungarn unternommen wurden. Das durch den Vertrag von Trianon ganz unnatürlich und im Widerspruch mit allen Lehren der Geographie, Geschichte und Wirtschaft beschnittene Ungarn erachtet sich staatsrechtlich nach wie vor als Königreich. Nur gelten die Kronrechte für die Person des Königs als suspendiert und einem Reichsverweser anvertraut. Nach dem Sturze der kommunistischen Terrorherrschaft des Béla Kun erschien Kaiser Karl, dem es gelungen war, unerkannt durch Österreich hindurchzureisen, am 25. März 1921 in Westungarn und sammelte rasch eine bedeutende Anzahl Anhänger um sich. Aber da sich erwies, daß Ungarn im Falle der Übernahme der Kronrechte durch König Karl von den Heeren der benachbarten Staaten besetzt würde, ohne Widerstand leisten zu können, entschloß sich der Kaiser am 3. April, in die Schweiz zurückzureisen. Die Regierung der österreichischen Republik sorgte dafür, daß die Fahrt nicht über Wien ging, unterließ es jedoch, geschmacklose Demonstrationen des sozialdemokratischen Eisenbahnpersonals dabei zu verhindern. Die Schweizer Bundesregierung, welche Umstürzern gegen Staat, Gesellschaft und Rechtsordnung Gastrecht zu gewähren pflegt, glaubte aber von dem Haupte einer Dynastie, die dem Schweizer Boden entstammt, auf dem die Ruine des Stammschlosses, das ihr den Namen gegeben hat, sich erhebt, ein Versprechen abverlangen zu sollen, daß aus der Schweiz nichts unternommen werde, um die durch Umsturz und Rechtsbruch entstandenen Zustände auf dem Gebiete der alten Monarchie wieder zur Bahn der Ordnung zurückzuführen. Die Schweiz verkannte, daß es Pflichten eines Monarchen gibt, die durch solche Kautelen nicht beirrt werden können.

Solche Pflichten traten an Kaiser Karl heran, als der ungarische Legitimus sich für stark genug hielt, um wieder eine stabile Ordnung in dem Gebiete der Länder der ungarischen Krone zu inaugurierten, das nach dem Frieden von Trianon dem magyarischen Volke zur Betätigung seiner Staatlichkeit übriggeblieben war. Es scheint, daß sich König Karl einer gewissen Konnivenz der französischen Regierung, als der nach den Pariser Friedensschlüssen von 1919 für die mitteleuropäischen Fragen führenden Großmacht, versichert hatte, welche Guttheißung allerdings in die Formel gekleidet war, daß gegen die Restauration des ungarischen Königtums kein Anstand bestehe, falls es dem Könige gelinge, sich mit seiner Anhängerschaft in Ungarn zu erhalten. Karl gelangte am 20. Oktober 1921 im Luftschiff nach Ödenburg und zog, überall mit Jubel begrüßt, gegen Budapest. Bei dem Mangel authentischer Aktenpublikationen über die einschlägigen Vorgänge kann nicht festgestellt werden, ob die Politik Frankreichs hier wieder ein Doppelspiel getrieben oder ob sie im letzten Augenblick sich zu einer Änderung ihrer früheren Entschlüsse bestimmt gefunden hat und welche Vorgänge hinter den Kulissen der internationalen Diplomatie überhaupt spielten. Nur das äußere Ergebnis steht fest, daß die Vertreter der revolutionären Gewalt in der Hauptstadt König Karl einen Aufschub seines Einzuges ablisteten und in der Zwischenzeit Maßnahmen

trafen, um die legitimistischen Regimenter fernzuhalten und sich einer größeren, ihnen ergebenen Truppenmacht zu versichern, mit der sie das kleine Heer des Monarchen umzingelten. Der König scheute ein Blutvergießen, wo es sich um die Anerkennung der Rechte seiner heiligen Krone handelte, wurde am 24. Oktober bei Buda-Örs gefangen genommen und in die Abtei Tihany am Plattensee gebracht. Von dort wurden König Karl und Königin Zita ohne gerichtliches Verfahren oder Urteil an Bord eines englischen Donaumonitor, sodann über rumänischen Boden auf ein englisches Kriegsschiff und auf diesem nach Madeira verschleppt. Die großbritannische Regierung, welche diesen neuerlichen Rechtsbruch gegen einen unglücklichen Monarchen, der gegen England immer aufs korrekteste und ritterlichste vorgegangen war, und gegen eine Dynastie zu verantworten hat, die seit Jahrhunderten bestrebt gewesen war, mit dem englischen Imperium in Frieden und Freundschaft zu leben, unterzog sich nicht einmal der unter den gegebenen Verhältnissen selbstverständlichen Pflicht, für den Lebensunterhalt des Opfers ihres Menschenraubes Sorge zu tragen. Kaiser Karl wies den ihm unter Drohungen angesonnenen Verzicht auf seine Krone zurück und lebte zu Funchal mit seiner Familie in dürftigen Verhältnissen. In einer Villa zu Monte daselbst erlöste den Dulder am 1. April 1922 eine Grippeerkrankung von seinem Martyrium. Er hauchte seine edle Seele betend mit den Worten aus: »Ich muß so viel leiden, damit meine Völker sich wieder zusammenfinden.« —

Der Sarg mit dem, was an Kaiser Karl sterblich war, ist in einer schlichten Seitenkapelle der Wallfahrtskirche Nossa Senhora do Monte bei Funchal beigesetzt. In der Wiener Michaelerkirche erinnert ein einfacher Marmorstein mit einer Dornenkrone in Bronze an Karl von Österreich, Kaiser und König, mit der Inschrift: »Er suchte den Frieden und fand ihn in Gott.«

Die sogenannten Siegerstaaten besaßen keinen Staatsmann, der aus dem von ihnen in die Halme getriebenen Chaos des Hasses eine neue gerechte Ordnung der Welt zu schaffen vermocht hätte. Dem rückschauenden Blick wird immer klarer, daß gerade die Persönlichkeit Kaiser Karls mit ihrem nur von Versöhnlichkeit, Billigkeit und echter Volkesliebe erfüllten Wesen eine Gewähr dafür geboten hätte, in Mitteleuropa wieder Verhältnisse mit Aussicht auf Dauer und auf harmonische Ausgeglichenheit der Gegensätze zu begründen. Wenn mit ihm einstweilen der letzte Träger der Habsburgischen Kronen aus dem Leben geschieden ist, der österreichische Gedanke hat sich in der Geschichte gerade in Zeiten, wo er aussichtslos schien, immer wieder als unsterblich und als die richtige, den Völkerfrieden verbürgende Form der Symbiose Mitteleuropas unter Wahrung der kulturellen Führung des deutschen Stammes als seines Erstgeburtsrechtes und seiner Erstgeburtspflicht in der Völkerfamilie bewährt. Die Welt liegt heute noch in ihren höchsten und erhabensten Gütern in Trümmern, aber die schlichte Größe des Märtyrertums Kaiser Karls wird Neid und Haß der Welt überwinden.

Literatur: L. Smolle, Kaiser Karl I. Ein Bild seines Lebens, Wien und Prag 1917. — P. Maurus Carnot, Grün in Tirol, 1921. — A. Berger, Kaiser Karl I., 1922. — Werkmann, Der Tote auf Madeira, 1923. — Boroviczény, Der König und sein Reichsverweser, 1924. — R. Fester, Die Politik Kaiser Karls, 1925. — Werkmann, Aus Kaiser Karls Nachlaß, 1925. — N. Geggerle, Kaiser Karls Sühnetod 1924/1926. — J. G., Kaiser Karl, Ein Charakterbild, Vorwort von H. J. von Verdross, 1925. — J. Eberle, Zum dritten Jahrestag des Todes Kaiser Karls, 1925. — Kralik, Kaiser Karl von Österreich, 1926.

— M. Rumer, Bei Vater und Mutter. (Ein Besuch in Hertenstein), 1927. — Zessner-Spitzenberg, Karl von Österreich, 1927. — Zessner-Spitzenberg, Kaiser Karl 1927. — Gratz und Schüller, Die äußere Wirtschaftspolitik Österreich-Ungarns. Mitteleuropäische Pläne, 1925. — Schonta, Aus den Erinnerungen eines Flügeladjutanten, 1928. — Beneš, Der Aufstand der Nationen, 1928. — Glaise-Horstenau, Die Katastrophe, 1929. — Polzer-Hoditz, Kaiser Karl. Aus der Geheimmappe eines Kabinettschefs, 1929. A. Spitzmüller-Harmersbach, Der letzte österreichisch-ungarische Ausgleich und der Zusammenbruch der Monarchie, 1929. — Wertvolle Angaben enthält auch der Kaiser-Karl-Gedächtnis-Kalender 1929. Kurze und sehr treffende Bemerkungen bietet der Aufsatz des Frh. von Sarkotić über Ludendorffs Kriegserinnerungen in Das Neue Reich III, S. 216. Ein ausgezeichnetes Charakterbild entwirft Schöpfer ebd. XI, S. 155 ff.

Wien.

Max Frhr. Hussarek von Heinlein.

**Kranold, Viktor Ferdinand v.**, Eisenbahndirektionspräsident, \* am 19. September 1838 in Eilenburg, † am 16. September 1922 zu Berlin. — Viktor K. wurde am 19. September 1838 in Eilenburg in der preußischen Provinz Sachsen als Sohn des Patrimonialrichters und späteren Kreisgerichtsrates K. geboren, erhielt seinen ersten Unterricht in der Schule seines Heimatortes, seine Gymnasialbildung von Ostern 1852 an auf der Landesschule Pforta. Nach bestandener Maturitätsprüfung, Michaelis 1857, studierte er auf den Universitäten Leipzig und Breslau die Rechte. Am 15. Oktober 1860 zum Auskultator ernannt, legte er am 13. Mai 1862 die Referendariats- und am 20. Januar 1866 seine Gerichtsassessorprüfung mit Erfolg ab. Sowohl im Auskultator- als auch im Referendariatsexamen erhielt K. das Prädikat »gut«. Das gleiche Prädikat erwarb er sich auch im dritten Examen »in bezug auf Kenntnisse und die Gabe des mündlichen Vortrages«. An den Feldzügen 1864/66 nahm K. teil und zeichnete sich als Offizier des 1. Schlesischen Grenadierregiments in der Schlacht bei Königgrätz so aus, daß ihm der Rote Adlerorden mit Schwertern verliehen wurde. Nach kurzer Tätigkeit als Gerichtsassessor bei dem Stadtgericht und der Staatsanwaltschaft in Breslau wurde er auf sein Gesuch von dem preußischen Minister für Handel und Gewerbe und öffentliche Arbeiten zum 1. Juni 1867 in die Preußische Staatseisenbahnverwaltung zunächst versuchsweise übernommen und der Kgl. Direktion der Westfälischen Landeseisenbahn zu Münster als Hilfsarbeiter überwiesen. Durch Erlaß vom 12. Mai 1868 wurde K. zur Staatseisenbahnverwaltung endgültig übernommen und zum Regierungsassessor ernannt. Zum 1. Oktober 1868 wurde er als Hilfsarbeiter zur Kgl. Direktion der Oberschlesischen Eisenbahnen in Breslau und zum 1. Juli 1869 zur Kgl. Direktion der Wilhelmsbahn in Ratibor versetzt. Nach Auflösung dieser Direktion und Ersetzung durch die Kommission der Kgl. Direktion der Oberschlesischen Eisenbahnen wurde er zum Mitgliede dieser neuen Kommission und am 1. Oktober 1871 unter Belassung seiner Tätigkeit zum Mitglied der Kgl. Direktion der Oberschlesischen Eisenbahnen in Breslau ernannt. In den folgenden Jahren erfolgten weitere Versetzungen: Zum 1. April 1872 als administratives Mitglied zur Kgl. Eisenbahndirektion in Saarbrücken, zum 1. Juli 1875 zur Kgl. Direktion der Niederschlesisch-Märkischen Eisenbahn in Berlin. Unter dem 26. Juli 1875 wurde seine Ernennung zum Regierungsrat vollzogen. Vom 1. April 1880 ab wurde K. zunächst kommissarisch, dann endgültig mit den Geschäften eines Abteilungsdirigenten bei der Kgl. Eisenbahndirektion Berlin betraut und unter dem 11. November 1880 zum Oberregierungsrat ernannt. Bereits vier Jahre später schlug der damalige Minister v. Maybach K.s

Ernennung zum Präsidenten der Kgl. Eisenbahndirektion in Breslau vor; die Bestallung wurde unter dem 17. Oktober 1884 vollzogen. Zum 1. November 1893 verfügte Minister v. Thielen seine Versetzung in gleicher Eigenschaft an die Kgl. Eisenbahndirektion Berlin, deren Leitung und Führung ihm bis zum 1. Oktober 1904 anvertraut war. An diesem Tage wurde K. auf sein eigenes Ansuchen in den Ruhestand versetzt. Er behielt seinen Wohnsitz in Berlin. Bei seiner großen körperlichen und geistigen Frische war es ihm vergönnt, sich noch lange seines Ruhestandes zu erfreuen. Am 16. September 1922 erlag K. in Berlin einem Herzschlage. Die Beisetzung hat auf dem alten Matthäifriedhof in der Großgörschenstraße in Berlin stattgefunden.

K. hat in der preußischen Staatsbahnverwaltung, der er 37 Jahre, von 1867 bis 1904, unausgesetzt angehörte, einen bedeutungsvollen Platz eingenommen. Seine Hauptstärke lag auf dem Gebiete der Verwaltung, für die ihn seine klare Auffassung und sein praktischer Blick, verbunden mit einer starken Arbeitskraft und einer persönlich hervorragenden Verhandlungsgabe, besonders geeignet erscheinen ließen. Er selbst gibt in seinem Gesuch um Übernahme in den preußischen Staatsbahndienst als Grund an, daß ihm »die Verwaltungstätigkeit nach seiner immer mehr gewonnenen Überzeugung mehr zusagen würde als die eigentlich juristische Tätigkeit«. Schon frühzeitig wurde er mit den Geschäften betraut, die besonders in der ersten Zeit seiner Zugehörigkeit zur preußischen Staatsbahn den eigentlichen Kernpunkt der Verwaltungstätigkeit bildeten und die besten Köpfe beschäftigte, mit dem Dezernat in Verkehrs- und Tarifsachen. Damals bildeten die Wettkampfskämpfe der Eisenbahnen untereinander im Verkehrs- und Tarifwesen und die Bildung von Tarifverbänden eine der wichtigsten Fragen der Eisenbahnverwaltungen. K. gelang es schon früh, sich bei diesen Verhandlungen hohes Ansehen unter den deutschen Eisenbahnverwaltungen zu verschaffen. Hierbei trat insbesondere seine Geschicklichkeit, in mündlicher Verhandlung Gegensätze und Interessen auszugleichen, glänzend hervor. Dabei verstand er es immer, die eigenen Belange seiner Verwaltung zu wahren. Seine Fähigkeiten in dieser Beziehung kamen insbesondere zur Geltung in den Verhandlungen, die im Jahre 1877 zur Bildung des deutschen Reformtarifes und im Jahre 1878 zur Gründung der Ständigen Tarifkommission führten, deren Vorsitzender er später lange Zeit war.

Ganz besonders trat das Verwaltungstalent in dem weiten Tätigkeitsgebiet als Präsident der Reichsbahndirektionen Breslau und Berlin zutage. Viele Projekte verdanken seiner Initiative ihre Entstehung oder wurden durch diese kräftig gefördert. So sind aus der Amtstätigkeit K.s in Breslau zu erwähnen: der Hinzutritt einer Reihe neuer oder in den Besitz des Staates übergegangener Eisenbahnlinien, wodurch der Bezirk von 2276 auf 3101 Kilometer sich vergrößerte, die Erbauung einer Reihe von Empfangsgebäuden, die Inangriffnahme des Baues der sogenannten Breslauer Güterumgehungsbahn, der Güterbahnhöfe Mochbern, Brockau usw., während aus seiner Berliner Präsidentenzeit hervorzuheben sind: die schwierige Überleitung der Direktion in die durch die neue Preußische Staatseisenbahnordnung (1895) geschaffenen Verhältnisse, die Verwaltung des großen Personals, die schwierigen Betriebs- und Verkehrsverhältnisse des Fernverkehrs sowie insbesondere der Stadt- und Vorortbahnen und die zahlreichen, nie endenden Um- und Neubauten. So sind z. B. zu nennen der viergleisige Ausbau der Nordbahnstrecke, die neue von Nauen ausgehende

Umgehungsbahn, der Neubau oder die in die Wege geleitete Umgestaltung der Rangierbahnhöfe Niederschöneweide, Pankow, Rummelsburg, Wustermark usw.

Neben den dem Direktionspräsidenten allgemein obliegenden Aufgaben kommt für den Präsidenten der Direktion Berlin als weitere Aufgabe der Vorsitz in der Ständigen Tariffkommission und die Geschäftsführung im Verein Deutscher Eisenbahnverwaltungen hinzu.

Der Verein Deutscher Eisenbahnverwaltungen ist im Jahre 1846 durch Zusammenschluß der zehn größten Preußischen Privatbahngesellschaften gegründet worden. Er dehnte sich schnell über Deutschlands Grenzen aus und umfaßt gegenwärtig alle wichtigen deutschen, österreichischen, ungarischen, niederländischen und luxemburgischen Staats- und Privatbahnen. Der Zweck ist die Förderung des allgemeinen Verkehrs durch entsprechende gemeinsame Einrichtungen. Die geschäftsführende Verwaltung ist die Reichsbahndirektion Berlin, deren Präsident zugleich Vorsitzender des Vereins ist. Es liegt auf der Hand, daß bei der Ausbreitung des Vereins und bei der Mannigfaltigkeit seiner Aufgaben ein großes Maß von Arbeit mit seiner Leitung verbunden ist. Hier war K. der rechte Mann am rechten Platz. Seine kräftigen Anregungen für die stetige Weiterentwicklung des Eisenbahnwesens, seine glänzende Begabung für die Leitung großer Versammlungen und in schwierigen Fragen Einigung herbeizuführen, haben zweifellos zur Hebung dieses wichtigen Vereins beigetragen. Die Anerkennung für das von K. Geleistete kam besonders bei dem 50jährigen Jubiläum des Vereins in den Tagen vom 28. bis 30. Juni 1896 in Berlin zum Ausdruck.

Nicht geringer waren K.s Verdienste um die Ständige Tariffkommission. Diese ist ein Organ zur Fortbildung des deutschen Tarifs und besteht aus Vertretern der deutschen Eisenbahnverwaltungen sowie Vertretern der Landwirtschaft, des Handels und der Industrie. In drei bis vier in jedem Jahre stattfindenden Vollsitzungen werden umfangreiche, meist äußerst schwierige Arbeiten erledigt. Den Vorsitz in diesen Sitzungen führt der Präsident der Reichsbahndirektion Berlin. Schon im Jahre 1878 bei der Gründung der Ständigen Tariffkommission war K. Vertreter seiner Verwaltung. An den Arbeiten dieser wichtigsten Einrichtung für die Fortentwicklung des deutschen Verkehrswesens hat K. unausgesetzt lebhaften persönlichen Anteil genommen. In seiner Eigenschaft als Vorsitzender der Kommission gelang es auch hier seinem Talente, oft große Meinungsverschiedenheiten in verwickelten Fragen zum gedeihlichen Ausgang zu bringen. Die hervorragenden Leistungen der Ständigen Tariffkommission für das deutsche Wirtschaftsleben sind während seines elfjährigen Vorsitzes nicht zum geringen Teil der Arbeit und dem Einfluß K.s zuzuschreiben. Ihren äußeren Ausdruck fand diese allgemeine Anerkennung bei der letzten Sitzung, die K. leitete. Sie fand am 8. und 9. September 1904 in Bern statt und gestaltete sich zu einer ausgesprochenen Abschiedsfeier und Huldigung für ihn.

K.s Dienstlaufbahn war ein steter glänzender Aufstieg. Zahlreiche hohe Ordensauszeichnungen und sonstige Ehrungen aus dem In- und Auslande bezeugen die Anerkennung, die K.s Wirken überall gefunden hat. Durch Patent vom 15. Juli 1896 erhielt er aus Anlaß des 50jährigen Jubiläums des Vereins Deutscher Eisenbahnverwaltungen in Anerkennung seiner Verdienste um die

Entwicklung dieses Vereins den Charakter als Wirklicher Geheimer Oberregierungsrat. Bei seinem Ausscheiden aus dem Dienste ist ihm als besondere Ehrung der erbliche Adel verliehen worden. Anlässlich des 25jährigen Regierungsjubiläums Kaiser Wilhelms II. erhielt K. unter dem 16. Juni 1913 den Charakter als Wirklicher Geheimer Rat mit dem Prädikat Exzellenz.

Der Abriß, den wir von dem Leben des Präsidenten K. gegeben haben, würde nicht vollständig sein, wenn wir nicht zum Schluß auch noch seines vornehmen Charakters sowie auch der Vorzüge seiner äußeren Erscheinung, seines gewinnenden Wesens und vor allem seiner Rednergabe gedächten, die bei dienstlichen und außerdienstlichen Gelegenheiten in glänzender Weise in die Erscheinung trat.

K. war seit dem 9. September 1869 verheiratet mit Elisabeth Heise, der jüngsten Tochter des Geheimen Oberregierungsrates Heise zu Breslau. Aus der Ehe sind zwei Kinder hervorgegangen.

Literatur: Zeitung des Vereins Deutscher Eisenbahnverwaltungen, Berlin, Jahrgang 1904 und 1922.

Berlin.

Alexander Wulff.

**Kükenthal, Willy Georg**, o. ö. Prof. der Zoologie und Direktor des Zoologischen Museums der Universität Berlin, Geh. Regierungsrat, \* am 4. August 1861 in Weißenfels a. d. Saale, † am 20. August 1922 in Berlin. — Sein Vater war der Steuerinspektor August K., seine Mutter dessen Ehefrau Minna, geb. Wimmer. Nach dem Besuche der Schulen in Weißenfels und Halle a. d. Saale bezog K., 19 Jahre alt, die Universität, zuerst drei Semester hindurch in München, wo er noch vornehmlich Mineralogie zu studieren gedachte, und sodann, vier Semester hindurch, in Jena, wo er sich endgültig der Zoologie zuwandte. Am 28. Februar 1884 wurde er in Jena promoviert, auf Grund einer Untersuchung der lymphoiden Zellen der Anneliden. Gleich darauf arbeitete er ein Jahr lang an der zoologischen Station Neapel. 1885 unternahm er, zusammen mit B. Weißenborn, einen zoologischen Ausflug nach der Westküste von Norwegen. In demselben Jahre wurde er Assistent Haeckels und schrieb als solcher, der neuen Zeit Rechnung tragend, eine kleine Anleitung zur mikroskopischen Technik im zoologischen Praktikum. Das längst vergriffene und vergessene Schriftchen spricht deutlich für seine schon früh entwickelte Freude an der Gestaltung des akademischen Unterrichts, wie für die glückliche Hand, die er darin hatte. 1886 ging er mit dem norwegischen Walfänger Kapitän Ingebrigtsen in das nördliche Eismeer und brachte von dieser für seine wissenschaftliche Entwicklung bedeutsamsten Fahrt die Anregung heim, die im Wasser lebenden Säugetiere unter dem Gesichtspunkte der Anpassung zu studieren. Eine unvergleichlich kostbare Sammlung von Walembryonen und eine große Summe klarer Einblicke in das Leben erwachsener Waltiere gaben ein festes Fundament für diese Studien ab. Vorerst jedoch befaßte er sich noch mit den aus Italien mitgebrachten Opheliaceen und habilitierte sich am 7. Mai 1887 bei Haeckel mit einer Abhandlung über das Nervensystem dieser Würmer. Aber bereits 1888 legte eine Betrachtung über die Hand der Cetaceen Zeugnis ab von dem brennenden Interesse, das ihn fortan beseelte, und schon im Frühjahr 1889 zog er denn auch zu neuen Studien über die Wale abermals in das

nördliche Eismeer. Auf dieser Fahrt begleitete ihn sein Freund Alfred Walter aus Riga, ein Forscher, von dem er mit steter Bewunderung zu sagen pflegte, daß er ein zweiter Wallace geworden wäre, wenn ihn nicht schon früh eine tückische Krankheit dahingerafft hätte. Die Kosten der Reise bestritt die Geographische Gesellschaft in Bremen. Eine Studie über die Fauna von Spitzbergen und ein Band vergleichend anatomischer und entwicklungsgeschichtlicher Untersuchungen an Waltieren waren die ersten Früchte der Unternehmung. Noch in demselben Jahre, 1889, berief ihn das Vertrauen Ernst Haeckels in die Ritter-Professur für Phylogenie an der Universität Jena, in welcher Stellung er sich sogleich mit einer Studie »Über die Anpassung der Säugetiere an das Leben im Wasser« auswies. — 1890 schloß er mit Margarete Scheibe aus Gera eine überaus glückliche Ehe, die aber bald schon durch Krankheit getrübt und nach neun Jahren durch den Tod wieder gelöst wurde. — In den folgenden Jahren, 1891 und 1892, ergab sich ihm bei Untersuchungen über die Ontogenie des Säugetiergebisses ein neuer Anlaß zu eingehenderen Spekulationen über die Phylogenie der Mammalier, und er verfolgte dieses Thema von da an mit besonderer Vorliebe bis an das Ende seines Lebens. Die Vorstellung, daß die mehrhöckerigen Backenzähne vieler Säugetiere im Laufe der Stammesgeschichte durch Verschmelzung einfacher, konischer Zähne entstanden seien, ist vornehmlich mit seinem Namen verknüpft. Mitten in dem breiten Flusse dieser ontogenetischen Forschungen traf ihn der Ruf, der für seine Entwicklung zum Tiergeographen entscheidend werden sollte: die Senckenbergische Naturforschende Gesellschaft in Frankfurt am Main reichte ihm die Mittel dar zu einer Reise in die Molukken. Hatte er bisher die Polarwelt kennen gelernt, so gewann er jetzt, 1893 und 1894, in einjährigem Aufenthalte auf Halmahera, Ternate und Borneo einen Einblick in die Natur der Tropen. Über die Ergebnisse der Fahrt berichten mehrere starke Bände. — In den vier Jahren nach der Heimkehr vollendet sich zum ersten Male das Bild des ganzen K.: er reist, um für das Museum zu sammeln, — er beobachtet, um das einzelne Tier in seiner Abhängigkeit von der Umgebung und die Tiergruppe in ihrer Abhängigkeit von dem Erdräume, den sie besiedelt, zu erkennen, — er versucht auf dem Wege der Ontogenie eine Vorstellung von der Geschichte des Organismus zu gewinnen, und er entfaltet, selbst tief begeistert von seiner Forschung, eine fruchtbare akademische Lehrtätigkeit (hervorragende Begabungen wie Fritz Römer, P. Adloff, L. S. Schultze-Jena, W. May, K. Müller, R. Jungklaus, Arthur Haese suchten damals seinen Umgang). Er hat später gewiß mehr in die Breite gewirkt, größeren, weit größeren Instituten vorgestanden und einen weiteren Kreis von Schülern um sich gehabt, aber den Tiefgang dieser Jenaer Tage hat er nie mehr übertroffen. Die letzte Frucht dieser Periode ist der Leitfaden für das Zoologische Praktikum (1898), ein Buch, das er 1920 zum achten Male hinausgehen lassen konnte.

Im Alter von 37 Jahren wurde er als Direktor des Zoologischen Instituts und Museums und als o. ö. Professor der Zoologie und vergleichenden Anatomie nach Breslau berufen. Carl Chun, der ihm in diesem Amte vorausgegangen war, hatte nachdrücklich Fakultät und Ministerium auf ihn aufmerksam gemacht und K. hat die Erwartungen, die man auf seine Fähigkeiten, den zoologischen Unterricht zu reorganisieren und das zoologische Museum Breslau von Grund aus neu aufzubauen, in vollstem Umfange erfüllt. (In Fritz Römer, C. Zimmer und

F. Pax standen ihm bei der Arbeit an dem Museum arbeitsfreudige Helfer zur Seite, und von Rob. Hartmeyer bis M. Ries erwuchs seinem Institute eine stattliche Reihe von Schülern.) Seine sehr beträchtliche Publikationstätigkeit in den zwanzig Breslauer Jahren galt vor allem der Systematik gewisser sedentärer Coelenteratengruppen sowie, leider nur noch gelegentlich einmal, neuen Untersuchungen an Waltieren. Auch von Breslau aus ist er immer wieder auf Reisen gegangen: so vor allem 1906 und 1907 mit Robert Hartmeyer zusammen auf die Antillen und 1912 im Anschluß an eine Entsendung als Austauschprofessor, nach Cambridge in Mass., nach Kalifornien; auch hat er zweimal Schottländersche Lehrexpeditionen (eine der Breslauer Universität eigentümliche Stiftung ihres Ehrenbürgers Dr. Paul Schottländer zur Ausbildung von Forschungsreisenden) geleitet, das eine Mal, 1911, bezeichnenderweise nach Norwegen, das andere Mal, 1914, nach Korsika.

1914 erkrankte er schwer. Es liegt nahe, bei dem 53jährigen an ein Leberleiden zu denken, doch hatten die Ärzte kein sicheres Urteil gewinnen können. Er ist wohl auch nie mehr recht gesund geworden. Jedenfalls erschien er, als er 1918, 57jährig, mit besonders großen Erwartungen in die Leitung des größten deutschen zoologischen Museums berufen worden war, bereits als ein vom Tode gezeichneter Mann, und die Freunde fragten sich voll Besorgnis, ob er die Lasten des neuen Amtes wohl noch würde bewältigen können. Daß er sich mit Eifer weitausschauende Ziele steckte, daß sich ihm frische Kräfte, vielfach erprobte ältere wie tatenfrohe junge, mit Feuereifer zur Verfügung stellten, war bei einem Arbeiter, wie er es war, selbstverständlich. Er ist aber nicht mehr über vielverheißende Anfänge hinausgekommen. Im Frühjahr 1922 erkrankte er von neuem schwer, und am 20. August 1922 hat ein diffuses Karzinom des Dünndarmes seinem Leben ein Ende gesetzt. — Von seinem Handbuche der Zoologie, einem Werke, das außer dem Baue der Tiere, die Systematik, die Ökologie, die Geographie und die Ontogenie schildern sollte, hat er nur noch die ersten Bogen aus der Presse kommen sehen.

Man hat Willy K. gern einen Schüler Haeckels (s. DBJ. 1917—1920, S. 397 ff.) genannt, und er selbst hat sich wohl auch zumeist dafür gehalten. Doch war er es nur zum Teil. Nichts spricht deutlicher dafür als die ersten Studien, die er unter Haeckel getrieben hat. Diese Abhandlungen über Anneliden sind in ihrer strengen Nüchternheit und in ihrer Zurückhaltung gegenüber der in den Jenenser Arbeiten der 80er Jahre hervortretenden selbstgewissen Spekulation so unhaeckelisch wie nur möglich. Und die in den späteren Arbeiten deutlich werdende Wendung zu ökologischen und geographischen Betrachtungen ließen eher einen Schüler Leuckarts in ihm vermuten, womit denn auch übereinstimmt, daß ihn sich gerade Carl Chun zum Nachfolger wünschte. Aus dem eigenen Munde des jungen Ritter-Professors haben wir zudem das Wort, daß er Haeckel wohl seiner Verehrung als Zoologe versichert habe, seiner Weltanschauung aber nicht folgen könne. Wenn er dann freilich als junger Ordinarius in Breslau im Hinblick auf seine gut besuchten Vorlesungen über Darwinismus an Haeckel schrieb, er habe sich nie so sehr als sein Schüler gefühlt als eben in diesem Kolleg, so beweist das nur, daß ihm bei der Last der neuen Pflichten nicht Zeit geblieben war, seinen Standpunkt in der theoretischen Zoologie rechtzeitig zu revidieren.

Als literaturgeschichtliche Erscheinung ist Willy K. ein Sohn der Landschaft, der im Laufe des letzten Jahrhunderts auch Seume, Novalis, Ranke, Nietz-



sche, Lepsius, Junghuhn, Rich. Wagner, Rob. Schumann und Friedrich Naumann entsprossen sind. Die Beweglichkeit seiner Natur, die Freude am Wandern, ebenso wie eine Neigung zum Irrationalen und ein Sinn für das Feierliche stellen ihn deutlich in die Nachbarschaft so hoher Geister.

Seine Walembryonen und einige Notizen über Wale sind in Besitz des Zoologischen Museums der Universität Berlin übergegangen. Über seine Reise-Tagebücher, Aquarelle und Photographien verfügt sein Schwiegersohn der Professor der Theologie Dr. Wilhelm Bauer in Göttingen.

Die hier mitgeteilten Daten beruhen außer auf eigenen Mitteilungen W. K.s und solchen seiner Familie, auf dem Umgange, den der Verfasser als Schüler und Freund ein Vierteljahrhundert hindurch mit ihm pflegen durfte, sowie auf den Nachrufen, die ihm gewidmet sind: Hjalmar Broch (Naturen, november, dezember 1922, S. 321); Karl Heider (Sitzungsberichte der preußischen Akademie der Wissenschaften, 3. Juli 1924, 5 Seiten); C. Zimmer (Mitteilungen aus dem Zoolog. Museum in Berlin, 11. Bd., 2. Heft, S. 171—179; dort auch das Verzeichnis der Arbeiten, 170 Nummern in 37 Jahren!) und Thilo Krumbach (Handbuch der Zoologie, 1. Bd. 2 Seiten).

Berlin-Zehlendorf.

Thilo Krumbach.

**Lepsius, Reinhold**, Maler, \* am 14. Juni 1857 in Berlin, † am 14. März 1922 in Berlin. — Dem seelisch fein organisierten Künstler wird das Bildnis immer besonders nahe liegen, wird die künstlerische Wiedergabe des Individuellen, die Verkörperung des Geistig-Persönlichen ein mit Vorliebe gewähltes Darstellungsgebiet sein, auf dem sich mehr als in anderen Bezirken der Malerei eine Vergeistigung des Künstlerisch-Formalen erreichen läßt. Für das Maß dieser Vergeistigung, des letzten Zieles künstlerischen Schaffens, ist das Bildnis mit Recht zu allen Zeiten als Prüfstein angesehen worden.

Ein Künstler, dessen ganze persönliche und künstlerische Veranlagung ihn auf den Weg der Bildniskunst weisen mußte, war Reinhold L. Und er hat ihr auch fast ausschließlich sein ganzes Schaffen gewidmet. Schon die Atmosphäre des Elternhauses prädestinierte ihn zu verständnisvollem Beobachten geistig hochstehender Individualitäten, zu lebhaftem Erfassen der geistigen und menschlichen Züge bedeutender Persönlichkeiten. Der Sohn von Richard L., des Begründers der wissenschaftlichen Ägyptologie, genoß das Glück, in dem erlesenen Gelehrtenkreise, der im Hause seines Vaters verkehrte, in jungen Jahren Männer wie Wilhelm und Alexander v. Humboldt, Jacob und Wilhelm Grimm, Ranke, Helmholtz, Treitschke, Curtius kennenzulernen, sie menschlich nahe zu sehen. Trotz gewisser vom Vater ererbter Züge der Gelehrtennatur fand er früh und entschieden den Weg zur Kunst. Eine Neigung zur Architektur, die er anfänglich hegte, trat zurück hinter einer stärkeren zur Malerei.

Im Alter von 20 Jahren begann er seine Studien auf der Kunstschule in Karlsruhe, verließ diese aber schon nach einem Jahr, um seine Ausbildung in einem dreijährigen Studium an der Akademie in München zu vollenden. Loefftz war dort sein Hauptlehrer; von besonderer Bedeutung wurde für ihn aber der Einfluß Lenbachs, mit dem er persönlich in Beziehung trat. Eine tiefere Veranlagung behütete den jungen L. glücklicherweise davor, von Lenbachs zum Äußerlichen neigenden Virtuosentum ungünstige Beeinflussung zu erfahren.

Im Jahre 1884 verlor er den über alles verehrten Vater und schloß sich von nun an besonders eng an seinen älteren Bruder, den Geologen Johannes L. an,

mit dem er schon in München die Studienjahre gemeinsam verlebt hatte. 1887 führte ihn eine Studienreise nach Florenz, wo er Giorgiones »Konzert« kopierte. Die Wahl gerade dieses Werkes ist bezeichnend für L., der auch musikalisch begabt war, und nicht zuletzt aus dieser Veranlagung heraus erklärt sich sein feines Empfinden für die Schwingungen der Farbentöne seiner Bilder und ihren harmonischen Zusammenklang. Es offenbart sich darin mehr als Kultur des Auges, es ist innere Musikalität. Damals entstand auch das erste, seine Eigenart ganz enthüllende Bild, ein Damenbildnis (Frl. Lang), dessen Wirkung auf sehr aparter, graublauer Farbenstellung beruht. Ein männliches Bildnis (v. Angeli), von ähnlich diskreter Malweise, trug ihm auf der Ausstellung in München einen großen Erfolg ein.

1889 zog er nach Rom, um dort eine schöne junge Italienerin, die er in Lenbachs Haus kennengelernt hatte, die Marchesa Maria Guerrieri zu malen. Er führte ihr Bildnis mehrfach aus, wie es überhaupt für L. bezeichnend ist, daß er seine Modelle nicht selten drei- oder viermal malte, daß er sich in strenger Selbstkritik nicht genug tun konnte in seinem Mühen um die beste malerische Gestaltung. Es fehlte ihm die unbekümmerte Leichtigkeit des Schaffens; strenge Gewissenhaftigkeit und scharfe kritische Einstellung, ererbt wohl aus der wissenschaftlichen Akribie des Vaters, wirkten zuweilen hemmend auf die freie Entfaltung seines Künstlertums. So erklärt sich auch, daß die Zahl seiner Schöpfungen die anderer Künstler bei weitem nicht erreicht, aber sie ist doch größer als gemeinhin angenommen wird.

Neue Anregungen fand L. auf einer Reise nach Paris (1893), wo die Werke der Vorimpressionisten, besonders die von Bastien Lepage, Aman-Jean und der Schule von Fontainebleau ihn anzogen. Ein Jahr zuvor hatte er sich verheiratet und das Glück, in der Tochter Sabine des begabten Berliner Malers Gustav Graef eine ihn verstehende Lebensgefährtin zu gewinnen, die, selbst Malerin, ihm zugleich Kunstgenossin und den feinfühligsten Künstler harmonisch zu ergänzen bestimmt war. Schon 1889 hatte er ihr Bildnis in japanischem Kostüm gemalt, ein charakteristisches Beispiel aus der Frühzeit des Künstlers, in der er für seine aparten, fein durchgeführten Bilder mit Vorliebe noch kleine Formate wählte. Noch ein anderes, besonders gelungenes weibliches Bildnis aus seiner Frühzeit, das von Frau Broicher, verdient Hervorhebung, von den männlichen Bildnissen die von Curtius, Georg Ebers und das seines Bruders Johannes. In Erinnerung an den verstorbenen Vater malte er dessen Bildnis in verschiedenen Fassungen.

Nach kurzem Aufenthalt in München veranlaßte ihn der Auftrag, Georg v. Bunsen zu malen, zur Übersiedlung nach Berlin, das von nun an sein ständiger Wohnsitz wurde. Eine Reihe von Männer- und Frauenbildnissen aus der Berliner Gesellschaft (Springer, Alice Neumann, Bamberger, Daisy Broicher, Oskar Hahn, Frl. Rosenberg, Oppenheim, Stern, u. a.) begründete rasch seinen Ruf als Maler der geistigen und vornehmen Welt. Zu besonderer Fruchtbarkeit steigerte sich sein Schaffen in den Jahren 1902 bis 1905, zu deren Beginn ihn eine schon lange ersehnte Reise nach Spanien führte, nach der in seinen Bildern seine Bewunderung für Velasquez deutlich fühlbar wird, während vordem neben Lenbach, Whistler und Sargent die großen Italiener und die vorimpressionistischen Franzosen für seine Kunst hauptsächlich bestimmend gewesen waren. Sein Gneist-Bildnis, das Robert Kahns, Marie v. Bunsen, das Doppel-

bildnis Deutsch, Paul v. Liebermann, Eva Weißbach und besonders das meisterhafte Bildnis des Philosophen Dilthey seien als die reifsten Früchte dieser besonders glücklichen Schaffenszeit erwähnt.

Die Werke der darauffolgenden Jahre, als deren gelungenste die Bildnisse Levy, der Familie Graf York v. Wartenburg, Norina Vollmöller, Adler, Frl. Heck, Schultze-Naumburg und Messel zu nennen sind, entstanden in weit schwererem Ringen. Hatte schon früher, wie erwähnt, seine große Gewissenhaftigkeit und scharfe Selbstkritik nicht selten lähmend auf sein Schaffen gewirkt, so kam für L. jetzt als seelisch hemmend das Gefühl der Isoliertheit im künstlerischen Leben hinzu. Wohl hatte er sich an der Begründung der Berliner Sezession beteiligt, aber sonst keinen aktiven Anteil am Berliner Kunstleben genommen. Seine Kunst hatte ihm Freunde gewonnen, Bewunderung und Verehrung. An äußeren Ehren wurden ihm die Ernennung zum Professor (1911) und die Wahl zum Mitglied der Akademie der Künste (1916) zuteil. Es widerstrebt seiner stillen vornehmen Natur, wie andere für sich selbst zu werben, teilzunehmen an dem Kampf um Erfolg und Ruhm. Seinem zurückhaltenden Wesen kostete es sogar nicht geringe Überwindung, seine Werke in Ausstellungen öffentlich zu zeigen. Ein Gefühl der Vereinsamung ergriff L. damals, das den äußerst sensiblen Künstler schmerzlich bedrückte und einen zeitweisen Stillstand seines Schaffens zur Folge hatte. Nur wenige Vertraute, die fest an ihn und sein Können glaubten, vermochten ihn in dieser Zeit der Depression aufzurichten. Die ihm nahe standen, wissen, daß es vor allem die treue Freundschaft Ludwig Justis war, die ihn den Glauben an sich selbst bewahren und die Kraft zu neuen Schöpfungen finden ließ.

Dem Wiederaufleben seiner Schaffensfreudigkeit verdanken wir das als malerische Leistung wie als psychologisches Dokument gleich vorzügliche Bildnis von Carl Justi (1913), das zu den unvergänglichen Werken deutscher Bildniskunst gehört. Im gleichen Jahre entstand das ebenfalls besonders gelungene Bildnis des Mr. Thaeyer.

Seit einer Reise durch Holland hatte L. den Werken Rembrandts seine besondere Vorliebe zugewandt, er umgab sich in seiner letzten Lebensperiode mit Reproduktionen Rembrandtscher Bilder, in deren Betrachtung er täglich Genuß und Anregung fand. — Die Kriegsjahre brachten eine jähe Unterbrechung des Aufschwungs, den L. seit dem Justi-Bildnis genommen hatte; ein neuer Stillstand steigerte sich zur Tragik völliger innerer Vernichtung, nachdem sein einziger Sohn gefallen war. Obwohl schließlich auch noch körperliche Leiden hinzukamen, war es L. doch vergönnt, seine Kunst noch einmal in einem malerisch glänzenden Werk, seinem Stefan George-Bildnis, zu sammeln, das kaum weniger als sein Carl Justi ein vollkommener Ausdruck der hohen Reife seiner Alterskunst ist. Leider ist es nicht gelungen, dieses Werk für eine deutsche Sammlung zu gewinnen, es wurde nach Amerika verkauft. — Auch ein besonders schönes Damenbildnis, das der Frau Gudrun Bucher, konnte L. in seiner letzten Lebenszeit noch vollenden.

So schloß der eigenartige Künstler das Werk seiner stillvornehmen Kunst, bevor todbringende Krankheit ihm die Palette für immer aus der Hand nahm, mit zwei Bildern ab, die besonders typisch für ihn waren: dem Bildnis eines hervorragenden, schaffenden Geistes und einem malerischen Dokument weiblicher Anmut. Beides war das innerlich Wesentliche seiner Schöpfungen wie

seiner eigenen Person: von vornehmer Geistigkeit war er selbst durchdrungen und Weichheit und Anmut besaß er, wie sie Männern nur ganz selten eigen ist. Wohl hat er während des Krieges auch einen Mann der Tat, den General Eichhorn gemalt; doch lagen ihm eigentlich nur die Männer des Intellekts, des geistigen Schaffens und die Frauen. In seinen besten Werken verstand er es, psychologisch scharfe Charakteristik mit malerisch weichem Vortrag zu verbinden. Mit sparsamsten Mitteln ist bei ihm der die Figur umschließende Raum angedeutet und über manchem seiner Bilder liegt ein feiner, leicht verhüllender Hauch, der die Konturen weich zerfließen läßt, der uns die Gestalten aber nicht entfernt, sie uns, wenn wir den Schleier dieser Illusion durchblicken, vielmehr näher bringt, so daß wir die gleiche Atmosphäre mit ihnen zu atmen glauben.

Auch einige Landschaften hat L. uns hinterlassen, die in ihrer male- risch-weichen Wiedergabe der Naturformen und in ihrer atmosphärischen Be- handlung interessant sind. Er malte sie zunächst nur zur eigenen Freude, zur Ausspannung von seinem Sondergebiet, dem Bildnis, »pour dégager les doigts« wie Watteau einmal von sich sagte.

Ein Künstler von seltener Kultur ist in Reinhold L. dahingegangen. Mochte ihm selbst auch die Kraft fehlen, sich im Leben seinem Können und seiner Be- deutung gebührend durchzusetzen, seine Werke werden zur Nachwelt für ihn sprechen.

Berlin-Zehlendorf-West.

Alexander Amersdorffer.

**Liebisch, Theodor**, Geh. Bergrat, *Dr. phil.*, o. Prof. der Mineralogie an der Universität zu Berlin, \* am 29. April 1852 in Breslau, † am 9. Februar 1922 in Berlin. — Seine Promotion erfolgte im Jahre 1874 zu Breslau auf Grund einer preisgekrönten Arbeit, die, von Ferdinand Römer veranlaßt, eine makroskopische und mikroskopische Untersuchung schlesischer Diluvialgeschiebe darstellte; das war im Anfang des petrographischen Dünnschliffstudiums, wenige Jahre, nach- dem F. Zirkel, G. Tschermak und H. Rosenbusch ihre ersten Leistungen vollbracht hatten. Nur noch kurze Zeit widmete sich der junge Forscher solcher Beschrei- bung von Gesteinen und Mineralvorkommen. Unter dem Einfluß seines Lehrers M. Websky, der, ein Schüler von Chr. S. Weiß, inzwischen von Breslau nach Berlin berufen worden war und ihn dann als Assistenten an das dortige Institut zog, wandte er sich der geometrischen Behandlung der Kristallmorphologie zu. Von Heinrich Schroeter und J. Rosanes mit dem neuesten Rüstzeug mathe- matischer Methodik reichlich ausgestattet, vermochte L. die von Carl Friedrich Naumann herrührende analytische Geometrie der Kristallgestalten in eine moderne und elegante Form zu gießen. So verschwand der noch bei Naumann herrschende Vorrang der Flächen gegenüber den Kanten, und es entstand jener wunderbare Dualismus, wie ihn die analoge Verteilung von Flächenindizes und Kantenindizes in den neuen Gleichungen offenbarte; diesen Dualismus zeigen auch die Doppelverhältnisse, die von W. H. Miller nicht nur für vier komplanare Kanten, sondern auch für vier tautozonale Flächen abgeleitet und von L. mit dem schon durch C. F. Gauß entdeckten Kantengesetz identifiziert wurden. Daß auch bei der Kristallschiebung, deren Ellipsoidgesetz L. im Jahre 1887 entdeckte, die Flächen und Kanten einander vollkommen dualistisch gegenüberstehen, erkannte erst O. Mügge (1889).

Schon zwei Jahre nach seiner unter dem Rektorate von Helmholtz erfolgten Berliner Habilitation wurde der Achtundzwanzigjährige als Extraordinarius nach Breslau berufen, und schloß dort seine kristallgeometrischen Untersuchungen 1881 mit dem bekannten Lehrbuch ab.

Während hier einzig und allein aus den Eigenschaften des vollständigen Vierflaches die gesamte Kristallberechnung deduziert wurde, blieb die Symmetrielehre lückenhaft, da die Arbeiten von J. Chr. F. Hessel, A. Bravais und A. Gadolin sich noch nicht hinreichend durchgesetzt hatten; andererseits hat L., als er nach Greifswald berufen war, den dortigen Mathematiker B. Minnigerode im Jahre 1883 dazu angeregt, die 32 morphologischen Symmetrieklassen mit Hilfe der Substitutionstheorie aus dem Grundgesetz herzuleiten.— Schon im Herbst des folgenden Jahres übernahm er das Ordinariat in Königsberg, wo er nicht nur als Nachfolger von Max Bauer das mineralogische Erbe Franz Neumanns antrat, sondern auch als Forscher in dessen Spuren wandelte. Jener geniale und von ihm hochverehrte Physiker, der dort seit 1875 noch damals im Ruhestand lebte, hatte die Morphologie der Kristalle durch Ableitung des Häüyschen Gesetzes aus dem Weißschen Zonengesetz sowie durch die Einführung der linearen, stereographischen und gnomonischen Projektion außerordentlich gefördert, bevor er mit so glänzendem Erfolge das Gebiet der Kristallphysik betrat. Auf diesem Gebiet begann nun auch L. zu arbeiten. Hierzu befähigte ihn im ungewöhnlichen Maße die einst bei H. Schroeter und O. E. Meyer erhaltene Ausbildung; war doch das Breslauer mathematisch-physikalische Seminar nach dem Königsberger Plan eingerichtet, den F. Neumann und K. G. J. Jacobi 1834 aufgestellt hatten. Besonders die Kristalloptik hat L. sowohl in Königsberg als auch während der Göttinger Periode (1887—1908) in weitem Umfang beschäftigt. Bereits im Jahre 1802 benutzte W. H. Wollaston die von J. Kepler entdeckte Totalreflexion, um mittels einer originellen Apparatur Lichtgeschwindigkeiten im Kalkspat zur Prüfung der Huyghensschen Strahlenfläche zu bestimmen, und im Jahre 1856 konstruierte H. de Senarmont die Grenzkegel einachsiger und zweiachsiger Kristalle. Endlich zeigte 1878—1879 W. Kohlrausch, daß die von Wollaston bestimmten Geschwindigkeiten sich auf Wellen statt auf Strahlen beziehen, und prüfte sodann die Fresnelsche Theorie an den zweiachsigen Kristallen der Weinsäure.

L. vermochte nun sämtliche Erscheinungen, die ein durchsichtiger inaktiver Kristall bei monochromatischer Bestrahlung im Totalreflektometer darbietet, aus der Indexfläche, Einfallsebene und Grenzebene sowie aus der Lichtbrechung des isotropen Außenmediums abzuleiten; die so erhaltenen Sätze umfaßten auch den allgemeinsten, von W. Kohlrausch unrichtig behandelten Fall und wurden von L.s Schüler J. Danker am Kalkspat und Aragonit experimentell bestätigt. Fast gleichzeitig untersuchte L. die Bestimmung der Hauptbrechungsindizes mittels der Newtonschen Minimalablenkung und fand für einachsige Kristalle, daß jedes beliebige Prisma von bekannter Orientierung beide Hauptbrechungsindizes zu bestimmen erlaubt. Für zweiachsige Kristalle ergab sich, daß drei verschiedene Prismenorientierungen existieren, deren jede mindestens einen Hauptbrechungsindex liefert; eine vierte, von L. übersehene Prismenlage hat C. Viola im Jahre 1899 bekannt gemacht. — Von methodischem Interesse erscheint ferner das Verfahren, die Werte  $\alpha$ ,  $\beta$  und  $\gamma$  eines

rhombischen Kristalls zu berechnen, wenn die Polarisations Ebenen und die Geschwindigkeiten der beiden Wellen ermittelt sind, die in irgendeiner Platte von bekannter Orientierung bei senkrechter Inzidenz entstehen.

W. Voigt hatte im Jahre 1884 eine Theorie der von David Brewster 1818 am Cordierit entdeckten Absorptionsbüschel aufgestellt und damit nicht nur bekannte Erscheinungen erklärt, sondern auch solche angekündigt, die noch nicht beobachtet waren; diese wurden dann von L. an Platten blauer Turmaline und anderer Kristalle aufgefunden. Auch nach der Berufung auf den Berliner Lehrstuhl (1908) widmete er sich noch hin und wieder kristalloptischen Studien; dahin gehört die gemeinsam mit A. Wenzel bewirkte Auswertung von Interferenzfarben in A. Königschen Grundempfindungen. Hier ist auch die Publikation zu nennen, die sich an die Dissertation seiner Schüler H. Joachim und O. Gall anschloß; sie betrifft Erscheinungen, die im konvergenten Licht bei Anwendung eines rechtszirkularen oder linkszirkularen Polarisators oder Analysators an aktiven Kristallplatten auftreten und das Vorzeichen ihrer linearen wie das ihrer zirkularen Doppelbrechung erkennen lassen.

Im Jahre 1891 erschien die »Physikalische Kristallographie«, jenes bekannte Handbuch, das an Vollständigkeit und Tiefgründigkeit nicht seinesgleichen fand. — Ein Muster der Didaktik und Stilistik ist der fünf Jahre später veröffentlichte »Grundriß«. In beiden Werken sind besonders eingehend die Symmetrieverhältnisse der verschiedenen physikalischen Vektorensysteme behandelt; an Stelle der unrichtigen Ellipsoidhypothese des E. Mallardschen »Traité« erkennt man hier überall das sog. F. Neumannsche Symmetrieprinzip. Naturgemäß stellen die neueren Monographien von P. Drude und F. Pockels — dieser Physiker ist übrigens ebenso wie A. Sommerfeld einst Assistent von L. gewesen — besonders hinsichtlich der elektromagnetischen Auffassung sowie auf den Gebieten der Absorption, Dispersion und optischen Aktivität wichtige Ergänzungen dar, und ähnliches gilt außerhalb des optischen Bereichs für W. Voigts Kristallphysik. Ebenso ausführlich wie die empirischen Ergebnisse und ihre Theorien hat L. in jenen Büchern die Apparate und Methoden behandelt; verdankt man doch ihm selbst manche Neukonstruktion oder instrumentelle Verbesserung.

Seine Experimente führte er meist zu dem Zwecke aus, Theorien zu erproben. Dabei beschränkte er sich darauf, aus den geistigen Synthesen der großen Physiker speziellere Sätze herzuleiten und diese empirisch zu prüfen; immerhin schlossen solche Sätze zuweilen das Rezept ihrer experimentellen Bestätigung in sich, derart, daß ihre Herleitung zugleich eine Bereicherung der Methodik bedeutete — und das war echt Franz Neumannsche Art. Hypothesen ohne »experimenta crucis« galten ihm wenig.

So stand L. denn auch den Strukturtheorien von A. Bravais, L. Sohnke, A. Schoenflies und E. v. Fedorow so lange fremd gegenüber, bis im Jahre 1912 die Max v. Lauesche Entdeckung eine empirische Handhabe schuf.

Beobachtungen ohne Messung befriedigten ihn kaum. Daher betrat er das Gebiet der Minerogenese und der Paragenesis erst dann, als die in den achtziger Jahren emporgeblühte physikalische Chemie auf dem Boden des zweiten Wärmesatzes Theorien und Methoden zeitigte, die eine exakte, das heißt eine quantitativ-experimentelle Erfassung minerogenetischer und petrogenetischer Probleme ermöglichten. L.s einschlägige Studien setzten um die Jahrhundert-

wende ein, angeregt durch die interessanten Voraussagungen von H. W. Bakhuis Roozeboom über Mischkristallbildung aus Schmelzfuß und durch J. H. van 't Hoffs vorbildliche Synthesen der Salzaggregate des deutschen Zechsteins. Den Auftakt bildete die schöne Göttinger Rektoratsrede von 1901 über »die Synthese der Mineralien und Gesteine«. Bald darauf kamen aus Washington die ersten Nachrichten des Geophysical Laboratory der im Jahre 1902 gestifteten Carnegie-Institution; dieses petrologische Laboratorium eröffnete anno 1905 mit der Präzisionsmessung des Anorthit-Schmelzpunktes die Reihe seiner vortrefflichen Leistungen, die schon damals jeden zu exakter Methode hinneigenden Mineralogen ermutigen und begeistern mußten.

Bereits 1892 hatte L. in Göttingen die preisgekrönte Arbeit von W. Schwarz über umkehrbare Kristallumwandlungen, also Einstoffsysteme im Sinne der Phasenregel, veranlaßt; seit seiner Übersiedlung nach Berlin im Frühjahr 1908 hat er sich samt seinen Schülern vornehmlich, wenn auch nicht ausschließlich diesen fruchtbaren Gebieten zugewandt. Er zeigt 1910, daß das beim Erhitzen von Gadolinit, Samarskit, Aeschynit, Pyrochlor, Euxenit, Tritomit und Orthit auftretende Leuchten, wie am Gadolinit schon von H. Rose erkannt worden war, eine Temperaturstrahlung im Gegensatz zur Thermolumineszenz darstelle; daß Gadolinit hierbei aus einem optisch isotropen Zustand in einen anisotropen übergeht, hatte 1890 W. Petersson beobachtet. Gleichzeitig mit dieser Studie unterbreitete er der Preuß. Akademie der Wissenschaften eine Untersuchung des Systems Silber + Antimon; hierbei wurde auf der Grundlage synthetischer Versuche das Antimonsilber von Andreasberg zum Teil als Verbindung, zum Teil als Mischkristallbildung erkannt. In dieser Periode haben seine Schüler thermisch und mikroskopisch mehr als 40 binäre Systeme analysiert, die aus Chloriden einwertiger und zweiwertiger Metalle künstlich aufgebaut waren. Die betreffenden Arbeiten enthalten zwar keine Reproduktion natürlicher Paragenesen, wohl aber nützliche Erfahrungen über sachliche Komplikationen und methodische Schwierigkeiten. L. hat im Jahre 1914 zusammen mit E. Korreng über jene Studien berichtet; später behandelte er gemeinsam mit E. Vortisch auch ternäre Systeme der gleichen Substanzen. Solches Zusammenwirken von Lehrer und Schülern an einem und demselben Fragenkomplex, eine der fruchtbarsten Eigenheiten der F. Neumannschen Schule, war auch für L.s Lehren und Forschen charakteristisch, wie es in allgemeiner Weise überhaupt den deutschen Universitätsbetrieb vor dem ausländischen kennzeichnet. Daher erhoben sich, entsprechend den Anforderungen, die L. an sich selbst stellte, die Dissertationen seiner zahlreichen Doktoranden in der Regel merklich über das allgemeine Niveau.

Das Schaffen des Naturforschers wirkt sich nicht nur unmittelbar in Publikationen und in der Anregung zu solchen aus, sondern auch auf manche weniger direkte Weise. So hat L. besonders in Greifswald, Göttingen und Berlin die der Forschung dienenden Einrichtungen der mineralogischen Institute ausgebaut, die Apparaturen vermehrt und treffliche Lehrsammlungen zusammengestellt. Seine inhaltreichen, tiefgründigen und stets modern gestalteten Vorlesungen haben so manchen künftigen Oberlehrer mit gediegenen Kenntnissen ausgerüstet; auf solche Weise wird indirekt der Unterricht an den höheren Schulen gefördert, so daß Jünglinge von hinreichender Vorbildung und wissenschaftlichem Interesse unsern Hochschulen zuströmen.

Die Zeitschriften spielen in der Naturwissenschaft, wo die Monographie fast alles bedeutet, eine weit größere Rolle als in den Geisteswissenschaften; infolge der zahlreichen Abhandlungen sind auch zahlreiche Referate erforderlich. L. hat das »Zentralblatt« mitbegründet und neben dem »Neuen Jahrbuch« Jahrzehnte hindurch redigiert; dabei ging so manches Referat aus seiner eigenen Hand hervor. — Als nach dem Ende des Weltkrieges auch unsere Wissenschaft in Not geriet, wurde eine »Reichszentrale der naturwissenschaftlichen Berichterstattung« gegründet, woran sich auch L. beteiligte. Endlich war er ein eifriges Mitglied seiner Fakultät sowie der Preußischen Akademie der Wissenschaften, der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften und der Deutschen Mineralogischen Gesellschaft, die er vor 15 Jahren mit ins Leben gerufen hat; in welcher Weise alle diese Organisationen der Forschung dienen, braucht nicht erst dargelegt zu werden. L.s Wirken wurde schon zu seinen Lebzeiten sichtbar anerkannt; so war er korrespondierendes Mitglied der Wiener Akademie der Wissenschaften und Ehrenmitglied der Mineralogical Society zu London.

**Literatur:** Der 48. Beilageband des Neuen Jahrbuchs für Mineralogie usw. (327 S., 1923) ist dem Andenken an L. gewidmet und mit seinem Bildnis versehen. Ein ausführlicher Nekrolog ist von Karl Schulz im Zentralblatt für Mineralogie usw. 1922, S. 417 ff. veröffentlicht worden; hier findet man auch ein vollständiges Verzeichnis von L.s Druckschriften. Der handschriftliche Nachlaß befindet sich im Darmstädter-Archiv der Preußischen Staatsbibliothek zu Berlin.

Berlin-Schlachtensee.

Arrien Johnsen.

**Lotmar, Philipp**, o. Professor der Rechte in Bern, \* am 8. September 1850 in Frankfurt a. M., † am 29. Mai 1922 in Bern. — Für den Chronisten verlief dieses Gelehrtenleben in einfachen Bahnen. Die Eltern (Vater: Kaufmann Heinrich L.; Mutter Rosa geb. Flersheim) übersiedelten bald nach L.s Geburt von Frankfurt nach Paris und hier verlebte L. die Kindheit bis etwa zum 7. Lebensjahre. Als der Vater starb, verlegte die Mutter den Wohnsitz nach Frankfurt zurück. Nachdem L. in seiner Geburtsstadt das Gymnasium absolviert hatte, studierte er Rechtswissenschaft in Heidelberg, Göttingen und München. An letzterer Universität erwarb er den Dokortitel. Der Münchner Aufenthalt ist für sein ganzes Leben von ausschlaggebender Bedeutung geworden durch die engen Beziehungen, die er zu Alois Brinz gewann, der sein einflußreichster Lehrer und später sein väterlicher Freund wurde. In München wurde auch der Grund gelegt für die lebenslängliche Freundschaft, die ihn mit Karl v. Amira und mit Theodor Loewenfeld (dem nachmaligen Honorarprofessor der Rechte an der Münchner Universität) verband. Im Jahre 1876 habilitierte sich L. in München für Römisches Recht und gründete einen eigenen Hausstand durch seine Verheiratung mit Paula Bacher aus Mannheim. Nach zwölfjähriger Privatdozentur folgte er im Herbst 1888 einem Rufe als ordentlicher Professor an die Berner Universität. Das ihm hier übertragene Lehramt hat er bis wenige Wochen vor seinem Tode versehen. Vom Jahre 1915 an Witwer, lebte L. bis zu seinem Tode mit seinem Sohne Dr. F. L. zusammen, der in Bern als Nervenarzt und Privatdozent wirkt. Ein zweiter Sohn, Dr. Heinrich L., lebt in Lugano. Von äußeren Ehrungen, die L. während seines Lebens empfangen hat, sei die Festschrift erwähnt, die ihm die Berner Juristenfakultät zum 70. Geburtstag gewidmet hat (mit Beiträgen von Gmür, Thormann, Burckhardt, Blumenstein, Röthlisberger,



Weyermann; 1920 bei F. Wyß in Bern erschienen), und die Verleihung der Ehrendoktorwürde durch die rechtswissenschaftliche Fakultät der Universität Köln am 7. März 1921.

Das wissenschaftliche Arbeitsfeld, von dem L. ausging, war das Römische Recht. Seine umfangreiche Dissertation handelte »Über causa im Römischen Recht« mit dem Untertitel: »Ein Beitrag zur Lehre von den Rechtsgeschäften«. Die Arbeit verfolgt dogmatische Ziele und ist nicht eigentlich historischen Charakters. Sie strebt eine auf das Verhältnis von Mittel und Zweck gegründete Klassifizierung der Rechtsgeschäfte an, die aber auf eine das Wesen der Sache nur wenig fördernde Schematisierung des behandelten Gegenstandes hinausläuft. Und trotzdem hat schon in dieser Erstlingsschrift die Kritik (vgl. Eisele in der Kritischen Vierteljahrsschrift Bd. 20 S. 1 ff.) mit Recht »das umfassende Quellenstudium, die Schärfe und Selbständigkeit des Denkens und das bedeutende exegetische Talent des Verfassers« gerühmt. Auf wirklich historischen Boden hat sich L. in seiner Habilitationsschrift »Zur *legis actio sacramento in rem*« begeben. Der Verfasser versucht hier, im Gegensatz zu der herrschenden Ansicht, den Nachweis zu führen, daß die Verteidigung des Beklagten im Sakramentsprozeß keineswegs immer in der Behauptung eigenen Eigentums bestanden und nicht notwendigerweise zu einer Art Doppelprozeß geführt habe; daß Beklagter sich vielmehr auch auf reines Bestreiten habe beschränken können, ja daß das alte Vindikationsritual gerade auf eine bloß abwehrende Haltung des Beklagten zugeschnitten gewesen sei. Trotz allen aufgewendeten Scharfsinns hat L. seine These gegenüber Gaius IV, 16 nicht durchzusetzen vermocht und die ablehnende Kritik, die sie erfahren (vgl. wiederum Eisele in Kritischer Vierteljahrsschrift. Bd. 19, S. 512 ff.), ist durch den Rettungsversuch, den L. in seiner 1878 erschienenen Schrift »Kritische Studien in Sachen der Contravindication« zugunsten seiner Theorie unternommen hat, nicht entkräftet worden. Aus der Münchner Zeit datiert schließlich noch von romanistischen Abhandlungen der Beitrag, den L. 1887 zu der Festgabe der Münchner Juristenfakultät für W. v. Planck geliefert hat über das Thema: »*Plus est in re quam in existimatione* und *Plus est in opinione quam in veritate*«.

Außer mit eigenen Abhandlungen war L. während der Münchner Jahre stark mit kritischer Rezensententätigkeit beschäftigt, die er namentlich in der von Brinz begründeten Kritischen Vierteljahrsschrift entfaltete. Um hier nur die wichtigsten Bücher zu erwähnen, die damals von ihm besprochen worden sind, so hat L. Referate (und teilweise sehr eingehende) erstattet über: Arndts Pandekten, Sohms Institutionen, über A. S. Schultzes »Privatrecht und Prozeß in ihrer Wechselbeziehung«, über O. E. Hartmanns »*Ordo Iudiciorum* und die *Judicia extraordinaria*« und vor allem über die beiden Teile von Rudolf Leonhards »Irrtum bei nichtigen Verträgen nach Römischem Rechte« (s. DBJ. 1921, S. 180 ff.). Das Problem des Irrtums hielt von da an L. so gefangen, daß er sich mit eigenen literarischen Plänen »Über Error nach Römischem Rechte« trug, Pläne, die er von München mit nach Bern nahm, und die hier, durch andere Aufgaben zunächst in den Hintergrund gedrängt, während der letzten Lebensjahre wieder mit rastlosem Eifer aufgegriffen wurden, aber noch der Vollendung harreten, als der Tod dem Autor die Feder aus der Hand nahm. Unterdessen war die romanistische Forschung so andere Wege gegangen, daß sich eine Herausgabe der über das Thema

hinterlassenen Manuskripte nach dem Urteil jüngerer Fachkollegen nicht mehr lohnte.

Das Jahr, bevor L. die Münchner Privatdozentur mit dem Berner Lehrstuhl vertauschte, wurde für ihn zum traurigen Anlaß, sich auch auf nekrologischem Gebiet zu betätigen. Am 13. September 1887 starb Alois Brinz. Der warme und eingehende Nachruf, der in den Nummern 17, 18, 21, 23 der Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom Jahre 1888 anonym unter der Chiffre Z. erschien, soll, wie von seiten, die es wissen müssen, versichert wird, L. zum Verfasser haben. Und Ton und Stil dieses Nachrufes befinden sich im deutlichen Einklang mit dem Nekrolog auf Brinz, den L. unter seinem Namen in der Allgemeinen Deutschen Biographie (Bd. 47, S. 241ff.) 1903 veröffentlicht hat. Dort steht die Würdigung des Menschen, hier die des Gelehrten im Vordergrund. Das Denkmal, das L. mit diesen Abhandlungen dem Lehrer und Freund gesetzt hat, ist gleich ehrenvoll für denjenigen, dem es errichtet wurde, wie für denjenigen, der es errichtet hat. Beide Aufsätze verraten eine so ungewöhnliche Fähigkeit, die treibenden Kräfte und Motive eines fremden Lebenswerkes nachzufühlen, daß Brinz, wenn er sie hätte lesen können, dem Autor wohl mit den Worten des Dichters gedankt haben würde: »Kannstest jeden Zug in meinem Wesen, spähstest, wie die reinste Nerve klingt.«

In den Jahrzehnten der Berner Wirksamkeit hat L. der Wissenschaft zunächst wieder eine Reihe wertvoller romanistischer Arbeiten geschenkt. Ich erwähne unter ihnen die Abhandlung über die Verteilung der Dosfrüchte nach Auflösung der Ehe im 33. Bande von Jherings Jahrbüchern; die Aufsätze zur Geschichte des *Interdictum quod legatorum* und zu Marc Aurels Erlaß über die Freilassungsaufgabe in den Bänden 31 und 33 der Savigny-Zeitschrift; den sich auf die *Lex Julia de adulteriis* und *incestum* beziehenden Beitrag in den *Mélanges* P. F. Girard; die Besprechung des Buches von Moriz Wlassak »Anklage und Streitbefestigung im Kriminalrecht der Römer«, die unter dem Titel »Die Litiskontestation im Römischen Akkusationsprozeß« in der Schweizerischen Zeitschrift für Strafrecht, Bd. 31, erschienen ist; die Rezensionen über Wlassaks Römische Prozeßgesetze, über Wendts Pandektenlehrbuch und über Pflügers »sogenannte Besitzklagen des Römischen Rechts« in den Bänden 31, 32, 34 und 35 der »Kritischen Vierteljahrsschrift«. Auf romanistischem Gebiet liegt ferner die Herausgabe derjenigen Teile der zweiten Auflage des Brinzschen Pandekten-Lehrbuchs, die Brinz selbst nicht mehr hat besorgen können: es sind die zweite Lieferung der zweiten Abteilung des dritten Bandes (»Die Familienrechte und die Vormundschaft«) und der vierte Band (»Die Handlungen«). Über den Geist, in dem L. dieses literarische Vermächtnis seines Lehrers verwaltet hat, hat er sich selbst in dem Vorwort zu Bd. 3, S. IIIff. (nach S. 586) des näheren ausgesprochen.

Nur teilweise gehört der Romanistik die viel beachtete Schrift an, die L. im Jahre 1896 über den »unmoralischen Vertrag« erscheinen ließ. Sie ist aus einem Vortrag hervorgegangen, den L. im Frühjahr 1896 vor der Wiener juristischen Gesellschaft gehalten hat. Sie enthält nicht nur feinsinnige Bemerkungen allgemeiner Art über das Verhältnis von Recht und Moral und nicht nur wertvolle Quellenbelege für den Einfluß, den die Jurisprudenz der Römer der Sittlichkeit auf die rechtliche Betrachtung der Dinge eingeräumt hat, sondern sie bemüht sich vor allem um eine klare und scharfe Abgrenzung des Begriffs des unsitt-

lichen Vertrags. Und zwar soll nach L. ein Vertrag sittenwidrig und darum nichtig sein, wenn die in einem Vertrag vereinbarte Handlung entweder als solche unmoralisch ist, oder wenn sie an sich zwar moralisch unbedenklich ist, die Gebote der Sittlichkeit es aber nicht dulden, daß sie unter einen Rechtswang gestellt oder zu einer geldwerten Gegenleistung in Kausalbeziehung gesetzt wird. Und wenn auch die Meinung L.s nicht richtig ist, daß innerhalb dieser Grenzen die Frage nach der Sittlichkeit oder Unsittlichkeit des Vertrags eine reine *quæstio facti* sei (vgl. dagegen schon Endemann in der »Kritischen Vierteljahrsschrift«, Bd. 41, S. 522f. und die ständige Praxis des Reichsgerichts), so hat L. doch mit jener, auch von den Lehrbüchern des Bürgerlichen Rechtes übernommenen Dreiteilung die Erkenntnis vom Wesen des unsittlichen Vertrags bedeutend gefördert und es ist seitdem über dieses aktuelle Thema trotz der reichen Judikatur, die es aufzuweisen hat, eine gleichwertige Monographie noch nicht wieder geschrieben worden.

Außer dem »unmoralischen Vertrag« sind in den neunziger Jahren aus der Feder L.s noch in Buchform eine kleine Schrift über »Die Freiheit der Berufswahl« (1898) und »Zwei Vorträge« veröffentlicht worden, die sich betiteln »Vom Rechte, das mit uns geboren ist« und »Die Gerechtigkeit« (1893). Der erstere Vortrag strebt eine klare Scheidung der Gebiete der Jurisprudenz und der Politik an. Die *lex ferenda* gehört zur ersteren nur, soweit es sich um die Form, nicht soweit es sich um den Inhalt der Gesetze handelt. Denn über diesen herrschen andere Instanzen als die Rechtswissenschaft. Darum müsse das Dichterwort, demzufolge in der Rechtsgelehrsamkeit vom Rechte, das mit uns geboren, nie die Rede sei, als Behauptung zugestanden, als Vorwurf aber zurückgewiesen werden. Es ist der Gedanke, den Brinz einmal (»Kritische Vierteljahrsschrift«, Bd. 19, S. 401 Anm.) in die Worte gekleidet hat: »Unseres Erachtens gibt es außer in der Erkenntnis und Anwendung des vorhandenen Rechtes überhaupt keine Jurisprudenz. Über die Natürlichkeit, Sittlichkeit, Notwendigkeit oder umgekehrt über die Furtivität, Härte, Unmenschlichkeit des Eigentums zu disputieren, ist eine Aufgabe, die der Jurist nicht nur mit dem Rechtsphilosophen, Nationalökonom und Historiker, sondern auch mit den Volksvertretern und Journalisten jeder Sorte teilt.« Und in jenem zweiten Vortrag bekennt sich L. zu dem Gerechtigkeitsbegriff, wie ihn Aristoteles in seiner Nicomachischen Ethik entwickelt, wonach das Wesen der Gerechtigkeit in der »verhältnismäßigen Gleichheit« besteht. Die Gerechtigkeit ist darum für L. keine produktive, sondern eine normative Tugend, keine Quelle des Rechtes oder der Moral, sondern ein Maßstab; sie gibt keinen Zuteilungsgrund, sondern ein Zuteilungsmaß an die Hand. Woraus wiederum folgt, wie Loewenfeld in seiner Rezension (Kritische Vierteljahrsschrift, Bd. 36, S. 332) zutreffend hervorhebt, »daß die zur Anwendung der Gerechtigkeit vorausgesetzte Gleichheit oder Ungleichheit von der Gerechtigkeit selbst eben nur vorausgesetzt und festgestellt, aber von anderen Faktoren geschaffen wird und geschaffen werden muß, damit der Gerechtigkeit ein Anwendungsboden bereitet sei«.

Die bisher besprochenen Werke, so sehr sie auch echte Kinder L.schen Geistes sind, stellen doch das eigentliche und charakteristische Ergebnis der Berner Forschungsjahre noch nicht dar. Dem aufmerksamen Leser des Vortrags über die Gerechtigkeit und namentlich der ihm beigegebenen »Noten« wird das tiefe menschliche Interesse nicht entgehen, das L. der arbeitenden Klasse ent-

gegenbringt. Schon in München hatte L. sich eingehend mit der dem Romanisten aus begreiflichen Gründen sonst ferner liegenden Arbeiterfrage beschäftigt. In Bern treten jetzt die mit dem Arbeitsvertrag zusammenhängenden Probleme in den Mittelpunkt seiner wissenschaftlichen Produktion. Als deren Früchte begegnen uns einmal zahlreiche kleinere und größere, in verschiedenen Zeitschriften veröffentlichte Aufsätze arbeitsrechtlichen Inhalts, unter denen hier nur auf den »Dienstvertrag nach dem zweiten Entwurf eines Bürgerlichen Gesetzbuchs für das Deutsche Reich« in Band 8 von Brauns Archiv für soziale Gesetzgebung und Statistik; auf »die Tarifverträge zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer«, ebenda Bd. 15, und auf den »Dienstvertrag im künftigen schweizerischen Zivilrecht« (Heft 1 und 2 der Verhandlungen des Schweizerischen Juristenvereins; 1902) hingewiesen sei. Vor allem aber ist aus den sozialrechtlichen Studien das monumentale Werk »Der Arbeitsvertrag« hervorgegangen, dessen erster Band im Jahre 1902, und dessen zweiter Band im Jahre 1908 erschienen sind. Dieses Werk hat L.s Namen weit über die deutschen Sprachgrenzen hinaus bekannt gemacht und dem Verfasser einen Ehrenplatz gesichert in der juristischen Literaturgeschichte.

Es ist nicht leicht, in dem engen Rahmen, der mir zur Verfügung steht, von der Bedeutung des Buches, das über 1800 Seiten umfaßt, ein auch nur annähernd zutreffendes Bild zu entwerfen. In Dreierlei scheint mir seine Eigenart vor allem zu liegen. Einmal in der Auswertung rechtstatsächlicher Kenntnisse, wie sie in solchem Umfang zuvor nicht dagewesen war. Wie die übrigen Gebilde der Jurisprudenz, so war auch der Dienstvertrag bis zum Ausgang des vorigen Jahrhunderts in der Hauptsache nur begrifflich betrachtet worden. Demgegenüber hat L. zunächst die Lebensvorgänge zu erfassen versucht und durch Sammlung von Tarifverträgen, Arbeitsordnungen, Genossenschaftsstatuten, Inspektionsberichten und Kontraktsformularen aus fast sämtlichen städtischen und ländlichen Berufskreisen die Voraussetzungen studiert, unter denen im Verkehr Arbeitsverträge faktisch abgeschlossen werden. Man kann nur staunen, wie ein einzelner Mensch ein Material von so verblüffendem Ausmaß hat zusammentragen und nun gar erst hat ordnen und der Rechtssystematik dienstbar machen können.

Der zweite hervorstechende Charakterzug des Werkes ist die konstruktive Wucht, mit der das Material gemeistert worden ist. L. führt die unübersehbare Fülle der Erscheinungen nicht auf die herkömmlichen Begriffe des Dienst- und Werkvertrages, sondern nach dem das Entgelt bestimmenden Faktor auf die Grundformen des Zeitlohnvertrages und des Akkordes zurück. »Diesem Unterschied muß eine umfassende Verschiedenheit der Rechtsfolgen entsprechen. Denn wo das Entgelt mit der Zeit der Arbeit verknüpft wird, tritt für das Entgelt das Ergebnis der Arbeit zurück, und wo das Entgelt mit dem Ergebnis der Arbeit verknüpft wird, tritt für das Entgelt die Zeit der Arbeit zurück.« In dem einen Falle wird des Arbeitnehmers Entgelt »nach dem bemessen, was er seinerseits aufwendet«, im andern Falle »nach dem, was er dem Arbeitgeber zuwendet«. Für beide Grundformen taucht gemeinschaftlich das Problem der Fälligkeit des Entgeltes (»Zahlungszeit«), der Fälligkeit der Arbeitsleistung (»Arbeitszeit«) und der Dauer des Vertragsverhältnisses (»Vertragszeit«) auf. Jede der beiden Grundformen untersteht ihren eigenen Gesetzen hinsichtlich der Abwicklung des Vertragsverhältnisses, wobei naturgemäß die anormale,

d. h. die dem Vertragsinhalt nicht entsprechende Abwicklung des Rechtsverhältnisses, im Vordergrund des juristischen Interesses steht. Solche Anomalie liegt beim Akkord vor, wenn die geschuldete Arbeit quantitativ oder qualitativ hinter der kontraktlich vereinbarten zurückbleibt (Unterwirkung); beim Zeitlohnvertrag, wenn der Arbeitnehmer die Zeit, innerhalb deren die Arbeit zu leisten war, nicht innehält, die rechtzeitige Arbeitsleistung also unter bleibt (negative Nichteinhaltung der Arbeitszeit, Unterzeit). Unterwirkung sowohl wie Unterzeit können entweder vom Arbeitnehmer oder vom Arbeitgeber oder von beiden Parteien oder auch von keiner Partei herrühren. Beim Zeitlohnvertrag kommt weiter noch die anormale Art der Vertragserfüllung in Betracht, die gewissermaßen das begriffliche Widerspiel zur Unterzeit darstellt, nämlich die Überzeit (die Vertragsnormen setzen fest, daß die Arbeit zu einer bestimmten Zeit nicht geleistet werden soll und sie wird dennoch in diesem außerhalb der regelmäßigen Arbeitszeit liegenden Zeitpunkt geleistet). All diesen Problemen und Fallgestaltungen wird nicht nur bis in ihre letzten juristischen Details nachgegangen, sondern es werden eingehende Erörterungen angeschlossen über den komplizierten Zeitlohnvertrag (Wochen- oder Jahreslohn neben Stunden- oder Tageslohn; verschiedener Sommer- und Winter-, Tages- und Nachtlohn); über den komplizierten Akkord (Gruppenakkord; Akkord mit Qualitäts-, Quantitäts-, Lieferzeit- und Ersparnisprämien) und über den kombinierten Zeitlohn- und Akkordvertrag (ein Schauspieler wird gegen Gage und Spielhonorar, ein Reisender gegen Gehalt und Provision engagiert). Am Ende des Buches wird das Verhältnis klargestellt, in welchem die Grundformen Zeitlohn und Akkord zu den gesetzlichen Kategorien des Dienst- und Werkvertrages stehen. Danach fällt der Zeitlohnvertrag ausnahmslos unter den Typus des Dienstvertrages, während der Akkord teils dem Dienst-, teils dem Werkvertrag zu unterstellen ist, je nachdem die Dienste innerhalb oder außerhalb des Geschäftsbetriebes des Arbeitgebers zu verrichten sind.

Die Geschlossenheit des hier aufgeführten Rechtssystems gewinnt an innerer Bedeutung noch durch die dritte Eigentümlichkeit des Buches, die in der weiten Ausdehnung besteht, die L. dem Begriff des Arbeitsvertrages gibt. Wir pflegen heutzutage darunter diejenigen Dienstverträge zu verstehen, durch die der Arbeitnehmer Glied des von einem andern geleiteten Organismus wird, in welchem er abhängige, d. h. fremdem Direktionsrecht unterworfenen Arbeit leistet. L. hingegen unterstellt dem Arbeitsvertrag nicht nur alle (also auch die auf selbständige Arbeitsleistung gerichteten) Dienstverträge, sondern auch die Werkverträge. Sein Untersuchungsgebiet machen darum nicht nur die Rechtsverhältnisse des Lohnarbeiters und des Angestellten aus, sondern in den Kreis der Darstellung werden ebenso die Verträge mit dem Arzt und dem Rechtsanwalt, die Agentur- und Mäklerverträge, die Kommission und Spedition, die Transportverträge, das Lagergeschäft, der Theaterbesuchsvertrag, der Verlagsvertrag, kurz alle Verträge, wo Arbeitsleistung gegen Entgelt versprochen wird, einbezogen. In dieser Stofffülle liegt die Stärke, liegt aber auch die Schwäche des Buches. Die Stärke insofern, als hier wirklich ein »Rechtsbuch der gesamten Arbeit« geboten wird. Die Schwäche, weil die Stofffülle zur Hypertrophie wird. Darunter leidet nicht nur die an sich schon nicht leichte Lektüre des Buches. Sondern der Überfülle liegt letzten Endes ein systema-

tischer Fehler zugrunde, derselbe systematische Fehler, den die Römer begingen, wenn sie Dienstmiete und Werkmiete unter den einheitlichen Begriff der *locatio—conductio* stellten. Es sind nun einmal die wirtschaftlichen Verhältnisse zu verschieden, als daß es wertvoll oder auch nur zulässig wäre, Verträge über abhängige und über unabhängige Arbeit, über Arbeitsentfaltung und Arbeitsresultate schlechthin unter eine einheitliche Rechtsfigur zu bringen. Das moderne Arbeitsrecht hat sich denn auch von der L.schen Systematik durchaus entfernt. L. selbst würde es vermutlich ablehnen, wenn man ihn als den Vater des heutigen Arbeitsrechtes bezeichnen wollte. Sein Buch ist dessen Ausgangspunkt insofern, als in ihm zum ersten Male mit einer Energie ungegleichen auf die im Arbeitsvertrag enthaltenen Probleme hingewiesen und durch ihre großzügige Behandlung den auf Arbeitsleistung gerichteten Verträgen ein ebenbürtiger Platz in der Dogmatik des Privatrechts neben den vorher allein beachteten Warenaustauschverträgen erobert worden ist. Hat aber L. auch das heutige Arbeitsrecht nicht geschaffen, so ist doch zweifellos, daß es ohne seinen »Arbeitsvertrag« auf einer weniger großen geistigen Höhe stehen würde.

Mit der Würdigung der Werke L.s hat der Biograph seine Aufgabe nicht erschöpft. Es ist sein schönstes Vorrecht, hinter den Werken den Menschen zu suchen. Und hinter L.s Werken ist er nicht schwer zu finden. Sie spiegeln die Persönlichkeit des Verfassers besonders deutlich wider. Es spricht aus ihnen ein Mann von stärkstem sittlichen Empfinden und ausgeprägtestem Pflichtgefühl; von unbestechlicher Wahrheitsliebe; von schlichter Sachlichkeit und strengster wissenschaftlicher Genauigkeit; ein kritischer und doch begeisterungsfähiger Geist, der in allen seinen Äußerungen nach Klarheit und Schärfe der Begriffe strebt; ein Gelehrter, dessen Stil ein gewisser künstlerischer Einschlag nicht fehlt, und dem eine hohe und weite Allgemeinbildung ebenso selbstverständlich ist wie die solide Fachkenntnis; ein Priester des Rechtes, den Unrecht in Zorn versetzt, und der bei aller Gesetzestreue von warmer Liebe beseelt ist für die leidende Menschheit. Der letztere Hang hat L. zum Studium der Arbeiterfrage geführt und aus ihm erklärt sich wohl auch seine Zugehörigkeit zur sozialdemokratischen Partei, deren Mitglied er noch unter der Herrschaft des Sozialistengesetzes wurde, und deren deutsche und internationale Versammlungen er wiederholt besuchte. Daß dieses politische Glaubensbekenntnis aus einer Zeit stammt, wo äußere Vorteile noch nicht mit ihm verbunden waren, läßt es zur sympathischen Seite in L.s Wesensart auch für denjenigen werden, der es zu teilen nicht imstande ist. Und es gibt kein beredteres Zeugnis für den Juristen L., als die Einflußlosigkeit seiner parteipolitischen Gesinnung auf die Stellungnahme zu den zahllosen Kontroversen, die er in seinem »Arbeitsvertrag« zu entscheiden hatte. In einer Unmenge von Fällen (vgl. die leicht zu vermehrende Zusammenstellung bei Sinzheimer im Archiv für Bürgerliches Recht, Bd. 34, S. 296, Anm. 4) hat er, seinem juristischen Gewissen folgend, die *lex lata* zuungunsten der Arbeitnehmer ausgelegt, mitunter sogar da, wo eine anders lautende Entscheidung nach meinem Dafürhalten nicht nur möglich, sondern auch richtiger gewesen wäre. *Amicus Plato, sed magis amica veritas*. Von seinen »Zwei Vorträgen« sagt L., daß sie auf Sprengung eingebildeter Grundbegriffe gerichtet seien. In gewissem Sinne trifft es auf alle Publikationen L.s zu. Dieses Streben nach Wahrhaftigkeit kann L.s Polemik,

namentlich unsachlich geltend gemachter Autorität gegenüber, bis zur Schroffheit und bis zur Unklugheit steigern. Es wird nicht viele Privatdozenten geben, die den Mut aufbringen, wenn sie von dem Unwert des Buches eines angesehenen Professors überzeugt sind, die Besprechung dieses Buches mit den Worten zu schließen: »Wir hegen die Überzeugung, daß man wenigstens in einigen Jahren auch durch dieses Buch bestätigt finden werde, daß historische Gesetze und gar Grundgesetze, wenn überhaupt, nicht ohne beharrliche und gewissenhafte, bedächtige und unbefangene Durchforschung großer Quellengebiete zu gewinnen sind; daß der Wahrheit tief versteckter Born sich nicht jedem erschließt, der kühnlich auf die Felsen schlägt, und daß, wie der alte Varro sagt, *non omnes, qui habent citharam, sunt citharoedi*.« L. fehlt aber nicht nur die Fähigkeit zu schmeicheln, sondern auch das Talent, sich schmeicheln zu lassen, und vor allem auch die Kunst, sich selbst zu schmeicheln. Gegenüber der Selbstbespiegelung, von der auch die Werke berühmter Gelehrter nicht immer frei sind, ist es nicht unangebracht, darauf hinzuweisen, daß der viel bewunderte »Arbeitsvertrag«, der die Forscherarbeit eines Menschenlebens in sich schließt, ohne jedes Vorwort erschienen ist. Darin offenbart sich tiefinnerste Bescheidenheit; es offenbart sich darin aber auch eine Keuschheit, die es ablehnt, der Öffentlichkeit Einblick zu gewähren in die Geheimnisse des Innenlebens. Und in der Tat soll L. trotz aller Freude am Leben, an der Kunst und an der Natur eine stark in sich gekehrte Persönlichkeit gewesen sein. Körperliches und seelisches Leid, das, wie niemandem, so auch ihm nicht erspart geblieben ist, hat er männlich vor der Außenwelt verschlossen. Daß seine Verschlossenheit ihren Grund aber nicht in Gefühlsarmut hatte, haben diejenigen, die ihm am nächsten standen, in reichem Maße erfahren. Hier im engsten Kreise nahmen die feinen Regungen seines Gemütes die zartesten, ja mitunter dichterische Formen an. Es würde ein bedeutungsvoller Zug im Bilde L.s fehlen, wenn wir nicht hören wollten, wie dieser dialektisch geschulte Kopf, der uns in seinen Werken als ein so strenger Logiker entgegentritt, im Kampfe mit der Klarheit der Gedanken sich des poetischen Rätsels als Waffe bedient:

»Sommerabends dringt von außen  
Ihr Gesang zu meinen Ohren,  
Von den Feldern ohne Pausen,  
Bis die Dämmerung sich verloren.  
Schlimmer ist es, wenn von innen  
Lose Streiche sie verüben,  
Zweifel um Vertrauen spinnen  
Und des Kopfes Klarheit trüben.« (Grillen.)

Und einen noch tieferen Blick in Eigenstes, das ihm allein gehört, wird uns vergönnt in einem der anderen zahlreichen Rätsel, die L. für die Seinigen gedichtet hat:

»Wenn Du mit den ersten Beiden  
Freundlich mir die Dritte sendest,  
All mein Sehnen, all mein Leiden  
Oftmals Du im Ganzen endest.« (Augenblick.)

Die äußere Erscheinung L.s zu schildern, muß ich mir versagen. Denn ich habe ihn persönlich nicht gekannt. Aber ein Lichtbild, das ich besitze, zeigt ein feingeschnittenes, edles und durchgeistigtes Gesicht; zeigt Augen, aus denen ebensoviel Güte wie Strenge, Sensibilität wie Willensstärke spricht, und in denen sich eine Lebensführung spiegelt, über die man als Motto die Worte Goethes setzen möchte: Nehmet den Ernst, den heiligen, mit hinaus, denn er allein macht das Leben zur Ewigkeit.

Literatur: Gedrucktes biographisches Material über L. ist mir nicht bekannt geworden. Die im Vorstehenden verwerteten Daten verdanke ich in der Hauptsache den gütigen Mitteilungen des Sohnes Philipp L.s, Herrn Dr. F. Lotmar in Bern.

Berlin.

Heinrich Titze.

**Mannesmann, Reinhard**, Großindustrieller, \* am 13. Mai 1856 in Remscheid, † am 20. Februar 1922 ebenda. — Mitten im Bergischen Land, dort, wo die Wupper an alten Hämmern vorbei ihre Windungen zieht und ein rauher Wind über die mit Eichen bestandenen Berge braust, ist die Heimat der Mannesmann. Ihr Vaterhaus in Bliedinghausen blickt hoch über die bergigen Straßen der Stadt Remscheid, über ihre Türme und ihre rauchenden, von nie rastender Arbeit zeugenden Essen. Hier an der Grenze zwischen Rheinland und Westfalen ist Reinhard M. als ältester von sechs Söhnen und fünf Töchtern des Fabrikbesitzers Reinhard M. geboren, einem Geschlecht entsprossen, das schon im Dreißigjährigen Kriege als im Oberbergischen bei Meinerzhagen ansässig urkundlich erwähnt wird.

Wenn je das Wort zutrifft, daß der Mensch ein Produkt seiner Heimaterde ist, so hier bei Reinhard M. Zähe Energie bei der Durchführung eines einmal gefaßten Planes, vor nichts zurückschreckende männliche Entschlossenheit in selbst verzweifelten Lagen und dabei kühles Erwägen und Prüfen zeigt den Abkömmling der Westfalen, während die Beweglichkeit seines Geistes, sein heiteres, sprühendes Temperament und sein alle Herzen gewinnendes, lebenswürdiges Wesen deutlich auf den rheinischen Einschlag weist. Aber über all diesem, den ganzen Menschen beherrschend, steht noch etwas Höheres, denn Reinhard M. war im tiefsten und letzten Sinne des Wortes ein genialer Künstler, d. h. ein Schöpfer und Gestalter, den ein unbezähmbarer Drang beherrschte, schöpferisch tätig zu sein, dem es ein Lebensbedürfnis war, seinen aus einer genialen Lebensanschauung heraussprudelnden Gedanken Form und Inhalt zu geben, sei es auf dem ihm zunächstliegenden Gebiet der Technik, sei es auf einem weiteren Gebiet von ihm erkannter wirtschaftlicher Notwendigkeiten. Wie oft ist er, wenn ihn ein technisches Problem gepackt hatte und gefangen hielt, nachts vom Lager aufgesprungen, um am Zeichentisch der Idee Gestalt zu geben, und wie begeistert hat er seine weitsichtigen, auf wirtschaftliche Unabhängigkeit Deutschlands auf dem Gebiet der Erzversorgung hinzielenden marokkanischen Pläne verfolgt.

So ist Reinhard M. ein echter Sohn seiner bergischen Heimat. Aber noch aus einer anderen Quelle floß ihm ein ständiger starker Strom von Kraft und Anregung zu, nämlich aus seiner Familie, in der er ebenso fest wurzelte wie in seiner Heimaterde. Schon sein Vater war ein weitblickender energischer Mann, der in Gemeinschaft mit drei Brüdern im Jahre 1836 die erste deutsche



Qualitätswerkzeugfabrik gegründet hatte, deren rein deutsche Stahlfabrikate den Namen »Mannesmann« in der Welt bekanntgemacht haben. Ihm in erster Linie hat die Remscheider Werkzeugindustrie ihren Weltruf zu verdanken, von ihm hat aber auch der Sohn seine erste Lebensaufgabe erhalten. Als nämlich die Versuche des Vaters, Eisenerz im direkten Stahlprozeß unter Umgehung des Hochofens in Stahl zu verwandeln und aus demselben dickwandige Röhren zu gießen, fehlgeschlagen waren und die mißglückten Blöcke, abseits auf einem Fabrikhof lagerten, pflegte der Vater, so oft er an denselben mit seinen Söhnen vorüberkam, nie die Mahnung zu unterlassen: »Diese Frage der Herstellung von Röhren müßt ihr einst lösen!« Und sie wurde gelöst und das Vermächtnis des Vaters erfüllt. Alle sechs Söhne hatten sich dem Ingenieurberuf gewidmet und waren in seltener Einmütigkeit bemüht, das Werk des Vaters, der 80jährig 1894 starb, fortzuführen und auf der von ihm geschaffenen Grundlage weiterzubauen. Ihre Arbeit vereinte sie in glücklichster Harmonie, alles wurde gemeinsam besprochen und beraten, und bei mancher Erfindung ist es schwer zu sagen, wer von den Brüdern den Hauptanteil an ihr hatte. In Krisenzeiten standen sie einer für alle und alle für einen, eine geschlossene Phalanx unter Führung des ältesten Bruders. Wie dies Zusammenwirken in den beteiligten Industriekreisen beurteilt wurde, zeigt folgende kleine Bemerkung eines bekannten westfälischen Industriellen zu einem der Brüder: »Hier erzählt man sich, daß die Brüder M. eine ganz große gemeinsame Geldkiste haben, zu der jeder von ihnen einen Schlüssel besitzt; wenn einer von ihnen Geld braucht, geht er an die Geldkiste, entnimmt das nötige Geld, legt eine Quittung hinein und schließt die Kiste wieder zu.« Reinhard M. war es auch beschieden, sich in einer glücklichen Häuslichkeit, betreut von seiner Gattin und umgeben von vier blühenden Töchtern, von den Mühen des Tages zu erholen. Wem es vergönnt gewesen ist, die Gastfreundschaft dieses urdeutschen Hauses zu erfahren, wird ihr eine dankbare Erinnerung bewahren.

Reinhard M. hatte nach Ablegung der Reifeprüfung am Gymnasium in Düsseldorf im Jahre 1873 sich auf dem Polytechnikum in Hannover zunächst dem Studium der Maschinenbaukunde, dann auf der Technischen Hochschule in Berlin dem des Maschinen- und Hüttenwesens zugewandt und 1877 als Einundzwanzigjähriger die berg- und hüttenmännische Prüfung in Berlin mit einer Arbeit über »Das Verhältnis des reinen Kohlenstoffes zum reinen Eisen bei steigenden Temperaturen« abgelegt. Diese Arbeit erregte schon damals in Fachkreisen die größte Aufmerksamkeit, denn sie stellte auf Grund eingehender Versuche fest, daß die Wanderung des Kohlenstoffes im Eisen nicht durch Gaskohlung, wie bis dahin angenommen war, sondern durch Molekularwanderung erfolgt, eine Entdeckung, die es nunmehr ermöglichte, jeden gewünschten Kohlenstoffgehalt auf jede gewünschte Tiefe ins Eisen hineinzuführen. Hierdurch wurde die Grundlage für die moderne Stahlindustrie gelegt; Panzerplatten, Kurbelzapfen und andere einem starken Verschleiß unterliegende Maschinenteile wurden auf der Grundlage der neuen Entdeckung hergestellt.

Bald nach dieser grundlegenden Examensarbeit wandte sich Reinhard M. mit seinem Bruder Max (s. DBJ. 1914—16, S. 149—151) auch anderen Arbeitsgebieten zu. So wurde ihm am 3. Juli 1878 das erste deutsche Patent auf einen Schallverstärker für Telephone erteilt. Daran schlossen sich umfangreiche,

zu ausgedehnten Verhandlungen mit dem preußischen Kriegsministerium führende Versuche zur Herstellung von Torpedos.

Besonders beschäftigten sich aber die Brüder mit physikalischen Problemen und gelangten hierbei zu der weltbekannten Erfindung der nahtlosen Röhren, die aus folgender theoretischer Erwägung heraus geboren wurde: wenn man auf einen runden Stab von zwei Seiten gleiche Drücke ausübt, so werden sich letztere im Mittelpunkt des Stabes treffen und gegenseitig aufheben. Wird nun der Stab gedreht, so muß theoretisch sich im Mittelpunkt desselben eine Höhlung bilden. Wenn dann die äußeren Teile des glühenden Stabes nach vorn gezogen oder geschoben werden, muß ein Loch mit Wandung, also ein Rohr, entstehen. Die Versuche, diese theoretischen Erwägungen zu einem praktischen Ergebnis zu bringen, haben unter Mitwirkung auch der jüngeren Brüder Alfred und Carl über ein Jahr gedauert und schließlich zu dem sogenannten Schrägwalzenverfahren geführt, wobei das glühende Stahlstück beim Durchlaufen zwischen zwei schräg zueinander stehenden, mit Treibwülsten versehenen Walzen, deren Achsen in einer Richtung liegen, neben der Drehbewegung um die eigene Achse noch eine Schraubenbewegung durchmacht. Hierbei wird die äußere Metallschicht infolge der langsamer fortschreitenden Bewegung des Kernes vorangeschoben und so ein Rohr gebildet, das durch Vorhalten eines Dornes den gewünschten Durchmesser erhält. Der ganze Vorgang wurde von Geheimrat Reuleaux mit einem Fuchs verglichen, dem das Fell über die Ohren gezogen wird.

Es ist von einigen Seiten behauptet worden, daß die nahtlosen Röhren nur einem Zufall ihre Entstehung verdankt hätten, indem Reinhard M. einmal am Frühstückstisch in Gedanken eine Brotkrume zufällig so zwischen den Fingern gedreht hätte, daß dabei ein nahtloses Rohr herauskam. Abgesehen davon, daß diese Unterstellung der Erfindung ihre Genialität noch nicht rauben könnte, steht sie aber mit den Tatsachen im Widerspruch, denn die Erfindung war das Werk langer, mühsamer Arbeit, bei der Reinhard M. sogar mehrfach in Lebensgefahr geraten war. Die damals zur Verfügung stehenden Maschinen besaßen nicht die erforderliche Energie zu der in wenigen Minuten erfolgenden Herstellung eines Rohres. Die damaligen gußeisernen Schwungräder drohten infolge der gewaltigen Umdrehungsgeschwindigkeit zu platzen. Reinhard M. konstruierte daher zunächst ein unter hoher Spannung aus Walzdraht gewickeltes Schwungrad, das eine Geschwindigkeitssteigerung von 30 auf 110 Sekundenmeter gestattete, eine damals enorme Leistung. Bei dieser Geschwindigkeit brach nun aber die schon besonders stark konstruierte Kuppelung, und die schwere Transmissionswelle von 12 Zentimeter Durchmesser und 4 Meter Länge schlug haarscharf über Reinhard M.s Kopf hinweg. Nun konstruierte Max M. eine Reihe neuer, beweglicher Halbkugel-Flächendruck-Kuppelungen, die patentiert wurden und noch heute vielfach Anwendung finden.

Die Erfindung erschien der Fachwelt so unwahrscheinlich, daß sich das Patentamt das Verfahren an Ort und Stelle erst einer von ihm entsandten Kommission vorführen ließ, ehe es sich entschloß, das darauf beantragte Patent zu erteilen. Aber auch weit über die Fachkreise hinaus erregte die Erfindung in der ganzen Welt größtes Aufsehen. Nachdem Reinhard M. noch einige Kinderkrankheiten der Erfindung beseitigt hatte, die hauptsächlich auf zu großen

Sauerstoffgehalt des verwendeten Stahls zurückzuführen waren, und nachdem Max M. zusammen mit Reinhard M. durch das sogenannte Pilgerschritt-Walzverfahren die Herstellung sehr langer und dünnwandiger Rohre ermöglicht hatte, traten die nahtlosen Rohre ihren Siegeszug über die ganze Welt an. Als Edison beim Besuch der Weltausstellung in Chicago 1893 gefragt wurde, was ihn am meisten interessiert habe, entgegnete er lakonisch: »The Mannesmann tubes.« Männer wie Werner und Friedrich von Siemens und Geheimrat Reuleaux setzten sich für die Verwertung der Erfindung ein, und es entstanden nun in schneller Folge Werke 1886 in Remscheid, dann 1887 in Bous bei Saarbrücken, 1888 unter Leitung von Alfred M. in Komotau in Böhmen und unter Leitung von Carl M. in Landore in Wales. Im Jahre 1890 wurden sämtliche Werke mit Ausnahme der Fabrik in Landore unter dem Namen »Deutsch-Österreichische Mannesmann-Röhrenwerke A.-G.« zu einem großen Unternehmen mit dem Sitz in Berlin, dann seit 1893 mit dem Sitz in Düsseldorf unter Führung der Deutschen Bank zusammengefaßt.

Die nach dem M.schen Verfahren hergestellten Röhren boten gegenüber den bisher gebrauchten gußeisernen oder geschweißten u. a. den gewaltigen Vorteil, daß sie einen außerordentlich hohen Druck aushalten konnten und daher als Leitungs-, Bohr-, Kesselrohre u. dgl. besonders geeignet sind. Noch heute, nachdem die Patente lange verfallen sind, benutzt fast die ganze Röhrenindustrie das M.sche Walzverfahren, und das Mannesmannrohr gilt in der ganzen Welt als Qualitätsbegriff.

Nach Errichtung der verschiedenen Röhrenwerke in Deutschland, Österreich, Italien und England wandten sich die Brüder M. nach Amerika, wo sie im Osten der Vereinigten Staaten gleichfalls mehrere, noch heute arbeitende Walzwerke für die Ausführung ihres Verfahrens erbauten.

Aber der normale geschäftliche Ausbau seines Werks befriedigte den genialen Feuerkopf Reinhard M. auf die Dauer nicht, es zog ihn zur Durchführung neuer Ideen. Zunächst war es die Verbesserung des Gasglühlichts, der er sich gemeinsam mit seinen Brüdern Max, Alfred, Carl und Otto zuwandte und die im Jahre 1901 durch Otto M. ihre Endlösung fand. Durch Anwendung von Brennern mit nach unten schlagender Flamme — sogenanntem Hänge-Glühlicht — gelang es, eine etwa 60prozentige Gasersparnis zu erzielen, eine Erfindung, die noch heute von höchster Bedeutung ist und auf der ganzen Welt benutzt wird.

Eine neue Aufgabe fand Reinhard M. im Jahre 1906, als ihn und seine junge Gattin die Hochzeitsreise über Algerien nach Marokko führte, das damals zwar durch den Kaiserbesuch in Tanger und die sich daran anschließende Algeciras-Konferenz in den politischen Vordergrund gerückt war, aber wirtschaftlich noch im Dornröschen-Schlummer lag. Der Scharfblick Reinhard M.s erkannte sofort die große wirtschaftliche Entwicklungsfähigkeit des Landes, für die Frankreich und Spanien sich mit allen Machtmitteln einsetzten. Er glaubte, mit Spanien zusammen, das er gut kannte und wo er viele Jahre hindurch, besonders in Madrid und San Sebastian, ein gern gesehener Gast war, seine wirtschaftspolitischen Pläne in Nordmarokko durchführen zu können. Besonders drängte sich ihm aber bei seinen zahlreichen, oft mit den größten Beschwerden verbundenen Reisen in das zum Teil noch kaum erforschte Innere dessen Erzreichtum auf. Er faßte eine leidenschaftliche Liebe zu dem schönen, reichen Lande und entschloß sich, nicht zuletzt im Vertrauen auf

das Kaiserwort in Tanger, daß ein unabhängiges Marokko dem wirtschaftlichen Wettbewerb aller Völker geöffnet bleiben müsse, dazu, sich nunmehr ganz der Erschließung des Landes zu widmen. Die Brüder liquidierten zum Teil ihre Kapitalbeteiligung an den Röhrenwerken und verwandten, ermuntert durch die deutsche Regierung, der an der Schaffung deutscher Interessen in Marokko nach dem Kaiserbesuch viel lag, ihre freigewordenen Mittel dazu, in alle Teile des Scherifenreichs Expeditionen zu entsenden, die unter bergmännisch gebildeten Leitern die Gebirgszüge untersuchten und die Erzfundpunkte feststellten. Reinhard M. selbst beteiligte sich, fast ständig von seiner Gattin begleitet, an diesen Expeditionen und kaufte als erster Europäer im Innern direkt von den Eingeborenen große landwirtschaftliche Ländereien. Auch hierbei zeigte sich sein genialer Blick, denn er war der erste, der die nördlich von Casablanca gelegene, damals noch unbeachtete Bucht von Fedala als zukünftigen ausbaufähigen Hafen erkannte; tatsächlich ist diese Bucht jetzt von den Franzosen als Hafen ausgebaut worden. Ebenso war es mit der Bucht von Alhucemas im Rifgebiet, die später von den Spaniern als Operationsbasis im Rifkrieg gewählt wurde. Reinhard M.s Gewandtheit im Verkehr mit den Großen des Scherifenreichs und seine Anpassungsfähigkeit an die Sitten und Anschauungen der Marokkaner gaben ihm bald überall ein Ansehen im Volk, wie es wohl vorher keinem Europäer beschieden war. In Tanger und Tetuan und Melilla, in Fes, Rabat, Casablanca, in Saffi und Marrakesch, im Sus — in ganz Marokko — war der Name Mannesmann durch ihn bekannt und berühmt geworden, und während die Einheimischen die Europäer in Marokko stets mit »tadger« (Kaufmann) anredeten, war er, als einziger im ganzen Lande, der »Kaballer«, d. h. der ritterliche Herr, der durch sein Auftreten und Wesen überall sich einer Beliebtheit erfreute und eine Popularität genoß, wie sie bis dahin keinem Ausländer jemals in Marokko zuteil geworden war. In fast achtjährigem Aufenthalt im Lande hat dann sein Bruder Alfred in unermüdlicher Arbeit und unter gewaltigen Geldopfern durch Anlegung von Musterfarmen, Einführung modernster landwirtschaftlicher Maschinen und geeigneten Zuchtviehs die Pläne Reinhard M.s weiter durchgeführt. Nicht weniger war Reinhard M. mit seinen Brüdern auf den Ausbau der Handelsbeziehungen mit Marokko bedacht gewesen. Die »Marokko-Mannesmann-Compagnie« in Hamburg mit 14 Niederlassungen im Scherifenreich riß bald einen wesentlichen Teil des marokkanischen Handels an sich. Kein Wunder, daß diese über Nacht entstandene wirtschaftliche Macht den Franzosen, die sich nach dem englisch-französischen Abkommen von 1904 als die zukünftigen Herren des Landes fühlten, außerordentlich auf die Nerven fiel. Obwohl die M.schen Pläne, wie immer von ihnen, und mit Recht, betont wurde, keine imperialistisch-politischen, sondern rein wirtschaftliche waren, wurden sie doch von den Franzosen dahin ausgelegt und eine passende Gelegenheit gesucht, sie zunichte zu machen. Eine solche Gelegenheit bot sich ihnen, als es Reinhard M. gelungen war, den Sultan Muley Hafid am 7. Oktober 1908 zum Erlaß eines marokkanischen Berggesetzes zu veranlassen, das sich im wesentlichen mit den Grundsätzen des deutschen und des österreichischen Berggesetzes deckte, und auf Grund dessen Reinhard M. die ihm bereits vom Sultan Abd el Asis, dem Vorgänger Muley Hafids, verliehenen über 2000 Bergwerkskonzessionen bestätigt wurden. Die von der französischen Regierung vorgeschobene »Union des Mines Maro-

caines«, die noch keinerlei Konzessionen besaß, machte dem von den M. gegründeten »Marokko-Minensyndikat« seine Rechte streitig, und die französische Regierung beeilte sich, die Angelegenheit ins Rollen zu bringen. Sie behauptete, daß der Sultan keine Befugnis gehabt habe, von sich aus ein Berggesetz zu erlassen, und daß ein neues marokkanisches Berggesetz unter Mitwirkung der beteiligten Mächte erlassen werden müsse. So setzte um die Rechtsgültigkeit des marokkanischen Berggesetzes ein erbitterter Kampf ein. Zwölf Rechtsgutachten internationaler Juristen von Weltruf erklärten, daß der Sultan souverän und deshalb zum Erlaß des Berggesetzes legitimiert gewesen sei, auch die bürgerlichen Parteien des Reichstages sprachen sich für M. aus, aber der damalige Staatssekretär v. Schoen wich dem politischen Druck Frankreichs und seiner Mitläufer, er erklärte sich mit der Aufhebung des Berggesetzes einverstanden. Noch vordem hatte die französische Regierung Reinhard M. vertraulich einen Vermittlungsvorschlag gemacht, der darauf hinauslief, daß M. seine Konzessionen in die »Union Mines des Marocaines« einbringen und das M.sche Minensyndikat mit dieser Gesellschaft verschmelzen solle, wobei dann die Konzessionen anerkannt werden sollten. Dieser Vorschlag wurde aber abgelehnt. Mit dem Fall des Muley Hafidschen Berggesetzes und der sich daran anschließenden Schaffung eines internationalen Minenschiedsgerichts, das über sämtliche Bergwerksansprüche in Marokko entscheiden sollte, war das Schicksal der M.schen Konzessionen im Hinblick auf den beherrschenden Einfluß Frankreichs im wesentlichen besiegelt, noch ehe der Weltkrieg die letzten deutschen Interessen im Ausland verschlungen hatte.

Aber Reinhard M. war nicht der Mann, sich durch den Mißerfolg seiner marokkanischen Pläne zu Boden werfen zu lassen. Nachdem er während des Krieges unter zum Teil großen pekuniären Opfern seine ganze Arbeitskraft dem Vaterland gewidmet hatte, ging er nach Friedensschluß sofort daran, seine Auslandsverbindungen wieder aufzunehmen. Es gelang ihm und seinen Brüdern, trotz schärfster englischer und französischer Konkurrenz, in Bulgarien die staatliche Salinenkonzession zu erhalten, die dem bulgarischen Staat durch Schaffung neuzeitlicher Maschinenanlagen in kurzer Zeit fast den gesamten Salzbedarf des Landes lieferte. In der Tschechoslowakei übernahmen die Brüder die ehemaligen Philipp Koburgschen Berg- und Hüttenwerke und brachten sie zu neuem Aufschwung.

Aber mitten in neuen Plänen und Entwürfen warf unerwartet eine tückische Krankheit den Nimmermüden aufs Krankenlager, und am 20. Februar 1922 verschied er an einer Lungenentzündung.

Mit ihm ist ein Mann dahingegangen, der in faustischem Bemühen den verschiedenen Gebieten der Technik neue Bahnen gewiesen hat; sprechen doch mehrere hundert ihm und seinen Brüdern erteilte Patente für seine universelle Begabung in der Erfindung und Durchdringung technischer Probleme. Die Wissenschaft hat seine großen Verdienste durch Verleihung der Doktorwürde ehrenhalber seitens der Technischen Hochschule in Aachen anerkannt.

Aber er war nicht nur ein genialer, sondern auch ein selten lebenswerter Mensch mit einem warm schlagenden Herzen für seine Mitmenschen, ein ganzer, kerndeutscher Mann, durchglüht von heißer Vaterlandsliebe. Auf sein Leben passen so recht die Worte, die sein verstorbener Bruder Max einmal gelegentlich eines Religionsgespräches geprägt hat:

Des Höchsten Wille ist ein ewig Werden,  
Ein ewig Schaffen seine Seligkeit.

Literatur: Mitteilungen der Familie Mannesmann. — »Stahl und Eisen« 1922, Nr. 11., Felix Pinner, Deutsche Wirtschaftsführer, Verlag der Weltbühne, Charlottenburg 1925. — »Bergisch-Märkische Zeitung« 1920, Nr. 328, 329, 331, 333, 335 in »Bergische Eichen«. — Eigene Kenntnis des Verfassers.

Berlin-Friedenau.

Ernst Kaulisch.

**Mayr, Michael, Dr.**, österreichischer Bundeskanzler, \* am 10. April 1864 zu Adlwang in Oberösterreich, † am 21. Mai 1922 zu Waldneukirchen in Oberösterreich. — M. war ein Mann, dem zuteil wurde, was er wünschen mochte, der aber, rastlos tätig, selbst der Schmied seines Glückes war. Wie so manchen Bauernsohn mögen auch ihn der Zug nach der Stadt, die Veranlagung zu geistiger Arbeit und nicht zuletzt ein brennender Ehrgeiz, vielleicht der Grundzug seines Wesens, von seiner Scholle getrieben haben. Die Vermögenslage seines Vaters machte es ihm leicht, das Gymnasium zu Kremsmünster und die Universität Wien zu besuchen. Freiheitlich gesinnt und Verkehrsgast einer Burschenschaft, begann er nicht, wie so viele seinesgleichen, als Theologe, sondern wandte sich, gleich andern politisch eingestellten Geistern, dem Geschichtsstudium zu, dessen Aussichten damals nicht schlecht waren. Daß sein Ziel die Hochschule war, bewies er durch seinen Eintritt in das Institut für österreichische Geschichtsforschung, dem er 1889—1891 als ordentliches Mitglied angehörte. Mehrmonatliche Arbeit am *Istituto Austriaco di studi storici* zu Rom verschaffte ihm die wertvolle Beziehung zu Th. v. Sickel, die Annahme einer Stelle im Innsbrucker Statthaltereiarhiv (1892), die Grundlage für seine weiteren Pläne. 1895 habilitierte er sich an der Universität Innsbruck für österreichische und allgemeine Geschichte und fünf Jahre später wurde er zum a. o. Professor für neuere Geschichte ernannt; auch erhielt er einen besonderen Lehrauftrag für tirolische Geschichte.

Aber nun zeigte sich für jeden Unbefangenen immer mehr, daß M. nicht eigentlich zum Gelehrten geschaffen war. Ihm fehlte hierzu nicht die Begabung, wohl aber das tiefe, unmittelbare und nachhaltige Interesse an wissenschaftlichen Fragen um ihrer selbst willen. Er war im Grunde ein Mann des praktischen Lebens. Daher leistete er beruflich sein Bestes als Beamter, seit 1897 als Leiter des Statthaltereiarhivs. Dieses war von D. v. Schönherr, M.s Vorgänger und väterlichem Freund, geordnet, erschlossen, den Anforderungen der Zeit gemäß ausgebaut, durch Einziehung älterer Archivalien anderer Ämter vergrößert und in der wissenschaftlichen Welt bekannt gemacht worden. Der neue, 1899 zum Staatsarchivdirektor ernannte Amtsvorstand setzte Schönherr's Werk in jeder Hinsicht tatkräftig und großzügig fort und erwarb sich dadurch, sowie durch die Herausgabe der Forschungen und Mitteilungen zur Geschichte Tirols und Vorarlbergs (1904—1920) ein dauerndes Verdienst. Demgegenüber trat M.s Wirken als Hochschullehrer zurück; ebenso sein Schaffen als Forscher und Geschichtsschreiber. Seine zahlreichen, zum Teil aus bestimmten Anlässen verfaßten Schriften, von denen die ersten hauptsächlich der neueren Geschichte Österreichs, die späteren vorzugsweise dem Archivwesen und der Vergangenheit Tirols galten, sind geschickt gemacht. Namentlich sein letztes und be-

kanntestes Werk, das Buch über den italienischen Irredentismus in Tirol (1915, 2. Auflage 1917), zeigt die Fähigkeit des Verfassers, ein ausgedehntes Schrifttum und sonstige Quellen schnell und gewandt für eine gemeinverständliche, übrigens auch politisch schlagkräftige Darstellung auszunützen. Aber keiner der Veröffentlichungen M.s kommt Bedeutung im höheren wissenschaftlichen Sinn zu. Wenn ihr Verfasser eine Zeitlang von vielen, der gelehrten Arbeit Fernerstehenden als berufener Vertreter der tirolischen Geschichte betrachtet wurde, so dankte er dies dem Umstand, daß es damals an andern jungen Forschern auf diesem Felde mangelte, die beabsichtigten und verstanden, durch kluge Auswertung dankbarer Stoffe Erfolge in weiteren Kreisen zu erzielen.

Jedenfalls hatte sich aber der Archivdirektor und Professor in seiner neuen Heimat eine bedeutende und einflußreiche Stellung geschaffen. Seit 1901 war er mit der einzigen Tochter eines hochangesehenen Beamten, Sophie v. Gsteu-  
Glendheim, vermählt. Durch seine Liebenswürdigkeit, Gefälligkeit und Hilfsbereitschaft gegen jedermann hatte er sich Viele verpflichtet und zahlreiche Freunde gewonnen. Daß er allmählich ins konservative Lager abschwenkte, nützte ihm. Bei den Statthaltern, denen er unmittelbar unterstand, und bei dem Kommandanten des 14. Korps, Erzherzog Eugen, stand er in Gunst. Seine Verbindungen reichten in der Folge bis nach Wien. Erzherzog-Thronfolger Franz Ferdinand, dessen Liebhaberei für Altertümer er gelegentlich dienen konnte, war ihm gewogen. Man kannte und würdigte seine Leistungen, seinen Fleiß, seine Rührigkeit und Arbeitskraft, zumal es nicht in seiner Art lag, sich ängstlich im Hintergrund zu halten, und sein Name wurde bei verschiedenen Gelegenheiten, aber auch sonst öfter genannt als der anderer Männer ähnlicher Stellung.

Aber M.s Streben ging weiter. Ihn drängte es vorwärts bis zum letzten Atemzug und — über seine eigenen Anlagen klar geworden — fühlte er sich berufen, selbst Geschichte zu machen, statt sie zu schreiben. Der Weg zur Macht führte über die Tagespolitik. Die große Zeit der Liberalen war vorüber, die Jahrhundertwende vorbei, die Sozialdemokratie galt nicht als regierungsfähig. In Tirol herrschte die konservative Partei, der M. damals angehörte. Er begann als Kämpfer für sie. Allein beim Herannahen der ersten Reichsratswahlen nach dem allgemeinen, gleichen und unmittelbaren Stimmrecht (1907) stiegen die Aussichten der jungen, namentlich von der Bauernschaft und der niederen Geistlichkeit getragenen christlich-sozialen Gruppe. M. war nicht Politiker geworden, um bestimmten Grundsätzen zum Sieg zu verhelfen. Er lenkte daher im richtigen Augenblick ein und drang als Kompromißkandidat der beiden katholischen Parteien im Nordtiroler Städtewahlkreis durch; ebenso ein Jahr später bei den Landtagswahlen. Die Tage der Konservativen waren aber offenbar gezählt. So zögerte M. nicht, zu tun, was elf Jahre später auch die überzeugten Konservativen nicht vermeiden konnten. Er trat entschlossen ins christlich-soziale Lager über.

Damit hatte er gefunden, was er brauchte. Die christlich-soziale Partei war mächtig und gesichert durch die Stimmen der von der Geistlichkeit geführten Landbevölkerung, bedurfte aber leitender Köpfe aus gebildeten Laienkreisen. Hier eröffneten sich für M. die größten Aussichten. Der Wählerschaft, mit der er allzeit enge Fühlung hielt, stand er durch seine Geburt nahe, durch seine Stellung machte er Eindruck auf sie. An Bildung, Weltkenntnis, geistiger

Schulung und Geschäftsgewandtheit war er den meisten seiner neuen Gesinnungsgenossen überlegen und seine Leistungsfähigkeit, sowie seine stete Bereitschaft, andern Arbeit abzunehmen, machten ihn unentbehrlich. Als das erste Volkshaus 1911 aufgelöst wurde, galt er bereits als einer der Führer seiner Partei und auch außerhalb derselben als einer der tätigsten und fähigsten Abgeordneten. Der Haß der Konservativen gegen den Abtrünnigen kostete ihn allerdings bei den Neuwahlen seinen Sitz im Reichsrat und der Weltkrieg brachte stille Tage für ihn. Aber er behauptete sich als Landtagsabgeordneter und Parteimann im öffentlichen Leben und wartete auf die Stunde, da man seiner bedürfen würde.

Sie kam im Herbst 1918. Der Umsturz fand nur wenige Männer, die im Wirbel der Ereignisse nicht den Kopf verloren. Zu ihnen zählte M. Ein erfahrener Unterhändler und im Besitz mancher Beziehungen zu Schweizern war er der rechte Mann, als es sich darum handelte, in den Tagen atemloser Spannung, politischer Ungewißheit und der Sorge vor dem Zurückfluten des Millionenheeres Erkundigungen über die Lage einzuziehen und Verbindungen zur Sicherung der Lebensmittelfuhr in der Eidgenossenschaft anzuknüpfen. Der Tiroler Nationalrat betraute M. mit dieser Aufgabe und der Abgesandte löste sie geschickt. Sein Ansehen war neu befestigt und die Vereinigung der beiden katholischen Gruppen zur Tiroler Volkspartei beseitigte die offene Gegnerschaft der Konservativen. So konnte M. im März 1919 als Mitglied der verfassungsgebenden Nationalversammlung wieder in Wien erscheinen.

M. hatte seinerzeit den österreichischen Staatsgedanken, die Tiroler Landeseinheit und während des Krieges weitgehende Forderungen nach Angliederung oberitalienischer Gebiete an Tirol vertreten. Die geänderte Lage erforderte eine Umstellung. Dem geborenen Oberösterreicher mochte der tirolische Sondergeist innerlich fremd sein, dem Mann des politischen Augenmaßes der Glaube daran fehlen, daß die Errichtung eines tirolischen Staates möglich und geeignet sei, die Zukunft des Landes zu sichern und Deutschsüdtirol zu retten. Aber er hatte mit der herrschenden Stimmung in seiner Partei zu rechnen. Daß er nach seinen eigenen Worten im Herzen den Anschluß Österreichs an das Deutsche Reich wünschte, durfte ihn nicht beirren. So setzte sich der einstige Zentralist für die Selbständigkeit Tirols und nach dem Scheitern dieses Gedankens für eine möglichst föderalistische Verfassung ein. Unter seiner Führung verwahrten sich die Vertreter der Tiroler Volkspartei am 12. März 1919 gegen jede Vergewaltigung ihres Landes durch die Nationalversammlung. Der große Antrag derselben Abgeordneten über die Grundsätze der neuen Verfassung vom 14. Mai war von ihm entworfen, die Forderung des Tiroler Landtags vom 27. September nach einem Länderausschuß zur Ausarbeitung einer Bundesverfassung unter anderem auch von ihm angeregt. Der persönliche Erfolg seiner Tätigkeit blieb nicht aus. Getragen von der Macht seiner Partei und der partikularistischen Strömung in den Ländern wurde er am 17. Oktober zum Staatssekretär zur Ausarbeitung einer Verfassung ernannt.

M. war seiner neuen Stellung dank seiner Leistungsfähigkeit, seines Arbeitswillens und seines geschichtlichen Wissens besser gewachsen als andere Politiker. Daß es der Staatssekretär verstand, sich von den parteimäßigen Glaubenssätzen frei zu machen, Mittelwege zu gehen und seine fachmännischen Mitarbeiter gewähren zu lassen, ließ ihn als berufenen Leiter der schwierigen Ver-



handlungen erscheinen. Es schadete wenig, daß seine staatsrechtlichen Kenntnisse und sein politisches Verständnis nicht genügten, ihm die Bildung einer eigenen Meinung und die richtige Beurteilung der Vorschläge anderer zu gestatten. Denn für das Sachliche standen ihm tüchtige Helfer zur Seite, und bei dem Stärkeverhältnis der Parteien mußte in der Verfassungsfrage ohnedies ein Ausgleich gefunden werden. So waren die drei Verfassungsentwürfe, die 1919—1920 in angestrengter Arbeit entstanden, auch für gemäßigte Anhänger des Einheitsstaates annehmbar, enttäuschten aber die Erwartungen derer, die aus Österreich eine Art Schweiz machen wollten. Es gelang, den Widerstand der sozialdemokratischen Zentralisten durch sachliches Entgegenkommen zu beseitigen, schwerer aber hielt es, die christlich-sozialen Föderalisten durch formale Zugeständnisse zu gewinnen, und M. bedurfte bei den Verhandlungen mit den Ländern auf den Konferenzen zu Linz und Salzburg, aber auch sonst bei Führung seiner Sache all seiner Zähigkeit, seiner Gabe, sich jeder Lage anzupassen, seines Geschickes im vorsichtigen Verhandeln, seiner Fähigkeit, Menschen zu gewinnen oder zu beeinflussen, und seiner Kunst, sich der Presse zu bedienen. Zuletzt kam er aber doch ans Ziel. Am 1. Oktober 1920 wurde eine Bundesverfassung Gesetz, die föderalistisch aussah und doch eine verhältnismäßig starke Zusammenfassung der Staatsgewalt gewährleistete.

Damals hatte aber M. schon eine weitere Stufe erklommen. Die mit den Großdeutschen verbündete christlich-soziale Partei war ans Ruder gekommen und hatte dem in Staatsgeschäften bewährten Mann am 8. Mai 1920 als Bundeskanzler die oberste Leitung der Geschäfte übertragen. Aber auf dem Gipfel seiner Erfolge angelangt, sah sich M. vor eine undankbare Aufgabe gestellt: unter den durch Zusammenbruch, Umsturz und Ära Renner geschaffenen Verhältnissen Österreich wenigstens die nackte Daseinsmöglichkeit zu sichern. Für einen Mann, dessen Blick stets auf dem Zunächstliegenden ruhte, der seine Kraft weder zersplittern, noch ohne Not an eine hoffnungslose Sache setzen wollte und der nicht gesonnen war, um eines weitgesteckten Zieles willen einen hohen Einsatz zu wagen, war der Weg vorgezeichnet. Ein nachdrückliches Eingreifen in die Innenpolitik schien wenig aussichtsreich und alles hing davon ab, ob es gelang, der verzweifelten Wirtschaftslage ein Ende zu machen. Die Anschlußpolitik hatte mit starken Widerständen im Ausland und in der christlich-sozialen Partei zu rechnen. So blieb M. nur die bereits von Renner versuchte westliche Einstellung. Er bemühte sich, in Verhandlungen mit englischen und französischen Staatsmännern das Mißtrauen der Westmächte zu beschwichtigen und eine ausländische Kredithilfe für Österreich zu erlangen. Auch Gegner bezeugten, daß M. sein Amt ernst nahm und den redlichen Willen hatte, seinem Volk und Vaterland zu dienen. Er verstand es auch besser als andere, sich rasch in neue Aufgaben einzuleben und durch Schwierigkeiten hindurchzuwinden. Bei der damaligen Lage der Dinge mußten seine Bestrebungen aber scheitern. Als den Zusagen des Auslands keine Taten folgten, fiel das Kabinett im Sommer 1921. Aber der Bundeskanzler hatte vielleicht doch nicht ganz vergeblich gearbeitet. Seine Nachfolger blieben in seiner Bahn und, was er angestrebt hatte, gelang bei günstigeren Umständen unter Seipel.

M.s Rücktritt wurde weder von ihm noch von der Öffentlichkeit als Abschluß seiner Laufbahn angesehen. Der Name des Gestürzten wurde immer wieder als der eines kommenden Mannes genannt. M., der 1921 wieder zum Nationalrat

gewählt worden und als Generaldirektor der österreichischen Archive an die Spitze des neugeschaffenen Archivamtes getreten war, harrete nur einer Wendung der Dinge. Sie kam und M. schien die Bundeskanzlerschaft bereits sicher zu sein, als er einem Schlaganfall erlag. Österreich verlor an ihm eine ungewöhnliche, beliebig verwendbare und nie versagende Arbeitskraft, einen erfahrenen Politiker, dessen weitere Entwicklung nicht zu berechnen, von dem aber noch manches zu erwarten war; endlich einen der wenigen, die sich wirklich zu Ministern eines lebensunfähigen Kleinstaates eigneten, dessen einzige Politik das Ringen um sein zweifelhaftes Dasein ist.

**Literatur:** Außer den Aufsätzen der Tageszeitungen: R. Heuberger, Michael M., Mitteilungen des österreichischen Instituts für Geschichtsforschung 39, S. 325—334, (K. Klaar), Verzeichnis der Werke und Abhandlungen von Dr. Michael M. 1893—1915 (Forschungen und Mitteilungen zur Geschichte Tirols und Vorarlbergs, 12. Jahrg., Beilage zu Heft 3.)

Innsbruck.

Richard Heuberger.

**Mommsen, Karl**, Bankdirektor, Stadtverordneter in Berlin, Mitglied des Deutschen Reichstags, des Preußischen Abgeordnetenhauses, der Handelskammer in Berlin, \* am 19. April 1861 in Berlin, † am 28. Juli 1922 daselbst. —

Karl M. war der zweite Sohn des berühmten Historikers Theodor Mommsen; eine ältere Schwester von ihm ist die Gattin des Archäologen von Willamowitz-Möllandorff. Im elterlichen Hause verbrachte er im Kreise der zahlreichen Geschwister, die der Ehe Theodor Mommsens entsprossen waren, eine glückliche Jugend. In Berlin besuchte er das streng philologische Joachimsthalsche Gymnasium, nach der Übersiedlung der Familie nach Charlottenburg das dortige Augusta-Gymnasium. Dem ursprünglichen Studium des Vaters gleich widmete er sich dann in München und Berlin dem Studium der Rechtswissenschaft, bestand 1885 das Referendarexamen und arbeitete zunächst in Kyritz am dortigen Amtsgericht bei dem damaligen Leiter desselben, dem als Reichsgerichtspräsidenten verstorbenen Heinrich Delbrück (s. oben S. 29—31). Die Familien M. und Delbrück waren durch die freundschaftlichen Beziehungen Adelbert Delbrücks, des Vaters Heinrich Delbrücks, mit Theodor M. miteinander verknüpft, und diese Verbindung war auch in den späteren kaufmännischen Beschäftigungen Karl M.s nicht ohne Bedeutung. Adelbert Delbrück war Mitinhaber des damals unter der Firma Delbrück Leo & Co. betriebenen Bankgeschäfts. In diesem verschaffte sich Karl M. als Volontär einen Einblick in die Geschäftstätigkeit vor allem in das Bankwesen. Nachdem er 1890 das Gerichtsassessorexamen bestanden, trat er, nach kurzer Beschäftigung bei dem Rechtsanwalt Geheimen Rat von Simson im Jahr darauf bei der Imp. Continental Gas Association oder, wie sie kurz bezeichnet zu werden pflegte, der Englischen Gasgesellschaft als Syndikus ein. Die Gesellschaft, deren Fabrik sich in Schöneberg befand und die ein vertragsmäßiges Monopol für die Straßengasbeleuchtung eines Teils der Stadt Berlin besaß, bis der Krieg von 1914 zur Zwangsliquidation führte, verschaffte dem jungen Juristen einen Einblick in den Betrieb einer der Gemeinwirtschaft gewidmeten Anstalt, was ihm später in seiner kommunalen Tätigkeit zustatten kam. 1894 trat er zu der Weltfirma Siemens & Halske als Syndikus über. Werner Siemens, der Begründer der berühmten elektrotechnischen Fabrik-

betriebe, war damals nicht mehr in ihnen tätig. Seine beiden älteren, inzwischen auch verstorbenen Söhne Arnold und Wilhelm (s. DBJ. 1917—20, S. 467 ff.) leiteten das Geschäft. Werner Siemens hatte seinerzeit dem gesetzlichen Patentschutz in Deutschland die Bahn gebrochen, er hatte auch mit Amerikanern Patentprozesse über elektrischen Betrieb von Eisenbahnen zu führen gehabt. Natürlich führte ein Industrieunternehmen von dem Range von Siemens & Halske, das in den verschiedensten Ländern geschäftliche und technische Betriebe unterhielt, eine Fülle von Rechtsgeschäften und Fragen rechtlicher Natur herbei, die für den ständigen Bearbeiter ebenso verantwortungsvoll wie instruktiv sein mußten. Daß Karl M. sich dabei wie in seiner geschäftlichen Mitarbeit seiner Aufgabe gewachsen zeigte, beweist der Umstand, daß er im Jahre 1897, als das Geschäft in die Form der Aktiengesellschaft umgewandelt wurde, in den Aufsichtsrat gewählt wurde. Als Syndikus schied er aus und trat als Direktor zur Mitteldeutschen Kreditbank in Berlin über. Hier kam ihm zugute, daß er auch ungewöhnliches Geschäftsverständnis und schnelle Auffassungsgabe in allen wirtschaftlichen Fragen besaß. Die Beziehungen der Mitteldeutschen Kreditbank mit anderen führenden Geldinstituten erfuhren durch sein rasches, sicheres Urteil wesentliche Förderung.

Sein Eintritt in die städtische Verwaltung geschah 1894 durch seine Wahl zum Berliner Stadtverordneten. Die Zusammensetzung der Stadtverordnetenversammlung beruhte auf dem Dreiklassenwahlsystem. Die beiden ersten Klassen waren wesentlich durch Anhänger bürgerlich-liberaler Anschauungen in der Versammlung vertreten, während die dritte Klasse allmählich ganz in die Hände der Sozialdemokratischen Partei überging. Die sogenannte »alte Linke«, die damals mit Kochhan und Langerhans den ersten Vorsteher stellte, stand auf dem Boden der alten Fortschrittspartei. Die sogenannte »Freie Fraktion«, für die M. kandidierte, umfaßte Angehörige verschiedener liberaler Schattierungen. Sie wurde damals von dem Verwaltungsdirektor der Charité Spinola geführt. M. selbst huldigte einem nicht fraktionell gebundenen Liberalismus. Er wurde dem bisherigen Mandatsinhaber Dr. Otto Hermes, dem Direktor des Aquariums, Anhänger Eugen Richters, gegenübergestellt und drang zur Überraschung der die Wiederwahl für sicher haltenden Anhänger des letzteren in der ersten Klasse durch.

In der Stadtverordnetenversammlung erwarb sich M. bald durch eifrige Beteiligung an den Geschäften, namentlich den finanziellen und wirtschaftlichen Fragen maßgebenden Einfluß. Bei dem um die Jahrhundertwende eintretenden Tode Spinolas wurde er daher zum Vorsitzenden der freien Fraktion gewählt. Er verstand es, die verschiedenen in ihr vereinigten Elemente zusammenzuhalten und sie zu gründlicher Beschäftigung mit den Verwaltungsaufgaben zu bestimmen. Als Vertreter seiner Fraktion hielt er in der Regel die Etatsrede für sie. Der Wahlprüfungskommission gehörte er fortgesetzt an, ebenso war er Mitglied der Deputation für die höheren Lehranstalten, der Kommission zur Verteilung von Unterstützungen an Studierende und des Kuratoriums der Nationalzeitung-Stiftung. Allmählich gingen Wandlungen in der Parteigruppierung des Stadtparlaments vor sich: die wenigen Vertreter der antisemitischen Richtung verschwanden, aus der links von der alten Linken bestehenden Neuen Linken schieden die sozial fortgeschrit-

tenen Elemente, wie Preuß, Nathan und einige andere, aus. Da diese an Zahl gering blieben, suchten sie Anschluß bei der Freien Fraktion. Es entbrannte in dieser über die Gewährung der Aufnahme ein Kampf, in dem M. sich für die Vereinigung aussprach. Sie erfolgte durch den Anschluß der sämtlichen bisher als »neueste Linke« bezeichneten Mitglieder bis auf einen, der zur alten Linken ging. Was M. für die Aufnahme geltend gemacht hatte, daß die gemeinsame Arbeit in den Selbstverwaltungsgeschäften zum Ausgleich der Gegensätze beitragen würde, trat ein — nicht zuletzt infolge seiner ausgleichenden Parteileitung.

Im Januar 1903 wurde M. in Danzig als Mitglied der durch Sezession der insbesondere wirtschaftlich mehr liberal orientierten Freisinnigen Vereinigung aus der bisherigen Nationalliberalen Partei gebildeten kleinen Parteigruppe in den Deutschen Reichstag gewählt. Auch hier beteiligte er sich vorwiegend an den Debatten über wirtschaftliche Fragen. Es war die Zeit, als der Kampf um die Börsengesetzgebung lebhaft entbrannt war. Im Gegensatz zu anderen Ländern, namentlich England und Frankreich, wurden die Börsenangelegenheiten im Deutschen Reichstag wesentlich unter politischem Gesichtspunkt behandelt. M. trat in den Debatten den Rednern der Rechten und des Zentrums mit den Argumenten des Sachkenners — er gehörte schon damals der Zulassungsstelle an der Berliner Börse an — entgegen. Insbesondere bei der Beratung über den Entwurf eines Gesetzes zur Abänderung des Abschnitts IV des Börsengesetzes, der den Börsenterminhandel betrifft, suchte er die irrigen Voraussetzungen, von denen die agrarische Bekämpfung dieser Geschäftsform als solcher ausging, zu widerlegen. Auch an den Debatten über die immer dringlicher werdende Reichsfinanzreform beteiligte er sich.

Die von dem Reichskanzler Bülow inaugurierte Blockpolitik führte zu lebhaften Differenzen auch innerhalb der Partei. Auf dem Delegiertentag des Wahlvereins der Liberalen 1908 in Frankfurt a. M. erfolgte der Austritt einer Reihe von Mitgliedern der Partei, darunter Theodor Barth, v. Gerlach und Breitscheid. M., der dem Parteivorstande angehörte, beteiligte sich an der vorausgegangenen Diskussion im ausgleichenden Sinne und trat der Kritik der opponierenden Minderheit entgegen.

Die Blockpolitik des Fürsten Bülow fand ihre Erledigung durch die Finanzvorlagen. M. gehörte den Kommissionen und Unterausschüssen, die sich mit diesen bis Ostern 1909 beschäftigten, an. Auf dem Parteitag der Freisinnigen Vereinigung im Juli 1909 erstattete er Bericht über die mühseligen, im Endergebnis vergeblichen Arbeiten. Die verschiedenen Richtungen der Linken, Freisinnige Volkspartei, Freisinnige Vereinigung und Deutsche Volkspartei, welche letztere namentlich die von Payer geführten süddeutschen bürgerlich-demokratischen Elemente umfaßte, traten dann, nachdem sie schon vorher durch eine losere Gemeinschaft miteinander verbunden gearbeitet hatten, zu der Fortschrittlichen Volkspartei zusammen. Auch in ihr arbeitete M. hauptsächlich auf wirtschaftlich- und finanzpolitischem Gebiet.

Seit der zwölften Legislaturperiode aus dem Reichstag ausgeschieden, gehörte er kurze Zeit auch dem Preußischen Abgeordnetenhaus an, in dem er sich gelegentlich der Haushaltsberatung beim Etat des Handelsministeriums in einer längeren Rede mit den agrarischen Vertretern der Rechten und des Zentrums auseinandersetzte. Neben der politischen Betätigung aber widmete

er sich der Vertretung der Berufsinteressen in den kaufmännischen Selbstverwaltungsorganen, 1906 in die Berliner Handelskammer gewählt, war er hier Mitglied der Kommissionen für Börsenangelegenheiten, für Rechtsfragen, zur Beratung von Steuervorlagen, ferner in den Börsenorganen Mitglied des Börsenvorstandes, Abteilung Wertpapierbörse, und der Zulassungsstelle, sowie stellvertretendes Mitglied des Ehrengerichts und der schiedsrichterlichen Kommission des Börsenvorstandes.

Die Bankdirektorbetätigung hatte M. zu einem die Vermögensverhältnisse des köpferreichen elterlichen Gelehrtenhaushaltes wesentlich übersteigenden Wohlstande verholfen, dem dann die Kriegseignisse mit ihren wirtschaftlichen Ergebnissen ein Ziel setzten. Er hatte in Neu-Babelsberg eine schöne Besetzung erworben, in welcher er mit Gattin und Kindern ein glückliches Familienleben führte und gastfrei Haus hielt. So erzählte er einmal, wie der Vater Theodor, der Verständnis auch für einen guten Tropfen Wein hatte, nach Genuß einer besonders guten Sorte aus dem Keller des Sohnes in Korrektur des wohl früher bestandenen Wunsches, den Sohn lieber die akademische oder Beamtenlaufbahn ergreifen zu sehen, zu ihm gesagt hatte: »Es ist doch gut, daß du Bankdirektor geworden bist.«

Der Ausgang des Weltkrieges erschütterte Karl M. aufs tiefste. Natürlich waren es auch hier die wirtschaftlichen Verhältnisse, denen er seine sachkundige Teilnahme vor allem zuwendete. Auf der 42. Vollversammlung des deutschen Industrie- und Handelstages im Januar 1922 ergriff er als erster Diskussionsredner nach dem Bericht des Kommerzienrats Dr. Manasse-Stettin über die Finanz- und Wirtschaftslage Deutschlands zum letztenmal in seinem Leben öffentlich das Wort. Es war die Frage der Besteuerung von Einkommen, Handel und Verkehr durch Reich, Einzelstaaten und Gemeinden, die Unsicherheit der Wirtschaft, in welche sie durch das Problem des Finanzausgleichs zwischen diesen öffentlichen Gewalten versetzt wird, welche er den Berufsgenossen vor Augen führte.

Ein schneller Tod, ohne langes Leiden, endete im Sommer darauf ein arbeits- und erfolgreiches Leben.

Berlin.

Heinrich Dove.

**Montecuccoli,<sup>1</sup> Rudolf Graf v.,** k. u. k. Admiral, \* am 22. Februar 1843 in Modena, † am 16. Mai 1922 zu Baden bei Wien. — Als dritter Sohn des österreichischen Kämmerers und Oberstleutnants a. D. Aloys Grafen M. Marchese Polinago aus dessen Ehe mit Karoline Frein v. Puthon geboren, zeigte der Knabe schon frühzeitig mit Eigenwilligkeit gepaarte reiche Begabung. Mit 9½ Jahren verlor er den Vater und erhielt seine schulmäßige Ausbildung am Gymnasium zu Kremsmünster, später in der Kadettenschule zu Krakau, und als seinem Wunsche, zur See zu gehen, willfahrt worden war, in der Marineakademie zu Fiume bzw. Barcola bei Triest.

Im Jahre 1859 verließ der wenig mehr als Sechzehnjährige bei Ausbruch des Krieges gegen das damalige Sardinien und mit ihm verbündete Frank-

<sup>1</sup> In den frühesten amtlichen Listen als »Graf v. Montecuccoli Marchese Polinago«, in den späteren als »Graf v. Montecuccoli-Polinago« geführt, erscheint er ab 1902 — offenbar auf eigene Einflußnahme hin — nur mehr als »Graf v. Montecuccoli«.

reich vorzeitig als provisorischer Marinekadett die Schule und wurde am 3. Mai auf die Korvette »Erzherzog Friedrich« eingeschifft, die den Wachdienst auf der Reede von Spignon versah. Das Schiff kam zwar nicht ins Gefecht, der Jüngling lenkte aber bald durch herzhafte und verständnisvolle Hingabe an den strengen Dienst die Aufmerksamkeit seiner Vorgesetzten auf sich. Nach Friedensschluß begann eine siebenjährige Lehrzeit als Seekadett. Sie verging zumeist mit Kreuzungen an Bord von Schiffen aller Größen, vom kleinen Kanonenboot bis zum stolzen Linienschiff, in der Adria und im Jonischen Meer, die fast ausschließlich unter Segel vorgenommen wurden. Der junge »Monte« wurde ein in allen Zweigen des Handwerks wohlbewandelter Seemann. Zwischen die Kreuzungen fielen auch Stationierungen in Triest und dem damals noch österreichischen Venedig mit seiner kosmopolitisch angehauchten, glänzenden Gesellschaft, und diese Gelegenheiten nützte er mit Eifer aus, um durch Selbststudium, namentlich der allgemeinen und der Seekriegsgeschichte sowie auch der modernen Sprachen seine allgemeine Bildung zu erweitern. Seiner Mutter war es nicht vergönnt, mehr als den Anfang seiner Laufbahn zu verfolgen, sie starb am 23. April 1861.

Das Jahr 1866 brachte die Versetzung nach dem im Ausbau begriffenen Kriegshafen Pola und am 7. März die langersehnte Beförderung zum Linienschiffsfähnrich. Als Navigationsoffizier der holzgebauten Schraubenfregatte »Adria« erwarb er sich die erste Allerhöchste Belobung für tapferes Verhalten in der Seeschlacht von Lissa.

Auf die helle, mit dem Namen Tegetthoff unzertrennlich verbundene Kriegsbegeisterung folgten nun lange Friedensjahre mit den verschiedensten Dienstesverwendungen — sehr viel Pola, wo der junge Seeoffizier mit den Geheimnissen des Landdienstes im Seearsenale und beim Matrosenkorps vertraut wurde. Zeit zum Studium gab es reichlich, anregende Geselligkeit jedoch so gut wie gar nicht, und so bildete sich der lebenslustige Offizier bald zum gewandten Turner, kühnen Schwimmer und treffsicheren Schützen aus. Etwa ein Jahr nach Erlangung des Offiziersgrades wurde Graf M. zum k. u. k. Kämmerer ernannt.

Die erinnerungsreichsten zwanzig Monate seiner reiferen Jugend verlebte er auf dem in den Donaumündungen, mit Kreuzungsrayon im Schwarzen Meer und an der kleinasiatischen Küste bis Smyrna stationierten Dampfer »Fiume«. In diesem Gebiet hatten östliche und westliche, moskowitzische und griechisch-dazische Einflüsse eine ganz eigenartige Atmosphäre geschaffen. Für einen mit offenen Augen sehenden Offizier seiner Veranlagung ergab sich dort ganz von selbst reicher Stoff zu vergleichenden Beobachtungen, Einblick ins weltpolitische Getriebe. Anregendster geselliger Verkehr, reger maritimer Wettbewerb zwischen den Kriegsschiffen verschiedenster Nationen und letztlich auch Weidwerk ließen die Zeit rasch vergehen. Der Deutsch-Französische Krieg machte sich wohl auch in der Levante stark, aber ohne unmittelbare größere Folgeerscheinungen, die erst später eintraten, fühlbar.

Im Jahre 1871 zum Linienschiffsleutnant befördert, machte Graf M. in der Zeit 1873 bis 1875 die 18monatige Umsegelung Afrikas auf der Korvette »Helgoland« als Wach- und Artillerieoffizier mit und lernte die schweren Stürme am Kap sowie die Zerstörungskraft einer Zyklone im Nordatlantik

kennen, die dem guten Schiff das Ruder kostete. Innenbords soll allerdings der Artillerieoffizier manchmal Sturmzentrum gewesen sein.

Die Charge des Linienschiffsleutnants galt seit jeher in allen Marinen als jene, in der der Seeoffizier seine Reife und Brauchbarkeit zu erweisen hatte. Graf M. blieb in ihr volle 13 $\frac{1}{2}$  Jahre und erbrachte durch vielseitige Leistungen zu Wasser und zu Lande den Beweis seiner Befähigung zu künftiger selbständiger Kommandoführung. Er gehörte immer dem Lager der nach technischem und organisatorischem Fortschritt drängenden »Jugend« an und warf sich mit Leidenschaft auf die vielen Fragen, die aus der Umgestaltung der ersten Panzerschiffe zu solchen mit wirklichem Kampfwert, aus der Einführung der Torpedowaffe und den Fortschritten des Seeminewesens entsprangen. Hierin stand ihm das leuchtende Beispiel des leider zu früh verstorbenen Tegetthoff vor Augen, dessen Feuergeist seinem Nachfolger, dem mehr zur Routine neigenden Freiherrn v. Pöckh, bedauerlicherweise fremd war.

An den Operationen zur Niederwerfung des Aufstandes in Süddalmatien im Jahre 1882 nahm er an Bord des Dampfers »Andreas Hofer« belobten Anteil, sein erstes kurzes Kommando erhielt er erst kurz vor der am 1. November 1884 erfolgten Beförderung. Dampfer »Triest« war zwar schon ein Veteran, diente aber als Mutterschiff einer bedürfnisreichen Torpedoabteilung.

Als im Spätherbst 1884 Vizeadmiral Freiherr v. Sterneck an die Spitze der Marine berufen wurde, begann eine Periode lebhaftester Betätigung der jüngeren Schule, an der Graf M. vorerst nur in Landverwendung teilnahm.

Gelegentlich der Blockadeaktion der Großmächte gegen Griechenland im Frühling 1886 leistete er als Kommandant des Mutterschiffes »Elisabeth«, das für 6 Torpedoboote zu sorgen hatte, wertvolle und anerkannte Dienste, die mit der Besetzung von Skiatho begannen. Seiner Energie gelang die eben nicht leichte Lösung der Aufgabe, die in einem anstrengenden Kreuzungsdienste stehenden Torpedoboote stets aktionsbereit zu erhalten.

In die Heimat zurückgekehrt, wurde er mit der Leitung des Seeminenetablissements betraut. Nach der Beförderung zum Fregattenkapitän, Mai 1887, kommandierte er im Herbst desselben Jahres die Jacht »Greif«, die der Kaiserin Elisabeth zu einer Reise nach Korfu und den Jonischen Inseln zur Verfügung stand. Im Jahre darauf befehligte er den Torpedokreuzer »Panther« beim Besuche der Eskadre in Spanien und während der anschließenden Sommermanöver. Noch im gleichen Jahr wurde er zum Vorstände der Torpedoabteilung des Marinetechnischen Komitees in Pola ernannt. Der Posten hatte zu einer Zeit, als man in der Torpedowaffe das aussichtsreichste Mittel zur Erringung der Seeherrschaft zu erkennen glaubte, große Wichtigkeit. Mitte 1899 führte er kurze Zeit das Kommando des Werkstättenschiffes »Cyclop« und trat im August als Kommandant der Korvette »Aurora« eine neunmonatige Mission nach Ostafrika und Indien an, deren wissenschaftliche und handelspolitische Ergebnisse sehr befriedigten.

Nach der Heimkehr wurde Graf M. zum Vorstand einer technischen Abteilung der Marinesektion ernannt, mußte aber nach einigen Monaten im Süden Heilung von einem schweren Halsleiden suchen.

Erst im Jahre 1892 war er wieder dienstfähig und führte als neuernannter Linienschiffskapitän den Torpedorammkreuzer »Kaiser Franz Joseph I.«

anfänglich im Eskadreverbande, im September jedoch in selbständiger Mission zur Kolumbus-Feier in Huelva, an die ein Besuch von Tanger zur Einholung direkter Informationen über die dortigen verworrenen Verhältnisse angeschlossen wurde.

Während der Jahre 1893—1894 fungierte Graf M. als Stellvertreter des Seearsenalskommandanten, kommandierte aber in den Sommermonaten beider Jahre das Flaggenschiff des Eskadrekommandanten, das Turmschiff »Kronprinz Erzherzog Rudolf« und erwies sich bei den größeren Manövern als hervorragend schneidig.

Vom Herbst 1894 bis zum Juli 1895 bekleidete er den rein administrativen, ihn wenig befriedigenden Posten als militärischer Vorstand des Marine-Kontrollamtes in Wien, auf den er jedoch nur wegen der Befürchtung berufen worden war, daß ein Rückfall des Halsleidens eintreten könnte. Nachdem sich diese Befürchtung als nicht mehr begründet erwiesen hatte — Kaiser Franz Joseph überzeugte sich persönlich gelegentlich eines militärischen Hoffestes von der unveränderten Frische des ihm aus vielen Anlässen wohlbekannten Linienschiffskapitäns —, kehrte er zunächst wieder auf den Posten als Stellvertreter des Seearsenalskommandanten zurück, wurde zwei Jahre später Seearsenalskommandant und rückte als solcher am 1. November zum Kontreadmiral vor. Seine unermüdliche, initiative Tätigkeit bedeutete für das Seearsenal, in dem damals auch mehrere Neubauten in Ausführung standen, wesentlich gesteigerte, moderne Leistungen. So erfolgreich sie auch war, so konnte sie doch nur als Zwischenstufe zu einer höheren Laufbahn angesehen werden. Graf M. führte denn auch in den Sommern 1898 und 1899 eine Schiffsdivision der verstärkten Eskadre mit so sichtlichen Erfolgen, daß ihm auf Antrag des seit Dezember 1897 das Marinekommando führenden Freiherrn v. Spaun im Juli 1899 der Befehl über die Eskadre anvertraut wurde. Noch im Herbst unternahm er mit der Schlachtschiffsdivision eine Kreuzung im Ostbecken des Mittelmeeres und nach Malta, wo er mit dem Kommandierenden der englischen Mittelmeerflotte, dem nachmals als Reorganisator bekannt gewordenen Admiral Sir John Fisher, Beziehungen anknüpfte. Beide Admirale hatten in Ansichten und Charakter viel Wesensverwandtes. —

Mitten in die Sommerübungen der auf drei Divisionen verstärkten Eskadre platzten die Chinawirren des Jahres 1900. Kaiser Franz Joseph entschloß sich zur Entsendung einer Flottenabteilung nach China, wo der Kreuzer »Zenta« bisher als einziges österreichisch-ungarisches Schiff an den Operationen einer eiligst versammelten internationalen Flotte rühmlichen Anteil genommen hatte. Die zu entsendenden Schiffe mußten auch Matrosenabteilungen für Operationen zu Lande beistellen. Als erstes ging der Panzerkreuzer »Kaiserin und Königin Maria Theresia« am 23. Juni ab, Kontreadmiral Graf M. folgte einen Monat später mit den Kreuzern »Kaiserin Elisabeth« und »Aspern«.

Die der k. u. k. Eskadre in Ostasien übertragene ehrenvolle Aufgabe ließ sich zur Zeit wegen der Unverläßlichkeit der erhältlichen Nachrichten nur in ganz allgemeinen Zügen feststellen. Ihr Kommandant wurde daher mit weitgehenden Kriegszeitbefugnissen ausgestattet und seinen an Ort und Stelle zu fassenden Entschlüssen freier Spielraum gelassen — seine Persönlichkeit bürgte dafür, daß er das Zweckentsprechendste durchführen werde.



Als der Admiral nach beschleunigter Überfahrt am 7. September auf der Reede von Taku eintraf, waren zwar die Gesandtschaften in Peking längst entsetzt, dagegen die Maßnahmen zur Pazifizierung der Provinz Tschili mangels einheitlichen Vorgehens der verschiedenen Truppenkontingente kaum über die Linie Tongku—Tientsin—Peking hinaus begonnen. Eine Besserung trat erst nach der Ankunft des Grafen Waldersee ein, die in der dritten Septemberdekade erfolgte.

Von den neu angekommenen k. u. k. Schiffen war schon am 9. September ein starkes Landungsdetachement nach Peking in Marsch gesetzt worden, kurz darauf ging der Kommandant der »Kaiserin und Königin Maria Theresia«, Linienschiffskapitän Bleß von Sambucchi, als Befehlshaber sämtlicher am Lande befindlichen Matrosenabteilungen dorthin ab.

Graf M. nahm seinen Platz im Admiralsrate ein und trat jederzeit wärmstens für einträchtiges Vorgehen ein. Bald gewann er auch einen im Verhältnisse zur Zahl der von ihm befehligten Schiffe bemerkenswerten Einfluß.

Die vorgefundenen Verhältnisse starrten von Schwierigkeiten aller Art. Die Überwindung der politischen belastete den Eskadre-Kommandanten allerdings nur einen Monat, bis der k. u. k. Gesandte, Baron Czikann zurückkehrte, hingegen bereiteten Nachschub und Aufrechterhaltung der Verbindung mit den Landstationen ernste Sorgen, die durch die Wetter- und Gezeitenverhältnisse der Reede nicht gemildert wurden. Die gelandeten Truppen mußten im Laufe des Herbstes für die Überwinterung versorgt werden, da die Reede von Taku Ende November vereist und dann nur mehr eine prekäre Verbindung über die auch nur in milden Wintern eisfreien Punkte Tschingwangtau und Schanhaikwan in Frage kam. Auch die gesundheitlichen Bedingungen waren nicht gerade die besten. Die Tatkraft des Admirals meisterte aber schließlich alle Erschwernisse und unter seinem befeuernden Einflusse, so erschien er beispielsweise bei der durch chinesische Landminen ziemlich verlustreichen Einnahme der Peitang-Forts auf dem Gefechtsfelde und traf persönlich Anordnungen für die Bergung Verwundeter, zeichneten sich auch die gelandeten Abteilungen bei den verschiedenen, bis an die Grenze der Mongolei reichenden Säuberungsaktionen aus.

Ohne Anführung erhärtender Einzelheiten ist festzustellen, daß die einjährige Tätigkeit der k. u. k. Eskadre in Ostasien von Erfolg war. An der Pazifizierung nahm sie ihren dem Kräfteaufgebot angemessenen Anteil. Das Prestige Österreich-Ungarns und seiner Flotte wurde vermehrt und schließlich als materielle Frucht auch die Erwerbung eines kleinen Settlements am linken Peihoufer in Tientsin erreicht.

Zwei Kreuzer unter dem Befehl des Linienschiffskapitäns Haus zurücklassend, kehrte Kontreadmiral Graf M. im Oktober 1901 mit »Kaiserin Elisabeth« und »Zenta« heim. Seine Verdienste wurden durch einen höheren Orden mit der Kriegsdekoration geehrt und ihm gleichzeitig der wichtige Posten als Vorsitzender des marine-technischen Komitees übertragen.

Im Spätherbst 1902 nach Wien berufen, wurde er im folgenden April zum Stellvertreter des Chefs der Marinesektion ernannt, kurz darauf zum Vizeadmiral befördert. Am 5. Oktober 1904 übernahm er von dem allverehrten, 72jährigen Admiral Freiherrn v. Spaun die Leitung der Kriegsmarine — der dritte noch aus der Schule Tegetthoffs stammende Marinekommandant!

Am Tage des Amtsantrittes zum Geheimen Rat ernannt, erreichte er sechs Monate später die höchste Charge eines Admirals.

Für das verantwortungsreiche Amt des Marinekommandanten und prädestinierten Flottenführers im Kriege brachte Admiral Graf M. alle erforderlichen Eigenschaften mit. Volle Vertrautheit mit den Lebenserfordernissen, aber auch den geistigen und materiellen Kräften der Monarchie und den Wegen, sie nutzbar zu machen; die gründlichste Kenntnis und Wertung der vielverzweigten, in reißendem Tempo fortschreitenden Marinetechnik; reiche Erfahrung in allen militär-maritimen Fragen; rasche Erfassung wechselnder Lagen. All dies Früchte unausgesetzten Studiums. Vor allem besaß er aber unbeugsamen Willen und die in einem tatenreichen Leben erworbene Fähigkeit, entgegenstehende Schwierigkeiten zu überwinden.

Hinsichtlich der Disziplin des ihm anvertrauten Teils der Wehrmacht unentwegbarer Anhänger einer alten Überlieferung, gleichwohl jederzeit bereit, von wo immer kommende Anregungen auf ihre Zweckmäßigkeit zu prüfen und, wenn aussichtsreich befunden, in die Tat umzusetzen, forderte er von jedermann Höchstleistung. Um sie zu erreichen, erweiterte er mit dem doppelten Erfolge gesteigerter Leistungen und Vermeidung von Mißmut, wo nur immer angängig, das schon bestehende System des Wettbewerbes.

Schon wegen der Offenheit seiner Berichterstattung erfreute er sich des vollen Vertrauens des Kaisers Franz Joseph und der kräftigen Unterstützung seitens des Thronfolgers Erzherzog Franz Ferdinand. Dieser hatte eine leistungsfähige Kriegsmarine längst als ein unentbehrliches Requisit erkannt, um den Völkern der Monarchie ihren Anteil am Weltleben zu sichern, und bewies seine Marinefreundlichkeit durch öfteres Erscheinen bei der Flotte.

Das Verhältnis zum jeweiligen Kriegsminister blieb, obwohl sich bei der Bescheidenheit der von österreichischen und ungarischen Parlamentsvertretern für Wehrzwecke überhaupt erlangbaren Mittel naturgemäß manche Rivalität ergab, im ganzen ein gutes. Mit dem Generalstab bestand vertrauensvolles, durch gelegentliche offene Aussprache gefördertes Zusammenwirken.

Vom Grundsatz ausgehend, daß die Seegeltung Österreich-Ungarns und sein Küstenbesitz nur durch eine auch auf hoher See schlagkräftige Flotte erhalten werden könne, wurden alle zu ihrer Verjüngung und weiteren Ausgestaltung erforderlichen Maßnahmen in einer ausführlichen Denkschrift niedergelegt und begründet, deren Vorlage an die nächsten Delegationen schon im Juli 1905 vom Obersten Kriegsherrn erbeten. Danach sollte die Flotte einen Stand von 12 Schlachtschiffen (Höchstalter 20 Jahre), 4 Panzer- und 8 kleinen rasch laufenden Kreuzern, 18 Torpedofahrzeugen (Zerstörern), 36 Hochsee- und 48 Küsten-Torpedobooten, 6 Unterseebooten und den nötigen Hilfsschiffen erhalten. An die Aufstellung eines Flottengesetzes mit Bindungen auf lange Frist konnte aus innerpolitischen Gründen nicht geschritten werden. Grundsätzlich wurde die Erreichung möglicher Unabhängigkeit vom Auslande, die hinsichtlich des Waffenwesens schon bestand, angestrebt und vorgesehen, daß alle wesentlichen Neubauten durch die Privatwerften der beiden Reichshälften auszuführen seien, das Seearsenal Pola nur mehr die Ausrüstung, Reparaturen und Instandhaltung der Schiffe zu besorgen habe. Vorgreifend sei erwähnt, daß die Regel: im Inlande bauen — mit bestem Erfolge eingehalten wurde und nur sie bestätigende Ausnahmen

gemacht wurden, als die Muster für Zerstörer und Hochsee-Torpedoboote von einer bewährten englischen Spezialfirma bezogen und bei besonders günstiger Gelegenheit ein Dampfer in Deutschland angekauft wurde.

Bezüglich der Unterseeboote mußte allerdings auf ausländische Typen gegriffen werden, da die Sammlung eigener Erfahrungen unverhältnismäßige Opfer an Kosten und namentlich Zeit erfordert hätte. Ähnliche Gründe brachten es mit sich, daß erst im Jahre 1912 eine eigene Seeflugstation in Pola aufgestellt werden konnte.

Der von England ausgegangene und sogleich von allen Seemächten nachgeahmte Bau von Dreadnoughts, die allen bisherigen Typen unbestreitbar überlegen waren, zwang auch Österreich-Ungarn dem Beispiele zu folgen. Nach langen Bemühungen gelang es, in diesem Falle nur durch das entscheidende Fürwort des Thronfolgers, die Bewilligung zum Baue von vier solchen Schlachtschiffen zu erhalten. Die Kunde von der tatsächlichen Inbaulegung des »Viribus unitis« veranlaßte im englischen und französischen Parlamente lebhafte Aussprachen über diese, an den Budgets gemessen, allerdings erstaunliche Kraftleistung der österreichisch-ungarischen Marineverwaltung. Hingegen mußte auf die vier Panzerkreuzer verzichtet werden. Auch die Zahl der neuen kleinen Rapidkreuzer erfuhr eine Verminderung, die aber in der berechtigten Erwartung, daß in Zukunft die sich rasch entwickelnden Seeflugzeuge bei der Aufklärung gute Dienste leisten würden, in Kauf genommen werden konnte.

Der Marinekommandant hatte gleichzeitig mit dem Flottenbauprogramm eine Reihe von Forderungen hinsichtlich Küstenbefestigung gestellt, verwirklicht wurde aber nur eine zeitgemäße Verstärkung des Flottenlagers Pola, der Bau eines Forts auf der Insel Lussin, um diesen die Zugänge zu Triest und Fiume beherrschenden Punkt gegen handstreichartige Besetzung (etwa nach dem französischen Beispiel von 1859) zu sichern, endlich noch eine bescheidene Verstärkung der Verteidigungsanlagen im Golf von Cattaro. Aus dem Marinebudget wurde der in der Zeit der Unterseeboote unaufschieblich gewordene Bau eines Abschlußdammes in Pola bestritten.

Die Erhöhung des Personalstandes für die Flotte begegnete ziemlich beträchtlichen Schwierigkeiten, wurde schließlich aber doch erreicht. Auffälligerweise setzte aber Graf M. der Schaffung eines zahlreicheren Nachwuchses für das Seeoffizierkorps Widerstand entgegen, obwohl letzteres überlastet war. Von sonstigen, lediglich den inneren Dienst betreffenden organisatorischen Neuerungen genügt die Erwähnung, daß alle dem einzigen Zweck dienten, die Schlagfertigkeit der Flotte zu erhöhen.

Mit größtem Nachdrucke wurde darauf hingewirkt, daß der Übergang vom Friedens- zum Kriegsverhältnisse sich raschestens vollziehen könne. Neben der normalen Eskadre, die sich grundsätzlich aus den modernsten Einheiten zusammensetzte, wurde schon Ende 1905 eine in Pola stationierende Reserve-Eskadre aus den nächstälteren Schlachtschiffen mit nur wenig reduzierten Bemannungen aufgestellt. Die Küstentorpedoboote, zu Gruppen in den wichtigsten Häfen vereint, übten einen fortlaufenden Überwachungsdienst aus und der Nachrichtendienst der Signalstationen und großen Radioanlagen zu Lande wurde so gehandhabt, wie es im Ernstfalle notwendig werden würde.

Der Marinekommandant weilte so oft als nur tunlich bei der Flotte und behielt sich die Oberleitung der Schlußmanöver vor, deren Aufgaben stets auf die Klärung neu aufgetauchter strategischer und taktischer Fragen abgestellt waren. Sein besonderes Verdienst ist darin gelegen, daß er es verstand, die Leistungen aller Waffen — Artillerie, Torpedo, Seeminen — harmonisch zu steigern und ihr Zusammenwirken in Angriff oder Verteidigung bei den Manövern klar zu veranschaulichen. Daß er auf Initiative der Unterführer den größten Wert legte, war ebenso natürlich wie das Verlangen, daß sich jedermann in Notlagen selbst helfe ohne Scheu, mit Vorschriften in Kollision zu kommen. Die Berufung auf solche ließ er nie als Entschuldigung gelten, stigmatisierte sie als den ihm verhaßten »Hang zur Bequemlichkeit«.

Die verschärfte Tätigkeit der operativen Flotte war naturgemäß auf die heimatlichen Gewässer beschränkt, daraus folgte eine Einschränkung der Auslandsreisen, die von den jüngeren Elementen schmerzlich bedauert wurde. Hingegen sorgten alljährliche kurze Kreuzungen im Mittelmeere dafür, daß die Offiziere das eventuelle Kriegstheater kennenlernten.

Ergab sich jedoch die Notwendigkeit, die Flagge im Auslande zu zeigen, so wurden die geeignetsten Schiffe beigestellt, nur die Dauer ihrer Abwesenheit von der Heimat auf das unumgänglich Notwendige beschränkt. Die Segelschiffahrt hörte in der Kriegsmarine ganz auf.

Die politischen Trübungen der Jahre 1909 und 1912 machten eine teilweise Mobilisierung der Flotte notwendig. Ihr reibungsloser Verlauf bewies, daß die bisherigen Wege des Marinekommandanten die richtigen waren.

Die Beziehungen zur deutschen Kriegsmarine vertiefte der Admiral durch persönliche oder den von ihm nach Berlin entsendeten Marineattaché vermittelte Aussprachen. Bei Kaiser Wilhelm, der gelegentlich seiner Mittelmeereisen öfters Pola besuchte und in der österreichisch-ungarischen Marine ebenso genau Bescheid wußte wie in der eigenen, stand Graf M. in sichtlichem Ansehen. Das Verhältnis zur italienischen Marineverwaltung charakterisierte sich, dem Dreibunde entsprechend, als ein korrektes, obwohl italienische Publizisten die Aspirationen auf das Ostufer der Adria unverhüllt, als unter verbündeten Nachbarn schicklich, verkündeten. Diese Art Propaganda hatte nur das eine Gute, daß die Warnrufe des österreichischen Eckart daheim eher Gehör fanden.

Ende 1912 wurde Graf M. von deutscher und italienischer Seite ersucht, ein Abkommen betreffs einer eventuellen Kooperation der im Mittelmeer befindlichen Seestreitkräfte der Dreibundmächte in die Wege zu leiten. Dem Ersuchen bereitwilligst nachkommend, besprach er diese heikle Angelegenheit bei seinem Abschiedsbesuche in Berlin ausführlich mit Graf Waldersee. Das im Juni 1913 tatsächlich zustandegekommene Marineübereinkommen war auf die Berliner Absprache gegründet und sah vor, daß der Oberbefehl dem österreichisch-ungarischen Flottenführer zukommen sollte.

In den Marinekreisen der Westmächte, namentlich in den englischen, genoß Graf M. das seiner energischen Amtsführung gezollte Ansehen.

Allmählich drückte die Geschäftslast aber doch schwer auf die Schultern des an der Schwelle des Patriarchenalters Stehenden und so schuf er im Jahre 1912 die Stelle eines Flotteninspektors, der als sein Hilfsorgan über die

Schlagfertigkeit der Flotte zu wachen hatte und dementsprechende Befugnisse erhielt. Vizeadmiral Haus wurde hierfür ausersehen.

Infolge eines schmerzhaften, die Beweglichkeit beeinträchtigenden Leidens und wohl auch einem ungeschriebenen Gesetze sich beugend, trat Admiral Graf M. nach Erreichung des 70. Lebensjahres und mehr als 53jähriger Dienstzeit mit Ende Februar von seinem Posten zurück. Kaiser Franz Joseph sah den treuen Diener nur ungern scheiden und ehrte ihn durch ein ungewöhnlich warm gehaltenes Handschreiben, sowie durch Verleihung des höchsten Ordens, des Großkreuzes des Stephansordens. Schon bei einem früheren Anlasse war der Scheidende Ritter des Ordens vom Goldenen Vlies geworden; von allen österreichischen und vielen ausländischen Auszeichnungen waren ihm die höchsten Grade zuteil geworden.

Die Hoffnung, seinen Lebensabend im Badener Tuskulum inmitten der stummen und doch so beredten Andenken aus drei Weltteilen ruhig zu genießen, wurde durch den Ausbruch des Weltkrieges zunichte. Er freute sich zwar an den taktischen Teilerfolgen und dem unleugbaren moralischen Erfolg der geliebten Flotte, als aber nach den spannungsvollen Jahren die schicksalsgewollte Katastrophe hereinbrach und die mit soviel Mühe geschaffene Flotte zerstückelt wurde, war sein Innerstes gebrochen. Das Unabänderliche trug er mit der festen Überzeugung, daß die Weltgeschichte wieder ein schreiendes Fehlurteil gefällt hatte! Die Bitterkeit der übelsten Nachkriegsjahre steigerte sich für ihn noch durch fast gänzlichen Verlust des Sehvermögens, bis er, von Gesichtsrose befallen, am 16. Mai 1922 die trübe gewordenen Augen schloß.

Graf M. war seit 3. August 1885 mit Emilie Freiin von Suttner vermählt, die ihm am 9. Oktober 1914 durch einen plötzlichen Tod entrissen wurde.

Die Abstammung aus einem altadeligen Hause, das manchen bedeutenden Mann hervorgebracht hatte, hielt der Admiral hoch, sie hat ihm jedoch nur zeitweise den Weg erleichtert. Den langsamen Aufstieg zu Macht und Ehren erkämpfte er sich selbst, das ererbte Pfund vielseitiger Begabung trug erst dank seinem eisernen Willen und der in der harten Seemannsschule erworbenen zähen Ausdauer reiche Zinsen.

Seine durch gedrungene Kraft auffallende körperliche Erscheinung erhielt durch das mächtige Haupt und den durchdringenden Blick ungewöhnlich lebhafter Augen den Stempel der bedeutenden Persönlichkeit. Kein glänzender, aber ungemein schlagfertiger Redner, wirkte er durch treffende Argumente, die Kraft ehrlicher Überzeugung — und wo es anging — auch sein Temperament auf die Zuhörer. Weltmännische Formen beherrschte er bis in die kleinsten Nuancen und war Meister darin, sie seinem Gegenüber und dem Zweck anzupassen. Dazu gehörten auch unvermittelte Übergänge zu abweisender Kälte, und doch vermied er jegliche Pose, die er geradezu haßte. Für seine Person war Graf M. bedürfnislos und hielt in allem auf Sparsamkeit; hingegen repräsentierte er, durch geläufige Kenntnis der Weltsprachen unterstützt, anerkannt würdig.

Sein Gedächtnis war sprichwörtlich scharf, er vergaß einfach nichts, am allerwenigsten freilich Fehler; ihm etwas zu verbergen war unmöglich, auch ließ er sich durch nichts blenden. Daß bei seinen Ansichten über Disziplin auch Fälle bewußter Härte vorkamen, erklärt sich aus seinem Machtbewußtsein, aus dem heraus er anderseits auch die volle Verantwortung für seinen

Wirkungskreis auf sich nahm. Popularität suchte er nie, ihm genügte erreicht zu haben, daß jeder Angehörige der Kriegsmarine, ohne Unterschied der engen Nationalität, auf die Flagge stolz war.

Literatur: Die Akten des Marine-Archivs in Wien, Gothaisches Genealogisches Taschenbuch der Gräflichen Häuser.

Wien.

Theodor v. Winterhalder.

**Nikisch, Arthur**, Dirigent, \* am 12. Oktober 1855 in Lébény-Szent-Miklós, † am 23. Januar 1922 in Leipzig. — Arthur N. wurde als drittes Kind dem Oberbuchhalter des Barons Sina, August N., und seiner Frau Luise v. Roboß geboren. Seine Vorfahren väterlicher- und mütterlicherseits waren Bauern gewesen. Sein Großvater Karl Benjamin, der sich noch Nieckisch geschrieben hat, war wohl slawischer Herkunft; er stammte aus Liegnitz, also aus Preußisch-Schlesien, und war als Tuchscherer nach dem mährischen Städtchen Neutitschein ausgewandert. Im Hause von August N. wurde deutsch gesprochen; die ungarische Sprache hat sein Sohn Arthur eigentlich nie richtig erlernt. Im Gegensatz zu seinen zahlreichen Geschwistern zeigte er schon von seinem dritten Jahre ab leidenschaftliche Hinneigung zur Musik, insbesondere zur Kammermusik, die in seinem elterlichen Hause eifrig gepflegt wurde. Bereits im sechsten Jahre erhielt er in Butschowitz (Mähren), wohin seine Familie übersiedelt war, Unterricht im Klavierspiel und der Harmonielehre. Schon mit acht Jahren konnte er einige der bekanntlich recht schwierigen Thalberg'schen Opernfantasien öffentlich vortragen.

Elfjährig kam er nach Wien in das berühmte Konservatorium der Gesellschaft der Musikfreunde; hier betrieb er neben der Komposition, in der er bereits recht fortgeschritten war, und dem Klavierspiel vor allem sehr eifrig das Studium der Violine, zuletzt bei Joseph Hellmesberger. Seine allgemeine Bildung wurde durch Privatunterricht gefördert. Mit 13 Jahren empfing er für ein Streichsextett die goldene Medaille. Des weiteren schrieb er auf dem Konservatorium noch eine Sonate für Klavier und Violine, ein Streichquartett, eine Kantate Christnacht und endlich eine Sinfonie. Deren ersten Satz durfte er selbst dirigieren, bevor er 1873 die Anstalt mit dem Reifezeugnis verließ. Sicherlich ist er kompositorisch durchaus begabt gewesen, aber in der Erkenntnis, daß er nichts Außergewöhnliches, nur sogenannte Kapellmeistermusik schaffen würde, hat er dann später das Komponieren, zumal ihm die Zeit dafür fehlte, ganz aufgegeben, nachdem er Dirigent geworden war; aufgegeben hat er auch das Violinspiel, während er bis an sein Lebensende namentlich als Liederbegleiter hervorragend Klavier spielte und sich noch zuletzt zusammen mit seinem jüngsten Sohne auf zwei Klavieren hören ließ.

Er hatte natürlich während seiner Konservatoriumszeit möglichst viele Konzerte und Opernvorstellungen besucht, gelegentlich auch schon Geiger in der Hofoper vertreten dürfen. Dank Hellmesbergers Protektion durfte er sogar mit an der Grundsteinlegung des Bayreuther Festspielhauses am 22. Mai 1872 teilnehmen, d. h. unter Wagners Leitung in Beethovens Neunter Sinfonie mitspielen, nachdem er schon vorher in einem von dessen Wiener Konzerten als Geiger mitgewirkt hatte. Er selbst hat sich später darüber folgendermaßen geäußert: »Ich kann sagen, daß Wagners ‚Eroica‘ in Wien und dann die ‚Neunte‘

in Bayreuth für meine ganze Beethoven-Auffassung, ja für meine Orchesterinterpretation überhaupt entscheidend geworden ist. . . . Wagner war gewiß nicht, was man einen routinierten Kapellmeister nennt, aber seine Geste war allein schon Musik. . . . Nächst Wagner waren der geniale Johann Herbeck und mein geliebter Lehrer Otto Dessoff die, denen ich als Dirigent am meisten nachzueifern trachtete.«

Nach Absolvierung des Konservatoriums trat N. in das Wiener Hofopernorchester ein, wurde am 1. Januar 1874 fest angestellt und blieb in dieser Stellung bis Anfang 1878, bis er auf Empfehlung Dessoffs von Angelo Neumann als Chordirektor des Leipziger Stadttheaters verpflichtet wurde. Sehr bald hatte dieser erfahrene Theaterfachmann die Genialität und die doch wohl magisch zu nennende Persönlichkeit des jungen Künstlers erkannt, der infolge seines glänzenden Klavierspiels und seines geradezu unheimlichen Gedächtnisses über sein eigentliches Amt hinaus dem damals in glänzender Blüte stehenden Opernbetrieb nutzbar wurde, indem er Solo- und Ensembleproben übernahm. Bereits nach vierwöchentlicher Tätigkeit als Chordirektor wurde er schon zum Kapellmeister befördert. Am 11. Februar dirigierte er zum ersten Male und zwar mit ungeheurem Erfolg die Erstaufführung von Paul Lacomés Operette »Jeane, Jeanette, Jeanetton«. Er bekräftigte bald darauf seinen Erfolg mit einer aufs feinste ausgearbeiteten Aufführung von Halévys Oper »Der Blitz«. Man staunte, daß er auswendig und in einer anmutig-malerischen, dabei doch sehr energischen Weise dirigierte; man begriff schon damals, daß ein eigenartiges elektrisches Fluidum von ihm auf alle Mitwirkenden und auch die Zuhörer ausging. Im Sommer 1878 durfte er bereits den »Tannhäuser« und die »Walküre« an Stelle des beurlaubten Josef Sucher dirigieren und, als dieser 1879 nach Hamburg ging, wurde der erst 24jährige N. mit Anton Seidl gleichgestellter erster Kapellmeister. Ihm fiel besonders die Einstudierung neuer Opern zu. Als im Sommer 1882 der berühmte Baritonist Max Staegemann Direktor des Leipziger Stadttheaters wurde, überließ er die Leitung der musikalischen Angelegenheiten noch mehr als sein Vorgänger seinem Kapellmeister N.

Diesem widmete Victor Neßler seinen von ihm am 4. Mai 1884 mit ungemieinem Erfolg uraufgeführten, heute freilich selbst in der Provinz kaum noch beachteten »Trompeter von Säckingen«. Infolgedessen schrieb N. eine Orchesterfantasie über diese Oper, das einzige Werk, das von ihm gedruckt worden ist!

Sein Ruf stieg immer mehr; man kam zu der Überzeugung, daß er ein wirklich schöpferischer Dirigent sei. Ein besonders warmer Verehrer von ihm wurde der russische Komponist Peter Tschaikowskij, für dessen Werke sich N. später mit besonderer Hingabe eingesetzt hat. Sehr treffend hat Tschaikowskij über ihn geschrieben: »Sein Dirigieren hat nichts Gemeinschaftliches mit der effektvollen und in ihrer Art unnachahmlichen Manier des Herrn Hans v. Bülow. In dem Maße, in dem letzterer beweglich, unruhig, effektiv in der manchmal sehr augenfälligen Manier seines Dirigierens, ist Herr N. ruhig, sparsam mit überflüssigen Bewegungen, aber dabei außerordentlich gebieterisch, mächtig und voller Selbstbeherrschung. Er dirigiert nicht, aber er überläßt sich irgend-einem geheimnisvollen Zauber; ihn selbst bemerkt man kaum; er bemüht sich gar nicht, die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, aber trotzdem fühlt man, daß der vollzählige Orchesterkörper, wie ein Instrument in den Händen eines bemerkenswerten Meisters, sich dessen Führung vollkommen, ja willenlos unter-

ordnet. Dieser Dirigent ist klein von Gestalt, sehr blaß . . . mit prächtigen, poesievollen Augen. Diese aber müssen in der Tat irgendeine bezaubernde Macht besitzen, die das Orchester zwingt, bald wie eine Taube zu girren, bald in atemraubendem Mystizismus zu erstarren!«

In dieser Art hat N. bis zu seinem Lebensende dirigiert. Er besaß auch einen wunderbaren Klangsinn und ein geradezu erstaunliches Gehör, so daß ihm selbst das kleinste Versehen in einer Mittelstimme nicht entging. Er pflegte dieses aber nicht während des Probierens zu monieren; erst wenn er das Stück beendet hatte, machte er auf Fehler aufmerksam, ohne den kleinsten zu vergessen. Er besaß auch die Kunst zu probieren, ohne je das Orchester zu ermüden oder gar zu verärgern. Infolgedessen bot er selten einmal eine nicht vollkommene Wiedergabe, zumal er es auch verstand wie kaum ein anderer, in den Geist und den Stil jedes Werks einzudringen, das er als Kunstwerk erkannt hatte. Stücke aber, denen er diesen Charakter nicht zusprechen zu können glaubte, ließ er unberücksichtigt.

Es war ganz natürlich, daß er schon vom Jahre 1880 ab, wenn der Leiter der Gewandhauskonzerte, der Altmeister Karl Reinecke, einmal unpäßlich war, zu dessen Stellvertretung herangezogen wurde. 1881 war er Festdirigent bei der Tonkünstlertagung des Allgemeinen Deutschen Musikvereins in Magdeburg, ebenso 1885 in Leipzig. Liszt ehrte ihn auf letzterer durch einen Trinkspruch, der mit den Worten schloß: »Ich trinke auf das Wohl des Auserwählten unter den Auserwählten!«

Im Jahre 1884 brachte er als erster in Norddeutschland Anton Bruckner durch eine hinreißende Aufführung von dessen 7. Sinfonie zu Ehren und blieb seitdem einer der eifrigsten Förderer dieses lange verkannten, hochbedeutenden Symphonikers. Von 1885 ab beteiligte er sich auch sehr an der Leitung des Leipziger Liszt-Vereins. Kein Wunder, daß sein Ruf sich bereits in alle Welt verbreitete.

Im Sommer 1889 folgte er unter äußerst vorteilhaften Bedingungen einem Ruf des Kunstmäzens Higgins, der in Boston aus erstklassigen Künstlern ein Sinfonieorchester gegründet hatte. Vier Jahre blieb er in dieser Stellung, die er aber aufgab, weil ihm das ständige Herumreisen in Nordamerika mit diesem Orchester nicht behagte und weil ihn sein Vaterland als Operndirektor und leitenden Kapellmeister an die Königliche Oper in Pest rief (1893). Aber die dortigen Verhältnisse erwiesen sich bald als so unerquicklich, vor allem wegen ewiger Reibereien mit der Intendanz, daß er seine Pester Zeit »die unglücklichste seines Lebens« genannt hat.

Die Erlösung wurde ihm bereits im Herbst 1895 zuteil, da er seine noch auf drei Jahre laufenden Budapester Verpflichtungen lösen und dem höchst ehrenvollen Rufe als Leiter der (alljährlich 22) Gewandhauskonzerte in Leipzig folgen konnte, wobei ihm gestattet wurde, auch den immer mehr sich häufenden Einladungen zum Gastdirigieren im In- und Auslande möglichst zu folgen. Bis zu seinem Tode hat er diese Stelle bekleidet und die Gewandhauskonzerte auf eine künstlerische Höhe sondergleichen gebracht. Wenn diese bisher unduldsam gegen moderne Werke gewesen waren, so fanden diese nunmehr ohne Vorurteil auch Eingang, ohne daß der Ruf und der Besuch der Konzerte geschädigt wurde; selbstverständlich führte N. nur solche Musik auf, die er für gut oder zum mindesten beachtenswert hielt; Werke von Stümpern, die ihre Unfähigkeit



durch Aufgebot eines Riesenorchesters und Anhäufung der gewagtesten Harmonien, um nicht zu sagen, durch eine fortlaufende Kette von Mißklängen zu verbergen suchten, fanden bei ihm keine Gnade.

Gleichzeitig mit seiner Leipziger Tätigkeit übernahm N. auch die Leitung der von Hermann Wolff 1882 begründeten, besonders durch Hans v. Bülow so berühmt gewordenen großen Philharmonischen Konzerte in Berlin; er führte sich da mit der großen »Leonoren«- und »Tannhäuser«-Ouvertüre, sowie der 5. Sinfonie Tschaikowskij's ein, Werken, die immer seine Lieblinge geblieben sind. Mit dem Berliner Philharmonischen Orchester, das er auf Reisen nach Belgien, der Schweiz, Spanien, Portugal, Rußland, ja selbst nach Paris wiederholt zu größten künstlerischen Siegen führte, gab er auch seit 1897 regelmäßige Konzerte in Hamburg. Immer mehr wurde er zu dem überall gern gesehenen und ungemein gefeierten Gastdirigenten, sogar auch in England und Amerika. Er war dabei von einer Spannkraft sondergleichen.

In Scharen eilten auch die jungen Leute zu ihm, um bei ihm das Dirigieren zu erlernen. Dabei hatte er selbst wiederholt erklärt, daß er gar nicht sagen könne, wie er diese oder jene besondere Wirkung hervorgebracht habe, wie er sein Fühlen den Musikern mitteile. Er hat auch gesagt: »Wenn ich eine Komposition dirigiere, so ist es die erregende Macht der Musik, die mich fortreißt; ich folge durchaus keinen bestimmten und festen Regeln der Interpretation. Ich setze mich nicht etwa hin und denke mir im voraus aus, wie ich nun jede Note eines Werkes spielen lassen werde; so wechselt denn meine Interpretation in Einzelheiten fast bei jedem Konzert in Übereinstimmung mit den Mächten des Gefühls, die in mir besonders stark erregt wurden. Aber ich bemerke ausdrücklich, nur in Einzelheiten. Eine Sinfonie Beethovens heute in einer bestimmten Weise zu erleben und morgen in einem völlig verschiedenen Stil, das wäre ebenso lächerlich wie unlogisch; das wäre nur der Trick eines Gauklers und hätte mit Kunst nichts zu tun.« Vielleicht aber hat er doch manchmal dem Effekt zuliebe bewußt Mittelstimmen übermäßig hervortreten lassen.

Im Jahre 1906 übernahm N., der gelegentlich auch Opern (besonders gern »Aida« und die »Meistersinger«) auf seinen Gastreisen dirigierte, wieder die Leitung der Oper in Leipzig, doch legte er sie nach Jahresfrist nieder, ebenso die Stelle eines Studiendirektors und Leiters einer Dirigentenschule am Leipziger Konservatorium, die er in den Jahren 1905 und 1906 bekleidete: er wollte nicht allzusehr gebunden sein, lasteten doch infolge seiner ständigen Dirigententätigkeit an drei Orten schon genügend Pflichten auf ihm.

Spurlos schienen die Jahre an ihm vorüberzugehen, Feste auf Feste kamen, sein 60. Geburtstag, sein 40jähriges Dirigentenjubiläum, die Feier seiner 25jährigen Tätigkeit als Leiter der Gewandhaus- und der Berliner Philharmonischen Konzerte, Festkonzerte in Rom, Wien und sogar in Buenos Aires im Jahre 1921, da erkrankte der Meister des Stabes, nachdem er noch am 9. und 10. Januar 1922 in Berlin und Leipzig dirigiert hatte, hier an einer Grippe, die am 23. seinem Leben ein Ziel setzte, was kaum schon der Fall gewesen wäre, wenn er nicht schon unter einer Verkalkung der Herzerterien gelitten hätte. Sein Tod bedeutete einen ungemein schweren Verlust für das gesamte Musikleben, um so mehr, als kein Nachlassen seiner Kräfte bisher sich bemerkbar gemacht hatte. Er war eben eine Klasse für sich unter den Dirigenten; keiner stand so unter dem Rausch der Begeisterung wie er dem Orchester gegenüber.

Er war auch als Mensch eine äußerst liebenswerte Erscheinung, von größter Herzensgüte im Verkehr mit seinen Musikern und Schülern, sowie mit jedem, der sich ihm nahte. Er liebte eine besondere Gepflegtheit der Erscheinung: er war nie ein Bohemien, stets in jeder Hinsicht ein Aristokrat.

Seit dem 1. Juli 1885 war er mit Amalie Heusner äußerst glücklich verheiratet, einer der entzückendsten Soubretten, die je auf der Opernbühne gestanden haben, dabei einer vollendeten Hausfrau und daneben sogar auch begabten Operettenkomponistin. Dieser Ehe entsprossen zwei Töchter, von denen die zweite, Nora, als Schauspielerin bekannt geworden ist, und zwei Söhne. Der ältere ist Regierungsrat in Dresden, der jüngere, Mitja, gilt als trefflicher Klavierist und ist neuerdings in Amerika auch als Dirigent hervorgetreten.

**Literatur:** Arthur Nikisch. Leben und Wirken. Herausgegeben von H. Chevalley, Berlin 1922.

Berlin-Friedenau

Wilhelm Altmann

**Obersteiner, Heinrich**, Dr. med., Hofrat, Professor für Anatomie und Physiologie des Nervensystems an der Wiener medizinischen Fakultät, \* am 13. November 1847 in Wien, † am 19. November 1922 in Wien. — Heinrich O. entstammte einer angesehenen Wiener Ärztfamilie. Sein Großvater war ein vielbeschäftigter Arzt in dem Kurorte Baden bei Wien. Sein Vater war Psychiater und begründete mit dem berühmten Psychiater Professor Max Leidesdorf die erste und bald angesehenste Privatirrenanstalt in Döbling in Wien. Er machte große Reisen, über die er interessante Reisebeschreibungen veröffentlichte. So hat O. von Kindheit auf medizinisch-psychiatrische Anregungen in sich aufgenommen. Das väterliche Haus, den besten Wiener Bürgerkreisen angehörig, hat in O. auch frühzeitig lebhaftes schöpferische und künstlerische Interessen erweckt, die ihn zeitlebens neben seinen wissenschaftlichen Bestrebungen beherrschten. Vor allem hatte er für die Musik — er war ein tüchtiger Geiger — und deren Theorie und Geschichte große Vorliebe und Verständnis.

Die medizinische Studienzeit O.s fällt in die Glanzperiode der Wiener medizinischen Schule, als deren bedeutendste Vertreter Hyrtl, Brücke, Rokitansky, Skoda, Oppolzer, Hebra, Billroth u. v. a. genannt seien. Mit einer Reihe gleichgesinnter Freunde und Kollegen, vor allem Siegmund Exner, Ernst Fuchs, Fleischl u. a., widmete er sich mit vollem Eifer seinen Studien. Vor allem war es der damals auf der Höhe seines Schaffens stehende große Physiologe Ernst Brücke, der ihn anzog und in dessen Laboratorium er bald eigene Arbeiten auf dem Gebiete der feineren Anatomie und Physiologie des Nervensystems, z. B. über den feineren Bau der Sehnen, der Kleinhirnrinde begann und vollendete. Auch später blieb dieses Wissensgebiet, zu dessen raschem Aufblühen er selbst wichtigste Beiträge lieferte, das Hauptfeld seiner wissenschaftlichen Tätigkeit. 1870 promovierte er an der Wiener medizinischen Fakultät zum *Dr. med.* und trat bald darauf als Mitarbeiter in die väterliche Privatirrenanstalt ein, die er nach dem Rücktritt seines Vaters gemeinsam mit Professor Leidesdorf und nach dessen Tod allein leitete und zu großer Blüte brachte. Dadurch trat er der praktischen Psychiatrie und Neurologie nahe; auch sie sollten in der Folge reiche Förderung durch seine wissenschaftlichen Arbeiten erfahren. Schon 1873

habilitierte er sich an der Wiener medizinischen Fakultät, 1880 wurde er zum außerordentlichen Professor ernannt, 1898 erhielt er Titel und Charakter eines ordentlichen Professors. Seit 1903 war O. korrespondierendes Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Wien.

Die besondere Stellung O.s in der Neurologie und Psychiatrie ging von dem von ihm begründeten Laboratorium für Anatomie und Physiologie des Nervensystems aus, das erste Institut seiner Art, das er durch lange Zeit aus eigenen Mitteln erhielt und dem er auch späterhin, nachdem es von der Universität übernommen worden war, reiche Mittel zur Verfügung stellte. Es wurde wegen des großen Materials zur wissenschaftlichen Forschung, vor allem wegen der nahezu vollständigen Sammlung von Präparaten zur vergleichenden, normalen und pathologischen Anatomie und Histologie des Nervensystems, die O. stets jedem Interessenten bereitwilligst zur Verfügung stellte, von der internationalen Assoziation der Akademien zum österreichischen internationalen Zentralinstitut für Hirnforschung bestimmt. O. hat schon zu Lebzeiten seine große, in ihrer Art und Vollständigkeit einzig dastehende neurologische und psychiatrische Bibliothek dem Institute geschenkt und auch eine sehr beträchtliche Geldsumme zu ihrer Fortführung gespendet, die leider nach dem Kriege in der Inflationszeit dahinschmolz. Nur dem besonderen Geschicke und dem Eifer von O.s Nachfolger, Professor Otto Marburg, ist es geglückt, diese Bibliothek ihrer Bestimmung gemäß fortzuführen.

O. war mit einer der ersten, der die durch die Entwicklung der modernen Neurologie und Psychiatrie sich ergebende Notwendigkeit des intensiven Studiums der normalen und krankhaft veränderten, feineren Struktur des Nervensystems, sowie die experimentelle Bearbeitung der sich ergebenden Fragen erkannte. In selbstloser Weise stellte er seine große eigene Erfahrung und die Mittel des Institutes seinen Schülern zur Verfügung. Der Ruf des O.schen Laboratoriums, das richtunggebend wurde, verbreitete sich rasch in der neurologisch-psychiatrischen Welt. Nicht nur alle angehenden Wiener Neurologen und Psychiater holten sich hier ihre ersten wissenschaftlichen Sporen und vervollkommneten sich durch weitere Arbeiten, auch aus aller Herren Länder kamen die Schüler zugeströmt, darunter auch solche, die schon Meister des Faches waren. Als schönste Frucht seiner unermüdlichen Arbeit im Laboratorium erwuchs O.s wissenschaftliches Hauptwerk, seine »Anleitung beim Studium des Baues der nervösen Zentralorgane«, ein anerkanntes *standard work*, dessen erste Auflage 1887 erschien, die letzte, fünfte Auflage, dem damaligen Stande der Wissenschaft entsprechend umgearbeitet, im Jahre 1912. Das Buch, den Bedürfnissen des wissenschaftlichen Arbeiters aufs glücklichste angepaßt, wurde zweimal in die englische, außerdem in die französische, italienische und russische Sprache übersetzt. Es hat viel Nachfahren gefunden, ist aber auch heute noch für jeden auf dem Gebiete Arbeitenden ein wertvoller Führer und Ratgeber. Die große Zahl der im Laboratorium O.s fertiggestellten wissenschaftlichen Arbeiten machte es bald notwendig, ein eigenes Organ für die Veröffentlichung derselben zu schaffen; von den »Arbeiten aus dem neurologischen Institut der Wiener Universität« erschien der erste Band im Jahre 1892, dem in rascher Folge weitere Bände folgten; unter O. gedieh die Folge bis zum 22. Band; unter Marburgs Leitung ist bereits der 31. Band erschienen. Jeder der Bände, die reich an instruktiven Abbildungen sind, enthält eine Fülle

wichtiger wissenschaftlicher Arbeiten der Schüler des Laboratoriums; eine Reihe von wertvollen Beiträgen lieferte O. selbst, z. B. über das Pigment der Ganglienzellen, über die Amyloidkörperchen, über die Assoziationssysteme des Großhirns.

Außer seinem Hauptwerke hat O. eine kaum übersehbare Zahl von wissenschaftlichen Arbeiten veröffentlicht. Die erste datiert aus dem Jahre 1867, die letzte, kurz vor seinem Tode erschienen, aus dem Jahre 1921. Sie sind teils anatomisch-histologischen Inhalts, z. B. eine ganze Zahl von Arbeiten über die feinere Struktur der Gehirngefäße unter normalen und pathologischen Verhältnissen; unter anderem beschrieb er genauer die perivaskulären und perizellulären Lymphräume. Weitere Arbeiten beschäftigen sich mit der normalen und pathologischen Histologie der Ganglienzellen, mit der Funktion der Ganglienzellen, mit der Kleinhirnrinde, die er auch unter pathologischen Verhältnissen genauer studierte. Besonders hervorzuheben sind Arbeiten über die Rückenmarkerschrumpfung, dann über die anatomischen Grundlagen der Veranlagung zu Nervenkrankheiten. Viel hat sich O. (zum Teil gemeinsam mit E. Redlich) mit der pathologischen Anatomie der *Tabes dorsalis* beschäftigt, wobei ein normales, für die Pathologie der *Tabes* wichtiges Strukturdetail der hinteren Wurzeln zuerst beschrieben wurde, die Obersteiner-Redlichsche Einschnürung an der Eintrittsstelle der hinteren Wurzeln.

Eine Reihe von Arbeiten galt der Klinik und pathologischen Anatomie der progressiven Paralyse. O. war mit einer der ersten in Deutschland, die die syphilitische Ätiologie dieser Krankheit anerkannten; er hat auch die zweite Auflage der ursprünglich von Krafft-Ebing geschriebenen Darstellung dieser Erkrankung in Nothnagels Handbuch der inneren Medizin herausgegeben. O. hat mit dem Referenten die Rückenmarkskrankheiten in Ebstein-Schwalbes Handbuch der praktischen Medizin bearbeitet. Dazu kommen Arbeiten über klinisch-psychiatrische Fragen, z. B. über den Morphinismus und Kokainismus und die Intoxikationspsychosen, über Halluzinationen, über psychologische Fragen, über den Schlaf usw. Auch mit dem Hypnotismus, der damals gerade wieder das ärztliche und Laienpublikum interessierte, hat sich O. wiederholt beschäftigt. Er beschrieb eine eigenartige Erscheinung, die Allochirie, wobei an der Haut gesetzte Reize im Bewußtsein auf die andere Körperseite projiziert werden. Er studierte als einer der ersten die Wirkung des Radiums auf das Nervensystem.

O. hatte auch die bei Gelehrten nicht gerade häufige Fähigkeit, Fragen seines Fachgebietes — in diesem Falle oft besonders schwierig darzustellen — dem großen Publikum verständlich zu machen, wie eine Reihe von Vorträgen, die er in Wiener populärwissenschaftlichen Vereinen gehalten hat, zeigen.

O. war eine international allgemein anerkannte Autorität in seinem Fache, wozu nicht wenig die freundschaftlichen persönlichen Beziehungen zu Vertretern seines wissenschaftlichen Gebietes an auswärtigen Universitäten beitrugen. Er war ein regelmäßiger Besucher der internationalen medizinischen Kongresse; Reisen waren ja der einzige Luxus, den der sonst bescheidene Mann sich gönnte. Die volle Beherrschung fremder Sprachen befähigte ihn, hier eine dominierende Rolle zu spielen, weswegen ihm auch zahlreiche wichtige Referate auf diesen Kongressen, z. B. über die Pathogenese der *Tabes*, über die Funktion der Ganglienzellen, zugewiesen wurde. Er war Ehrendoktor der Universität

in Oxford, Ehrenmitglied zahlreicher ausländischer wissenschaftlicher Vereinigungen. Im persönlichen Verkehr war O. von gewinnender Liebenswürdigkeit und Bescheidenheit, für seine Schüler ein wohlwollender Freund, ihr Wohl und ihre Förderung lag ihm stets am Herzen. Bei ihnen wird sein Andenken stets lebendig bleiben, in der Wissenschaft ist ihm ein dauernder Ehrenplatz gesichert.

Literatur: O. Marburg, Heinrich O., Arbeiten aus dem neurolog. Institute an der Wiener Universität, Bd. 24, Leipzig-Wien 1923, und persönliche Mitteilungen der Witwe O.s.

Wien.

Emil Redlich.

**Olshausen, Hermann Otto Wilhelm**, Prähistoriker, \* am 7. Juli 1840 in Kiel, † am 10. Januar 1922 in Berlin. — Otto O. war Holsteiner und gehörte einer angesehenen Gelehrtenfamilie an. Sein Vater Justus O. (1800—1882) war Orientalist und seit 1830 ord. Professor in Kiel. Er wurde 1852 von den Dänen seines Lehramtes enthoben und ging zunächst nach Königsberg, von da 1858 ins Kultusministerium nach Berlin. Ein älterer Bruder dieses Justus O., Hermann O. (1796—1839), war Theologe, seit 1827 ord. Professor in Königsberg und ist jung gestorben. Zwei Brüder unseres Otto O. sind viel bekannter geworden als er: Robert v. O. (1835—1915) als Frauenarzt erst in Halle, seit 1887 in Berlin (geadelt 1910), und Justus v. O. (1844—1924) als Jurist, zuletzt Senatspräsident beim Reichsgericht in Leipzig (geadelt 1913).

Otto O. studierte und promovierte in Heidelberg als Chemiker; war Assistent von A. W. v. Hoffmann und mit diesem auch in London. Dann betätigte er sich zehn Jahre, 1870—1872 in Offenbach a. M., 1873—1876 in Bieberich b. Kalle, von da bis 1880 in Barmen in der Industrie und konnte in dieser verhältnismäßig kurzen Zeit in dem glänzenden ersten Aufschwung der deutschen Fabriken auch als Angestellter so viel erwerben, daß er in der Lage war, fürderhin als unabhängiger Mann seinen persönlichen Neigungen zu leben. Zu dem Entschluß, die so erfolgreiche, praktische Tätigkeit abubrechen, haben die Erfahrungen und Eindrücke sozialer Art, die er in der damaligen Industrie gewann, stark mitgewirkt. Weder wünschte er selbst länger die Hand der Fabrikherren über sich zu fühlen, noch wollte er weiter mitansehen, wie die Arbeiterschaft unter ihrem harten Drucke stand. Das hat er später öfter ausgesprochen.

Die weitere Tätigkeit O.s war doppelter Art, einerseits wissenschaftliche Vorgeschichtsforschung, andererseits praktische soziale Arbeit auf einem bestimmten selbstgeschaffenen Gebiete. Er verdankte offenbar dem Vater den Trieb zur Aufklärung ältester Menschheitsverhältnisse. Der hatte über die Topographie des alten Jerusalem geschrieben (1833) und ein hochanerkanntes Buch über »Die Pehlewi-Legenden auf den Münzen der letzten Sassaniden«. Der Sohn Otto wurde von der Persönlichkeit des 20 Jahre älteren Rudolf Virchow angezogen. 1881 trat er in dessen Berliner Anthropologische Gesellschaft ein. In den folgenden Jahren machte er seine Ausgrabungen auf Amrum, wo er Gräber der schönsten Bronzezeit um 1500 v. Chr., der Latène-Zeit, kurz vor Christi Geburt und die bei uns so seltenen Brandhügel der Wikinger zahlreich kennen lernte und in gewissenhaftester Genauigkeit untersuchte. Damit saß er fest und hoch im Sattel der Vorgeschichtsforschung, und seine Rolle in den wissenschaftlichen Verhandlungen und in der Verwaltung der Anthro-

logischen Gesellschaft wurde immer bedeutsamer. Als streng wissenschaftlicher Kopf tat er jeden Schritt nur auf wohlgeprüfem Boden. Er ging aus von seiner Chemie und behandelte die verschiedenen Stoffe, wie Bronze, Zinn, Blei, Eisen, Bernstein, Leder nach ihrer Herkunft und ihrer Verwendung, aber immer in dem Bestreben, damit ein Stück alter Menschheitsbetätigung aufzuhellen. So ist er es gewesen, der als ältestes Bernsteinland die Nordsee nachwies und den alten Fabelfluß Eridanos, an dem Phaeton bei seinem tollkühnen Sonnenfluge abstürzte und von seinen Schwestern, den Heliaden, mit Bernsteintränen beweint wurde, für die Elbe erklärte. Und so hat er in den trojanischen Gesichtsurnen, in denen goldenes Geschirr und Gerät aufbewahrt wurde, das erhaltene weißliche Pulver als den Überrest von Lederfutteralen der kostbaren Metallsachen erkannt. (Zeitschrift für Ethnologie, 1887, S. 346.) Noch in einem seiner letzten Aufsätze hat er sich mit dem *σόλος αυτοχόωνος* beschäftigt, der bei Homer in den Leichenspielen für Patroklos als Diskus verwendet wird und so viel Eisenmasse bietet, daß, wer ihn gewinnt, damit auf Jahre für seine Ackergeräte versorgt ist, — und hat ihn erklärt als eine »Luppe«, wie sie beim Schmelzen des Eisens in einem großen runden Tiegel am Boden entsteht (Präh. Zeitschrift, VII, 1915).

Von dem rein Stofflichen ging er zur Technik und zu den Formen der Geräte über und suchte für die einzelnen möglichst treffende Benennungen zu finden. So schrieb er schon 1885 über die »Nomenklatur der Bronzekelte« und behandelte bei der »Technik alter Bronzen« Hängegefäße, Brillenfibeln, Ösen, Spulen, Nadeln mit Kopfscheibe, Tüllenkelte, dazu dann auch die verschiedenen Ornamente: das Handornament, Hakenornament, Triquetrum, die Schlange, den Wirbel. Später haben die vorgeschichtlichen Trompeten, die Säbelnadeln, Noppenringe, die Alsengemmen ihn beschäftigt; zwischendurch immer wieder das Chemische: die farbigen Einlagen auf Fibeln, die Wachsfüllung in Bronzeringen, die Füllmasse der Ciempozuelos-Scherben, die Hornsubstanz in vorgeschichtlichen Funden. Jahrzehnte hat er gesammelt an dem Material über den Bernstein, zur Verarbeitung ist er nicht mehr gekommen, das Gesammelte hat Direktor La Baume in Danzig zur Verwertung übernommen. Sehr umfassend und aufklärend war noch O.s Aufsatz über die Leichenverbrennung, in dem er deren ganze Entwicklung und Verbreitung verfolgte und an der heutigen Übung der Japaner zeigte, mit wie wenig Holz eine Leiche eingäschert werden kann, weil sie selbst ein sehr guter Brennstoff ist.

In jeder Untersuchung O.s spürt man die feste fachmännische Grundlage, die scharfe Beobachtung, die unbestechliche Logik und staunt über den Fleiß in der Heranziehung allen nur möglichen Beweismaterials. Vom heutigen Standpunkte gesehen ist es freilich nur die eine Hälfte der Vorgeschichtsforschung, die er betrieb: die naturwissenschaftliche, »deskriptive« Seite; an ein Auswerten der beobachteten Formen auf die Völker, die sie hatten, und an ein Schließen vom Wandeln und Wandern der Formen auf Völkerentwicklung und Völkerverschiebung ist er nie gegangen. Dafür war die ganz junge Forschung, die zumeist dilettantisch betrieben wurde, auch noch lange nicht reif. Ein energisches Sammeln, Beobachten, Beschreiben mußte vorausgehen. Für dieses Stadium ist O. die bezeichnendste Gestalt.

O.s wissenschaftliches Werk ist leicht zu verfolgen, da es fast ganz in den Verhandlungen der Zeitschrift für Ethnologie niedergelegt ist, von 1883 bis

1920. Nur der letzte große Aufsatz »Über Eisen im Altertum« steht in der Prähistorischen Zeitschrift 1915, und die Amrumer Grabungen, die, weil es früher kein geeignetes Publikationsorgan gab, fast 40 Jahre Manuskript geblieben waren, sind 1920 als Ergänzungsheft der Prähistorischen Zeitschrift erschienen.

Sein Ansehen in der Anthropologischen Gesellschaft führte O. wiederholt zu einer Rolle in ihrer Verwaltung. Dabei hat er 1886—1888, als er Schriftführer war, mit den Museen den sehr nützlichen Vertrag geschlossen, der der Gesellschaft ein dauerndes Heim und den Museen die ständige Benutzung der großen Gesellschaftsbibliothek sichert.

O. war eben kein weltfremder Gelehrter. Die Schleswig-Holsteinschen Kampfzeiten seiner jungen Jahre haben ihm fürs Leben freiheitliche Ideen und ein stolzes Persönlichkeitsgefühl mitgegeben. Wie er aus Widerwillen gegen soziale Härten 1880 die Industrie verlassen hatte, so gründete er 1891, hilfreich und abwehrend zugleich, das »Märkische Haus für Krankenpflege« (Berlin SW 11, Kleinbeerenstraße 7) und widmete ihm als sein Leiter von 1891 bis 1909 seine volle Arbeitskraft, so daß in diesen langen Jahren seine wissenschaftliche Betätigung sehr zurücktrat. Nach den Satzungen ist Zweck der Anstalt, die Kranken- und Wochenpflege, vornehmlich in der Familie, zu fördern und Personen weiblichen Geschlechts einen angemessenen Wirkungskreis zu sichern. Es sollte damit sowohl Kranken geholfen werden, als auch Frauen in einen ihnen besonders zusagenden Lebensberuf geleitet werden. Dabei war aber der weitere Leitgedanke, daß an den Pflegebefohlenen lediglich Krankenpflege und nicht irgendwelche kirchliche Erziehung geübt werde. Demgemäß untersagt die Schwestern-Ordnung ausdrücklich jeden Versuch konfessioneller Beeinflussung der Verpflegten und ihrer Angehörigen. Das Märkische Haus zählte Ende 1891 6 Schwestern und 3 Schülerinnen; es umfaßte Ende 1926 203 Schwestern, darunter 52 Schülerinnen, und 9 pensionierte.

O. war ein echter Sohn der Nordmark nach seiner Gestalt und seinem Wesen; schlank, mittelgroß, mit schmalem Kopf und blauen Augen. Scharfsinnig und genau bis zum Haarspalten; unerbittlich und stets kampfbereit gegen mangelhaft begründete Aufstellungen oder gar ausschweifende Phantasien. Aber daneben nicht ohne Humor und wohl geneigt, auf einen gut angebrachten Scherz einzugehen. Seiner vornehmen Natur war Wahrheit und Echtheit in Wissenschaft und Leben das alleinige Ziel. Er hat schon bei Lebzeiten große Teile seiner Bibliothek der Anthropologischen Gesellschaft und die Ergebnisse seiner Grabungen dem Berliner Staatlichen Museum überwiesen.

Verheiratet war O. seit 1870 mit einer Deutschamerikanerin Emma geb. Flachs; sein einziger Sohn Franz ist heute Deutscher Botschafter in Chile.

Berlin-Lichterfelde.

Carl Schuchhardt.

**Prell, Hermann**, Maler und Bildhauer, Geh. Hofrat, \* am 29. April 1854 in Leipzig, † am 19. Mai 1922 in Dresden. — P. erhielt erst auf ein ermunterndes Zeugnis Wilhelm v. Kaulbachs hin von seinem Vater, einem auf sprachwissenschaftlichem Gebiet stark interessierten und auch produktiv tätigen Kaufmann, die Zustimmung, die Künstlerlaufbahn einzuschlagen. und bezog 1872 die Dresdner Kunstakademie, wo er bei Th. Grosse studierte. Nach

Absolvierung seines militärischen Dienstjahres bei den sächsischen Reitern 1875, währenddessen er das Pferd zu studieren zuerst Gelegenheit hatte, ging P. nach Berlin, wo er bei Karl Gussow an der Akademie den Grund zu seiner gediegenen handwerklichen Ausbildung legte. Mit seinem Mitschüler Max Klinger (s. DBJ. 1917—1920, S. 555 ff.), dessen Einfluß in den frühen Arbeiten P.s deutlich zu spüren ist, studierte er eifrig die Farbentechnik. Nachdem ihm 1879 der Preis in dem Wettbewerb um die Ausschmückung des Festsaaes im Berliner Architektenhaus zugefallen war, die bestimmungsgemäß al fresco erfolgen sollte, ging P. zwecks Studiums dieser schwierigen Technik in demselben Jahre nach Rom, wo er sich in den Besitz der handwerklichen Kenntnisse setzte, die der große Berliner Auftrag von ihm forderte, den er in den Jahren 1881/82 ausführte. 1886 zum Lehrer der Freskotechnik an der Berliner Kunstakademie ernannt, lebte P. bis 1892 in Berlin, in welchem Jahre er als Leiter des Meisterateliers für Geschichtsmalerei an die Kunstakademie in Dresden berufen wurde, an der er bis 1917 wirkte. Seitdem lebte P. im Ruhestand in seinem mit Kunstwerken reich ausgestatteten Hause in Loschwitz bei Dresden.

Nachdem das Erstlingswerk des Monumentalmalers P., die Fresken des Berliner Architektenhauses, die in elf Wandbildern die Hauptepochen der Geschichte der Baukunst schildern, nebst dem erst 1885 vollendeten, in Temperafarben auf Leinwand ausgeführten Deckengemälde: Die Kunst als Siegerin, P.s Ruf als Monumentalmaler begründet hatten, folgte als nächster bedeutender Auftrag das 1884/86 ausgeführte Fresko im Sitzungssaale des Rathauses zu Worms mit der figurenreichen Szene der Verleihung einer Gerechtsame an die Bürger von Worms durch König Heinrich IV. Zeitlich unmittelbar daran schloß sich die 1887/92 durchgeführte Ausmalung der oberen Halle des Rathauses zu Hildesheim mit sechs Fresken, die bedeutsame Momente aus der Geschichte der Stadt Hildesheim darstellen. Das Jahr 1893 sah P. mit zwei für das Danziger Rathaus bestimmten, in Tempera auf Leinwand ausgeführten Wandgemälden beschäftigt, die den Empfang einer Danziger Gesandtschaft durch den Dogen Grimani und den Polensturm auf die Feste Weichselmünde zum Gegenstand haben, jenes eine mit feierlichem Pomp vorgetragene Zeremonie, dieses eine von packendem Realismus erfüllte Kampfszene schildernd. In demselben Jahr (1893) übertrug ihm die preußische Staatsregierung die Ausmalung des Treppenhauses des Museums der bildenden Künste in Breslau: es handelte sich um zwei Wandgemälde, deren jedes die Form eines durch kräftige Marmorsäulen gegliederten Triptychons hat. Das Fresko der Ostwand symbolisiert die antike Welt: in der Mitte Apollo unter den Hirten, zu Seiten das Parisurteil und der Dichter mit dem Pegasus, über dem der Musenzug dahinschwebt; das Fresko der Westwand gibt eine Synthese der christlichen Welt: in der Mitte der Heiland auf Wolken über dem Brunnen des Lebens schwebend, an dem drei Cherubim Wacht halten; zur Linken der Ritter Georg, von himmlischer Hilfe unterstützt den Drachen bezwingend, den Sieg des Guten über das Böse symbolisierend; gegenüber Dante als Repräsentant der christlichen Forschung, in visionärer Ergriffenheit zu den Scharen der himmlischen Heilsverkünder aufschauend, von Beatrice auf die Erscheinung des Mittelbildes hingewiesen. Noch während der Arbeit an diesen 1893/94 ausgeführten Breslauer Fresken wurde P. durch einen Auftrag des Kaisers abgerufen, der von ihm die Ausmalung des Thronsaales des Palazzo Caffarelli in Rom, des



Hauses der Deutschen Botschaft, wünschte, als deren Thema die deutsche Sage bestimmt wurde. P. faßte diese ehrenvolle Aufgabe von vornherein unter ganz großen Gesichtspunkten auf, indem er nicht etwa eine Reihe von Szenen aus der deutschen Sage, sondern den Naturmythos selbst, der die Grundlage der germanischen Religionsvorstellungen bildet, zur Darstellung wählte und eine aus dem Bericht der Edda geschöpfte Symbolisierung der Jahreszeiten gab, einen »Jahresmythos der Erde«, den er in der Form von drei Akten eines großartigen Naturdramas schilderte, in der alle Allegorie in lebendige Handlung aufgelöst ist. Der gleichmäßig sich wiederholende Wechsel von Frühling, Sommer und Winter, diesen drei den alten Germanen allein geläufigen Jahreszeiten, wird unter dem Bilde des Kampfes der germanischen Sagengestalten als den Trägern ewiger Naturprinzipien versinnbildlicht. Dabei hat dem Künstler das Eddalied immer nur als Anregung gedient, die Ausspinnung im einzelnen ist als das Produkt seiner eigenen dichterischen Phantasie zu bewerten. Die Einbeziehung des Landschaftlichen in den allgemeinen figürlichen Zusammenhang, die P. von Beginn seines Schaffens ab am Herzen gelegen hat, ist ihm hier ausgezeichnet gelungen, besonders schön in dem Winterbild, für dessen Szenerie die felsigen Küsten von Bornholm mit ihren pittoresken Silhouetten als Modell gedient haben. Gleich nach Vollendung dieses großartigen Zyklus, den P. in den Jahren 1896/99 in Tempera auf Leinwand ausführte, machte sich der rastlos tätige Künstler an eine neue monumentale Aufgabe, die Ausschmückung des Treppenhauses des unter dem Namen Albertinum weltbekannten Skulpturenmuseums auf der Brühlschen Terrasse in Dresden, wo er sich als Dekorator größten Stiles zu betätigen Gelegenheit fand; denn hier handelte es sich nicht nur um die Ausmalung gegebener architektonischer Felder, sondern um eine einheitliche malerisch-skulpturale Raumdekoration, die P. ganz selbständig bestritt, indem er jetzt auch zu Modellierstock und Meißel zu greifen sich erlaubte. Ein volles Jahr, vom Oktober 1899 bis Oktober 1900, widmete P. sich in Rom ausschließlich der Skulptur, deren Handwerk er in der kurzen Zeit in erstaunlicher Weise zu beherrschen gelernt hat. Die beiden marmornen Kolossalgestalten der Venus und des Prometheus im Albertinum lassen es nicht ahnen, daß sie das Debüt eines Künstlers sind, der — bis dahin ausschließlich Maler — erst als 45jähriger sich als Bildhauer versuchte. Die im allgemeinen mehr plastisch als malerisch orientierte Formvorstellung P.s prädestinierte ihn freilich zum Bildhauer, und die gemalten Skulpturen im Thronsaal des Caffarelli-Palastes mit ihren streng plastisch empfundenen Motiven bilden unmittelbar die Vorstufe zu den wirklichen Skulpturen des Dresdner Treppenhauses, in dem P. eine lebendige Wechselwirkung von Malerei und Skulptur in Klingerschem Sinne angestrebt und erreicht hat. In der 1904 vollendeten Ausschmückung dieses Treppenhauses, wo Freskomalerei, Freiskulptur und Relief, überspannt von dem riesenhaften, in Tempera auf Leinwand gemalten Plafond, sich zu einem einheitlichen dekorativen Ensemble verbinden, hat P. seine dekorativen Ideale restlos verwirklichen können. Die heutige Generation wird diese Dekoration als überladen, vielleicht gar als unökonomisch empfinden, insofern die spezifisch architektonische Bestimmung des Raumes durch sie nicht zum Ausdruck gebracht wird; trotzdem wird der festliche, für die Funktion eines Treppenhauses dem heutigen Empfinden nach freilich allzu festlich gestimmte Charakter dieser Dekoration immer seine Wirkung behalten. Wird uns im

Palazzo Caffarelli die germanische Götterwelt im Kampf mit den Mächten der Finsternis, bald siegend, bald unterliegend, vorgeführt, so tritt hier der griechische Olymp auf: links die dem Meere entstiegene Aphrodite, Liebe (symbolisiert durch den Raub der Europa) und Anmut (symbolisiert durch den Reigen der Grazien) um sich verbreitend und das Reich der Schönheit aufrichtend, rechts der Titanide Prometheus, der Helfer der Menschheit als der Bringer des göttlichen Feuers, der als Aufsässiger gegen die Himmlischen, aber auch zugleich die Rache der Götter und das dunkle Walten des Schicksals (symbolisiert durch den Chor der Parzen) heraufbeschworen hat.

Am Abschluß des Schaffens P.s als Monumentalmaler stehen schließlich die in Verbindung mit Reliefs auftretenden Dekorationen im Festsaal des neuen Dresdner Rathauses und die zwei in Glasmosaik ausgeführten Wanddekorationen — den Nutzen des Meeres und seine Gefahren versinnbildlichend — im Mosaiksaal des Palastes des Norddeutschen Lloyd in Bremen. Aber in diesen Monumentalmalereien, trotzdem sie einen zum Teil ganz kolossalen Umfang haben — der Plafond des Treppenhauses des Albertinums beispielsweise umfaßt nicht weniger als 80 qm bemalte Leinwand! —, erschöpfte sich durchaus nicht die erstaunliche Schaffenskraft P.s; neben ihnen stehen eine Reihe zum Teil recht umfangreicher Ölgemälde, wie der »Verrat des Judas« in der Dresdner Galerie (1886), die »Ruhe auf der Flucht« im Schlesischen Museum der bildenden Künste in Breslau (1888/90), »Leopold von Dessau und die Anneliese«, ferner mehrere repräsentative Bildnisse wie das Ganzfigurporträt König Friedrich Augusts von Sachsen im Stadtmuseum zu Bautzen und das früher im Dresdner Rathause bewahrte Bildnis des Königs Albert von Sachsen und schließlich eine Unzahl von koloristisch ganz ausgezeichneten Naturstudien von der Riviera, aus Tirol, von Nordwyk in Holland und den Küsten der Ostsee, besonders Bornholm, die P. im Besitz aller Mittel realistisch-impressionistischer Naturschilderung zeigen.

P. nimmt einen bedeutsamen Rang in der Geschichte der deutschen Monumentalmalerei zu Ausgang des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts ein, denn sein Werk stellt die Krönung der Bemühungen dar, die seit Cornelius' Tagen um die Schaffung eines nationalen Monumentalstiles gemacht worden waren. Ihm ist es gelungen, auf der Grundlage des damals jungen Naturalismus und mit einer Beherrschung der zeichnerisch-malerischen Mittel, die alle technischen Schwierigkeiten spielend überwand, einen Dekorationsstil zu schaffen, der das Sprechen in großen Symbolen von der Generation des Cornelius übernahm, in koloristischer Beziehung aber ganz neue Wege ging. Wenn seine Geste von der heutigen Generation leicht als zu pomphaft und rhetorisch, seine allzu detaillierte Behandlung des Beiwerks als ablenkend empfunden wird, so sind das stilistische Zeitmerkmale, die man dem Geschmack der Wilhelminischen Ära zugute halten muß, als deren echtes Kind sich P. erweist, der mit Geselschap, dem zehn Jahre älteren Peter Janssen und dem zehn Jahre jüngeren Arthur Kampf zu den bedeutendsten Monumentalmalern gehört, die die Epigonenkunst des neuen Deutschen Reiches hervorgebracht hat.

Literatur: Ad. Rosenberg, H. P.s neueste Wandgemälde (»Zeitschr. für bild. Kunst« N. F. VII [1896] 159/63); ders., H. P. (Knackfuß' Künstler-Monographien Nr. 53), Bielefeld und Leipzig 1901. — »Kunstchronik«, N. F. XXXIII, Nr. 39 vom 23. Juni 1922 (Nekrolog). — H. P., Fresken, Skulpturen und Tafelbilder, mit Text von G. Galland,

Charlottenburg, Amelang, 1904. (Fol.-Tafelwerk mit 20 Abb. und 64 Taf.), Neue Ausg. Leipzig, Baumgärtner, 1906. — M. Jordan, H. H. P. (Westermanns illustr. deutsche Monatshefte, Bd. 98, April/Sept. 1905, p. 1/16). — M. Rapsilber, Das Werk H. P.s (Kunsthalle X [1905], p. 117/19).

Leipzig.

Hans Vollmer.

**Quincke, Heinrich**, o. ö. Professor der inneren Medizin, \* am 26. August 1842 in Frankfurt a. O., † am 19. Mai 1922 in Frankfurt a. M. — Heinrich Q. wurde in Frankfurt a. O. als Sohn eines sehr tüchtigen und angesehenen Arztes, der aus Letmathe in Westfalen stammte, geboren. Später zog der Vater nach Berlin, wo er neben seiner praktischen ärztlichen Tätigkeit Mitglied der wissenschaftlichen Deputation für das Medizinalwesen war und eine Abteilung der Charité leitete. Zunächst von der Mutter unterrichtet, besuchte Q. später das Friedrich-Werdersche Gymnasium in Berlin bis 1858 und studierte dann Medizin in Berlin, Würzburg und Heidelberg. Seine Lehrer waren Kölliker, Heinr. Müller, Magnus, Helmholtz, Bunsen, Kirchhoff, Scherer, Virchow, Arnold, E. und C. G. Mitscherlich. Er besuchte die Kliniken von Bamberger, Frerichs, Traube, Langenbek u. a. promovierte 1863 in Berlin und absolvierte ebenda 1864 das Staatsexamen, arbeitete 1865 physiologisch bei Brücke in Wien und besuchte dann Hospitäler in Paris und London. 1866 wurde er Assistent am Diakonissenhaus Bethanien, 1867 an der Klinik von Frerichs in Berlin. Q. begann so die wissenschaftliche Arbeit in einer großen Zeit, von deren Beginn er selbst in einem Artikel zum 100jährigen Geburtstag von Virchow sagt: »Es war die Morgendämmerung eines neuen Tages in der deutschen Medizin.« Mit immer neuen Methoden, die die Naturwissenschaften boten, wurde in Instituten und Kliniken mikroskopisch, chemisch und experimentell gearbeitet. Die Frerichssche Klinik, wo er kongeniale Mitassistenten antraf, bot ihm Anregung und Arbeitsmöglichkeit. Die Versuche wurden meist in der Anatomie gemacht. Bei seiner Veranlagung sind die dort gemachten Arbeiten als hauptsächlich seinem Gedankenkreis entsprungen anzusehen. Im Jahre 1870 habilitiert, kam er schon 1873 als Ordinarius für innere Medizin nach Bern, 1876 als Nachfolger von Bartels nach Kiel, 1908 legte er sein Amt nieder, nachdem er Berufungen nach Königsberg und Wien abgelehnt hatte, und ließ sich in Frankfurt a. M. nieder, wo er nach Gründung der Universität an dieser noch als ordentlicher Honorarprofessor Vorlesungen und während des letzten Krieges auch Klinik hielt.

Wenn er auch im Beruf und in wissenschaftlicher Arbeit hauptsächlich sich der inneren Medizin widmete, so interessierten ihn doch lebhaft Fragen der allgemeinen Pathologie und Physiologie, und er ging in seinen therapeutischen Bestrebungen auf das Gebiet der Chirurgie über. Seine Klinik, die Beobachtung am Krankenbett und am Sektionstische boten ihm immer neue Anregungen. Mit seiner vorzüglichen Beobachtungsgabe, dem großen Umfang seiner immer wieder ergänzten und erweiterten wissenschaftlichen Kenntnisse und der Fülle neuer Ideen, die ihm zuströmten, konnte er immer neue Krankheitsbilder formen und erfolgreich auf den verschiedensten Gebieten der Pathologie arbeiten. Die nötigen Untersuchungen und Experimente wurden von ihm selbst mit peinlicher Sorgfalt und technischer Erfindungsgabe durchgeführt. In der wissenschaftlichen Arbeit, wie im Unterricht, lag ihm alles Schematische und Dogmatische fern.

Zunächst beschäftigten ihn der Einfluß des Zentralnervensystems auf die Wärmebildung, zusammen mit Naunyn († 1925), die Wärmeregulation beim Winterschlaf der Tiere, die exzessiv hohen Todestemperaturen. Auf dem Gebiete der Erkrankungen der Kreislauforgane beschrieb er als erster den *Kapillarpuls* als Symptom der Aorteninsuffizienz und bearbeitete in dem Handbuch von Ziemssen die Krankheiten der Gefäße. Eine wichtige Entdeckung war das von ihm zuerst entworfene und wissenschaftlich begründete Bild des akuten umschriebenen Ödems, der mit Recht jetzt so genannten Quinckeschen Krankheit.

In Bern beobachtete er zahlreiche Fälle von perniziöser Anämie, schilderte das Auftreten verschieden gestalteter roter Blutkörper und führte dafür den Namen *Poikilocytose* ein. Er studierte den dabei besonders auftretenden Zerfall der roten Blutkörper und die daraus sich ergebende Ablagerung von Eisenverbindungen in den Organen (Leber, Milz, Knochenmark). Eine eingehende Zusammenfassung seiner sich auf die Siderosis, wie er diese Eisenablagerung nannte, beziehenden Arbeiten und Ansichten hat Q. in dem von ihm und G. Hoppe-Seyler herausgegebenen Band über Leberkrankheiten des Notnagelschen Handbuchs niedergelegt. Dort sind auch seine Untersuchungen und Betrachtungen über Bilirubin- und Urobilinbildung und über die Entstehung und klinische Bedeutung des Ikterus von ihm eingehend geschildert worden.

Auf dem Gebiete der Erkrankungen der Atmungsorgane hat Q. besondere Verdienste um die Entwicklung der Lungenchirurgie. Schon 1874 begann er Eiterhöhlen in den Lungen durch operative Eröffnung zu behandeln. Er verbesserte immer mehr sein zuerst schlechte Resultate ergebendes Vorgehen, indem er bei der Rippenresektion Chlorzinkpaste einlegte und so Verwachsungen der Pleura erzeugte, dann mit dem Thermokauter die Höhlen eröffnete. In einer Zeit, wo kaum ein Chirurg sich an die operative Behandlung von Lungenveränderungen heranwagte, brachte Q. auf diese Weise solche Eiterhöhlen zur Heilung. Seine erste Publikation hierüber datiert vom Jahre 1887. Er beobachtete dabei, daß nach Resektion einer Anzahl von Rippen unter dem Einfluß des Einsinkens der Brustwand und damit der Höhle auch ohne Eröffnung Ausheilung eintreten kann. Auf Grund dieser Erfahrung wurden auch tuberkulöse Höhlen in der Lunge zur Heilung gebracht. So verdankt ihm die leidende Menschheit hauptsächlich die Einführung der Thoracoplastik in die Behandlung schwerer, sonst unheilbarer Lungentuberkulose, wie sie jetzt von anderen Seiten weiter ausgestaltet worden ist. Seine Erfahrungen faßte er zusammen in einem Referat bei der Ärzte- und Naturforscherversammlung 1901 in Hamburg und in dem von ihm und Garré († 1928) herausgegebenen Werk über Lungenchirurgie.

Q.s. hervorragendste Tat ist wohl die Einführung der Lumbalpunktion in die Diagnostik und Therapie. Sie gründete sich auf experimentelle Versuche, die er angestellt hatte, um die Strömung der Zerebrospinalflüssigkeit näher kennen zu lernen, indem er Tieren Zinnober durch Einstich zwischen den Lendenwirbeln in die Rückenmarkshöhle einspritzte. Nach sorgfältigen, anatomischen Untersuchungen führte er diese Punktion auch beim Menschen aus, zunächst um bei übermäßiger Ansammlung von Zerebrospinalflüssigkeit bei Hydrocephalus und Meningitis eine Entleerung und Drucksenkung herbeizuführen. Er berichtete darüber zuerst 1891 auf dem Kongreß für innere

Medizin. Mit Hilfe dieses Verfahrens, dessen Technik er noch weiter ausgestaltete, hat er selbst neue Wege und Gesichtspunkte für die Erkrankungen der Gehirnhäute, des Gehirns und Rückenmarks erschlossen. So entwickelte er das Bild der Meningitis serosa, das sich erst allmählich Anerkennung erwarb, und stellte die Erhöhung des Lumbaldrucks als Unfallsfolge bei Kopfverletzungen fest. Die ganze große Bedeutung der Lumbalpunktion für die Erkennung und Behandlung von Nervenkrankheiten, Infektionskrankheiten, Nierenleiden usw. zu schildern ist hier nicht möglich. Es sei nur hervorgehoben, daß die neueren Anschauungen über die syphilitischen Erkrankungen des Zentralnervensystems, über die Gehirnhautentzündungen, über wichtige Infektionskrankheiten, wie epidemische Genickstarre und Gehirnentzündung, Schlafkrankheit usw. wesentlich auf den Ergebnissen der Lumbalpunktion beruhen, und daß sie bei ihrer Bekämpfung die größte Rolle spielt. Eine unmittelbare Folge ihrer Entdeckung war die Einführung der Lumbalanästhesie durch Bier.

Die Kenntnis der Verdauungskrankheiten erweiterte Q. durch Untersuchungen über Luftschlucken, das chronische Magen- und Speiseröhrengeschwür, von ihm als *Ulcus pepticum* bezeichnet, die Senkung der Baucheingeweide und den Hängebauch, die Aktion des Pylorus bei Magenfistelkranken u. a.

Auf dem Gebiete der Harnorgane verdanken wir ihm die Auffindung der morgendlichen Harnflut, auf dem der Hautkrankheiten die Isolierung des Favuspilzes, sowie die klinische und experimentelle Erforschung der verschiedenen Favusformen.

Auch die Kenntnis der Infektionskrankheiten hat Q. gefördert. Er beschrieb das Bild der Spondylitityphosa, die er dann zur »infectiosa« erweiterte, indem er nachwies, daß besonders Typhusbazillen, aber auch andere Bakterien z. B. bei Lungenentzündung, eine Wirbelentzündung hervorrufen können. Die durch Amöben und andere Protozoen erzeugten ruhrartigen Darmentzündungen hat er mit Roos und Groß zusammen klinisch und experimentell erforscht.

Besonders stark beschäftigte sich Q. auch mit der Ausgestaltung der Behandlung und Heilung von Krankheiten. Er verwertete seine ausgedehnte Kenntnis des Wesens der Krankheiten, der Anatomie und Physiologie, gab mit vorzüglicher Erfindungsgabe und technischem Geschick neue Methoden an, konstruierte Apparate usw. Dabei studierte er Licht, Luft und Wasser, Wärme und Kälte in ihren Einwirkungen auf den Körper. Hierher gehören u. a. das Quinckesche Schwitzbett als Vorläufer der elektrischen Schwitzapparate, die Abkühlung durch Lagerung auf großen Gummiwasserkissen, die Quinckesche Schräglage, d. h. die Lagerung mit erhöhtem Unterkörper als vorzügliches Mittel besonders bei der Behandlung von Bronchialerweiterungen. Schon vor langer Zeit wies er die Erhöhung der Sauerstoffzehrung der tierischen Zellen unter Einwirkung des Lichtes nach. Älteren Methoden verlieh er oft neues Leben, indem er sie den neueren Anschauungen anpaßte, wie dem Aderlaß, den Ableitungen auf die Haut durch Anwendung des Brenneisens, durch Einreibung stark reizender, Eiterung erzeugender Medikamente, wie Tartarustibiatus-Salbe.

Den klinischen Unterricht erteilte Q. mit großer Hingabe, verlangte dabei aber vom Zuhörer gute Vorbildung und eigenes Nachdenken. Er verschmähte Rhetorik und besondere Effekte, gab dafür in seinen Vorträgen aus der Fülle

eigener Erfahrungen und Gedanken reiche Anregung und ein klares, umfassendes Bild des besprochenen Gegenstandes auf wissenschaftlicher Grundlage. So regte er auch manche wissenschaftliche Arbeit seiner Schüler an.

Es wird jetzt vielfach medizinische Wissenschaft und ärztliche Kunst in einen gewissen Gegensatz gebracht. Q. fühlte sich jedenfalls immer als Arzt und trat mit großem Eifer für die Erhaltung und Hebung der Stellung des ärztlichen Standes ein. Wenn er auch stets den hohen Wert der sozialen Fürsorge und Gesetzgebung anerkannte, so verschloß er sich nicht den Gefahren, welche ihre Auswirkungen für das Wohl der Ärzte und ihre Moral mit sich brachten. In Wort und Schrift ist er dagegen aufgetreten, wie auch gegen zu weitgehende Mechanisierung und Spezialisierung in der Heilkunde. Zugleich suchte er die Ausbildung der Ärzte zu bessern, beschäftigte sich mit der Reform der Prüfungsordnung, in ärztlichen Vereinen nahm er sehr tätig an den Verhandlungen teil und wurde daher bei seinem Scheiden von dem Verein Schleswig-Holsteinischer Ärzte zum Ehrenmitglied erwählt. Auch ist er in der Tagespresse mit Artikeln zur Förderung des Allgemeinwohls hervorgetreten. Dabei übte er oft scharfe Kritik. Alle seine Ausführungen sind aber von hohem Idealismus getragen.

Als aufrechter Mann hat Q., was er einmal als richtig erkannt und sich vorgenommen hatte, mit großer Festigkeit, unbekümmert, ob er dabei an leitenden Stellen anstieß, vertreten. Er hatte daher viele Schwierigkeiten zu überwinden, aber trotz beschränkter Krankenzahl und ungenügender Räumlichkeiten verstand er es doch, einen guten klinischen Unterricht, für den oberflächliche Naturen allerdings nicht immer das nötige Verständnis hatten, zu halten und die wertvollsten Arbeiten und Entdeckungen zu machen.

Die Ergebnisse seines Lebenswerkes haben neue Bahnen der Erforschung und Heilung von Krankheiten erschlossen, wie von der Fülle seiner Arbeiten allein schon die Erfindung der Lumbalpunktion und die grundlegenden Arbeiten auf dem Gebiete der Lungenchirurgie zeigen.

Literatur: Von der sehr großen Zahl von Q.s wissenschaftlichen Veröffentlichungen mögen hier nur einige besonders zusammenfassende Arbeiten angeführt sein: Krankheiten der Gefäße in Ziemssens Handbuch der speziellen Pathologie und Therapie, Bd. 6, 1876. — Über akutes umschriebenes Hautödem, Monatschrift praktischer Dermatologie 1882, Bd. 1. — Die Lumbalpunktion des Hydrocephalus, Berliner Klinische Wochenschrift 1891, Nr. 39. — Über Lumbalpunktion in Deutsche Klinik am Eingang des 20. Jahrhunderts, 1902. — Über *Meningitis serosa*, Volkmanns Klinische Vorträge, neue Folge, Nr. 67, 1893. — Die Krankheiten der Leber (mit G. Hoppe-Seyler) in Nothnagels Handbuch der speziellen Pathologie und Therapie, Bd. 18, S. 1, 1899. — Lungenchirurgie (mit Garré), 2. Aufl. 1912. — Über Favuspilze, Archiv für experimentelle Pathologie und Pharmazie, Bd. 22.

Kiel.

Georg Hoppe-Seyler.

**Rathenau, Walther**, Dr.-Ing., Dr. phil. Reichsminister des Äußern, \* am 29. September 1867 in Berlin, † (ermordet) am 24. Juni 1922 in Berlin-Grunewald. — Walter R. wurde als Sohn Emil Rathenaus (s. DBJ. 1914—1916, S. 158 ff.), des damals schwer um den Bestand seiner Unternehmungen ringenden Gründers der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft (A.E.G.) und seiner Frau Mathilde, geb. Nachmann aus Frankfurt a. Main, geboren, absolvierte 1884 das Gymnasium, studierte in Straßburg und Berlin Philosophie, Physik und Chemie und promovierte 1889 mit einer Dissertation über »Die Licht-

absorption der Metalle«. Als spezielles Fach wählte er Elektrotechnik, insbesondere Elektrochemie, einen damals noch wenig ausgebildeten Zweig der Elektrizitätsverwendung, den einzigen, auf den die Unternehmungen des Vaters noch nicht die Hand gelegt hatten. Nach einem weiteren Jahr polytechnischer Studien in München trat er als technischer Beamter bei der Aluminium-Industrie A.-G. in Neuhausen ein, von nun an keinerlei finanzielle Hilfe des Vaters in Anspruch nehmend. In den nächsten Jahren gelang ihm die Ausarbeitung eines Verfahrens, auf elektrolytischem Wege Chlor und Alkalien zu gewinnen. Nachdem 1893 zur Verwertung dieses Verfahrens eine Gesellschaft »Elektrochemische Werke« gegründet war, baute er als Leiter dieser Gesellschaft große Anlagen in Bitterfeld, Rheinfelden, Polen und Frankreich und arbeitete weitere Verfahren zur Herstellung von Ferrosilicium, Chrom, Natrium und Magnesium aus. Nach anfänglich großen Schwierigkeiten fingen die Unternehmungen an zu prosperieren; R. siedelte von Bitterfeld nach Berlin über und trat in das Direktorium der A.E.G. als Leiter der Abteilung für den Bau von Zentralstationen ein. 1902 schied er aus, wurde Geschäftsinhaber der Berliner Handelsgesellschaft und beschäftigte sich mit der Reorganisation von ihr nahe stehenden Unternehmungen. In diesen Jahren gewann er als Verwaltungsratsmitglied von über 100 Gesellschaften einen breiten Überblick über die deutsche und ausländische Industrie. 1907 verließ er die Handelsgesellschaft, reduzierte den Umfang seiner Verwaltungsratsstätigkeit auf die ihm nächststehenden Gesellschaften, blieb im Aufsichtsrat der A.E.G., führte ihre beiden großen Fusionen durch und übernahm später den Vorsitz. Nach zwei auf Wunsch der Regierung unternommenen Reisen nach Deutsch-Ostafrika, den englischen Kolonien und Deutsch-Südwest und nach Ausarbeitung von Vorschlägen zur Neugestaltung der deutschen Kolonialpolitik (veröffentlicht in den 1908 erschienenen »Reflexionen«) wandte er sich den literarischen und philosophischen Arbeiten zu, an denen er bisher inmitten praktischer Arbeit nur in kurzen Intervallen hatte arbeiten können. 1912 und 1913 erschienen in schneller Folge zwei seiner Hauptwerke »Zur Kritik der Zeit« und »Zur Mechanik des Geistes«. 1914, wenige Tage nach Ausbruch des Krieges, sah er als erster mit dem ihm eigenen Weitblick die sich aus der Kriegserklärung Englands für einen vermutlich langen Krieg ergebende Notwendigkeit, die deutsche Rohstoffversorgung gegen die englische Blockade sicherzustellen. Er entwickelte dem Kriegsminister mit Überzeugungskraft den Plan einer Organisation zur Verwaltung und Erfassung der erreichbaren Vorräte und wurde als Abteilungsleiter im Kriegsministerium mit der Einrichtung dieser Organisation betraut. Ihre rechtzeitige Gründung und ausgezeichnete Arbeit setzten Deutschland instand, der englischen Blockade der industriellen Rohstoffe bis zum Kriegsende zu begegnen. Am 1. April 1915 schied er aus dem Kriegsministerium aus und wurde nach dem Tode seines Vaters († 20. Juni 1915) Präsident der A.E.G., die nunmehr den größten Teil seiner Tätigkeit in Anspruch nahm. Im Herbst 1918 drängte ihn die Not Deutschlands wieder zu öffentlicher Betätigung. Ein Aufruf, in dem er in letzter Stunde dem deutschen Volk die Notwendigkeit nationaler Verteidigung für den Fall der Ablehnung der Waffenstillstandsbitte darzulegen unternahm, mußte ergebnislos verhallen. Nach dem Einsturz des Staates bemühte er sich um die Gründung einer großen, bürgerlichen Partei, die die Kluft zwischen Bürgern und Arbeitern überbrücken und der zerrissenen

Nation wieder Einheit und Widerstandskraft zurückgeben sollte. 1919 berief ihn die Regierung zur Mitarbeit zu den Vorbereitungen für die Friedenskonferenz, 1920 in die Sozialisierungskommission, sodann als Sachverständigen zur Teilnahme an der Konferenz in Spa, 1921 zur Mitarbeit an den Vorbereitungen für die Londoner Konferenz.

Als er im Mai 1921 als Wiederaufbauminister in das Kabinett Wirth und somit zu politischer Führung berufen wurde, war aus Begabung, Erfahrung und Arbeit an sich selbst ein durchaus ungewöhnlicher Mensch herangewachsen. Er war alles eher als ein Spezialist der politischen Routine oder ein geschickter Manipulator von Parteien, Zeitungen, Trivialitäten und Eitelkeiten. Um anderer Gaben willen wurde er berufen. Die Zucht seines Willens, die unbezweifelbare Reinheit und Höhe seines Strebens, die erstaunliche Fülle von Fähigkeiten und Kenntnissen, die Schärfe und Weite seines Geistes machten seine Person zu einer politischen Potenz. Deutschland, aller gewöhnlichen Machtmittel des politischen Kampfes bar, war wehrloses Objekt, dessen Stimme kaum angehört, geschweige denn beachtet wurde. Wie er im Inneren als Persönlichkeit und Charakter der Regierung das Ansehen der Führung und vertrauende Gefolgschaft erringen helfen sollte, so sollte er im Auslande Beachtung und Achtung erzwingen. Dies hat er getan, und kein anderer konnte es tun. Wenn er sprach, horchte Europa auf. Nicht nur, daß er Französisch, Englisch und Italienisch in freier Rede wie Deutsch beherrschte — er sah und kannte aus dem heillos verwirrten Zustande der damaligen Welt nicht wie die meisten nur einen für das Ganze ausgegebenen Ausschnitt, sein Gedanke bewegte sich nicht auf der breitgetretenen Straße banaler Zweckäußerung. Er sah durch die Oberfläche der Dinge hindurch, eröffnete erstaunliche und überraschende Durchblicke und verknüpfte Getrenntes zu Zusammenhängen, die noch niemand bewußt zu sehen gewohnt war. Eine vollendete, aus höchster Selbstdisziplin erwachsene Höflichkeit verfügte hier über eine scharfe und unerschütterliche Dialektik, über das *Imprévu* eines beweglichen Geistes, über ein außergewöhnliches Gedächtnis wie einen unerreichten Umfang konkreter Kenntnisse. Einer solchen Vereinigung gab die Reinheit eines Charakters, der jedem niederen Kunstgriff abgewandt war, in Rede und Gespräch eine Kraft der Wirkung auch über den in Feindseligkeit verstockten Gegner.

Im Kabinett errang er bald durch seine überragende Persönlichkeit bestimmenden Einfluß. Die Lage Deutschlands war eine verzweifelte. Das Londoner Ultimatum hatte eine Gesamtrepationsleistung von 132 Milliarden Goldmark bei Jahreszahlungen von 4 Milliarden diktiert. Deutsche Gegenstände waren nicht gehört, keiner Versicherung, keiner Zahl war geglaubt worden. Alter Haß, immer neu genährtes Mißtrauen umstrickten das ohnmächtige, in seinen Nerven durch Krieg und Revolution erschütterte Volk und seine durch die Inflation der Währung verwirrte und undurchsichtige Wirtschaft. Hier die Situation klar durchschaut, den Weg ins Freie gewiesen und allen entgegenstehenden Interessen, Leidenschaften und Phraseologien zum Trotz, unbeirrt von aller Feindschaft, verfolgt zu haben, ist R.s wie des damaligen Reichskanzlers unbezweifelbares nationales Verdienst. Es mußte durch den ehrlichen Versuch der Erfüllung zunächst die Atmosphäre gereinigt, dann die Unerfüllbarkeit erwiesen und der Wahnsinn der bisherigen Behandlung der Reparationsfrage vor aller Welt dargetan werden. Diese Aufgabe, nach Innen wie nach



Außen gleich schwierig, hat er mit unermüdlichem Fleiß, unbeirrbarem Mut und mit einer Überzeugungskraft der Rede und Unterredung ohnegleichen zu lösen unternommen. Er schloß als Wiederaufbauminister zunächst mit Loucheur, dem französischen Minister der befreiten Gebiete, das Wiesbadener Sachlieferungsabkommen, das den ehrlichen Erfüllungswillen Deutschlands dartun, und so durch eine Erleichterung der Atmosphäre den Weg zu einer Lösung der Reparationsfrage bahnen sollte. Nach der Entscheidung des Völkerbundsrates in der oberschlesischen Frage trat er als Minister demonstrativ zurück, ließ aber dem Kabinett als Berater und privater Unterhändler weiter seine Dienste und war als solcher im November und Dezember 1921 in London, um durch eine britische Anleihe die nächstfällige Reparationszahlung zu ermöglichen. In den in London geführten Verhandlungen konnte er in persönlicher Berührung mit den leitenden Männern Englands den Boden zu einer Revision des Londoner Ultimatums bereiten. Die Konferenz der Alliierten von Cannes im Januar 1922 gab ihm Gelegenheit, in meisterhafter Rede den wirtschaftlichen Wahnsinn der Londoner Reparationsforderungen darzulegen und die Herabsetzung der deutschen Leistung für 1922 auf 720 Millionen Goldmark in bar und 1450 Millionen in Sachleistungen durchzusetzen. Am 1. Februar 1922 trat er auf dringende Bitten des Reichskanzlers als Außenminister wieder in das Kabinett ein. Von April bis Juni vertrat er Deutschland auf der großen europäischen Wirtschaftskonferenz in Genua, der ersten, auf der Deutschland wieder als gleichberechtigtes Mitglied teilnehmen konnte. Hier wirkte er mit dem ganzen Einsatz seiner Persönlichkeit wie seines Geistes, durch beide Aufmerksamkeit und Bewunderung erzwingend, in persönlichen Unterredungen wie in offiziellen Sitzungen, in öffentlicher Rede vor der Konferenz wie in Ansprachen vor den Journalisten aller Länder, für die Rückkehr von Haß zu Vernunft, immer weitere Kreise der Widerstrebenden von dem Widersinn der Deutschland aufgebürdeten Lasten überzeugend. Geheime Verhandlungen, die die englischen und französischen Vertreter unter Ausschluß Deutschlands mit Rußland führten, ließen ihn eine Einigung der Westmächte mit Rußland, dessen Beziehungen zu Deutschland noch durch keinen Friedensvertrag geregelt waren, befürchten, und veranlaßten ihn, der Gefahr einer solchen Einigung, der auf Kosten Deutschlands erfolgt wäre, durch den Abschluß eines Friedens- und Freundschaftsvertrages mit Rußland zuvorzukommen (Vertrag von Rapallo vom 4. April 1922) und so durch die Tat der überraschten Welt vor Augen zu führen, daß die Zeit wehrloser Mißachtung und Isolierung Deutschlands vorbei sei.

Am 24. Juni 1922 morgens wurde er auf seinem Wege von seiner Wohnung zum Ministerium des Äußeren von jungen Deutschen ermordet, die, irregeleitet durch einen zügellosen Parteikampf in dem glühenden Patrioten — »den internationalen Juden«, in dem in damaliger Lage unersetzbaren, seinem Vaterlande einzig nützlichen Manne, den »nationalen Schädling« zu treffen wähnten.

Die in diesem kurzen Lebenslauf erwähnten, ungewöhnlichen Verdienste verknüpfen seinen Namen mit der politischen Geschichte Deutschlands. Seine wirtschaftliche Tätigkeit verknüpft ihn mit der Geschichte des Aufschwunges der deutschen Wirtschaft vor dem Kriege wie ihres Existenzkampfes in der Kriege- und Nachkriegszeit, sein geistiges Werk mit der Geschichte der ideellen Entwicklung seiner Zeit. So erstreckt sich seine Leistung, vielgestaltig und

reich, über die mannigfachen Gebiete, in denen er handelnd oder sinnend, anregend oder leitend, immer aber unermüdlich am Werke war, nach allen Seiten die Grenzen einer kurzen Darstellung überschreitend. Sein Wesen als Mensch und Geist war trotz solcher Leistung zwiespältig, zerrissen und verwickelt wie die Gebundenheiten der Zeit, des Blutes und des Landes, denen er entstammte. Er war schwermütig und ernst und auch in Stunden leichter Fröhlichkeit nur halbbeteiligt. Sein erstaunliches Können war nicht aus dem Unbewußten einer üppigen Natur gewachsen, sondern Produkt einer unablässigen, immer Neues und Höheres fordernden Arbeit an sich selbst. Selten hat wohl ein Mensch sorgfältiger das ihm verliehene Pfund verwaltet. Er war aufs Äußerste bewußt und erlebte auch das Fühlen und Sinnen der eigenen, weichen und liebebedürftigen Seele im Spiegel des Intellektes. Ein hochgezüchteter Verstand und Meister aller Macht des Rationalen war ein Romantiker der Seele, die Grenzen des Intellekts erkennend, seine Künste gering schätzend, mit jedem Gedanken um Überirdisches werbend. Er liebte sich nicht — wie die Zucht und Arbeit an sich selbst, so entsprang auch die Eitelkeit, die seine Gegner ihm vorzuwerfen pflegten, seine Freunde nicht immer leugnen konnten, statt befriedigter Selbstgefälligkeit einer ruhelosen Unzufriedenheit mit sich selbst, die zumal in Zeiten unangewandter Gabe immer von neuem der äußeren Anerkennung zu bedürfen schien. Aber auf dem Grunde dieses Bedürfnisses wie jener Zucht und Unzufriedenheit drängte eine von jedem persönlichen Opportunismus freie Hingabe an die Sache als eine heilige Aufgabe. Diese Hingabe, in der allein die Person als Instrument einer Sache dem fensterlosen Kerker des Individuums entrinnt, war ihm religiöses Erlebnis und tiefstes persönliches Bedürfnis.

Eine eigenartige Gegensätzlichkeit beherrschte so sein Wesen. Eine träumerisch weiche Seele fühlte sich zu bewegtem Handeln, ein nach konkreter Wirkung hungernder Mann zu stiller Betrachtung gezogen. Seine ungewöhnliche intellektuelle Begabung befähigte ihn zwar, Theorie und Praxis zu einer fruchtbaren Gemeinschaft zu verflechten. Vielen seiner Zeitgenossen freilich, denen die Möglichkeit einer solchen Vereinigung unbegreiflich war, schien seine theoretische Leistung ein Einwand gegen seine praktische Befähigung, seine praktische Tätigkeit ein Grund, seiner theoretischen Leistung zu mißtrauen. Beide Vorurteile lasteten trotz immer wieder neuer Widerlegung durch neue Leistungen auf seinem praktischen wie auf seinem theoretischen Werdegang. Aber während sein ungewöhnlicher Verstand Theorie und Praxis, spezialisierte Kenntnisse und universale Überschau zu verbinden verstand, ist seine Natur des tieferen Zwiespaltes zwischen Intellekt und Seele nicht Herr geworden — es sei denn für Zeiten einer leidenschaftlichen Hingabe an eine große Aufgabe.

Der Intellekt, ausgebildet als Instrument der äußeren Macht über Menschen und Dinge, aufs höchste gesteigert in einer rastlosen Jagd nach Zwecken, die alle nur Mittel sind, stand ihm auf der einen, die Seele aber, die zwecklos schöpferische und ihre bildnerische Kraft auf der anderen Seite. Die Steigerung des einen war ihm Verödung der anderen. Dem konkreten Kenner der Wirtschaft, der die Notwendigkeit immer weiterer Mechanisierung und Spezialisierung durchschaute, stand auf der Seite des Intellektes die Logik der Entwicklung, daher zu bejahen und nicht romantisch verneinbar. Alle wahren Werte aber, wie alles Glück dieser Welt standen seiner Seele auf der anderen Seite. Seine eigene Natur, sein Beruf, seine spezifische Begabung wie die Gebunden-

heit des Blutes, an die er glaubte — er hat niemals sein Judentum verleugnet, noch ihm durch die Taufe zu entrinnen auch nur erwogen — stellte ihn selbst vor dem eigenen inneren Auge auf die Seite des Intellektes. Seine Sehnsucht aber gehörte einem anderen Reich. In diesem Zwiespalt erlebte er an sich selbst das seelische Schicksal seines Zeitalters, durchschaute es in klarer Bewußtheit, rang mit ihm und litt an sich. Diesem Ringen und Leiden entstammen seine Schriften. Sie stellen es mittelbar und unmittelbar, gewollt und ungewollt dar, beredt und erschütternd, schwankend zwischen tiefen praktischen Einsichten und Utopien der Gesellschaft, der Wirtschaft wie des Staates, blendend in scharf pointierten, daher vielfach schiefen Antithesen, schonungslos und unbestechlich in der Kritik seiner Zeit und in solcher Kritik die Grenzen des eigenen Wesens miterfassend, voll tiefer Durchblicke und doch, sei es in begrifflichen Konstruktionen, sei es in historischen Ausblicken auf die Zukunft des Menschengeschlechtes, voll unhaltbarer Lösungen einer träumerischen Sehnsucht. Ein vielgestaltiges, reiches, aber zerrissenes Werk, von breiter Wirkung auf die Zeit, die ihre innere Gebrochenheit hier tief erlebt und erlitten, eindringlich dargestellt fand.

**Literatur:** Autonome Wirtschaft. — Impressionen 1902. — Reflektionen 1908. — Zur Kritik der Zeit 1912. — Zur Mechanik des Geistes 1913. — Deutschlands Rohstoffversorgung 1916. — Probleme der Friedenswirtschaft 1917. — Von kommenden Dingen 1917. — Eine Streitschrift des Glaubens 1917. — Vom Aktienwesen 1917. — Die neue Wirtschaft 1918. — Zeitliches 1918. — An Deutschlands Jugend 1918. — Reflexionen und Aufsätze 1918. — Wirtschaft, Staat und Gesellschaft 1918. — Nach der Flut 1919. — Der Kaiser 1919. — Der neue Staat 1919. — Kritik der dreifachen Revolution — Apologie 1919. — Die neue Gesellschaft 1919. — Was wird werden? 1920. — Demokratische Entwicklung 1920. — Cannes und Genua 1922. — Gesammelte Reden 1924. — Aphorismen, Privatdrucke, hrsg. 1925—27. — Briefe, 2 Bde., 1926. — Neue Briefe 1927. — Die Schriften von 1911—1918 sind als »gesammelte Schriften« in 5 Bänden, Jena 1918, erschienen, 1925 neu herausgegeben, vermehrt und ergänzt. Bibliographie über Walter R. und Nachlaß im Archiv der Walter-Rathenau-Stiftung, Berlin-Grünwald, Königsalle 65.

Berlin.

Kurt Riezler.

**Robert, Carl Georg Ludwig Theodor Herwig Joseph**, Professor der Archäologie in Halle, \* am 8. März 1850 in Marburg a. L., † am 17. Januar 1922 in Halle. — Eines Meisters Bild sollte von Meisterhand entworfen werden; ist keine solche verfügbar, so muß bescheidene Sachlichkeit die Zeichnung bestimmen. Das gilt in besonderem Maße von Carl R., dessen von einem Funken Genie entzündete Feuerseele nur ein Künstler würdig schildern könnte. Es mag wohl sein, daß er sein feuriges, fast vulkanisches Temperament seinen französischen Vorfahren verdankte, Hugenotten auf der väterlichen, frommen Katholiken auf der mütterlichen Seite. Die Tradition bester deutscher Gelehrsamkeit war ihm gleichfalls von beiden Geschlechtern vererbt worden: von seinem Vater und dessen Vater, die hochbedeutende Marburger Theologen und Juristen waren, von seinem Großvater Servatius von D'Outrepont, dem berühmten Würzburger Gynäkologen, der als Schüler Reils in Halle schon als Student ein Spital geleitet hatte.

So viel Professorenblut pflegt nur allzuoft die Nachkommen zu belasten; Carl R. hat es nur Kraft und Tiefe verliehen. Er war nichts weniger als ein Epigone. Strahlend von Gesundheit und Lebensfreude, von Wißbegier und

Begabung, so steht der »dreizehnjährige, blondgelockte, pausbäckige Knabe« vor uns in der Schilderung seines ältesten Freundes, Hermann Diels. »Als er im Jahre 1863 ins ‚Gelehrte Gymnasium‘ zu Wiesbaden eintrat, ging ihm schon von Koblenz aus ein guter Ruf voraus«. Dort hatte er die ersten vier Gymnasialjahre verlebt. Mit sieghafter Leichtigkeit durchheulte er die Schule, ihre Pflichten ließen ihm Zeit, sich neben den antiken Klassikern in die neueren zu vertiefen. Schiller und Goethe, Shakespeare und Molière waren schon dem jungen Philologen vertraut, als er 1868 mit Diels nach Bonn zog. Was ihm, nach seinem eigenen, alle Halbheit ablehnenden Bewußtsein, an griechischen Kenntnissen noch fehlte, hatte er noch als Primaner aus freien Stücken durch Privatunterricht nachgeholt. So war er aufs beste vorbereitet für die Bonner philologische Schule, wo wenigstens in seinen ersten Semestern noch Welcker und Otto Jahn lehrten, während Buecheler und Usener ihre glanzvolle Tätigkeit eben entfalteten. Von Jahn hat er, mit den treffenden Worten Otto Kerns »gelernt, was seines Lebens Kern geworden ist: die Altertumswissenschaft in ihrer Totalität zu erfassen, literarische und monumentale Zeugnisse in gleicher Weise zu verstehen und zu benutzen und nichts als Baustein zu verwenden, was strengste philologische Kritik nicht als echt erkannt hat«. Daneben wirkte auch nach Welckers bald erfolgtem Tode (1868) dessen in Bonn weiter lebender Geist auf den jungen Gelehrten ein; seine lebenslange Liebe zur griechischen Mythologie hat hier ihre Wurzeln. In der kunstgeschichtlichen Erforschung der antiken Denkmäler hat ihm wohl Reinhard Kekulé die stärksten Impulse gegeben, wenngleich der weit Universalere sich von dem Lehrer später getrennt hat.

Vielleicht noch stärker als die großen Lehrer hat ein fast gleichaltriger Freund, der jenen ganzen Kreis hochbegabter junger Philologen mit seinem Feuergeist beherrschte, auf R. eingewirkt: Ulrich von Wilamowitz-Moellendorf, als dessen ältesten Schüler sich jener noch 1888 dankbar in der Widmung seiner ersten Arbeit über Polygnot bekennt. Und wie für die Wissenschaft, so waren beide für das Vaterland gleich begeistert, gleich glücklich, ihm mit der Waffe dienen zu dürfen: »*felicissimo casu*«, wie es in der *Vita* seiner Dissertation heißt, gelang es R., bei den Marburger Jägern einzutreten und 1871 den Feldzug vor Paris mitzumachen. Es war derselbe Geist, der 1914 den Vierundsechzigjährigen antrieb, dringend um seine militärische Verwendung zu bitten, »soweit es seine Jahre und die Schwäche seiner Füße noch zuließen«. In der Jugend wie im Alter war er sich selbst getreu, ein Ritter ohne Furcht und Tadel.

Aus dem Felde heimgekehrt, setzte R. seine Studien in Berlin fort, vornehmlich unter Ernst Curtius, Haupt, Bonitz, Kirchhoff und Mommsen. An seinem dreiundzwanzigsten Geburtstag promovierte er mit einer heute noch unentbehrlichen, keineswegs veralteten Dissertation über das mythographische Handbuch, das bis dahin dem großen hellenistischen Forscher Apollodor von Athen zugeschrieben wurde, während R. es als wesentlich spätere Kompilation erwies (*De Apollodori bibliotheca* 1873). Es war der erste Schritt des jungen Gelehrten auf dem Wege solcher Quellenforschung; seine unbestrittene Meisterschaft auf diesem Gebiete hat er dann ein halbes Jahrhundert lang immer von neuem bewiesen: kurz vor seinem Tode war sein großes Werk »Die griechische Heldensage« vollendet, eine Ausgabe der Fabeln des Hygin lag halfertig in seinem Nachlaß.

Als Krönung seiner Studienzeit winkten R. die Wanderjahre im Süden: als einer der ersten Stipendiaten des Kaiserlich Deutschen Archäologischen Institutes hat er Italien und Griechenland bereist, vor allem in Rom bei Henzen und Helbig Förderung und Gastfreundschaft genossen, mit August Mau in Pompeji gearbeitet. Dort haben ihn an den Gemälden neben den mythologischen die szenischen Darstellungen besonders gefesselt. Die damals begonnenen Studien haben reiche Früchte getragen, durch alle Jahrzehnte seines Lebens, bis zum Hallischen Winckelmanns-Programm von 1911 (Die Masken der neueren attischen Komödie), bis zu den Ausgaben und Übersetzungen der Spürhunde des Sophokles (1912), der neuentdeckten Komödien des Menander (1908), die er auf dem Lauchstädter Goethe-Theater selbst inszenierte, der Vögel des Aristophanes (1920), die zu seinen allerletzten Werken zählen. Von seinen bahnbrechenden Untersuchungen über antike Malerei legen mehrere große Aufsätze und die lange Reihe der Hallischen Winckelmanns-Programme Zeugnis ab. Immer wieder verfolgen wir den einheitlichen, beschwingten und doch stetigen Gang seines wissenschaftlichen Strebens.

Es war bereits ein junger Meister, der mit dem Ertrag solch fruchtbar glücklicher Jahre heimkehrte, um sich 1876 in Berlin zu habilitieren. Kein Wunder, daß ihm die Erfolge zuflogen: schon nach zwei Semestern war er außerordentlicher Professor in Berlin, 1880 — als Dreißigjähriger! — dort Ordinarius, nachdem er Rufe nach Zürich und Heidelberg abgelehnt hatte. Die folgenden zehn Jahre sind wohl die glanzvollsten seines Lebens gewesen, vor allem durch die Schar begabter und begeisterter Schüler, an denen er seine einzigartige Lehrbegabung betätigen konnte. Sehr wenige, selbst unter den Größten, haben es ihm gleichgetan an verstehender Güte auch gegenüber schüchternen Anfängern, an fürstlicher Freigebigkeit des Geistes und unerbittlich fordernder und formender Strenge. Er verband in wahrhaft seltenem Maße das Feuer begeisterter Liebe mit der strengen Selbstzucht gewissenhaftester Akribie. Und zu allem anderen kam werbend und erwärmend die Gastlichkeit seines glücklichen Hauses: 1878 hatte er seine Jugendliebe, die schöne, edle Clara Neumeister, seiner Stiefmutter viel jüngere Schwester, heimgeführt. Die Sonne strahlte über dem Gipfel seines Lebens.

Ein Jahrzehnt wachsender Erfolge war ihm in Berlin beschieden. Er hätte seine glänzende Lehrtätigkeit sicherlich auch neben Reinhard Kekulé weiterführen können, der 1890 als dritter Archäologe nach Berlin berufen wurde. Doch R. war damals anderer Ansicht; und so folgte der Vierzigjährige einem Rufe nach Halle, wo er bis zu seinem Tode unermüdlich weiter gewirkt und gelehrt hat. Wenn auch die andersgearteten Verhältnisse der kleineren Universität, einer beengteren Studentenschaft, ihm nicht den Schwung und die Weite der Hauptstadt bieten konnten, hat er doch fast stets einige dankbar begeisterte Schüler um sich geschart. Nicht bloß Archäologen, sondern auch Philologen, Kunsthistoriker, Germanisten; neben Deutschen nicht wenige Ausländer: sie kamen aus Schweden und Griechenland, aus Rußland und Amerika, fast alle sind ihm durch die Jahrzehnte, ja über den Krieg hinweg treu geblieben, wie auch er ihnen die Treue bewahrte.

Die drei Hallischen Jahrzehnte umschließen Carl R.s reichstes schriftstellerisches Schaffen. Dabei heben sich aus der Fülle seiner Schriften drei große Hauptaufgaben heraus, die er schon zu Anfang der achtziger Jahre übernom-

men hatte: das Corpus der römischen Sarkophagreliefs, die Neubearbeitung von Prellers Mythologie, die Redaktion der von Mommsen begründeten Zeitschrift *Hermes*.

Als ein Vermächtnis Otto Jahns hatte das Archäologische Institut die Sammlung der Sarkophagreliefs unternommen, die für Mythologie und Privatleben gleich wichtig sind. Nach dem frühen Tode von Friedrich Matz († 30. Dezember 1874) hat R. sein Leben lang unermüdlich an dieser Aufgabe fortgearbeitet, das ungeheure Material ständig erweiternd, ordnend, aufbauend. Vierzehnmal hat er als »Sarkophagreisender«, wie er sich scherzend nannte, den größten Teil von Europa durchstreift, am öftesten ging es in das ihm so vertraute Italien. Vier große Bände hat er selbst veröffentlicht, die Fortführung des Werkes ruht in den Händen eines seiner nächsten Schüler, Gerhart Rodenwaldt, dem er es selbst gewiß am liebsten anvertraut hätte. Auch die rein kunstgeschichtliche Seite, die Betrachtung der Sarkophage als Ganzes, die bei R. naturgemäß weniger hervortrat, wird nun zu ihrem vollen Rechte kommen.

Wie bei den Sarkophagreliefs die mythologischen Probleme R. am meisten fesselten, so kam auch die Neubearbeitung von Prellers Griechischer Mythologie seinen Wünschen und Zielen besonders entgegen. Es ist mehr und mehr eine Neuschöpfung des alten Handbuchs geworden, obwohl R. besonders in den beiden ersten, älteren Bänden mit taktvoller Pietät den ursprünglichen Text geschont hat, soweit seine von Prellers Natursymbolik stark abweichende Richtung es gestattete. Freier hat er mit dem zweiten Hauptteil schalten dürfen, der griechischen Heldensage. Drei Jahrzehnte waren seit dem Beginn der Arbeit vergangen, als er diese Abschnitte während des Weltkrieges vollendete, eine fast völlige Neuschöpfung war nicht nur erlaubt, sondern geboten. Was R. nicht selbst mehr herausgeben konnte, hat sein nächster Freund, Otto Kern, nach dem Manuskript mit liebevoller Treue veröffentlicht. Mit Recht nennt er das ganze Werk »ein echtes Urkundenbuch für Griechenlands Sagenwelt und älteste Geschichte«. Nur der Kenner wird die unendlich mühsamen und vielseitigen Einzelarbeiten schätzen können, die hier zu einem umfassenden Ganzen aufgebaut sind. Oft steckt in ein paar Zeilen die Quintessenz von Forschungen, die ein anderer zu einem Aufsatz erweitert hätte. Mit stolzer Bescheidenheit hat R. stets verschmäht, seine eigene Arbeit ins Licht zu stellen, anspruchslos trägt er bloß ihre Ergebnisse vor.

Der Heldensage als reifster Frucht seiner mythologischen Forschungen gehen eine Anzahl vorbereitender Werke voraus: *Bild und Lied* (1881), eine damals ganz neuartige Behandlung der Beziehungen zwischen Sage, Literatur und Kunst; die in ihrem Kern sicherlich verfehlten, aber dennoch im einzelnen lehrreichen Studien zur *Ilias* (1901); der zweibändige *Oidipus* (1915), die umfangreichste und wohl auch glänzendste »Geschichte eines poetischen Stoffes«. Mögen die Wandlungen mythologischer Anschauung manche Teile von R.s stolzem Bau allmählich umgestalten oder veralten lassen: er wird in seiner Gesamtheit doch den Wert behalten, den überlegenes Wissen, sorgsamste Kleinarbeit und der schöne Wagemut der Leidenschaft verleihen.

Das gilt auch von seinem Buche über den Periegeten Pausanias (1909): wie viele haben sich mit dem Problem dieses spätrömischen Kunstschriftstellers abgemüht, ohne ihn eben als Schriftsteller zu verstehen, wie es R. dank seiner souveränen Beherrschung philologischer und archäologischer Wissenschaft ver-

mochte. Vieles Einzelne wird auch hier nicht bestehen können; als Ganzes bedeutet das Werk einen entschiedenen Wendepunkt der Forschung.

Nirgends aber tritt jene einzigartige, heute von niemandem mehr besessene Beherrschung der gesamten Altertumswissenschaft klarer zutage als in der Archäologischen Hermeneutik, die uns R. 1919, wenige Jahre vor seinem Tode, als reifes Vermächtnis geschenkt hat. In diesem wenig umfangreichen Werke hat er mit durchsichtiger Klarheit die Methode seiner Lehrtätigkeit an einer Reihe von Beispielen dargestellt, die das ganze Gebiet der Archäologie umfassen. Man liest dieses Buch voll angeregter Spannung, nie würde man denken, ein Siebzjähriger habe es geschrieben. Es scheint ein ebenso einleuchtender wie einfacher Leitfadens für die Erklärung der Bildwerke; aber wer sich selbst auf diesem Gebiet versucht hat, weiß, wie unendlich viel hinter den schlichten Sätzen steht.

So reich R.s eigene wissenschaftliche Produktion war, sie erschöpfte seinen Schaffensdrang ebensowenig wie seine Lehrtätigkeit. Beide wirkten sich daneben noch aus in der Redaktion des *Hermes*, die er vier Jahrzehnte lang geführt hat, zuerst mit Georg Kaibel, dann mit Friedrich Leo und Georg Wissowa, stets seinen Mitarbeitern in naher Freundschaft verbunden. Daß der *Hermes* den ersten Rang unter allen entsprechenden Zeitschriften des In- und Auslandes einnahm, war allein der unbestechlichen Strenge, dem umfassenden Wissen und der hilfreichen, weitblickenden Mitarbeit der Redaktion zu verdanken. Eine Anzahl von R.s bedeutendsten Aufsätzen umfaßt die Reihe der *Hermes*-Bände, bis zu seinem Todesjahre; aber kaum geringer ist die unsichtbare Leistung, welche diese Bände bargen. Hier wie in den Dissertationen seiner Schüler ist gar vieles von R.s Bestem niedergelegt.

Es hätte seinem feurigen Wesen wenig entsprochen, bloß als stiller Gelehrter seinen Studien zu leben, mochten sie auch noch so weit gesteckt sein. Die *vita contemplativa* war nicht seine Sache, Dienst an der Gemeinschaft war ihm heilige Pflicht. Als Fakultätsmitglied, Dekan (1906), Rektor (1907), Ephoros der Wittenberger Benefizien war er stets tatkräftiger Mitarbeiter, strenger Hüter akademischer Überlieferung, wahrer akademischer Würde. Unbestechlich und unbeirrbar, ohne Nachsicht für das Mittelmäßige oder Minderwertige, oft ungebändigt in rasch aufloderndem Zorn, ist er manchen recht unbequem geworden. Aber die lautere Selbstlosigkeit und reine Güte seines Wesens konnte niemand verkennen. Mit schrankenloser Verachtung für alles Gemeine verband er jene tiefste Religiosität, der alles Hohe und Reine heilig ist. Und seine Ritterlichkeit schien einer besseren Zeit zu entstammen. Niemandem hat er sie mit zartsinnigerer Wärme bekundet als seinem Nachfolger auf dem Hallischen Lehrstuhl der Archäologie.

Er hat Feinde erworben — welcher ehrenhafte und energische Mann hätte keine! Aber als er nach einer fast fünfundvierzigjährigen Dozentenlaufbahn emeritiert wurde — in vollster Schaffenskraft und sehr gegen seinen Willen —, da umgab ihn fast allgemeine Verehrung und bei vielen der Besten bewundernde Liebe. Und wenn auch die geliebte Gattin ihm im Tode längst vorangegangen war, Kinder und Enkel in der Ferne lebten, der Zusammenbruch Deutschlands ihn aufs Tiefste verwundete, war er doch noch in seinem Alter glücklich zu preisen. Kein körperliches oder seelisches Leiden konnte seine sieghafte Heiterkeit, sein lebensbejahendes, kraftvolles Temperament über-

winden. Nach kurzer Krankheit, fast bis zum letzten Tage noch geistig frisch und lebensvoll, hat er am 17. Januar 1922 die Augen geschlossen. An seiner Bahre haben alte und junge Freunde und Schüler ihre liebevolle Verehrung bezeugt. Ihm wären gewiß die liebsten die ergreifenden Worte seines letzten Schülers, Richard Eilmann, gewesen, die in dem Gelöbnis ausklangen, »pflichtgetreue Soldaten im Dienste unserer Wissenschaft zu sein«.

Literatur: Grundlegend O. Kern, Hermann Diels und Carl R., Supplementheft zu den Jahresberichten über die Fortschritte der klassischen Altertumswissenschaft 1927, mit ausführlichem Schriftenverzeichnis. — Derselbe, Mitteldeutsche Lebensbilder, hrsg. von der Historischen Kommission für die Provinz Sachsen, II, 1927, S. 438 ff., mit Photographie von 1906. — Carl R. zum Gedächtnis, hrsg. von G. Karo, Halle 1922 (Gedächtnisreden mit Abb. einer Plakette von W. Lobach von 1915). — Photographie von 1914 bei O. Kern, Orpheus, Berlin 1920.

Halle.

Georg Karo.

**Rubens, Heinrich**, Professor der Experimentalphysik, \* am 30. März 1865 in Wiesbaden, † am 17. Juli 1922 in Berlin. — R. entstammte einer holländischen Kaufmannsfamilie; die Eltern waren von Amsterdam nach Deutschland übergesiedelt. Als sie nach Frankfurt a. M. gezogen waren, besuchte er bis Ostern 1884 das Realgymnasium daselbst. Früh zog ihn seine Neigung zu den physikalischen Wissenschaften, und so studierte er zunächst an den Technischen Hochschulen in Darmstadt und Charlottenburg Elektrotechnik. Aber nach drei Semestern war ihm klar, daß er seinen eigentlichen Beruf nicht in der angewandten Wissenschaft, sondern in der reinen Forschung zu suchen habe, und so bezog er 1885 die Universität Berlin, freilich nur auf ein Semester. Dann ging er nach Straßburg, wo er in Kundt den Lehrer fand, der in seine Entwicklung und seine Arbeitsrichtung entscheidend eingriff. Zeit seines Lebens hat R. in höchster Dankbarkeit dieses Mannes gedacht.

Als 1888 der Lehrstuhl für Experimentalphysik an der Berliner Universität durch Helmholtz' Übergang zur Physikalisch-Technischen Reichsanstalt freigeworden war, und Kundt ihn übernahm, folgte ihm R. nach Berlin, das nun die dauernde Stätte seiner Arbeit wurde. Hier promovierte er 1889 und wurde bald darauf Assistent am Physikalischen Institut. Auch wirkte als Privatdozent an der Universität, bis er 1896 an die Technische Hochschule Charlottenburg berufen wurde. 1900 wurde er dort ordentlicher Professor und Direktor des Physikalischen Institutes. Als dann 1906 P. Drude einen vorzeitigen, jähen Tod fand, wurde R. sein Nachfolger an der Universität und damit selbst der Leiter des Institutes, an welchem er seine eigentliche Ausbildung empfangen hatte. Der großen, bei der wachsenden Zahl seiner Schüler immer steigenden Arbeitslast unterzog er sich in mustergültiger Pflichterfüllung und mit bewundernswerter Arbeitskraft. War sein Tag ganz von den Amtsgeschäften in Anspruch genommen, so arbeitete er bis in die Nacht hinein; und dabei handelte es sich oft um die diffizilsten Messungen in Räumen, welche im Winter gerade seiner Arbeiten wegen nicht geheizt werden durften. Auf das sorgfältigste vorbereitet und deshalb bei den Studierenden hochgeschätzt war seine Vorlesung; ein erheblicher Teil der Experimentatoren, welche in der heutigen Physik führen, ist aus seiner Schule hervorgegangen. Noch als ihn die schleichende Krankheit ergriffen hatte, die zu seinem frühen



Tode führen sollte, vollendete er mit Michel zusammen Messungen über die Wärmestrahlungen, welche alles von ihm und anderen früher Geleistete an Genauigkeit weit übertrafen und bei dem damaligen Stande der Forschung von größter Wichtigkeit waren.

Will man die Bedeutung der R.schen Arbeiten überblicken, so muß man ihr Verhältnis zu zwei der wichtigsten Gedankenkreise der modernen Physik ins Auge fassen. Es sind dies die Maxwellsche Theorie der Elektrizität und die Quantentheorie. Noch in die Zeit, in der R. studierte, fiel die große Entdeckung von Heinrich Hertz. Sie bestätigte glänzend die viel umstrittene Aussage der Maxwellschen Theorie, daß es elektrische Wellen gäbe, die sich mit Lichtgeschwindigkeit ausbreiten. Licht und Wärmestrahlung war damit zu einer elektromagnetischen Erscheinung geworden. Aber zwischen den meterlangen Wellen, welche die Hertzschen Versuche nachwiesen, und den Licht- und Wärmewellen mit ihren Wellenlängen von 0,00001 bis etwa 0,0001 cm, die man damals kannte, klaffte eine große Lücke in der Wellenlängenskala, deren Überbrückung von der Seite der kurzen Wellen her sich R. zum Ziel setzte. So kam er zur Beschäftigung mit dem ultraroten Spektrum. Eine besonders markante Etappe bei dessen Erforschung bildete die Aussonderung der »Reststrahlen« aus dem kontinuierlichen Spektrum der Wärmestrahlung, die ihm 1897 mit Nichols zusammen gelang. Sie beruht darauf, daß manche Kristalle Wellen bestimmter Länge selektiv, d. h. so viel stärker als andere spiegeln, daß bei wiederholter Reflexion sie fast ausschließlich übrigbleiben. Die Wellenlänge der Reststrahlen beträgt bei Flußspat etwa 0,0025 cm, bei Steinsalz und Sylvin 0,0051 und 0,0061 cm, und diese Strahlen ähneln in vieler Beziehung schon weit mehr den Hertzschen als den sichtbaren Lichtwellen. Mit derselben Methode drangen R. und Hollnagel bis zu 0,0096 cm Wellenlänge vor. Ein anderes von R. erdachtes Verfahren wies in der Strahlung des Auerbrenners Wellen von 0,011 cm nach und gemeinsam mit Otto v. Baeyer fand er in der Strahlung der Quecksilberlampe Wellen bis zu 0,0343 cm hinauf (1911). Da inzwischen von anderen Forschern elektrische Wellen bis zu Bruchteilen eines Millimeters hinunter hergestellt waren, ist damit der Anschluß der genannten, früher so weit entfernten Spektralgebiete völlig hergestellt.

Eine weitere große Leistung der Maxwellschen Theorie bestand in der Herstellung quantitativer Zusammenhänge zwischen den elektrischen Eigenschaften der Körper, z. B. ihrer Leitfähigkeit, und ihrem optischen Verhalten, wie etwa dem Spiegelungsvermögen. Bei sichtbarem Licht sind diese Beziehungen freilich vielfach durch molekulare Erscheinungen (die wir heute durchaus kennen) verdunkelt. Bei den Wellen, welche R. dem Versuch zugänglich machte, treten sie schon in voller Klarheit zutage. Ein gut Teil der R.schen Arbeiten ist solchen Bestätigungen der Theorie gewidmet.

Unlösbar aber verknüpft ist R.s Name mit der Entdeckungsgeschichte des Planckschen Strahlungsgesetzes, auf das alle Quantentheorie zurückgeht. Viele Forscher bemühten sich um die Jahrhundertwende um die Energieverteilung im Spektrum der Hohlraumstrahlung, theoretisch sowohl als experimentell. R. stellte seine Reststrahlenmethode und seine reiche Erfahrung auf diesem Gebiete in den Dienst dieser Forschungen. Schon die auf seine Anregung und unter seiner Leitung entstandene Dissertation H. Beckmanns (1898) brachte bemerkenswerte Fortschritte gegenüber den früheren Messungen. Entscheidend

griff in den Gang der Ereignisse die Untersuchung von R. und Kurlbaum im Herbst 1900 ein. Bei einem geselligen Zusammensein mit Planck am 7. Oktober 1900 kam das Gespräch auf die im Gange befindlichen Versuche. Am nächsten Morgen erhielt R. eine Postkarte von Planck mit der Strahlungsformel, deren vorzügliche Übereinstimmung mit seinen neuen Messungen er sogleich feststellen konnte. Freilich war diese so inhaltsschwere Formel zunächst nur durch glückliche Interpolation zwischen zwei anderen, also halb empirisch gewonnen. Zu der theoretischen Begründung durch Einführung der »Energiequanten« bedurfte es noch einiger Wochen, die Planck in seinem Nobel-Vortrag als die Wochen der angespanntesten Arbeit seines Lebens bezeichnet.

Um alles dies zu vollbringen, mußte R. erst ganz neue experimentelle Methoden schaffen, zumal Körper, wie Glas, auf deren Verwendung die ganze Optik des sichtbaren Gebietes beruht, wegen Undurchlässigkeit für sein Spektralgebiet nicht verwendbar sind. Er mußte neue, hochempfindliche Instrumente zur Messung kleinster Mengen strahlender Energie konstruieren und ausprobieren. Er hinterließ schließlich eine eigene Ultrarot-Technik, deren zusammenfassende Darstellung in einem Buche nur sein früher Tod verhinderte. Denn sein Ende kam ihm unvorhergesehen, obwohl seine Umgebung das Verhängnisvolle seiner Krankheit schon lange vorher erkannt hatte. Noch auf seinem Sterbelager, acht Tage vor dem Tode, rechnete er zuversichtlich mit der Wiederaufnahme seiner Tätigkeit.

R. erlebte die Freude, seine Arbeiten anerkannt zu sehen. Zahlreiche Ehrungen, wie der Ehrendoktor von Cambridge und Leeds, die Rumford-Medaille der *Royal Society*, der Baumgarten-Preis der Wiener Akademie, die Ehrenmitgliedschaft bekannter wissenschaftlicher Körperschaften wurden ihm zuteil. Die Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften wählte ihn zum korrespondierenden Mitglied, in der Deutschen Physikalischen Gesellschaft war er viele Jahre Vorsitzender; und er verstand in der Tat wie wenige andere, wissenschaftliche Sitzungen mit Liebenswürdigkeit und ruhiger Sachlichkeit zu leiten, Vorträge für sie auszuwählen und Debatten anzuregen. Die ihm wertvollste Ehrung war es wohl, als er 1907 Mitglied der Berliner Akademie wurde. Seine Arbeiten ließ er seitdem stets in ihren Sitzungsberichten erscheinen und wohl nur selten versäumte er eine ihrer Sitzungen.

In der Leibniz-Sitzung vom 28. Juni 1923 hielt Planck die Gedächtnisrede auf den dahingeschiedenen Kollegen (Sitz.-Berichte, Jahrg. 19 23, S. CVIII—CXIII).

Berlin-Zehlendorf.

Max v. Laue.

**Sanzin, Rudolf**, *Dr. techn.*, Ministerialrat im ehemaligen Bundesministerium für Verkehrswesen und a. o. Professor an der Technischen Hochschule in Wien, \* am 4. Juni 1874 in Müzzzuschlag, Steiermark, als Sohn eines Inspektors der Südbahngesellschaft, † am 3. Juni 1922 auf einer Urlaubsreise in Triest. — Die Bedeutung S.s liegt auf dem Gebiete der Erforschung, der Beurteilung und Berechnung der Leistung, der Zugkraft und des Bewegungswiderstandes der Dampflokomotive. Schon in frühester Jugend bekundete er große Vorliebe für die Technik, insbesondere für das Eisenbahnwesen und die Schifffahrt. Schon mit vierzehn Jahren kannte er die österreichischen Lokomotivbauarten, wie auch alle im Hafen von Triest verkehrenden Schiffe. Nach Beendigung der

Mittelschule leistete er als Einjährigfreiwilliger bei einem k. u. k. Infanterieregiment seiner Militärdienstpflicht Genüge. Hierauf studierte S. an der Maschinenbauschule der Technischen Hochschule in Graz, wo er 1900 bis 1901 als Assistent an der Lehrkanzel für Maschinenbau wirkte.

Im Jahre 1901 trat er als Maschineningenieur in die Dienste der k. k. priv. Südbahngesellschaft. 1903 nahm S. einen einjährigen Urlaub, gegen Verzicht seiner Bezüge, um als Konstrukteur für Maschinenbau an der Grazer Technik sich zu betätigen und so seine theoretischen Kenntnisse zu erweitern. 1904 promovierte er als erster Maschineningenieur an der Grazer Technik zum Doktor der technischen Wissenschaften. Nach Ablauf seines einjährigenurlaubes kehrte er zur Südbahn nach Wien zurück, doch fuhr er einmal in der Woche nach Graz, um hier, auf wenige Stunden zusammengedrängt, durch drei Semester Vorlesungen über theoretische Maschinenlehre an der Technik zu halten. Ende 1906 übernahm S. an gleicher Hochschule neben seinen Dienstobliegenheiten bei der Südbahn die Privatdozentur für das Eisenbahn-Maschinenwesen. Im Frühjahr 1909 erfolgte seine Bestellung als Honorarprofessor für Lokomotivbau an der Technischen Hochschule in Wien. Am 1. Januar 1911 wurde er in das ehemalige k. k. Eisenbahnministerium berufen, wo er in das von dem bekannten und hervorragenden Lokomotivbaukünstler Dr.-Ing. e. h. Karl Gölsdorf (s. DBJ. 1914—1916, S. 219ff., vgl. Österr. Eisenbahnzeitung Jahrg. 1917, S. 74: »Gölsdorf u. d. neuzeitliche österr. Maschinenbau« von S.) geleitete Departement, als Maschinen-Oberkommissär, eintrat. Im Jahre 1914 mußte S. an der Wiener Technischen Hochschule, nach dem plötzlichen Tode des Professors Hofrat Baudis, die Vorlesungen über Wärmekraftmaschinen übernehmen, welcher Verpflichtung er nebenberuflich entsprach.

Nach Durcheilung verschiedener Titel- und Rangstufen wurde S. 1918 zum Vorstand-Stellvertreter, 1920 zum Vorstand des Departements für Lokomotivbau und mechanisch-maschinelle Einrichtungen ernannt, und im gleichen Jahre mit dem Titel eines Ministerialrates ausgezeichnet. Ein Jahr vorher erhielt er den Titel eines außerordentlichen Professors.

S.s. Forschertätigkeit erstrebte eine wissenschaftliche Erfassung aller das Wesen der Dampflokomotive beeinflussenden Faktoren. Schon zu Beginn seiner Dienstzeit bei der k. k. priv. Südbahngesellschaft, in den Heizhäusern Mürzzuschlag und Graz, führte er zahlreiche Versuche und Untersuchungen an Lokomotiven durch. Die aus dieser Zeit stammenden Versuchsergebnisse wurden von ihm in der Arbeit: »Versuche an einer Naßdampf-Zwillings-Schnellzuglokomotive« (Heft Nr. 150 u. 151 der Forschungsarbeiten auf dem Gebiete des Ingenieurwesens) niedergelegt. Während seiner Tätigkeit im Eisenbahn- bzw. dem späteren Verkehrs-Ministerium fand S. reichliche Gelegenheit, sein Wissen und Können in den Dienst der Staatseisenbahnverwaltung zu stellen. Die Erprobung der Lokomotiven hinsichtlich ihrer Leistung wurde unter seiner Leitung auf eine mehr wissenschaftliche Grundlage gestellt. Viele seiner späteren Veröffentlichungen, insbesondere jene unter dem Titel: »Versuchsergebnisse mit Dampflokomotiven« (Zeitschr. d. Vereins deutsch. Ing., Jahrg. 1906, 1907, 1911, Forschungsarbeiten auf dem Gebiete des Ingenieurwesens 1921 (Heft 251) Wochenschr. für den öffentl. Baudienst, Wien 1919, Die Lokomotive, Wien, Jahrg. 1913, ferner Zeitschr. d. österr. Ingenieur- und Architekten-Vereins 1900, 1906, 1907, 1908, 1910, 1914, 1918), gründeten sich auf die bei diesen Versuchen

gewonnenen Ergebnisse. Seine zur Bestimmung des Laufwiderstandes von Lokomotiven entwickelte Formel gestattet die Bestimmung der Werte gesondert für den inneren, äußeren und den Luftwiderstand, wobei auch die Abhängigkeit von der Zahl der gekuppelten Achsen zum Ausdruck kommt. Diese neue Zusammensetzung der Widerstandsformel für Dampflokomotiven wurde später auch von anderen Lokomotivfachleuten übernommen.

S. betätigte sich auch eifrig an der Frage der Einführung einer durchgehenden Güterzugsbremse, wobei er zur Klärung des Einflusses der Verteilung leerer und beladener Wagen im Zuge auf den Verlauf der Bremsungen durch theoretische Untersuchungen viel beitrug.

In den Jahren 1911 und 1913 unternahm er Studienreisen nach England (Österr. Eisenbahnzeitung, Jahrg. 1916). Der Verein deutscher Eisenbahnverwaltungen übertrug ihm 1913 den ehrenden Auftrag, eine Geschichte des Lokomotivbaues in wissenschaftlicher und historischer Beziehung zu verfassen. Die Vorarbeiten hierzu, sowie eine reiche Sammlung sehr wertvollen Materiales fanden sich nach seinem allzufrühen Tode vor, und wurden gegen Entgelt an seine Witwe vom Verein deutscher Eisenbahnverwaltungen übernommen. Berufungen an die Technische Hochschule in Karlsruhe (1908) und an das eidgenössische Polytechnikum in Zürich (1912) leistete S. keine Folge.

Als im Jahre 1918, nach dem unglücklichen Ausgange des Weltkrieges in Österreich beschlossen wurde, einzelne Strecken in den elektrischen Betrieb überzuführen, fiel S. am 1. März 1919 die schwierige Aufgabe zu, die Abteilung für die Konstruktion und Beschaffung der elektrischen Triebfahrzeuge zu leiten. Nur sehr ungern übernahm er dieses sehr verantwortungsvolle Amt, da er im Herzen nur der Dampflokomotive zugetan war, er daher seelisch unter diesem Zwiespalt oft sehr zu leiden hatte.

S. war Mitglied des österreichischen Patentgerichtshofes und Fachkonsulent des Technischen Museums für Industrie und Gewerbe. Er war ein großer Naturfreund, ein ausgezeichneter Freihandzeichner und Aquarellist. Zahlreiche, nach seinem Tode gefundene Federzeichnungen, Aquarelle und Skizzenbücher zeigen seine künstlerisch veranlagte Natur. Im Umgang mit seinen Mitmenschen war S. bescheiden und liebenswürdig, stets bereit, beratend und helfend beizustehen. Er erfreute sich daher einer großen Beliebtheit, sowie eines hohen Ansehens. Er verstarb kinderlos.

**Weitere Veröffentlichungen Sanzins:** Zeitschrift des Vereines deutscher Ingenieure: Neue Bauarten von Wechselstromlokomotiven, Jahrg. 1909, S. 2126.; Die Verminderung der Höchststeigung in Tunneln der Gebirgsbahnen, Jahrg. 1910, S. 170; Versuche an einer Naßdampf-Zwillings-Schnellzugslokomotive, Jahrg. 1914, S. 858; Untersuchungsverfahren für Schwingensteuerungen an Lokomotiven, Jahrg. 1917, S. 144; Neue Bauart von Schnellzugslokomotiven mit zwei getrennten Triebwerken, Jahrg. 1919, S. 765. — Forschungsarbeiten auf dem Gebiete des Ingenieurwesens (Verein deutscher Ingenieure): Versuche an einer Naßdampf-Zwillings-Schnellzugslokomotive, 1914, Heft 150 u. 151. — Jahrbuch des Vereines deutscher Ingenieure: Der Einfluß des Baues der Semmeringbahn auf die Entwicklung der Gebirgslokomotive, 1912, Bd. 4, S. 333; John Haswell, 1913, Bd. 5, S. 157. — Stockert, Handbuch des Eisenbahnmaschinenwesens. II. Band: Leistungsfähigkeit der Lokomotiven, Zugwiderstände, S. 1; Zugförderung auf Steilrampen, S. 575. — Röll, Enzyklopädie des Eisenbahnwesens. II. Ausgabe: Fahrzeit. — Verhandlungen des Vereines zur Beförderung des Gewerbefleißes: Bestimmung der Fahrzeiten aus der Leistungsfähigkeit der Lokomotiven, 1906, S. 305; Die Zugförderung auf vereinigten Reibungs- und Zahnstangenbahnen, Jahrg. 1912, S. 309. — Elektrische Kraftbetriebe und Bahnen: Versuche zur Ermittlung der Fahrwiderstände der Mitten-

waldbahn-Lokomotive, Jahrg. 1919, S. 81. — Zeitschrift des österreichischen Ingenieur- und Architekten-Vereines: Das Leistungsgebiet der Dampflokomotive, Jahrg. 1906, S. 441; Die Leistungen moderner Schnellzugslokomotiven, Jahrg. 1900, S. 601; Vergleich der Leistungsfähigkeit einer amerikanischen mit einer österr. Lokomotive, Jahrg. 1906, S. 99; Die Lokomotiven auf der internationalen Ausstellung in Mailand 1906, Jahrg. 1906 u. 1907, Nr. 49—51 u. Nr. 12—14; Der Kraftbedarf für den Betrieb von Vollbahnen, Jahrg. 1908, S. 545; Der Wirkungsgrad der Dampflokomotive, Jahrg. 1910, S. 725; Indikatorversuche an Lokomotiven, Jahrg. 1914, S. 525; Probleme im Lokomotivbau und Betrieb, Jahrg. 1918, S. 1. — Wochenschrift für den öffentlichen Baudienst, Wien:  $\frac{4}{8}$  gekuppelte Verbundlokomotive der österr. Gebirgsbahnen, Jahrg. 1906, Heft 52;  $\frac{5}{8}$  gekuppelte Güterzugslokomotive der k. k. österr. Staatsbahnen, Jahrg. 1907, Heft 29; Die Widerstände der Eisenbahnfahrzeuge, Jahrg. 1917, Heft 34—37. — Verkehrstechnische Woche:  $\frac{2}{4}$  gek. Verbund-Schnellzugslokomotiven der österr. Südbahn, Jahrg. 1907, S. 557; Atlantic Lokomotiven der österr. Staatsbahnen und der Südbahn, Jahrg. 1907, S. 1037; Widerstandsversuche an Lokomotiven, Jahrg. 1908, S. 385; Gestaltung und Wirtschaftlichkeit des Zugbeförderungsdienstes, Jahrg. 1908, S. 163; Die Feuerungstechnik im Lokomotivbetriebe, Jahrg. 1909, S. 390; Der Wirkungsgrad der Dampflokomotive, Jahrg. 1909, S. 701; Einige Erfahrungen über Braunkohlenfeuerung im Lokomotivbetrieb, Jahrg. 1919, S. 281; Abgekürztes Verfahren zur Berechnung der Lokomotivleistung, Jahrg. 1913, S. 549; Gedanken über den Wiederaufbau des Lokomotivparks großer Eisenbahnverwaltungen, Jahrg. 1921, S. 251. — Die Lokomotive, Wien: Abgekürztes Verfahren zur Berechnung von Lokomotivleistungen, Jahrg. 1909, S. 121; Über die Mitteilung von Versuchsergebnissen an Lokomotiven, Jahrg. 1913, S. 97; Serie 109 der österr. Südbahn, Jahrg. 1913, S. 193; Einige Erfahrungen mit Lokomotivsteuerungen, Jahrg. 1917, S. 103; Entwurf und Vergleich einer Naßdampf-Zwilling-, Naßdampf-Verbund-, Heißdampf-Zwilling- und Heißdampf-Verbund-Lokomotive für gleiche Leistung am Tenderzug haken, Jahrg. 1919, S. 1. — Zeitschrift f. d. Bediensteten der k. k. priv. Aussig-Teplitzer Eisenbahn-Gesellschaft: Die ersten Anfänge des Lokomotivbaues, Jahrg. 1914, S. 181. — Technik und Wirtschaft des Verkehrs: Widerstandsverhältnisse bei der Förderung auf Wasserstraßen und Eisenbahnen, Jahrg. 1920, S. 2. — Organ für die Fortschritte im Eisenbahnwesen: Feuerbüchse für große Rostflächen, Jahrg. 1899, S. 278; Lenkschilder an Lokomotiv-Schornsteinen, Jahrg. 1910, S. 158. — Zeitung des Vereines Deutscher Eisenbahn-Verwaltungen: Über den Umbau von Lokomotiven, Jahrg. 1903, S. 1212; Betrieb der Schnellzüge mit hoher Fahrgeschwindigkeit, Jahrg. 1904, S. 1329. — Verkehrstechnik: Die Zunahme des Fahrwiderstandes durch unvollkommene Unterhaltung der Fahrzeuge, Jahrg. 1921, S. 449. — Allgemeine Bauzeitung, Wien: Untersuchungen einer Lokomotive und Feststellung der günstigsten Belastungen für dieselbe, Jahrg. 1905, Heft 3. — Österreichische Eisenbahn-Zeitung: Berechnung der Zugbelastungen und der Fahrzeiten, Jahrg. 1909, S. 93; Italienische Gebirgsbahnen. Pistoia-Poretta, Jahrg. 1910, S. 281; Altes und Neues von der Brennerbahn, Jahrg. 1919, S. 61.

Wien.

Johannes Rihosek.

**Schleich, Carl Ludwig**, *Dr. med.* und Professor, \* am 19. Juli 1859 in Stettin, † am 7. März 1922 in Berlin. — Sein Vater, Ludwig Sch., war ein bekannter Augenarzt und angesehener Führer der Ärzte Stettins, eine Autorität als Systematiker auf dem Gebiet der Kleinschmetterlinge, seine Mutter entstammte einer kinderreichen, auf dem Lande an der Ostseeküste angesessenen Familie, eine Schwester des Chirurgen Ernst Küster und des als Ärzteführer und Ethiker angesehenen Berliner Arztes Conrad Küster. In einem außerordentlich gebildeten, künstlerisch und literarisch vielseitig sich betätigenden geselligen Elternhause aufgewachsen, überaus empfänglich für die Reize der Natur an der pommerschen Küste, hat er die Eindrücke, die er in der Jugend im väterlichen und großväterlichen Hause empfing, stets bewahrt und in seiner Lebensbeschreibung »Besonnene Vergangenheit«, einem heute vielgelesenen, in zahlreichen Auflagen und einer Volksausgabe weitverbreiteten Werk, mit dichterischem Schwung fesselnd dargestellt. Er besuchte das Gymnasium in

seiner Vaterstadt und zuletzt in Stralsund, studierte die ersten Semester in Zürich, später in Greifswald und dann in Berlin. Seiner Neigung zur Musik, namentlich zum Gesang, ging er eifrig nach und erwog anfangs oft den Übergang zum Künstler. Bei seiner vielseitigen Beanlagung und seinen geselligen Gaben und Neigungen war seine Berufsausbildung nicht regelmäßig; in den klinischen Semestern in Berlin trieb er fast ausschließlich unter Virchow pathologisch-anatomische Studien mit besonderem Eifer, und die dort während dreier Arbeitsjahre gewonnenen Erfahrungen wurden für seine wissenschaftliche Arbeit entscheidend. Dann war er in den letzten Semestern in hilfsärztlicher Stellung an der chirurgischen Klinik von Langenbeck und dessen Nachfolger v. Bergmann tätig. Zur Prüfung konnte er sich schwer entschließen, er schildert launig selbst, wie er unter stetem Druck seines für Monate nach Berlin übergesiedelten und mit ihm arbeitenden Vaters von Station zu Station vorwärts rückte, eines Vaters, der selbst vielseitige Interessen hatte, der die Genialität seines Sohnes verstand und ihn stets mit rührender Liebe, voll von Vertrauen und Stolz förderte. 1886 approbiert, wurde er für 1½ Jahre Assistent an der chirurgischen Klinik in Greifswald unter Helferich; seine geistige Regsamkeit und Selbständigkeit in der Auffassung großer Probleme ließ ihn aber nicht lange in Abhängigkeit. Er vervollständigte noch seine Ausbildung als Hilfsassistent an der Berliner Universitäts-Frauenklinik unter Robert von Olshausen (1835—1915). Im Jahre 1889 führte er seine Gattin heim, eine Jugendliebe, mit der er einen überaus glücklichen Ehebund schloß. Ihre musikalische Begabung und tiefe Bildung vereinte sich mit wirtschaftlicher Tüchtigkeit, und gerade diese letztere Eigenschaft ermöglichte dem in solchen Fragen Sorglosen überhaupt erst die Selbständigkeit durch Gründung einer eigenen Klinik im Südwesten Berlins; er stattete sie einfach und zweckmäßig im Zusammenhang mit seiner Wohnung aus und eröffnete sie wenige Tage nach der Eheschließung. In die ersten Jahre dieses Lebensabschnittes fiel seine für seine medizinische Geltung erfolgreichste Tätigkeit. Eifer, Gewissenhaftigkeit, vornehme Gesinnung, Menschenliebe und Güte erwarben ihm bald das Vertrauen zahlreicher Kranker und der Ärzte des Stadtteils, für deren Interessen er sich auch in der Standesbewegung kampfesfroh mit der Grundüberzeugung einsetzte, daß die Aufgabe des Arztes, ähnlich der des Priesters, in selbstloser Aufopferung und Hintansetzung eigenen Interesses nur im Dienst für den Kranken sich erfülle; er vertrat seinen ethischen Standpunkt und seine Forderung strenger Wahrhaftigkeit erziehend auch gegenüber seiner großen Anhängerschaft jüngerer Ärzte. Jener Lebensabschnitt war aber vor allem fruchtbar in wissenschaftlicher Forscherarbeit. In ihm entstand seine Methode der Infiltrationsanästhesie, die ihn mit einem Schlage zu einem großen Entdecker machte. Seine Methode trug er 1892 auf dem Berliner Chirurgenkongreß vor. Hier erlitt er jene Niederlage, die er selbst nie ganz verwunden hat und die dazu führte, daß noch heut sein Name unter den von den eigenen Berufsgenossen verkannten Märtyrern, wie Semmelweiß, aufgeführt wird. Aber es ist bezeichnend für Sch., daß diese Niederlage, der durch Abstimmung erzwungene Abbruch seiner Rede, nicht wegen seiner wissenschaftlichen Ausführungen, sondern wegen seiner ethischen Ansichten veranlaßt war; er folgte nämlich in heiliger Überzeugung, daß jetzt, wo für viele Operationen ein unschädliches Verfahren gegenüber der gefährlicheren Allgemeinnarkose ge-

funden sei, er aus ideellen, moralischen und strafrechtlichen Gründen es für nicht erlaubt hielte, die gefährliche Narkose da anzuwenden, wosin sein Verfahren zureichend sei. In dieser zu allgemein gefaßten Bemerkung liegt aber doch so viel Beachtenswertes, daß sie die ihm zuteil gewordene Behandlung nicht rechtfertigt, zumal da ein derartiges Verfahren an dieser Stätte die Laufbahn eines jungen Forschers vernichten konnte. Die Verbreitung seiner Entdeckung wurde durch diese Niederlage nicht gehindert; ihn selbst lähmte sie überhaupt nicht, beseelte ihn vielmehr mit neuem Kampfesifer, und er hatte die Genugtuung, daß er auf Veranlassung von Bergmann zwei Jahre später auf demselben Chirurgenkongreß seine Methode an Erkrankten mit Erfolg vorführen konnte, daß aus Inland und Ausland Schüler ihm zuströmten oder von den führenden chirurgischen Klinikern ihm überwiesen wurden, daß das Werk, in dem er sein Verfahren darstellte, in kurzer Zeit vier Auflagen erlebte. In dieser Zeit regster Arbeit war er unablässig bemüht, auch andere Verfahren der Wundbehandlung zu vereinfachen und zu verbessern, auf der Unterlage seiner eigenen Beobachtungen, seiner großen, allgemein-pathologischen Kenntnisse und seiner genialen Gabe zu künstlerischer Vertiefung und Verallgemeinerung des Gesehenen. Aber das 1899 erschienene, von seinen Anhängern mit größter Spannung erwartete Werk über neue Wundheilungsmethoden hatte nur ein kurzes Leben.

Gerade in jenen Zeitabschnitt fällt aber auch eine Betätigung, die von dem Wesen von Sch. gar nicht zu trennen ist, sein Leben im Kreise von Künstlern und Literaten. In der Geschichte jener Jahre bleibt der Kreis genialer Männer in der Künstlerkneipe des »Schwarzen Ferkel« in der Dorotheenstraße unvergessen, jener Kreis, zu dem Strindberg, Dehmel (s. DBJ. 1917—20, S. 513ff.), Hartleben, Ola Hanson, Wedekind (s. DBJ. 1917—20, S. 336ff.) und zahlreiche andere jüngere Sturmgeister gehörten. Unter ihnen spielte Sch. eine hervorragende Rolle, nicht als Musiker oder Dichter, sondern als die humorvolle, von geistreichen Einfällen und oft tiefen und folgens schweren Gedanken erfüllte, über eine glänzende Beredsamkeit und Schlagfertigkeit verfügende, gelegentlich zu bacchantischem Überschwang neigende Persönlichkeit. Er selbst spricht hier von seinem Zweiseelensystem und kam sich vor wie »ein bürgerlicher Renegat und ein bummelnder Bourgeois«. Mit Strindberg verband ihn bis zu dessen Tod eine tiefe Freundschaft.

Sein Ansehen in der Wissenschaft festigte sich von Jahr zu Jahr, trotzdem seine Auffassung ihm stets eine Sonderstellung und oft eine Gegensätzlichkeit zu manchen herrschenden Schulrichtungen gab, und er mannhaft und wahrheitsliebend genug war, um dies nie Vorteilen zuliebe zu verleugnen oder in Kompromissen zu vertuschen. Endlich war auch sein dringendster Wunsch 1900 erfüllt, er erhielt die Stellung eines chirurgischen Oberarztes am neuerrichteten Kreiskrankenhaus in Lichterfelde. Leitender Arzt war Schweningen, dessen Gegensätzlichkeit zur Schulmedizin seiner Zeit ja bekannt ist und der, da er in Sch. einen verwandten Geist erblickte, gerade deshalb ihn sich zum Mitarbeiter gewählt hatte. Der Versuch, Schweningen an die Spitze eines großen öffentlichen Krankenhauses zu stellen, mußte mißlingen. Was an seinem Heilverfahren und seinen eigenartigen Gaben, durch Beherrschung der seelischen Einstellung Erfolge zu erzielen, richtig war, konnte sich an Kranken in günstiger Lebenslage, an solchen, bei denen die seelischen Folgen des Leidens oder

die Fehlerhaftigkeiten der Lebensweise im Vordergrund standen, also bei Reichen oder Intellektuellen bewähren, nicht aber an dem Krankenbestand der durch Berufsgefahren oder wirtschaftliche Not von ernsterer Erkrankung Betroffenen. Schweningen wollte auch in rein chirurgischen Fällen seine abwartenden Methoden der kleinen physikalischen Mittel durchsetzen, wollte auch bei schweren übertragbaren Infektionen die Verfahren beibehalten, die in der großen Wohnung des reichen Mannes tragbar sein können. Das Gewissen von Sch. duldete es nicht, derartige Unterlassungen mit seinem Namen zu decken, und schon nach Jahresfrist trat er zurück; nicht lange nach ihm auch Schweningen. Nicht die Niederlage auf dem Chirurgenkongreß, sondern das endgültige Scheitern seines Wunsches nach einem großen Wirkungskreis, in dem er seine Ideen, frei von der Rücksicht auf eigene Erwerbsnotwendigkeiten, nur mit dem Wunsche zu helfen, durchführen konnte, bedingt jenen »Riß« in seinem Leben, der nie wieder ausheilte und der schließlich von Jahr zu Jahr mehr dazu führte, daß Sch. sich von der Medizin abkehrte, gegnerisch gegenüber ihren wissenschaftlichen Methoden und Unterlagen und ihrer Ethik, und sich in steigendem Umfange anderen Gebieten zuwandte und der Mann wurde, dem man den Namen eines »Dichter-Philosophen« verlieh. Er gab seine Klinik vor dem Halleschen Tor auf, zog nach dem Westen, behandelte nur noch in der Sprechstunde und operierte seine Patienten in privaten Sanatorien, während er von Jahr zu Jahr mehr seine Kranken mit nicht operativen Methoden beriet und den Kernpunkt auf seelische Beeinflussung legte. Er wurde einer der beliebtesten ärztlichen Berater in den Kreisen der Künstler- und Gelehrtenwelt, deren vielen er auch als Freund in überaus reger Geselligkeit nahestand; er war als Gast in jenen Kreisen gesucht und gefeiert. Der »Riß« prägte sich weiter dadurch aus, daß er durch Wochen eifrig neben der Berufstätigkeit theoretische Musikstudien trieb oder komponierte, oder es kamen Zeiten, in denen er seine Gedanken in Liedern, Novellen und Dramen ausströmte, in die er nur wenigen Einblick gab; oder er fand neue Farbenmischungen und malte mit ihnen landschaftliche Stimmungsbilder aus seiner Heimat an der Seeküste. Dann kamen Perioden, in denen er eingehend philosophische Werke durcharbeitete, oft genug diejenigen von Verkannten oder abseits des Stromes schaffenden Denkern gerade auch vergangener Zeiten. So wurde er etwa seit 1910 Vertreter einer transzendentalen eigenen philosophischen Lebensauffassung und wurde von Jahr zu Jahr mehr davon durchdrungen, daß er den Beruf habe, ein Reformator ethischer und idealistischer Grundlehren über das Seelenleben zu werden. In rascher Folge erschienen jetzt jene Werke, in denen er in warmer, oft begeisterter Schreibweise seine Auffassungen dem großen Kreise der Gebildeten übermittelte; er schuf schnell, trotzdem er alles in schöner, langsamer Schrift selbst zu Papier brachte. Der Ausgangspunkt waren fast stets biologische Probleme, die er dichterisch behandelte. In fortschreitender verwerfender Kritik der geltenden Methoden der naturwissenschaftlichen Betrachtung und Schlußfolgerung hatte er sich ein eigenes, sehr weitgehendes, für den naturwissenschaftlich Geschulten oft mystisches System des Seelenlebens aufgebaut. Von seinen zum Teil anfechtbaren Beobachtungen bei der Hysterie ausgehend, folgerte er die gewebsbildende Fähigkeit der Idee, von falsch ausgelegten Tatsachen der Unvergänglichkeit einiger Bestandteile der Zellen eine Lehre vom Tode und der Unsterblichkeit, die in neuer Form die



Seelenwanderung verfocht. Der Krieg, in dem er ein Berliner Lazarett leitete und wieder seine große Menschenliebe und Güte bewies, unterbrach diese Entwicklung nicht ganz; aus Einzelbeobachtungen besonderer Fälle leitete er umwälzende Lehren der Hirnfunktion ab, nur aus seiner Grundrichtung und ohne beweisende Unterlagen. Nach dem Kriege stellten sich in gesteigertem Maße Beschwerden von seiten des Herzens ein, die zu Kreislaufstörungen führten und sein Wirken oft für längere Zeit unterbrachen. Er war jetzt der gefeierte Schriftsteller geworden, der durch seine volkstümlichen Werke, durch Vorträge seiner Lehren und seiner Dichtungen eine große Schar begeisterter Anhänger erworben hatte, eine Art Prophet, der hohen Ideen begeistert nachging und der fortriß, dabei unverändert wie in seiner Jugend der grundgütige Mensch, der treue Freund derer, zu denen er einmal gehalten hatte, und der Gegner aller, bei denen er selbstsüchtige oder unwahre Triebfedern ihres Handelns argwöhnte. Die letzte Einstellung hat ihn in seinen letzten Jahren freilich gelegentlich auch als Verteidiger manchen Vorgangs gesehen, den er harmlos und gutgläubig genug nicht durchschaute, weil er im Sondergänger zugleich den Verfolgten und Verkannten sah. Am 7. März 1922 erlag er einem der in den letzten Jahren häufiger und schwerer aufgetretenen Anfälle, betrauert von einer großen Gemeinde edler und bedeutender Menschen und einer noch größeren Gemeinde Werdender, denen er von dem großen Inhalt seines Denkens und Empfindens in seinen Büchern reiche Schätze hinterlassen hatte.

Wie diese Würdigung der Person und des Werdegangs von Sch. zeigt, ist es nicht möglich, die überaus vielseitigen Leistungen Sch.s unter einem Gesichtspunkt darzustellen, er war auch als Forscher und Helfer Philosoph, als medizinischer Schriftsteller Dichter und Künstler. Ja in den letzten Jahrzehnten, in denen ihm die Idee alles und die sinnlich wahrnehmbare Erscheinung ein Trugbild, fertigte er lachend und überlegen alle Einwände als minderwertig ab, in denen die tatsächlichen Unterlagen seiner Lehren als unzutreffend hingestellt wurden. Ein Hinweis auf die Zusammenstellung seiner hauptsächlichlichen Bücher zeigt, daß er schon seit etwa 1900 aufgehört hat, als medizinischer Forscher zu wirken; so sehr auch einige seiner Werke von der Lehre vom Leben ausgehen, so verfolgen sie andere, von ihm höher bewertete Ziele. Ja mit dem Ausbau seiner einstigen Großtat, der Infiltrationsanästhesie, befaßte er sich gar nicht mehr, er überließ ihn anderen, mit der Wirkung, daß heut praktische Lehrbücher der örtlichen Anästhesie erscheinen können ohne Nennung des Namens von Sch. Der Verfasser dieses Aufsatzes erklärt sich für unzuständig zur Wiedergabe der philosophischen Lehren von Sch. Aber auch die ausschließliche Würdigung seiner selbständigen medizinischen Leistungen kennzeichnet ihn als einen Entdecker, der Dank, Anerkennung und Nachruhm beanspruchen darf.

Die Einführung der Infiltrationsanästhesie ist eine Großtat wegen ihres Inhalts und ihrer praktischen Bedeutung; sie besitzt aber auch einen hohen Reiz durch die ganz eigenartige Entstehung. Zur Zeit dieser Entdeckung hatte man schon begonnen, die Allgemeinnarkose bei kleineren Operationen dadurch zu ersetzen, daß man versuchte, durch chemische Mittel oder Vereisung das Operationsfeld unempfindlich zu machen, und besonders das nicht lange vorher entdeckte Kokain, das sich bewährt hatte, um Schleimhäute durch Aufstreichen der Lösung für kürzere Zeit unempfindlich zu machen, wurde in stärkerer Konzentration nunmehr auch in die Gewebe eingespritzt; es konnte

aber nur für kleinere Eingriffe Verwendung finden, und außerdem waren die erforderlichen großen Dosen gefährlich, gelegentlich auch tödlich. Sch. ging nicht von chemischen, sondern von physikalischen Gesichtspunkten an diese Frage, deren grundsätzliche Wichtigkeit er scharf erkannte. Er spritzte zwar auch Lösungen ein, die aus Kokain, Morphinum und Kochsalz zusammengesetzt waren, aber nicht mehr in Hundertteilen, sondern in sehr verdünnten Lösungen, die aus Kokain von 0,01—0,2:100 und von Morphinum von 0,005—0,02:100 bestanden. Der Zweck dieser Zusätze war lediglich der, schon die Einspritzungen in die oberste Hautschicht schmerzlos zu machen, und der Kochsalzzusatz bezweckte allein, die Lösung der Flüssigkeit der tieferen Gewebe anzugleichen. Das Ziel der Einspritzungen war jedoch vor allem das, die Gewebsflüssigkeit selbst zu verdrängen und durch eine andere von hoher Spannung, also durch eine künstliche Wassersucht, ein Ödem, zu ersetzen; dieses Ödem oder Infiltrat indifferenter Flüssigkeit schaltete die Nervenleitung aus und machte so das Operationsfeld vollständig unempfindlich. Die Wahl der zu infiltrierenden Flüssigkeit war das Ergebnis zahlreicher sorgfältiger Versuche. Nachdem Sch. das Verfahren erst an sich selbst, dann an anderen Ärzten und schließlich immer umfassender an Kranken ausprobt, gab er für die Technik der einzelnen Eingriffe die zweckmäßigsten Verfahren genau an und zeigte, daß nunmehr nicht nur kleinere Fingeroperationen, sondern Unterbindungen, Geschwulstentfernungen, ja Bauchschnitte durch sein Verfahren völlig schmerzlos unter Wegfall jeder Allgemeinnarkose ausführbar wurden. Im Laufe der Jahre wurde seine bahnbrechende Entdeckung durchaus bestätigt und fand gesicherten Eingang in die Chirurgie, in der sie umwälzend wirkte. Natürlich erfuhr sie im Wandel der Zeit grundlegende Verbesserungen und Umgestaltungen. Aber auch von der ursprünglichen Listerschen Wundbehandlung ist kaum noch etwas übriggeblieben, und doch gilt er zutreffend als der Begründer einer neuen Zeit der Wundheilung.

Neben dem praktischen Fortschritt ist von hohem Interesse der Gedankengang, der Sch. zur Entdeckung führte. Mittelbar beteiligt sind zwei Vorstellungen, zunächst die aus seinem eigenen chirurgischen Erleben fest in ihm wurzelnde Auffassung, daß die allgemeine Betäubung als Vorbereitung eines schmerzhaften Eingriffs sowohl bei Chloroform wie bei Äther trotz der Seltenheit von Todesfällen doch noch eine größere Gefahr in sich schliesse, als zu verantworten sei. Die zweite Gedankenreihe entstand bei Sch. aus den Untersuchungen Liebreichs über die Möglichkeit, mit zahlreichen, chemisch ganz verschiedenen Substanzen örtliche Unempfindlichkeit nach Einspritzungen hervorzurufen. Sch. gehörte zur Zeit seiner Arbeiten selbst dem Kreise Liebreichs an, in dem diese Frage viel erörtert wurde, und weist auch in seinem Buch auf die Zusammenhänge hin. Die hauptsächliche Quelle seiner Entdeckung aber entsprang einem vorgefaßten genialen allgemeinen Gedanken, dessen Anfänge in die Zeit seines Arbeitens bei Virchow zurückgingen, und der zunächst ganz abseits der Praxis lag. Dieser Vorgang ist ein lehrreicher Beitrag zur Frage des Entstehens großer Entdeckungen. Sch. schildert selbst, aber in dichterischer Ausschmückung, daß sein Gedanke plötzlich entstanden sei. Als er im »Schwarzen Ferkel« mit einem befreundeten Pianisten am Klavier sich unterhielt, zeigte dieser ihm Zeichnungen aus Kollegienheften seiner eigenen medizinischen Anfänge mit prachtvollen Einzelheiten von Ganglienstrukturen. »Ich

war wie versunken in diese mir einst so vertraute Intimität kleinster Wunder. Plötzlich sprang ich hoch. ‚Mensch,‘ rief ich, ‚die Neuroglia ist ein Klaviersaitendämpfer! Ein elektrisches Sordino, ein Registrierschalterapparat, ein Hemmungsregulator.‘ Ich stürzte in mein Institut und habe in Gegenwart meines Assistenten festgestellt, daß Wasser ein Anästhetikum erster Klasse ist. Damit war die neue Lokalanästhesie entdeckt.« So die Darstellung in seiner Lebensbeschreibung. Sie weicht von derjenigen ab, die er in seinem viel älteren wissenschaftlichen Werke gibt. Hier lautet sie kurz zusammengefaßt etwa so: Unser Nervengewebe, besonders das des Hirns, ist von einem zarten Gerüst von feinsten Ausbildungen umgeben, gewissermaßen wie elektrische Leitungen isoliert. Dies Gerüst trägt den Namen Neuroglia, dem noch Virchow nur die Aufgabe eines Stützgerüsts zuschrieb. Nach Sch. besitzt es höchste Aktivität. Sobald es reflektorisch in Aktion gesetzt wird und sich stärker mit Gewebeflüssigkeit füllt, wirkt es als Schalterwiderstand der Nervenleitung, ebenso wie in der Elektrizität die Stromstärke vielfach nicht durch Änderung der Stromstärke, sondern durch Ein- und Ausschalten von Widerständen reguliert wird. Diese Annahme der Aufgabe der Neuroglia baute er systematisch zu einer biologischen Theorie des natürlichen und künstlichen Schlafs, der Träume und der allgemeinen Narkose aus. Und diese Theorie war es, die ihn schließlich zu seiner Infiltrationsanästhesie führte. Manche seiner anatomischen Voraussetzungen sind später bestritten worden, wiewohl er selbst immer neue Beweisgründe beitrug und diese Lehre auch zum Ausgangspunkt seiner Vorstellung vom Entstehen seelischer Vorgänge machte. Er beanspruchte hierfür scherzhaft die Kennzeichnung als »Gehirningenieur«. Die Technik seines Verfahrens aber, welche die Theorie praktisch brauchbar machte, entstand schließlich genau so wie andere nur aus der unmittelbaren Beobachtung hervorgegangene Fortschritte, nämlich nach mühevollen umfangreichen und sorgsamem Versuchen.

In ähnlicher Weise wie hier ging Sch. an eine Reihe anderer schwieriger Probleme heran. Er knüpfte dann an irgendeine Beobachtung an, die bei seiner guten anatomischen Vorbildung, seiner wunderbaren Gabe, künstlerisch hinter den Erscheinungen die Vorgänge lebendig zu sehen, bald für ihn eine größere Bedeutung gewann und dann zu praktischen Zwecken verwertet wurde. Der tiefere Sinn, den für ihn ein solcher Fund hatte, diente später bald dazu, in phantasiereichem Weiterspinnen der Ausgangspunkt für allgemeinere, oft sehr umfassende Theorien zu werden, die weit über die biologisch-medizinischen Grenzen hinausgingen. Nur wenig blieb unbestritten oder erhielt sich in der Praxis. Erwähnt werden sollen nur zur Kennzeichnung einige dieser ihn selbst lange und ernst beschäftigenden Fragen. Er stellte die Lehre auf, daß die Gefährlichkeit eines durch Einatmung zur allgemeinen Narkose dienenden Gases vom Siedepunkt abhänge; je höher dieser über der Blutwärme oder je tiefer er unter dieser läge, desto größere Gefahren beständen durch Zurückhalten oder stürmische Abgabe; er konstruierte darauf Mischungen von Inhalationsnarkotika, deren Siedepunkt auf die Blutwärme eingestellt war. Die Theorie wurde bestritten, das Verfahren in der Praxis verlassen. Von der Liebreichschen Entdeckung ausgehend, daß die Oberhaut von Tieren und Pflanzen Fette von anderer Zusammensetzung enthalte als die inneren Gewebe, nämlich solche, bei denen die Fettsäuren mit Alkoholen zu schwer zersetzlichen Verbindungen

zusammengefügt sind, erfand er seine Wachspastenseife. Die damalige Feststellung, daß es schwer möglich ist, die Haut durch antiseptische Stoffe keimfrei zu machen, ließ ihn für diesen Fall das Vorliegen mechanischer Schwierigkeiten annehmen, deshalb verband er seine Wachsseifenmischung mit Marmorstaub, um die Bakterien der Haut mechanisch zu entfernen; seine Wachsseifen und Marmorseifenpasten haben sich bewährt. Aber er stellte nunmehr auch mit seiner eigenartig hergestellten Wachsmischung statt mit Öl Farben für die Malerei her. Und schließlich wurde die Auffassung über die Bedeutung des Wachses für die Hautkultur und für die Fähigkeit, Infektionen zu überwinden, der Ausgangspunkt ganzer von ihm eifrig ausgebauter und auch auf Sport und Gymnastik übertragener Lehren von der Durchblutung der äußeren Haut, vom Rhythmus ihrer Blutfüllung und der Bedeutung dieser Vorgänge für ein gesundes Körper- und Seelenleben.

Sch. war so reich an geistvollen Gedankenkombinationen, daß sie ihm leicht in großer Fülle zuströmten, auch im geselligen Verkehr. Den wenigsten ging er nach, besonders später, nur gelegentlich verwendete er sie zu Zeitschriftenaufsätzen; als Beispiel sei sein Versuch einer Erklärung des Gähnens (in der »Zukunft« veröffentlicht) genannt, das er auf erhalten gebliebene Vorgänge aus dem Urzustand des Menschen zurückführte, und ähnliches mehr. Seine späteren Werke, wie z. B. diejenigen zum Verständnis der Hysterie oder zur Unsterblichkeit sind reich an solchen Verallgemeinerungen, gegen sie sind unwiderlegliche Einwände zu machen, die Sch. aber durch Berufung auf seinen begrifflichen Standpunkt abzulehnen pflegte. Aber es ist nicht erstaunlich, daß ein an Ideen und Kombinationen so reicher Geist, der Gegenwart weit voraussehend, gelegentlich auch Lehren aufstellte, von denen erst viel später sich erwies, daß sie Treffer waren. Es seien zwei Beispiele genannt. In seinen mehr literarischen Büchern teilt er in poetischer Form dem sympathischen Nerven Aufgaben feinsten Regulierung der Lebensvorgänge zu, die damals weit über das Bekannte hinausgingen, die aber heute im Grundgedanken, freilich in wesentlich anderen Zusammenhängen, sich als zutreffend erwiesen haben. Im Jahre 1894, kurz nach der Einführung des Diphtherieserums durch Behring (s. DBJ. 1917—20, S. 21 ff.) schrieb er gemeinsam mit A. Gottstein ein kleines kritisches Buch gegen die von Behring aufgestellten Lehren. Er bearbeitete den Abschnitt der Immunität und setzte der Theorie, daß dieser Vorgang im Blute sich abspiele, also für den Gesamtkörper gälte, eine lokalistische Theorie entgegen, in der er die Ansicht vertrat, daß das Eintreten der erworbenen Immunität an das Organ des ersten Eindringens der belebten oder unbelebten Gifte gebunden sei und daß an diesen Eingangspforten Veränderungen einträten, die einer zweiten Infektion oder Vergiftung entgegenwirkten. In den jüngsten Jahren haben die Forschungen von Besredka am Pariser Institut Pasteur und von E. Hofmann in Bonn u. A. zu ähnlichen lokalistischen Lehren geführt.

Diese Erinnerungen sind von geschichtlichem Interesse, sie mahnen auch zur Vorsicht bei der Ablehnung neuer, außerhalb des Alltäglichen liegender Gedanken. Sch. selbst zweifelte umgekehrt am Zutreffen neuer Lehren, wenn sie dem sofortigen Verständnis der großen Menge allzu leicht eingingen. Aber natürlich kann deshalb noch nicht jede neue aprioristische und aus dem Rahmen der Gegenwartserfahrungen herausfallende Lehre als zutreffend hingestellt werden, und das muß für die Mehrzahl der Theorien gelten, die Sch. seit 1910

vertreten hat. Seine Persönlichkeit und seine Leistungen sichern ihm auch ohne diese den Namen eines hervorragenden Arztes und Denkers und die Schönheit und der Vorstellungsreichtum seiner nicht mehr als rein wissenschaftlich zu bezeichnenden Werke die Dankesschuld seiner Leser. Vor allem steht sein Ruf als Begründer der örtlichen Anästhesie unangetastet fest, und es ist nicht zutreffend, ihn als eine von seinen Berufsgenossen verkannte Größe zu bezeichnen, weil andere seiner medizinischen Lehren keinen Anklang fanden.

**Literatur:** Schmerzlose Operationen. Örtliche Betäubung mit indifferenten Flüssigkeiten. Psychophysik des natürlichen und künstlichen Schlafes. Berlin, J. Springer. 1. Aufl. 1894, 2. und 3. Aufl. 1897, 4. Aufl. 1899. — Schleich, Immunität in Schleich und Gottstein, Immunität, Infektionstheorie und Diphtherieserum. 2. Aufl. Springer 1894. — Über lokale Anästhesie. Deutsche Klinik, Bd. 8, 1901. — Zahlreiche chirurgische Beiträge in Liebreichs Enzyklopädie der Therapie, 1900. — Von der Seele, Essays, Berlin 1910. — Es läuten die Glocken, Phantasien über den Sinn des Lebens. — Vom Schaltwerk der Gedanken. — Neue Einsichten und Betrachtungen über die Seele, Berlin 1910. — Aus Asklepios' Werkstatt. Plaudereien über Gesundheit und Krankheit. — Das Problem des Todes. — Gedankenmacht und Hysterie. — Bewußtsein und Unsterblichkeit. 6 Vorträge, gehalten in der Lessing-Hochschule, Stuttgart 1920. — Die Weisheit der Freude. — Ewiges Alltägliches. — Aus dem Nachlaß: Dichtungen. — Das Ich und die Dämonien, Berlin 1920. — Einige kleinere Aufsätze in medizinischen Fachblättern, zahlreiche Essays in der Zukunft und in Revuen und Tageszeitungen.

Berlin-Charlottenburg.

Adolf Gottstein.

**Schöne, Richard**, Generaldirektor der Preußischen Museen, \* am 5. Februar 1840 in Dresden, † am 5. März 1922 in Berlin.

Der Mann, dessen Wirken ich hier schildere, war ein Gelehrter und nach seiner Begabung hätte er auch ein Künstler sein können. Daß er beidem entsagte und all sein Können in den Dienst der Allgemeinheit stellte, das brachte seinem Leben den großen Erfolg.

Richard Sch. wurde am 5. Februar 1840 zu Dresden geboren. Sein Vater, der aus einer bäuerlichen Weberfamilie stammte, hatte seine Bildung auf einem Lehrerseminar erhalten und war mit zwanzig Jahren Hilfslehrer an der Dresdener Ratstöchterschule geworden. Aber er strebte weiter, er erwarb sich durch Stundengeben die Mittel, um in Leipzig zu studieren, und erlangte dort die Magisterwürde. Seine Arbeit war eine pädagogische (*de mendacitate puerorum*) und so blieb er auch ein Schulmann. Er wurde 1831 Direktor jener Töchterschule und blieb dies, bis er 1846 Krankheits wegen in den Ruhestand trat. Als er 1849 starb, ließ er seine Gattin mit zwei Knaben zurück, dem dreizehnjährigen Alfred, dem späteren Professor der klassischen Philologie, und dem neunjährigen Richard — gewiß in keiner glänzenden Lage, denn sie war die früh verwaiste Tochter eines sächsischen Offiziers. Aber sie war eine Frau von Bildung, und so dürfen wir annehmen, daß sie es war, der ihre Söhne den feinen Sinn verdankten, der sie später beide im Leben auszeichnete.

Seinen eigentlichen Unterricht erhielt Richard auf der Fürstenschule St. Afra zu Meißen, und diese altberühmte Anstalt wurde damals von einem Philologen geleitet, der, wie das Sch. oft erzählte, nicht nur das Lateinische, sondern auch das Griechische wie eine lebende Sprache beherrschte. Es war Friedrich Franke, ein Schüler Gottfried Hermanns, ein Mann, der seine Aufgabe darin sah, den

Schülern den Genuß der klassischen Literatur zu erschließen. Nach einem straffen Anfangsunterricht, in dem die Knaben vor allem Vokabeln zu lernen hatten, wurde die Lektüre zur Hauptsache, und mit den Primanern hielt er überdies noch ein *privates Lesekränzchen* ab, in dem sie besonders griechische Schriftsteller lasen.

So gab das Griechische Sch.s Bildung die Grundlage, aber der Gefahr, einseitig zu werden, entging er dank seiner reichen Begabung und gewiß auch dank dem Einflusse seiner Mutter, bei der er z. B., noch ehe er nach Meissen kam, das Französische erlernt hatte. Früh trat ihm Goethe nahe, und merkwürdig genug, auch schon Annette v. Droste-Hülshoff. Und daneben trat schon in dieser Meissener Zeit gebieterisch seine künstlerische Begabung hervor; er zeichnete viel nach der Natur und schwankte, ob er nicht lieber ein Landschaftsmaler werden sollte als ein Philologe. Was diesem Schwanken ein Ende machte, war die Entscheidung der Mutter; sie verlangte, daß er erst studieren und ein Examen machen solle, ehe er sich der Kunst ergäbe. So ging er denn im Herbst 1858 nach Leipzig, um klassische Philologie zu studieren. Mit dem Eifer und der Pflichttreue, die seiner Natur entsprachen, hörte er drei Jahre hindurch, was sich ihm bei Westermann, Bursian, Overbeck, Klotz und anderen in den Vorlesungen und Übungen bot, aber, und das ist für ihn bezeichnend, all diese philologische, historische und archäologische Belehrung genügte ihm nicht, und sein Geist verlangte nach Vertiefung seiner Kenntnisse. Die fand er bei dem Philosophen Christian Hermann Weiße, einem Manne von reicher Bildung, dessen Schüler er wurde und dessen er sein Leben lang mit größter Dankbarkeit gedachte. Die Liebe zur Philosophie, vor allem zu Plato, ist ihm immer geblieben; auch mit Kant und Schelling hat er sich später beschäftigt, und nur das eine hat er als einen Mangel seiner philosophischen Ausbildung empfunden, daß er nicht so in die Mathematik hätte eindringen können, wie es für den wahren Philosophen notwendig wäre. Hat er es doch auch immer für ein Verhängnis des deutschen Geisteslebens gehalten, daß sich die mathematische und naturwissenschaftliche Hälfte unserer Bildung immer mehr von der der Geisteswissenschaften abtrennt.

Auch sonst führten ihn die Leipziger Jahre über das philologische Fachstudium hinaus. Seine Liebe zur Musik, vor allem zu Bach und Beethoven, fand hier reiche Nahrung und durch seinen Lehrer Weiße erhielt er Eingang in einen Kreis höchster Bildung, der damals in Leipzig blühte. So kam er auch in das Haus Hermann Härtels, jenes feinsinnigen Kunstfreundes, der sich das »Römische Haus« schuf und der es von Prellers Hand mit den Odysseelandschaften schmücken ließ.

Daß in dieser Umgebung Sch.s alter Wunsch, ein Maler zu werden, wieder hervortrat, ist begreiflich. Als er 1862 seine Studien mit einer Dissertation über Platons Protagoras abgeschlossen hatte, ging er daran, seinem Leben diese neue Richtung zu geben. Daß er in Prellers Atelier in Weimar aufgenommen wurde, wird er Härtel verdanken haben. Dort hat er einige Jahre gearbeitet, aber war er doch schon zu tief in die Wissenschaft eingedrungen? Sie ließ ihn nicht mehr los, und auch Preller fand, daß der junge Sch. doch zu viel über seinen Büchern säße. Als ihn daher ein gutes Geschick nach Italien führte, wandte er sich wieder dem Altertume und dessen Kunst zu. Es war der Umgang mit jungen Genossen gleichen Strebens, vor allem mit Benndorf und Kekulé, der diese rö-

mische Zeit für ihn so fruchtbringend machte. Was diese beiden beschäftigte, war die antike Kunst, und auch Richard Sch.s Arbeit richtete sich nun vor allem auf diese. So gab er zusammen mit Benndorf die »Antiken Bildwerke des Lateran« heraus (1867) und zusammen mit Nissen ging er an ein Werk über Pompeji; das »*specimen quaestionum Pompeianarum*«, das er dann seinerzeit in Berlin als Habilitationsschrift vorlegte, ist ein Teil dieses Werkes. Daneben schwebte ihm aber auch eine ganz andere Arbeit vor, eine Ausgabe des *Rhetors Libanius*, des Zeitgenossen des Julian; für sie hat er Handschriften verglichen und vorgearbeitet — zur Ausführung ist sie bei allem, was ihm später im Leben oblag, nie gekommen. Und noch ein anderer Plan beschäftigte ihn schon seit seiner Schulzeit; er wollte die technischen Schriftsteller des Altertums bearbeiten, denen die Philologen ja wenig Verständnis entgegenbrachten. Diese Aufgabe hat er nie aus den Augen verloren, und hat, wenn seine Amtspflichten es ihm einmal gestatteten, immer wieder auf sie zurückgegriffen. So gab er 1893 die *mechanica syntaxis* des Philon heraus, die für unsere Kenntnis des antiken Geschützwesens so wichtig geworden ist, 1897 des Damianos Schrift über Optik, und noch am Ende seines reichen Lebens nahm er, wie wir sehen werden, diese Arbeiten wieder auf.

Als Sch. aus Italien zurückkehrte, habilitierte er sich in Berlin und wurde schon 1869 als Extraordinarius nach Halle berufen. Er war mit einer Tochter Härtels verheiratet und konnte nun auf ein stilles Wirken rechnen, wie das seiner Natur zu entsprechen schien. So war er auf dem Wege, ein Professor zu werden wie andere auch, vielleicht vielseitiger und feinsinniger als die meisten, aber doch eben ein Mann, dessen Wirken nicht über den engen Kreis seiner Wissenschaft hinausreichen konnte. Da ward er unerwartet aus diesem Frieden herausgerissen und an eine Stelle gesetzt, wo die größten Aufgaben seiner harrten.

Im Jahre 1871 hatte der damalige Kronprinz, der spätere Kaiser Friedrich, das Protektorat über die Kunstsammlungen des Staates übernommen. Er hatte erwirkt, daß die Fonds der Museen beträchtlich erhöht wurden, aber er mußte sich sagen, daß alles umsonst sei, solange die Fürsorge für die Kunst und die Museen in den Händen von Verwaltungsbeamten blieb, die darin im Grunde doch nur einen schönen Luxus erblickten. So frug er denn bei Gustav Freytag an, ob er nicht einen Mann wisse, der Liebe zur Kunst und ein richtiges Urteil mit Menschenkenntnis und Geschäftsgewandtheit verbinde. Da nannte Freytag als einen solchen Richard Sch., den er von Leipzig her kannte, und so kam es, daß dieser 1873 von Falck als Referent für die Angelegenheiten der Kunst in dessen Ministerium berufen wurde.

Das Referat, das Sch. übernahm, war kein leichtes, denn er hatte ja auch für die lebende Kunst einzutreten, und da gereichte das, was er für den einen Künstler tat, nur selten den anderen zur Freude. Noch in späteren Jahren hatte er diese Erlebnisse nicht vergessen, und wenn es in den Museen gelegentlich Differenzen mit einzelnen Gelehrten gab, so sagte er lächelnd, wir wollten doch froh sein, daß wir es mit Professoren zu tun hätten und nicht mit Künstlern, denn deren Eigenheiten seien doch noch ungleich schwerer zu ertragen. So wird er es denn auch als eine Befreiung empfunden haben, als er diesen Teil seines Ressorts allmählich anderen Händen übergeben konnte, um sich ganz dem Teile zu widmen, der ihm als die schönste Aufgabe vorschwebte, der Reorganisation der Museen.

Die Berliner Museen machten zwar äußerlich noch einen glänzenden Eindruck. Alle Besucher bewunderten Schinkels herrlichen Bau mit seiner Rotunde und Stülers Treppenhaus im neuen Museum, und auch der ägyptische Säulenhof verfehlte seinen Eindruck nicht. Und auch innerhalb der einzelnen Sammlungen fehlte es nicht an Stücken, denen kein anderes Museum Gleiches an die Seite zu setzen hatte; es genüge an das Herrlichste zu erinnern, an den Eyckschen Altar, den wir einst mit der Sammlung Solly erworben hatten und der uns jetzt so schmachvoll von den Belgiern geraubt worden ist.

Aber so schön das alles war, es war doch nur ein Erbe aus früherer Zeit, und jetzt, im Anfang der siebziger Jahre, konnte man von den Berliner Museen eigentlich nur sagen, daß sie sanft entschlummert waren. Die Direktoren hielten ihre Sammlungen in Ordnung oder überließen auch dies vielmehr ihren alten, bewährten »Oberdienern«; an eine systematische Vermehrung wurde kaum noch gedacht. Brachte dann doch der Zufall einmal etwas Neues und Schönes in die Museen, so fand es kaum Beachtung oder wurde gar verschmäht. So der Castellanische Dornauszieher, der jetzt der Stolz des Britischen Museums ist; er paßte so wenig zu den gewohnten Vorstellungen von antiker Kunst, daß man ihn für modern hielt und zurückwies. Und als eines Tages zwei Bruchstücke auffälligen hohen Reliefs als Geschenk bei der Skulpturensammlung eingingen, hing man sie an eine gleichgültige Stelle und ließ sie auf sich beruhen, und doch waren es die ersten Stücke vom Pergamenischen Altar. Nur in zwei Abteilungen war überhaupt noch Leben zu spüren, in der ethnologischen Sammlung, wo Adolf Bastians Enthusiasmus ruhelos waltete, und im Münzkabinett, wo unter Julius Friedlaenders bewußter Leitung selbst große Erwerbungen noch gelangen.

Auch die oberste Leitung der Museen, die damals kommissarisch in den Händen eines alten Diplomaten, des Grafen Usedom lag, gab ihnen keinen Impuls. Wie sein Vorgänger Olfers vor allem Gipsabgüsse gekauft hatte anstatt der Skulpturen, so verwendete Usedom einen beträchtlichen Teil seines Fonds auf Photographien, und sein erster Beamter und Berater, der Generalsekretär Dielitz, sah vollends die Ankäufe als eine Störung an. Als Friedlaender einmal auf die Notwendigkeit hinwies, die engen Räume des Münzkabinetts ein wenig zu erweitern, da erhielt er auf diesen Antrag den klassischen Bescheid: »Die ewigen Klagen über Raummangel stehen mit dem ewigen Drängen nach Ankäufen in Widerspruch.« Daß Dielitz, der ein gelehrter Genealoge und Heraldiker war, die Bibliothek der Museen im Laufe der Jahre in einen kostbaren Apparat für diese seine Studien verwandelt hatte, ist zwar später dem Heroldsamte und der Staatsbibliothek zugute gekommen, für die Museen selbst aber war es kein Gewinn.

Als Sch. als Referent des Ministeriums diesen Dingen näher trat, erkannte er mit richtigem Blick, daß das Unheil hauptsächlich von der falschen Organisation der Museen herrührte. Solange der Generaldirektor noch so gut wie selbstherrlich über die Ankäufe und die Verwaltung aller Abteilungen entschied, konnte wohl mal ein einzelnes Fach aufblühen, an dem er ein persönliches Interesse nahm, aber nie konnte sich ein wirkliches Leben in den Museen entfalten. Waren doch die Männer, die die Abteilungen zu leiten hatten, nur untergeordnete Organe ohne eigene Verantwortung. Hier griff Sch. ein; durch das neue Statut, das den Museen 1878 verliehen wurde, wurde jede Abteilung ein



selbständiges Museum; sie hatte ihre eigenen Mittel, über die der Direktor und eine ihm beigeordnete Kommission sachverständiger Männer allein zu befinden hatten. In gemeinsamen Beratungen der Direktoren wurden alljährlich die Fonds der Museen unter die einzelnen Abteilungen verteilt und es wurde überdies ein allen gemeinsamer Reservefonds gebildet, der zur Wahrnehmung ungewöhnlicher Erfordernisse diente. Durch dieses Statut begab sich der Generaldirektor selbst jedes Einflusses auf die Erwerbungen, aber doch eben nur scheinbar, und in Wirklichkeit war er, wie das Sch.s eigene Amtsführung bald zeigen sollte, der Mittelpunkt und der stille Leiter des Ganzen.

Aber mit dem neuen Statut und der Erhöhung der Fonds allein war noch nichts getan; es mußten erst Männer an die Spitze der einzelnen Abteilungen treten, die gewillt und geeignet waren, in großem Sinne an das Werk zu gehen. Daß diese Umgestaltung der Beamtenschaft Sch. gelang, wenn auch nur allmählich und nach vielen Schwierigkeiten und Ärgernissen, das verdankte er nicht zum mindesten dem Beistande, den er bei dem Kronprinzen als dem Protektor der Museen fand. An ihm hatte er einen Rückhalt, auch in der schwersten Frage, der des Grafen Usedom. Denn der alte Kaiser wollte von diesem seinem Freunde nicht lassen, wie unhaltbar auch dessen Stellung an den Museen geworden war. So blieb denn Usedom und gefährdete das ganze Werk der Reorganisation. Schließlich half ein trauriges Ereignis. Nach dem zweiten Attentat übernahm der Kronprinz zeitweise die Regierung, und er benutzte diese Zeit, um Sch. zum Generaldirektor zu ernennen.

Der Mann, der so an die Spitze der Museen trat, faßte seine Stellung sehr anders auf als seine Vorgänger. Sie war ihm nicht ein Hofamt, in dem er zu repräsentieren hatte, das widerstrebte seiner schlichten Natur. Er war auch kein reiner Verwaltungsbeamter, der sich an der korrekten Erledigung seiner Geschäfte genügen läßt. Er war auch kein leidenschaftlicher Sammler, der, wie er es nannte, »mit dem Kopfe durch die Wand will«, diese Leidenschaft überließ er seinen Direktoren. Ihm waren die Museen mehr als eine Anhäufung von Altertümern für Gelehrte und als eine Galerie von Kunstwerken für Liebhaber und Ästhetiker. Was er in ihnen sah und von ihnen forderte, hat er selbst so ausgesprochen: die Museen sollen unserer gesamten Bildung dienen und jeden Nutzen schaffen, den sie zu schaffen vermögen. Sie dienen den lebendigen Mächten des Geistes, und da deren Aufgabe sich unmerklich, aber unaufhaltsam ändern, so kann man auch die Ziele der Museen nicht starr für immer festlegen. Und so genügt es auch nicht, daß die Sammlungen äußerlich wachsen und sich bereichern; sie müssen auch innerlich fortschreiten und sich entwickeln.

Das war die große Auffassung, die er selbst von seinem Amte hatte und die er auch bei seinen Mitarbeitern voraussetzte. Auch sie sollten an neue Aufgaben herangehen und so ihre Sammlungen zur höchsten Wirkung bringen in den Kreisen der Kunst und Wissenschaft und »in unserem ganzen Volke und Staate«.

Auch Wilhelm v. Humboldt hatte einst groß von den Aufgaben der Museen gedacht, aber er verlangte noch, daß sie vor allem die hohe Kunst pflegten, daß sie in erster Linie klassische Gemälde und antike Skulpturen sammelten; alles andere sollte doch nur nebenbei berücksichtigt werden. Jetzt nach einem halben Jahrhundert hatten jene »geistigen Mächte« doch neue ideale Aufgaben hervorgerufen, und so lag es Sch. bei all seiner Liebe zur großen Kunst ob, die Museen aus ihrem ursprünglichen Bereiche hinauszuführen und ihnen neue und

immer neue Aufgaben zu stellen. Und nun mit dem Eintritte Sch.s in die Verwaltung begannen die großen Jahre der Museen, wo Männer wie Bode, Conze und Lippmann, um nur diese unter den vielen zu nennen, frei wirken konnten, ungehindert und mit reichen Mitteln. Sch.s Mitarbeiter waren sehr verschiedene Naturen; neben ruhigen Gelehrten standen leidenschaftliche Sammler, aber sie waren alle besondere Kenner ihrer Fächer, und alle waren eins in dem Bestreben, ihre Sammlungen auszubauen.

Was waren das für Tage, wenn es verlautete, dieser oder jener Abteilung sei wieder ein großer Wurf gelungen, und wenn sich dann alles sammelte, um in irgendeinem Nebenraume das neue Wunder zu sehen, das, allen ausländischen Museen zum Trotz, seinen Weg nach Berlin gefunden hatte. Und es war eine neidlose Bewunderung; ein jeder freute sich an dem Erfolge des anderen und empfand ihn als einen gemeinsamen Triumph. Auch in jenen Konferenzen, in denen die Direktoren unter Sch.s Vorsitz die Fonds der Museen unter sich verteilten, herrschte die gleiche Stimmung, und man hörte mit Freuden, daß der oder jener eine größere Summe bedürfe, da er eine große Erwerbung in Aussicht habe. Höchstens der treffliche Ethnologe fand sich nicht recht in diese Stimmung hinein und betonte immer wieder, daß alle andern Abteilungen zusammen doch nur den einen Erdteil Europa zu vertreten hätten, während er die Erzeugnisse von fünf Erdteilen vereinigen müsse. Sch. schüttelte den Kopf, aber er verhalf ihm dann doch in irgendeiner Weise, soweit es anging, zur Erfüllung seiner Wünsche. Denn Sch. war wirklich nicht nur der Vorgesetzte seiner Direktoren, er war ihr Berater und Vertrauter. In seinem schlichten Zimmer suchte ein jeder Beistand in seinen Nöten, und fast immer fand sein Wohlwollen und seine Gewandtheit Mittel und Wege. Auch das gehörte dazu, daß er seinen Beamten eine Freiheit in der Handhabung ihrer Etats gewährte, wie sie sonst in der preußischen Verwaltung nicht zulässig war. Wo ein Stück verkäuflich wurde, das man ohne Schaden für die Museen nicht vorbeilassen konnte, da wurde es auch in irgendeiner Weise festgehalten, auch wenn die betreffende Abteilung längst ihren Etat verbraucht hatte. Als Sch. einmal erkrankt war und einen längeren Urlaub genommen hatte, vertrat ihn einer der Geheimräte des Ministeriums, und der hielt es für seine Pflicht, der Finanzlage der Museen auf den Grund zu gehen. Er frug die einzelnen Direktoren nach ihren Schulden. Kopfschüttelnd hörte er diese Beichten an, als aber gar der Direktor der ethnologischen Sammlung anfang, ihm von deren Verpflichtungen zu sprechen, da winkte er ihm voll Entsetzen ab: »ich will gar nichts weiter hören.« Das war eben alles so schlimm, daß ein guter Beamter diesen Leichtsinns nicht ertragen konnte. Sch. aber wußte, daß bei diesen Geschäften alles darauf ankommt, entschlossen sich bietende Gelegenheiten auszunutzen, und so ließ er seine Beamten gewähren; nur das verlangte er von ihnen, daß sie ihn über ihre Verpflichtungen auf dem Laufenden hielten. Er selbst übernahm dabei Sorge und Verantwortung, denn, wenn es nicht gelang, das Geld von Freunden der Sammlung zu erhalten, und wenn auch der allerhöchste Dispositionsfonds keine Hilfe gewähren konnte, so mußten diese Schulden und Vorschüsse schließlich doch aus den laufenden Mitteln der Museen gedeckt werden, und das war eine schwere Aufgabe.

So mußte der ernste Mann das leichtsinnige Gebaren seiner Mitarbeiter unterstützen, und mußte es auch nach außenhin decken — freilich eine

Grenze mußten auch sie innehalten. Als die Kasse der Museen einmal einem Direktor formelle Schwierigkeiten machte, die von ihrem Standpunkt aus berechtigt waren, da lehnte Sch. jede Vermittlung ab und sagte ernst: »wir können unsere Beamten nicht demoralisieren.«

Sch. hat später oft geklagt, daß er sein Amt um wenige Jahre zu spät angetreten habe, zu einer Zeit, wo die Milliarden verronnen waren; er hätte sonst ganz anderes erreichen können. Das war gewiß richtig, aber auch so gelang es ihm immer aufs neue, Mittel für die Vermehrung der Sammlungen herbeizuschaffen, und zwar gerade durch die schlichte Klarheit seiner Darlegungen, die im Finanzministerium und in der Budgetkommission mehr wirkten als die sonst wohl üblichen Übertreibungen. Man hatte eben Vertrauen zu dem, was er sagte.

Es ist nicht möglich, hier auf alle die großen Erwerbungen einzugehen, die während der mehr als dreißig Jahre, in denen Sch. die Museen leitete, glückten, das muß einer Geschichte der Museen vorbehalten bleiben. Aber das dürfen wir auch an dieser Stelle nicht übergehen, daß er sich bestrebte, die Vermehrung der Sammlungen von dem Zufall des Kunsthandels loszulösen und planmäßige Unternehmungen an die Stelle der einzelnen Ankäufe zu setzen. Für die ethnologischen Sammlungen sorgten Forschungsreisen, für die Sammlungen des Altertums wurden Grabungen unternommen, in Griechenland, in den Ländern des Orients und auf unserem heimischen Boden. Troja, Pergamon, Magnesia, Milet, Priene, Tell Amarna, Sendjirli, Babylon, Assur, Turfan, das sind Namen, die für immer in der Geschichte der Altertumswissenschaft glänzen werden. Was diese Grabungen an Altertümern ergaben, bereicherte, soweit es uns bei den Teilungen zukam, die Museen und brachte sie auf eine Höhe, die durch Einzelankäufe nie zu erreichen gewesen wäre. Aber — und das muß hervorgehoben werden — bloße Raubgrabungen durften nie betrieben werden, und jede Grabung wurde von sachverständigen Architekten geleitet. Auch das entsprach Sch.s großem Sinn, der in den Museen nicht tote Schatzkammern sah, sondern sie allen Zweigen der Wissenschaft dienen ließ.

Um diese Unternehmungen durchzuführen, mußten neue Organisationen geschaffen werden, die deren oft so schwierige Geschäfte führen und die dazu nötigen großen Mittel beschaffen konnten. So wurden denn auf Sch.s Anregung hin oder doch mit seiner Zustimmung von den betreffenden Abteilungen Vereinigungen ihrer Freunde gegründet, die dann als selbständige Körperschaften, aber doch in den engsten Beziehungen zu den Museen Großes für sie und die Wissenschaft leisteten. Es sei hier nur eine von ihnen genannt: die Deutsche Orient-Gesellschaft, deren Leistungen gar nicht hoch genug anzuschlagen sind.

Und hier mag ein Zug noch eingefügt werden, der im Bilde von Sch.s Persönlichkeit nicht fehlen darf, seine Kunst, die Menschen zu behandeln, auch solche, die nicht zu den einfachen Naturen gehörten. Seit die Museen vor aller Augen aufblühten, fehlte es natürlich nicht an Personen aller Art, die auch das ihrige dazu tun wollten — mit und ohne Hintergedanken. Da waren Enthusiasten, die genau wußten, wo man zu graben hätte und die es für unwesentlich hielten, daß diese Stelle längst in anderen Händen war oder daß eine moderne Stadt auf ihr stand. Da waren Sammler, die ihre Schätze den Museen schenken wollten, aber freilich unter der Bedingung, daß sie die höchsten preußischen Orden erhielten. Und wieder andere verlangten, daß ihre Sammlung für alle Zeit von den gleichen bisherigen Beständen getrennt

bleiben müsse, oder sie forderten gar, daß sie einer anderen Abteilung zukäme, als der, zu der sie gehörten, hatte doch deren Direktor ihrer Eitelkeit nicht genügend Rechnung getragen. Es war nicht leicht, dieses *genus irritabile* richtig zu behandeln, um so weniger, als manche von ihnen sich auch an den Minister oder an die höchste Stelle herandrängten, um von diesen Zusagen zu erhalten. Es war bewundernswert, wie Sch. diesem Andrängen gegenüber Stand hielt, wie er die schwachen Stellen der Projekte sogleich durchschaute, und wie er den ehrgeizigen Sammlern soweit entgegenkam, als es das Interesse der Museen erlaubte und verlangte.

Hatte Sch., als er sein Amt übernahm, vorausgesehen, daß immer neue Aufgaben an die Museen herantreten würden, so erfüllte sich dies über alle Erwartung hinaus. Immer neue Anforderungen meldeten sich, und darunter auch solche, denen sich überhaupt nur in einer neuen eigenen Abteilung genügen ließ. So verwandelte sich denn im Laufe der Jahre das eine Museum mit seinen herkömmlichen sechs Abteilungen in einen Komplex von etwa siebzehn Sammlungen und Anstalten, die von den alten Abteilungen abgezweigt oder auch ganz neu begründet waren. Die kleine ethnologische Sammlung wuchs sich zu einem Riesenbau aus, der fünf oder sechs Sammlungen umfaßte. Von ihr zweigte sich die prähistorische Sammlung ab, um dann selbst wieder zu einem großen Museum zu werden. Von der alten Skulpturensammlung wurde die Sammlung der christlichen Bildwerke abgetrennt, die überraschend schnell aufblühte. Von dem ägyptischen Museum zweigte sich die Sammlung der Papyrus ab, und als etwas ganz Neues trat ihm ein Vorderasiatisches Museum zur Seite, die Schätze der alten »Kunstkammer« wurden um die Sammlungen des Kunstgewerbevereins vermehrt und bildeten nun das große Kunstgewerbemuseum mit seiner Unterrichtsanstalt; von ihm zweigte sich dann wieder dessen Bibliothek als ein selbständiges Institut ab. So wuchsen die Museen sich weiter und weiter aus, zu einem gewaltigen Ganzen, in dem Wissenschaft und Kunst nach den verschiedensten Richtungen hin gehütet und gepflegt wurden. Bei Sch.s Rücktritt waren etwa fünfzig wissenschaftliche Beamte in den Museen tätig und in allen Abteilungen wurden jüngere Hilfskräfte herangezogen und ausgebildet. Besonders die Abteilungen, in denen das wissenschaftliche Interesse über das künstlerische überwiegt, wurden zu Pflanzschulen für die betreffenden Fächer, und so begreift man es, daß Sch. die Pläne ungern sah, die die überlieferte Verbindung zwischen Museen und Universität lösen oder lockern wollten. Er wußte zu wohl, welch ein Segen in ihrem Zusammenwirken liegt, und daß der wissenschaftliche Nachwuchs eines solchen Faches nirgends besser aufwächst als im täglichen, vertrauten Umgang mit den Schätzen der Museen.

Auf der anderen Seite würde Sch. gewiß auch nicht damit einverstanden gewesen sein, daß die große Sammlung der Gipse aus den Museen verbannt und lediglich in den Dienst der Universität gestellt wurde. Auch hier würde ihn sein Streben, die Museen allen dienstbar zu machen, vor einem Schritte bewahrt haben, der der Jugend und dem großen Publikum die Parthenonskulpturen, die Niobiden und den Laokoon hat fremd werden lassen. Sein Plan ging vielmehr dahin, im Rahmen der Museen ein eigenes Gebäude für die Gipsammlung zu errichten, in dem sie dem Volke ebenso vertraut bleiben sollte, wie sie es bisher an ihrer alten Stelle gewesen war.

Damit die Museen Kunst und Wissenschaft möglichst dem ganzen Volke nahebrächten, verlangte er denn auch von seinen Beamten, daß sie alles täten, um die ausgestellten Gegenstände den Besuchern verständlich zu machen. Gewiß sollten sie die ihnen anvertrauten Schätze auch wissenschaftlich verarbeiten, aber nicht minder lag es ihnen ob, alle Besucher zu belehren. Erklärende Zettel mußten auch den nicht Gelehrten das Nötige zum Verständnis geben, und die kleinen »Führer«, die für wenig Geld erhältlich waren, waren ebenfalls gemeinverständlich gefaßt. Dazu traten dann noch die ausführlicheren Kataloge der Sammlungen und die »Handbücher der Museen«, eine Reihe kleiner Schriften, die den gebildeten Leser über einzelne Gebiete näher orientierten.

Dem gleichen Bestreben dienten weiter die zahlreichen Vorträge, die in verschiedenen Serien in den Museen gehalten wurden; sie erfreuten sich eines so regen Besuches, daß im Jahre 1901 nicht weniger als 831 Vorträge und Führungen stattfanden, die von mehr als 20000 Personen besucht wurden.

Es ist begreiflich, daß Sch. gerade in diesen Bestrebungen zuweilen auf Widerstand stieß, widerstrebte es doch so manchem, sich auf den Standpunkt der gewöhnlichen Besucher zu stellen, aber im ganzen erreichte er doch auch hierin sein Ziel, und der Segen, den diese aufklärende und belehrende Tätigkeit dem Volke gebracht hat, kann nicht hoch genug angeschlagen werden.

Der Mann, der dieses alles schuf und leitete, ist nie hervorgetreten, er hat alle Ehre seinen Beamten überlassen, wie das seiner vornehmen Art entsprach. Und doch war die Last an Sorgen und Mühen, die er zu tragen hatte, eine ungeheure, und sie wuchs von Jahr zu Jahr, nicht am wenigsten auch durch die Bauten, die es für die wachsenden Sammlungen und die neuen Museen zu schaffen galt. Hier hatte er auch nicht immer die freie Hand, die er brauchte; er mußte auf höfische Wünsche und auf die Wünsche der Architekten Rücksicht nehmen, um überhaupt zum Ziele zu gelangen. Schwerlich hat ein Luxusbau wie das Kaiser-Friedrich-Museum seinem reinen künstlerischen Empfinden entsprochen.

Mehr als dreißig Jahre hat Sch. seines Amtes gewaltet, unermüdlich tätig und mit immer neuem Erfolge, aber um ihn her wurde die Zeit eine andere. Unter den wechselnden Ministerien fand er nicht mehr die Unterstützung, die ihm Falck oder Goßler gewährt hatten. Und was schlimmer war, die Luft, in der die Museen lebten, war nicht mehr die gleiche, die sie einst gewesen war. Mehr als bisher mußte man bei jedem Unternehmen an die höchste Stelle denken und mit ihren Ansichten und Wünschen rechnen. Gewiß war das im ganzen kein Schaden, denn der Kaiser hatte wirklich ein lebhaftes und richtiges Interesse, und er half, wo immer er helfen konnte. Aber es gab doch auch Fälle, wo er falsch urteilte oder von Unberufenen beeinflußt wurde; da gereichte dann sein Eingreifen den Museen zum Schaden.

Daß Sch. diese Wirkung eines persönlichen Regiments nicht sympathisch war, kann man nicht bezweifeln, aber er nahm sie hin, um der großen Sache willen, der er diente. Allmählich gewannen dann freilich Personen die Oberhand, die von sehr anderer Natur waren als er und deren er sich nicht mehr erwehren konnte. Es kam so weit, daß er im Jahre 1905 aus seiner Stellung schied, mit schwerem Herzen, denn er fühlte, was sein Scheiden bedeutete. Diejenigen seiner Beamten, die bereit waren, mit ihm den Abschied zu nehmen, bat er,

doch zu bleiben — um der Museen willen. Er ging, und die große Zeit der Museen, die er heraufgeführt hatte, hatte ein Ende. Gewiß sind seitdem noch große Erwerbungen geglückt und die riesenhaften Neubauten begonnen worden, aber der Geist, der unter Sch.s Leitung das Ganze erfüllte, erwärmte und zusammenhielt, war von seiner Person ausgegangen und so ging er auch mit ihr dahin.

In Kummer und Sorge schied Sch. von der Stelle, wo er so Großes geleistet hatte. Aber seine tätige Natur gab sich diesen Gefühlen nicht hin, und mit Eifer ging er wieder an Aufgaben, die ihn schon in seiner Jugend beschäftigt hatten und die er auch im Drange der Geschäfte nie aus den Augen verloren hatte. Er beschäftigte sich mit der deutschen Landschaftsmalerei des 19. Jahrhunderts und er vollendete seine kritische Ausgabe des *Aeneas Tacticus*, jenes Kriegsschriftstellers, dessen Schwierigkeit ernstere Bearbeiter bis dahin abgeschreckt hatte.

Dann kam der Krieg und die Nachkriegszeit, und er mußte deren Jammer bis zum Ende auskosten. Als er starb, herrschten Not und Zwietracht in Deutschland, und nicht viele, die von seinem Tode lasen, werden in der eigenen Bedrängnis klar empfunden haben, welch ein Mann dahingegangen war.

Er hatte sein Leben lang im stillen gewirkt, unbekümmert um den Beifall der Menge, und so hat die Menge ihn denn auch vergessen. Wir aber wissen, was Deutschland ihm verdankt, und wissen auch, daß dies in Zukunft einmal noch voll erkannt werden wird. Und der Name, neben dem man den seinen dann nennen wird, ist der Wilhelm v. Humboldts, denn beide haben in gleicher Weise danach gestrebt, ihr Volk der höchsten menschlichen Bildung zuzuführen.

Literatur: Für die Jugend Sch.s durfte ich u. a. freundliche Mitteilungen Prof. Hermann Schönes benutzen. Das übrige gibt in der Hauptsache eigene Erinnerungen wieder.

Berlin-Dahlem.

Adolf E r m a n.

**Schorlemer, Clemens Freiherr v.**, Staatsminister, \* am 29. September 1856 zu Alst im Kreis Steinfurt in Westfalen, † am 6. Juli 1922 zu Berlin. — Clemens Freiherr v. Sch. ist der zweite Sohn des Freiherrn Burghart v. Schorlemer-Alst und dessen Gemahlin Anna, verwitweter Gräfin Droste zu Vieschering, geborener Freiin v. Imbsen. Von 1874 ab hat er in Würzburg und Göttingen die Rechte studiert, bestand im November 1877 das Referendarexamen und promovierte 1878 an der Universität Göttingen zum *Dr. jur.* Die Ausbildungszeit als Referendar führte ihn von Göttingen nach Osnabrück und Celle. Im März 1884 legte er das Assessorexamen ab, arbeitete dann bei der Staatsanwaltschaft in Bonn und Düsseldorf. Im Dezember 1886 wurde er in die allgemeine Staatsverwaltung übernommen und nach kurzer Tätigkeit als Regierungsassessor in Magdeburg, im November 1888 zum Landrat des Kreises Neuß ernannt. Im August 1898 erfolgte seine Ernennung zum Oberpräsidialrat in Breslau.

Im März 1900 schied Freiherr v. Sch. erstmalig aus dem Staatsdienst; es galt die Bewirtschaftung der bekannten Puricellischen Weingüter an der Mosel zu übernehmen, die kurz zuvor an seine Gattin als das einzig überlebende Kind der Vorbesitzer gefallen waren. — Fast gleichzeitig erfolgte seine Wahl zum Vorsitzenden der neuerrichteten Landwirtschaftskammer für die Rheinprovinz; im Jahre 1905 Rückkehr in den Staatsdienst durch die Ernennung zum

Oberpräsidenten der Rheinprovinz, anschließend am 18. Juni 1910 Übernahme des preußischen Ministeriums für Landwirtschaft, Domänen und Forsten. — Am 6. August 1917 schied Freiherr v. Sch. aus diesem Amte und damit endgültig aus dem Staatsdienst unter Belassung des Ranges und Titels eines Staatsministers. — Am 17. Juli 1918 wählte ihn die Landwirtschaftskammer der Rheinprovinz erneut einstimmig zu ihrem Vorsitzenden. Es folgte am 28. November 1919 die Wahl zum Präsidenten des Deutschen Landwirtschaftsrates, womit später noch — nach Fortfall des Preußischen Landesökonomiekollegiums — das Amt eines Präsidenten der neuerrichteten Preußischen Hauptlandwirtschaftskammer verbunden war. Beide Ämter hat Freiherr v. Sch. bis zu seinem Tode innegehabt.

Freiherr v. Sch. war seit dem 28. Januar 1880 verheiratet mit Maria Puricelli. Der Ehe sind fünf Töchter und drei Söhne entsprossen, von denen eine Tochter und ein Sohn im jugendlichen Alter verstarben; der dritte Sohn ist auf dem Felde der Ehre gefallen.

Schon der kurze Lebensabriß des Staatsministers Freiherr v. Sch.-L. bietet das Bild einer ungewöhnlich glänzenden Laufbahn im Dienste des preußischen Staates und der landwirtschaftlichen Berufsvertretung. Im westfälischen Elternhause erfuhr der junge Clemens v. Sch. für sein Leben bestimmende Eindrücke von der umfassenden politischen Arbeit seines Vaters, des als »Bauernkönig« weit berühmten Begründers des westfälischen Bauernvereins. Was den Vater stets ausgezeichnet hat, die hohe Fähigkeit, bei einer kraftvollen Vertretung seiner bauerlichen Berufsgenossen die Gesamtinteressen des Staats- und Volksganzen nie aus dem Auge zu verlieren, das kennzeichnet auch das Lebenswerk seines Sohnes.

Vollzog sich sein Ausbildungsgang zunächst in den gewohnten Bahnen, so brachte doch schon das Landratsamt in Neuß und die Vertretung seines Kreises im Provinziallandtage den jungen Freiherrn v. Sch. in enge Fühlung mit dem reichgegliederten Wirtschaftsleben des Rheinlandes. Die Fühlungnahme blieb durch die Jahre hindurch und gerade auch während der Zeit als Vorsitzender der Landwirtschaftskammer eine so vielseitige und lebhafte, daß die Ernennung zum höchsten Beamten der Provinz im Jahre 1905 von der freudigen Zustimmung aller Bevölkerungsschichten in ihr getragen war. Man empfand Sch. auch der Abstammung nach nicht mehr als Fremden. Die Übernahme und Selbstverwaltung des Moselbesitzes — 1900 — hatte ihn völlig mit der Provinz als seiner zweiten Heimat verwachsen lassen. Der traditionelle Ernst der Auffassung über den Pflichtenkreis als Beamter erfüllt auch sofort Freiherr v. Sch.s Tätigkeit als Berufslandwirt. Bald genießt er schon den Ruf als Sachverständiger vor allem in Weinbaufragen, und es muß als eine selbstverständliche Folge bezeichnet werden, wenn ihn jetzt das Vertrauen seines Berufsstandes auch an die Spitze der neuerrichteten Landwirtschaftskammer in der Rheinprovinz stellt. — Es war kein leichtes Amt, das ihm damit von seinen Berufsgenossen übertragen wurde, die landwirtschaftliche Selbstverwaltung hatte in ihren ersten Anfängen noch sehr um die allgemeine Anerkennung so wohl bei den Behörden wie bei den eigenen Berufsangehörigen zu kämpfen.

1901 erfolgte seine Ernennung zum Mitglied des Herrenhauses auf Lebensdauer, gleichzeitig berief ihn die preußische Regierung in seiner Eigenschaft als Vorsitzender der Rheinischen Landwirtschaftskammer in das Preußische

Landesökonomiekollegium, in welchem er sich sofort durch ein glänzendes Referat über den Entwurf eines Gesetzes über den Verkehr mit Wein und weinhaltigen Getränken eine hervorragende Stellung schuf, so daß man ihn bereits im Jahre 1902 zum stellvertretenden Vorsitzenden der Ständigen Kommission des Landesökonomiekollegiums wählte. Für die verhältnismäßig kurze erste Periode seiner Mitgliedschaft zum Deutschen Landwirtschaftsrat und zum Preußischen Landesökonomiekollegium weisen die Veröffentlichungen dieser beiden Körperschaften von 1901 bis 1905 eine große Zahl beachtenswerter Referate des Freiherrn v. Sch. auf. Die verschiedensten Gebiete der allgemeinen Wirtschafts- und speziellen Agrarpolitik sind von ihm bearbeitet worden, darunter auch die damals noch sehr dringenden inneren Organisationsfragen der landwirtschaftlichen Selbstverwaltung.

Sch.s Rückkehr in den Staatsdienst — 1905 — ist bei seiner staatsmännischen Grundeinstellung eine gradlinige Fortführung der bisherigen Lebensarbeit. Und hier hat ihn gerade mit dem Einsatz seiner ganzen Person, aber auch zu seiner größten Befriedigung, die siebenjährige Ministertätigkeit großen Einfluß auf die Geschicke seines Berufsstandes nehmen lassen. Dem erfahrenen Verwaltungsbeamten kam dabei die aus eigener Arbeit und Anschauung gewonnene Kenntnis des Wirtschaftslebens in gleichem Maße zugute, wie früher und später dem Wirtschaftsvertreter die enge Fühlungnahme mit dem Staatsleben und der tiefe Einblick in das innerste Getriebe der Staatsmaschine. Seinen Namen tragen das preußische Wassergesetz von 1913 und das Fischereigesetz von 1916. Doch sind diese beiden und andere Gesetze nicht allein entscheidend für die Beurteilung seiner Ministertätigkeit. Bekannt ist sein unermüdliches Eintreten für eine volkswirtschaftlich und bevölkerungspolitisch gesunde Siedlungspolitik und sein aufreibender, aber nutzloser Kampf um eine vernünftige Kriegsernährungswirtschaft.

Bei seiner Ernennung zum Landwirtschaftsminister dürfte für die Berater des Monarchen der Wunsch mitbestimmend gewesen sein, die Verbindung zwischen der staatlichen Landwirtschaftspflege und der landwirtschaftlichen Selbstverwaltung durch eine Persönlichkeit, die in beiden Lagern hohes Ansehen genoß, enger zu gestalten. Diese Aufgabe hat Freiherr v. Sch. mit dem Erfolge gelöst, daß er nach seinem Ausscheiden aus dem Ministeramt von seiner Landwirtschaftskammer wieder einstimmig zum Vorsitzenden und nach dem Tode des hochverdienten Grafen v. Schwerin-Löwitz († 1918, s. DBJ. 1916—20, S. 322 ff.) zum Präsidenten des Deutschen Landwirtschaftsrates gewählt wurde.

Freiherr v. Sch. hat hohe Staats- und Ehrenämter stets nicht nur sachlich auszufüllen, sondern auch nach außen hin würdig zu vertreten verstanden. Dazu bedurfte es nie eines betonten Herausstellens seiner eigenen Person; mit dem Bewußtsein ihrer natürlichen Wirkung verband er eine Sicherheit des Auftretens, die ihm gestattete, die schwierigsten Verhandlungen bei noch so verwickeltem Sachstoff überlegen zu meistern. Beispiele dafür bieten zahlreiche parlamentarische Verhandlungen, wie etwa die Beratung und Durchbringung des erwähnten Wassergesetzes in beiden preußischen Kammern.

Bei der Würdigung der Persönlichkeit ist — abschließend — nicht zu übersehen, daß Freiherr v. Sch. stets ein überzeugter Anhänger des monarchischen Gedankens gewesen ist, ihm nie gelegen hat, sich und seine Tätigkeit durch eine entsprechende Behandlung der Presse in ein gutes Licht der Öffentlichkeit zu



rücken; wiewohl ihm äußere Ehren und eine Anerkennung seiner Leistungen auf seinem Lebensgang nicht versagt geblieben sind, hat er doch als treuer Diener der alten Staatsform viele, harte und entsagungsvolle Arbeit in der Stille geleistet. Die Liebe zu seinem Staate hat ihm aber trotz dieser klaren monarchistischen Grundstellung aufgegeben, nach dem Kriege auch der veränderten Staatsform seine Kräfte nicht zu versagen. — Und in dem Streben zu aktiver Mitarbeit hat Freiherr v. Sch. wohl einen der schwersten Wege seines Lebens getan: der Kommission vorzustehen, die in den Pariser Verhandlungen vom Jahre 1921 deutscherseits bei Festsetzung der Entschädigung an die Feindbundmächte wegen Ersatzlieferungen an Vieh usw. mitwirken sollte. — Dank zollt ihm dafür die deutsche Landwirtschaft für alle Zeiten. — Symptomatisch mag es sein, daß ihm trotz seiner Eigenschaft als alter preußischer Staatsminister auch die Gegenseite nicht die ausdrückliche Anerkennung wegen der vornehmen und sachlichen Art der Verhandlungsleitung versagt hat.

Freiherr v. Sch. war nicht wie beispielsweise Freiherr v. Wangenheim und andere zeitgenössische Führer der deutschen Landwirtschaft eine ausgesprochene Kampfnatur. Aber er wich dem Konflikt nicht aus und konnte, wenn es die Sache erforderte, nicht nur scharfe Worte finden, sondern auch entsprechend handeln.

Der Tod hat ihn hinweggerissen aus der großen Wiederaufbauarbeit der deutschen Landwirtschaft, die er an führender Stelle ihrer Selbstverwaltung zu leiten berufen war. In der Erinnerung seiner Berufsgenossen und seiner heimischen Landsleute wird er fortleben als eine Persönlichkeit von echt adliger Prägung, die eine hohe intellektuelle Begabung mit menschlicher Herzensgüte in sich harmonisch zu vereinigen wußte. Als preußischer Staatsmann und Landwirtschaftsminister gehört er zu den erfolgreichen Vertretern einer konservativen Staatsführung; in der Geschichte der deutschen Landwirtschaft und ihrer Berufsvertretungen ist sein Ehrenplatz in der Reihe jener großen Führer der deutschen Landwirtschaft, die seit der Jahrhundertwende Bahnbrecher des Selbsthilfe- und Selbstverwaltungsgedankens gewesen sind.

Berlin.

Fritz Ehrenforth.

**Schraffl, Joseph**, Landeshauptmann von Tirol, \* am 13. Juni 1855 in Sillian, (Tirol), † am 11. Januar 1922 in Innsbruck. — Sillian, ein stilles Bergdörflein des Pustertales, zwischen Berge und Wälder gebettet, beherbergt die Wiege des großen Tiroler Bauernführers Sch. Sein Vater, ein Wirt und Krämer, ließ ihm eine Erziehung und Ausbildung angedeihen, daß er in ihm einmal einen tüchtigen Nachfolger in seiner Wirtschaft habe, und ihn besonders im Kaufmannswesen und Bankfache unterrichten. Der allzufrühe Tod der Eltern gab dem tüchtigen 17jährigen Burschen die Führung der väterlichen Unternehmungen in die Hand. Sinn für wirtschaftliche Angelegenheiten war ihm angeboren. Aber nicht genügte seinem Geist die Beschäftigung zu Hause, sondern mächtig griff er hinaus auf öffentliche Fragen. Zur angeborenen Tüchtigkeit, die er durch lebenslängliches Selbststudium, da ihm höhere Schulbildungen versagt blieben, unterstützte, gesellte sich Ehrgeiz, der ihn vorwärts drängte: schon 1884 ward er Bürgermeister seines Heimatortes Sillian und 1898 entsandten ihn die Landgemeinden der Bezirke Lienz, Sillian und Windisch-Matrei als

Nachfolger des Pfarrers Stauder in den Tiroler Landtag; im Jahre 1900 zog er bereits in den Reichsrat ein.

Damals waren die »Konservativen« die führende Partei in Tirol; sie umfaßten alle Stände und waren, in ihrem Programm festgefügt auf alte Traditionen, eine starke Stütze der Regierung geworden.

Die großen politischen Wogen einer neuen Zeit brandeten von Wien herauf immer stärker an die Felswände Tirols. Das neue Zeitalter der sozialen Idee war in den Entscheidungskampf mit der Überlieferung getreten und hatte in Wien auf katholischer Seite in Dr. Lueger, Geßmann, Prälaten Scheiber tüchtige Anwälte gefunden. Dem Mittelstande, dem kleinen Volke, den Bauern, Gewerbetreibenden und Arbeitern soll besonderer Schutz zukommen, so lauteten wichtige Punkte des Programmes der neuen christlich-sozialen Partei. Am 17. November 1897 war der erste österreichische Bauerntag in Wien, auf dem zugunsten des österreichischen Bauernstandes in schärfster Weise zu den wirtschaftlichen Fragen Stellung genommen wurde.

Es gehörte zu Sch.s wesentlichen Eigenschaften, daß er eine neue Strömung sofort in ihrem Kern und in ihrer Bedeutung erkannte und sich ihr anschloß; zugleich trieb es ihn, sich in den Dienst des Bauernstandes zu stellen, der damals stark der Verschuldung entgegentrieb. Das Programm aus Wien, das das Wirtschaftliche und Soziale stark betonte, für die Gleichstellung der niederen, ärmeren Volksklassen mit dem bevorrechteten Besitz- und Adelsstande kämpfte, sagte ihm besonders zu, und so wurde Sch. mit Dr. Schöpfer, Theologieprofessor in Brixen, zum Begründer der christlich-sozialen Partei in Tirol.

Wie jede neue Partei ging auch die christlich-soziale in Tirol daran, durch Radikalismus Anhänger zu gewinnen, und so entbrannte bald der Kampf mit den Konservativen in hellen Flammen im Lande. Da diese in ihrer Parteibezeichnung (kath. konservative Volkspartei) das Wort »katholisch« hatten, warfen sie der neuen Partei mit größter Leidenschaft vor, daß sie statt dessen den weiteren Begriff »christlich« gewählt hätten, und zogen alles Erdenkliche aus dem öffentlichen Leben zum Beweise dafür an, daß es die Christlich-Sozialen mit der Religion nicht ernst nähmen. Der größte Teil der Tiroler Geistlichkeit, besonders die höhere, hielt an der konservativen Landespartei fest; wie stark der Anhang war, kann man daraus entnehmen, daß beim 2. konservativen Parteitag in Sterzing (1903) Vertreter aller drei Landesbischöfe (Salzburg, Brixen und Trient), die Äbte und Prälaten des Landes vollzählig, von den Dekanen 26 aus allen drei Diözesen persönlich anwesend waren und andere ihre Zustimmung erklärt hatten. Bloß der junge Nachwuchs, hauptsächlich der vom Priesterseminar in Brixen kam, wo Dr. Schöpfer wirkte, zog mit Begeisterung für die neue Partei in die Seelsorge auf das Land. Dennoch verstand die neue Partei, besonders durch Betonung des Wirtschaftlichen, das Volk zu erobern.

Sch. war ein großzügiger Politiker, der die Stimmung des Volkes kannte und dieses auch zu behandeln wußte. Um zu demselben ständig sprechen zu können, gründete er 1902 ein eigenes, vierzehntägig erscheinendes Blatt für die Bauern, die »Tiroler Bauernzeitung, politisches Organ zur Förderung der Interessen des Bauernstandes«, das er selbst bis Mitte April 1920 als Herausgeber zeichnete. Darin werden in einem Artikel vom 8. Mai 1903 unter dem Titel: »Die zwei katholischen Parteien im Lande« den Bauern Richtlinien gewiesen: »Was soll der Bauer tun? Zuerst wollen wir hören, was die Christlich-Sozialen tun und

sagen. Sie halten Versammlungen, zu welchen aus zwei oder drei Orten so viele Leute zusammenströmen wie nach Sterzing (zum konservativen Parteitag, der am gleichen Tage, 8. Mai 1903, war) aus ganz Tirol. In den Versammlungen hört man nichts vom Pfarrer oder vom Bischof, sondern da wird gesprochen über den österreichisch-ungarischen Ausgleich, über die großen Militärlasten, über den Getreide- und Viehhandel, über Zollsachen und über das Gute, das Dr. Lueger und seine Anhänger in Wien und Niederösterreich geleistet haben. Das gefällt den Bauern und sie hören vier bis fünf Stunden lang zu. Freilich wird mit dem Reden noch nichts besser, aber die Leute sagen wenigstens, daß die Christlich-Sozialen ihre Not verstehen und helfen wollen, sobald sie stark genug im Reichsrat und im Landtag sind. Ist das Unrecht? . . . Glaubt einer, es gäbe bessere Volksfreunde als die hohen Herrn, so kann ihn ja kein Pater, kein Pfarrer und kein Sterzinger Prälat deswegen unkatholisch heißen und ihm Ungehorsam gegen den Bischof vorwerfen.«

Da dieser wütende Bruderkrieg dem katholischen Leben in Tirol nicht zuträglich sein konnte, bemühte man sich um einen Frieden zwischen beiden Parteien, der im Herbst 1903 zustande gekommen schien. Die Einigkeit stand jedoch auf schwachen Füßen und währte nicht lange. Die Christlich-Sozialen waren im Vorstürmen, sie fühlten, ihnen gehöre die Zukunft; sich an die Abmachungen zu halten, hätte aber für sie »Halt« bedeutet, andererseits wollten die Konservativen nicht ohne Kampf das Feld räumen. So schossen beide Parteien anfangs des Jahres 1904 wieder mit den schwersten Geschützen gegeneinander.

Sch. sehen wir im Reichsrate im Kampf gegen die Wildschäden, gegen die Überlastung der Gemeindeverwaltung durch Dienste des übertragenen Wirkungskreises, für die Aufhebung der ärarischen Straßen- und Überfahrtsmauten, die mit dem Gesetz vom 19. Juli 1902 auch tatsächlich verfügt wurde. Ausführlich nimmt Sch. auch jeweils zur Wehrvorlage Stellung und führte dabei der Regierung gegenüber eine scharfe Sprache; so verlangte er für die Zustimmung zur Erhöhung des Truppenkontingents für 1903 die strikteste Zusicherung der Befreiung der Familienerhalter, der Beseitigung der letzten zwei Waffenübungen und der Beseitigung der Zwischenhändler bei Militärlieferungen. Die Regierung gab tatsächlich die schriftliche Zusage der Erfüllung dieser Verlangen.

Größte Aufmerksamkeit wandte Sch. der Teilwälderfrage zu. Diese wurde durch die Grundbuchsanlage aufgerollt und war besonders im Pustertale und teilweise auch im Oberinntale akut. Es handelte sich dabei darum, ob das Eigentum der Teilwälder der Gemeinde oder den Besitzern zuzuschreiben sei. Eine Lösung dieser Frage wurde erst 1909 erreicht.

Da Sch. unter den Bauern rasch allgemeinen Anhang gewonnen hatte, ging er 1904 daran, diese zu einer mächtigen Stoßtruppe zusammenzuschließen. Zu diesem Zwecke begab er sich mit seinem Blatte, der »Tiroler Bauernzeitung«, etwas abseits vom Parteigetriebe, »um auf agrarischem Boden die zersplitterten Kräfte zu sammeln«. Es sei gleichgültig, welcher politischen Partei die einzelnen Agrarier angehören, die Forderung der agrarischen Interessen müsse die ganze Kette zusammenhalten. Sch. lehnte sich dabei an die Ideen des Hauptreferenten für die landwirtschaftliche Zentralstelle in Wien, des Reichsritters von Hohenblum, an, der in der extremsten Weise agrarische Interessen vertrat. Um

die Bauern leichter einigen zu können, kündete er einen verschärften Kampf gegen die Regierung und die Privilegienwirtschaft an und erließ unter dem Hinweise auf die Not der Bauernschaft flammende Aufrufe zur Beteiligung am deutsch-tirolischen Bauerntag in Sterzing.

Dieser fand am 5. Juni 1904 statt. Gegen 7000 Leute waren anwesend, 261 Gemeinden Tirols waren offiziell vertreten, 38 Begrüßungstelegramme liefen ein; manche Delegierte kamen in Nationaltracht, von Gesundheit und Kraft strotzende Gestalten, die großes Aufsehen machten und ein prächtiges Bild boten. Feierlich wurde die Gründung eines Tiroler Bauernbundes beschlossen, einige der bestehenden Bauernvereine, wie sie in manchen Gemeinden waren, unpolitisch, landwirtschaftliche Zwecke verfolgend, erklärten sogleich ihre Auflösung und den Beitritt, andere erst später. Um die Mitgliedsammlung leichter bewerkstelligen zu können, sollte der Bauernbund »unpolitisch im Sinne des Gesetzes« sein. Jedoch bereits auf dem Innsbrucker Bauerntag am 12. Dezember 1904 wurde beschlossen, der Bund soll sich politisch nennen, da die Forderungen des Bauernbundes hauptsächlich wirtschaftspolitischer Natur sind und ebendeshalb in das Gebiet der Politik hinübergreifen. Wenn dabei trotzdem betont wurde, daß sich der Bauernbund in den Streit zwischen christlich-sozial und konservativ nicht einmengen soll und Sch. deshalb die Präsidentenstelle des christlich-sozialen Vereines niederlegte, so war das bloß äußerlich und der Bauernbund segelte vollständig im christlich-sozialen Fahrwasser.

Als Referent zur Sterzingertagung war auch Reichsritter v. Hohenblum erschienen. Mag es in Tirol schon keinen guten Eindruck erweckt haben, daß sich Sch. diesen zu seinem Helfer erkor, der als »Erzliberaler« bekannt war und sich im Parlamente zum ständigen Sprecher den alldeutschen Abgeordneten Iro gewählt hatte, einen der ärgsten »Los-von-Rom«- und »Los-von-Wien«-Schreier, so hat der Umstand, daß sich Sch. für eine extrem einseitige Standesvertretung der Bauern einsetzte, die Konservativen zu noch heftigerem Kampfe gereizt. Konnte schon bei der Sterzinger Bauerntagung vor der großen Versammlung kein gemeinsamer Gottesdienst abgehalten werden, so wurde knapp vor dem Innsbrucker Bauerntag im Dezember 1904 der gesamten Geistlichkeit die Teilnahme an diesem, und im weiteren für oder gegen den Bauernbund Stellung zu nehmen, verboten. Sch. hatte für den Innsbrucker Bauerntag den Wiener Landtagsabgeordneten und Stadtrat Bielohlawek gewonnen, der seine Rede mit den Worten schloß: »Seien wir einig, dann wird die Zeit nicht mehr ferne sein, in der nicht mehr Großkapital und Hochadel, sondern die Majestät des Volkes herrscht.« Das waren scharfe Worte in einem Kaiserreich! Man kann sich weiter einen Begriff über den Radikalismus, der bei Bauernversammlungen herrschte, aus einer Äußerung des damaligen Statthalters von Tirol, Baron v. Schwartzenu, machen, der sagte, daß sich die Bauernversammlungen von den sozialdemokratischen nur dadurch unterscheiden, daß bei jenen noch ein »Hoch« auf Kaiser und Papst ausgebracht würde.

Während der Bauernbund im März 1905 bereits 12000 Mitglieder zählte, waren die Konservativen auch nicht müßig; sie renovierten den kath. politisch-konservativen Volksverein und warben ebenfalls um die Bauern. Sch. verstand es, Kampfrufe unter das Volk zu schleudern, dem Feinde gab er einige Worte des Spottes, die ihn schwer trafen; er fand zügige Schlager. Er nahm den Kampf

mit der verbesserten Gegenorganisation mit folgender Ankündigung auf (»Tiroler Bauernzeitung« vom 24. März 1905): »Gegenwärtig fahren zwei Wagen durchs Land und beide laden die Tiroler Bauern freundlichst ein, einzusteigen und mitzufahren. Der eine Wagen ist eine etwas alte Kutsche, aber funkelneue in Brixen hergerichtet. In dieser Kutsche sitzen alte konservative Herren, hauptsächlich aus Innsbruck, Bozen und Kaltern, Adelige und Advokaten, und sie machen aus der Kutsche heraus zu uns Tiroler Bauern ein seit langem ungewohnt freundliches Gesicht und rufen uns immer mit lauter Stimme zu: Bauern werdet Mitglieder des Volksvereins! — Das andere Fahrzeug, das heute im Land Tirol durch alle Täler rollt, ist ein sehr großer und starker Leiterwagen. Derselbe wurde erst im letzten Jahre im Frühsommer zu Sterzing durch die Bauern selber gebaut und im Dezember zu Innsbruck tüchtig mit Eisen beschlagen. In diesem Leiterwagen sitzt der Schrafl, der Niedrist, der Kienzl und noch wohl einige vom Bauernrat und die rufen alle mit lauter Stimme uns zu: Bauern, werdet und bleibt Mitglieder des Bauernbundes!«

Und die Bauern stiegen in hellen Scharen in den Leiterwagen ein.

Mächtig schleuderte Sch. den Spieß gegen das »reaktionäre Bevormundungswahlrecht« und fand darin seine größte Unterstützung bei seinem brüderlichen Kampfgenossen Dr. Schöpfer. Aber die christlich-sozialen Wahlreformanträge im Tiroler Landtage brachten infolge des Widerstandes der Konservativen teils gar keine (1903), teils nur geringe Erfolge (1905). Da kam die Unterstützung von ganz anderer Seite. Die Regierung in Wien ließ durch Ministerpräsidenten Baron Gautsch im Dezember 1905 im Abgeordnetenhaus ankünden, daß sie selbst im Februar nächsten Jahres eine Gesetzesvorlage über ein neues Wahlrecht dem Reichsrat vorlegen werde, das alle Privilegien beseitigen und den Grundzug des allgemeinen, gleichen und direkten Wahlrechtes enthalten wird. Die Vorlage wurde tatsächlich eingebracht und am 1. Dezember 1906 vom Abgeordnetenhaus angenommen. Als sie aber in das Herrenhaus kam, schwebte sie »in Todesgefahr«. Der Kaiser mußte dem Herrenhaus bezüglich der Ernennung von Herrenhausmitgliedern Zugeständnisse machen, und so ging die Vorlage auch dort im Kompromißwege durch, und das neue Jahr brachte die große demokratische Errungenschaft des allgemeinen, gleichen und direkten Wahlrechtes.

Die Freude über dieses Geschenk an die Ideen der christlich-sozialen Partei war unter den Anhängern dieser außerordentlich groß. Sch. forderte die Bauern auf, als Dank an den Kaiser Berg- und Talfeuer anzuzünden.

Mit diesem Erfolg zogen die Christlich-Sozialen siegessicher in den Wahlkampf für die Nationalratswahlen 1907: »Die Grafen, Barone, Bauern und Arbeiter sind gleichberechtigt. Der Mensch gilt zum erstenmal nur als Mensch in Österreich. Wir haben nun nicht nur allgemeine Schul- und Wehrpflicht, sondern auch allgemeines und gleiches Wahlrecht!«

Da bereits mehrere Beschlüsse vorlagen, daß der Bauernbund und die christlich-soziale Landes- und Reichspartei bei der Reichsratswahl 1907 einig und geschlossen vorgehen und eine gemeinsame Kandidatenliste aufstellen, bemühte man sich vergebens, daß zwischen ihnen und der konservativen Partei eine Wahlgemeinschaft zustande komme; man hätte den erbitterten Wahlkampf gerne vermieden. Der Bauernbund und die Christlich-Sozialen aber waren in mächtigem Aufstiege begriffen, sie wollten die Schlacht schlagen, sie wollten nicht auf halbem Wege stehen bleiben.

Sch. war unablässig an der Arbeit, Glied an Glied zur politischen und wirtschaftlichen Organisation der Tiroler Bauern zu schmieden. Nicht bloß, daß häufig Versammlungen gehalten wurden — Sch. allein hielt vom Oktober 1900 bis 1906 über 400 Versammlungen ab —, Plauderstuben eingeführt und die Einrichtung der Bauernräte — ein Komitee der hervorragendsten Landwirte Tirols, das der Bundesleitung zur Seite steht und wichtige Angelegenheiten vorberät — geschaffen wurde, war Bundesobmann Sch., der auch ein hervorragender Finanzmann war, eifrig bestrebt, die landwirtschaftlichen Gelder in eigenen Instituten zu sammeln, um dadurch einerseits die Bauern ganz dem fremden Einflusse zu entziehen, andererseits den daraus zu ziehenden Gewinn wieder landwirtschaftlichen Zwecken nutzbar machen zu können. Sch. opferte seine ganze Arbeitskraft den Bauern, dabei war er uneigennützig, was ihm seine ärgsten Feinde zugestehen müssen. Sch. ist ganz mit dem Bauernbund verschmolzen, der war sein Königreich. Es ist selbstverständlich, daß wegen der bereits bestehenden Einrichtungen und sonstigen Strömungen die Errichtung solcher Finanzinstitute mit größten Schwierigkeiten verbunden war. Anfangs November 1906 kam von Wien die Nachricht, daß der Kaiser dem Bauernbund die Bewilligung zur Errichtung einer Bauernsparkasse in Innsbruck gegeben hat.

Wie rasch der Bauernbund gewachsen war! Um diese Zeit zählte er bereits 16000 Mitglieder. Sch.s Stern war unentwegt im Aufstieg begriffen; die Bauern standen treu an seiner Seite, das zeigten die Wahlen am 14. Mai 1907, die ein glänzender Sieg der Christlich-Sozialen und eine »*clades cannensis*« für die Konservativen waren: Sch. wurde in seinem Bezirke mit 4475 Stimmen gegen seinen konservativen Gegenkandidaten, der 407 Stimmen erhielt, gewählt. In allen Landgemeinden Tirols drangen ausnahmslos die christlich-sozialen und bündlerischen Abgeordneten durch. Im Oktober 1907 zählte der Bund bereits über 20000 Mitglieder.

Auch nach außen hin wuchs das Ansehen des Bundes. Als im Herbst 1907 der damals neue Statthalter, Baron v. Spiegelfeld, durch das Pustertal reiste, kehrte er zuerst in Sillian ein, »weil dort der Organisator des Bauernbundes seine Heimat habe. Der Statthalter wisse, daß es schwer sei, die bäuerliche Bevölkerung unter einen Hut zu bringen. Man müsse daher dem Manne, dem dies gelungen ist, ein schönes Zeugnis von Tatkraft geben.« Auch das Verbot, daß Priester am Bauernbund nicht teilnehmen dürfen, wurde in den nächsten Jahren aufgehoben. Begeistert wurde bei der darauffolgenden Generalversammlung am 12. Dezember 1909 den Bischöfen der Dank ausgesprochen, und auf Antrag des Bundesobmannes Sch. der Name »Tiroler Bauernbund« in »Kath. Tiroler Bauernbund« umgetauft.

Der Bauernsparkasse, die sich ebenfalls sehr rasch entwickelte, schloß Sch. 1912 noch einen Revisionsverband der Raiffeisenkassen und einen Kreditverein an. Während der Revisionsverband zuerst eine Gegengründung des bereits bestehenden Revisionsverbandes der Zentralkasse der Raiffeisenkassen in konservativen Händen war, einigten sich beide Institute bald auf ein freundschaftliches Verhältnis, das zur Vereinigung beider führte.

Zu den staatlichen Sonderrechten Tirols gehörte insbesondere die Zuständigkeit des Landes für die Gesetzgebung in Sachen der Landesverteidigung und des Schießstandwesens. Schritthaltend mit der Ausgestaltung der Wehrmacht der Nachbarländer war auch Österreich gezwungen, das Heer und die übrigen

Wehreinrichtungen ständig auszubauen. In Tirol sollte das Schützenwesen ganz neu geregelt werden; dies geschah durch das neue Landesverteidigungsgesetz und die Schießstandordnung vom 2. Mai 1913, deren besonderer Mitarbeiter und Referent im Landtage Sch. war. Beide Gesetze brachten umwälzende Änderungen, die sich im nahenden Weltkrieg schwer fühlbar machten. Die Standschützenvereine wurden in militärische Korporationen umgewandelt, sie bekamen die Rechte dieser, z. B. durften sie kaiserliche Ehrenzeichen tragen, aber auch Landesverteidigungsverpflichtung. Das Recht des korporativen Ausrückens mit Waffen, und z. B. das Abgeben von Salven bei Prozessionen behielt man in Zukunft nur mehr dem regulären Militär, diesen gleichgestellten Schützen- und Bürgerwehren, und den k. k. Standschützen vor. Dadurch wurden viele auf dem Lande gezwungen, um z. B. bei der Fronleichnamsprozession noch mitausrücken zu können, sich in einem Schießstande eintragen zu lassen, wodurch sie Standschützen wurden. Das Schießstandwesen wurde weiter dadurch gefördert, daß die Kaisergaben von 400 Dukaten auf 10000 Kr. und die Staatsbeiträge für Schießstandsbauten von 16000 auf 64000 Kr. erhöht wurden. Jede Opposition gegen den Kaiser war verschwunden.

Am 6. Dezember 1913 wurde Sch. von Seiner Majestät Kaiser Franz Joseph, mit dem er während eines Erholungsaufenthaltes im Sommer in Gastein zusammengetroffen war, zum Offizier des Franz-Joseph-Ordens ernannt und wurde ihm von diesem auch die Verwirklichung seines lang gehegten Wunsches der Errichtung einer Bank für die Bauernschaft in Aussicht gestellt. Letzteres bedeutete eine besonders hohe Auszeichnung, weil es damals in Österreich fast unmöglich war, eine Bankkonzession zu erlangen.

Sch.s Arbeitskraft scheint schier unerschöpflich. Stand er im Parlamente, im Landtage in den vordersten Reihen, so gehörte er auch zu den ersten Mitarbeitern im Landesausschusse, hatte er das Hauptverdienst an den neuen Statuten der Viehversicherung, des Lagerhauses und der neuen Landtagswahlordnung, die endlich knapp vor den Landtagswahlen 1914 nach mühsamen Verhandlungen gelungen ist, dazu hatte er eine Sparkasse und ein bankmäßiges Institut zu leiten. Bei diesen Landtagswahlen kam auch das erste Kompromiß zwischen den Christlich-Sozialen und den Konservativen zustande.

Im Jänner 1914 starb der Präsident des Landeskulturrates, Dr. Otto v. Guggenberg, und der Kaiser ernannte zu dessen Nachfolger den Bauernbundsobmann Sch.; dieser bekleidete nun auch die amtliche Förderungsstelle der Tiroler Landwirtschaft. Hatte das zwar den Vorteil, daß er seine Ideen nun, ganz zum Wohle des Bauernstandes im weitesten Maße verwirklichen konnte, so waren diese Bestrebungen doch auf der anderen Seite wieder gehemmt durch das amtliche Gebundensein der Regierung gegenüber. Übrigens hatte Sch. in dieser neuen Stellung seine Tätigkeit kaum begonnen, da brauste der Weltkrieg heran. Seine Aufgabe war sehr schwierig. Einerseits mußte er, wie es Pflicht jedes Staatsbürgers und besonders jener ist, die an der Spitze als Lenker von Menschengeschicken ausersehen sind, das Volk zum Durchhalten aufmuntern, auch im Sinne der Regierung trachten, möglichst viele Männer dem Militär zur Verfügung zu stellen, andererseits aber darauf sehen, daß die Landwirtschaft möglichst geschont und ertragsfähig bleibe. Sch.s Handlungsfreiheit war unter den Kriegsverhältnissen vollständig gedrosselt.

Bereits im Herbst 1914 begann das Militärkommando die Standschützen organisatorisch zu erfassen. Als diese nach der Kriegserklärung Italiens an Österreich tatsächlich einrücken und manche Vorteile im Felde, die ihnen zugesichert waren, entbehren mußten, konnte man trotz der hellen Kriegsbegeisterung der Tiroler manchen Vorwurf und manche Unwillensäußerung hören, und zwar gerade gegen Sch., der an der Schaffung der das Standschützenwesen regelnden Gesetze im Jahre 1913 mitgearbeitet hatte, wenn er sich auch unermüdlich bemühte, die Lage der Standschützen zu verbessern. Das Landesverteidigungskommando blieb seiner Fürbitte gegenüber vielfach hart und seine Regierungsfreundlichkeit begann sich durch Schwund des Volksvertrauens zu rächen.

Nach dem ersten Kriegsjahre setzte bereits die Preisbewegung für Lebensmittel ein, und der Kampf um die Festsetzung der Höchstpreise und der Ablieferungspflicht. Der von beiden Seiten, von der ländlichen wie städtischen Bevölkerung aus Not mit Erbitterung geführte Kampf schuf eine tiefe Kluft zwischen beiden. Als am 1. Oktober 1916 Landeshauptmann Freiherr v. Kathrein starb und am 23. Mai 1917 Sch. vom Kaiser zum Landeshauptmann von Tirol ernannt wurde, da hatte er eine sehr schwere Stellung. Die politischen Machtbefugnisse waren dem Landeshauptmann schon 1915 durch den Landesverteidigungskommandanten von Tirol genommen worden, auch das autonome Organ, der Landtag, tagte nicht, alles war »eine militärische Angelegenheit« geworden, in welche sich die Militärverwaltung nichts dreinreden ließ. Die Lebensmittelnot in Innsbruck wurde immer größer, die Getreide- und Fleischzuschüsse aus Wien blieben immer mehr aus, die städtische Bevölkerung schrie immer lauter nach Brot, die Landwirtschaft war ausgepumpt und im Ertrage herabgekommen. Sch. rückte der Situation mit Verständnis und Tatkraft an den Leib.

Als der Winter zu Beginn des Jahres 1918 zu Ende ging, taten sich große Risse im mächtigen Doppelhause der österreichisch-ungarischen Monarchie auf und verkündeten den drohenden Zusammensturz. In der wegen Lebensmittelnot am 23. April 1918 im großen Stadtsaal zu Innsbruck abgehaltenen Versammlung sprach Landeshauptmann Sch.: »Wir werden morgen früh nach München, Berlin und Budapest fahren. Wir kommen als Bittende um Lebensmittel für unsere Frauen und Kinder. Wir alle fühlen das Beschämende dieses Aktes. Aber wir kennen das Lied: Adler, Tiroler Adler, warum bist du so rot? Aus Scham, weil Tirol in Österreich so behandelt wird!«

Sch. begann durch verschiedene Weisungen an die Ortsgruppen den Bauernbund wieder straffer zu fassen, als er den Zusammenbruch kommen fühlte.

Als der Abfall der fremdnationalen Völker von Österreich immer offensichtlicher wurde, wurde es auch in Tirol lebendig. Während am 29. Mai 1918 in Sterzing zur Bekämpfung irredentistischer Bestrebungen der deutsch-tirolische Volksrat gegründet worden war, trafen sich am 13. Oktober 1918 in Brixen zum ersten Male alle deutschen Parteien Tirols auf einem großen Volkstage. Der Zerfall Österreichs und die durchsickernde Nachricht vom Raub Südtirols durch die Welschen hatte alle aufgeschreckt und geeint. Sch. sollte das Volk im Namen der Regierung beruhigen. Im Auftrage des Ministeriums des Äußeren hatte er mitzuteilen, daß Tirol wegen Südtirol nichts zu fürchten habe, der amerikanische Präsident Wilson sichere den Völkern das Selbstbestimmungs-



recht zu und bei Abgrenzung der Gebiete handle es sich um die Bestimmung klarer nationaler Grenzen in Tirol. Die Versammlung war jedoch mit diesen schwächlichen Beruhigungsspielen nicht zufrieden, und von starkem Lärm unterbrochen hat Sch. den Standpunkt der Regierung aufgegeben und die Rede in einem anderen Sinne fortgesetzt, im Sinne des wirtschaftlichen Zusammenschlusses mit dem Deutschen Reich. In den Entschlüssen der Versammlung wurde der Zusammenschluß aller deutschen Reichsratsabgeordneten als gemeinsame Volksvertretung des deutsch-österreichischen Volkes begrüßt, die Aufrechterhaltung der Einheit des Landes Tirol, das Selbstbestimmungsrecht für Tirol, eine möglichst innige Ausgestaltung des Bundesverhältnisses zwischen uns und dem Deutschen Reiche und rasche Herbeiführung eines allgemeinen Volksfriedens verlangt.

Bald brach eine Sturzflut von Ereignissen herein: am 16. Oktober Manifest des Kaisers, in dem Österreich als Bundesstaat erklärt wird, am 26. Oktober Bildung des Tiroler Nationalrates, dessen Präsident Landeshauptmann Sch. wurde. Vor allem galt es die Gefahr des Rückzuges österreichischer Truppen, die unterdessen feindlich geworden waren, der Tschechen usw. zu bannen, und für die Ernährung der einheimischen Bevölkerung zu sorgen. Am 27. Oktober vereinigten sich die Christlich-Sozialen und Konservativen zum Tiroler Volksverein, welcher mit dem katholischen Tiroler Bauernbunde die Tiroler Volkspartei bildet. Am 3. November schloß Österreich mit seinen Feinden einen Waffenstillstand ab, am 6. November besetzten die Bayern Nordtirol, zogen am 11. November wieder ab, da unterdessen auch Deutschland den Krieg aufgegeben hatte, zugleich kamen die italienischen Truppen über Nordtirol. Am gleichen Tage dankte Kaiser Karl ab und am folgenden, am 12. November, wurde in Wien die Republik Deutschösterreich ausgerufen.

Durch den Zusammenbruch der österreichisch-ungarischen Monarchie war Sch. sozusagen über Nacht Alleinherrscher geworden. Tirol hatte sich aller Fesseln entledigt und »vollkommen frei und unabhängig können die Tiroler heute beschließen, was aus Tirol in Hinkunft werden soll«, schreibt das Organ Sch.s am Ende November 1918. »Das neue Heim, das wir für uns und unsere Nachkommen zu bauen haben, und zu dem auch Deutsch-Südtirol zu gehören hat, muß so sein, daß wir Tiroler darin die alleinigen Herren sind, daß wir uns darin heimisch fühlen, daß unsere Sitten und Gebräuche sowohl in völkischer als auch in religiöser Hinsicht unverwässert und unverunreinigt in vollem Umfange erhalten bleiben, daß unsere Lebensinteressen bewahrt bleiben, ohne daß wir einen Teil unserer idealen Güter preisgeben. Dies alles können wir durch eine Umwandlung Tirols in eine Republik.« Das war Sch.s fester Wille: Tirol soll in eine selbständige neutrale Republik verwandelt werden. Auch in der Bevölkerung herrschte helle Begeisterung für ein selbständiges Tirol. Eine sofortige bezügliche Entschliebung hätte fraglos am meisten Aussicht geboten, Südtirol zu erhalten; die Einwendungen wegen der Ernährungsschwierigkeiten wären, wenn auch Tirol im Kriege durch Heereslieferungen übermäßig ausgeplündert worden war, nicht stichhaltig gewesen, da damals Tirol sowieso an die sie umgebenden Länder um Lebensmittel betteln gehen mußte, da es Österreich in keiner Weise genügend versorgen konnte. Die ersten Beschlüsse des Tiroler Nationalrates waren gute Vorbereitungen für ein selbständiges Tirol: 1. bloß bodenständige Truppen dürfen im Lande bleiben, 2. durch Innsbruck

und Nordtirol rollende Kriegsmaterialien sowie Verpflegsvorräte sind zu beschlagnahmen, 3. Bildung einer Bürgergarde zur Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung.

Sch.s Wille stieß zuerst im eigenen Parteilager auf Schwierigkeiten. Man begann über tausend andere Möglichkeiten, wie man sich das neue Heim einrichten könnte, zu beraten. Sch. gab aber den Gedanken an ein selbständiges Tirol nicht auf und befragte zur Erforschung des Willens des Landes alle Bürgermeister, die einmütig und begeistert die Selbständigkeit verlangten. Es trat am 21. Dezember die provisorische Landesversammlung zusammen, von welcher man die Selbständigkeitserklärung erwartete.

Unterdessen aber hatten sich die großdeutschen, sowie die sozialdemokratischen Kräfte dagegen gesammelt, diese drohten sogar mit bewaffnetem Widerstande. Beide waren kulturkämpferisch eingestellt und fürchteten ein »schwarzes Tirol«. Die Sozialdemokraten verlangten teils Anschluß an Deutschland, wo in der radikalsten Form Republiken ausgerufen wurden, teils an das rote Wien. Die Selbständigkeitserklärung mußte unterbleiben.

Der Kampf gegen Sch. begann sich immer stärker zu verdichten. Die monarchistische Bewegung, deren Seele Dr. Schöpfer war, wurde lebendig und wählte sich Sch. als ihren Angriffspunkt. Die Stadtbewohner wiegelte man gegen Sch. auf unter Hinweis auf die Lebensmittelnot. Selbst die Landbevölkerung wußte man gegen ihn aufzubringen. Als am 16. Februar die Nationalratswahl kam und Bauernbund und Volksverein mit getrennten Listen in die Wahl zogen, bekam der Bauernbund statt der nach den bisherigen Ergebnissen zu erwartenden fünf Mandate drei. Der von verschiedenen Seiten geführte Kampf gegen Sch. zeigte bereits seine Wirkung.

Noch einmal flackerte die Selbständigkeitsbewegung auf, als bekannt wurde, daß Wilson dem Raube Deutschsüdtirols durch Italien zustimme. Als die Tiroler Landesversammlung am 3. Mai 1919 zur entscheidenden Sitzung zusammentrat, boten die Sozialdemokraten die »Straße« auf. Diese hatten sich schon ganz mit Wien verknüpft, und unter ihrem Drucke hat sich Tirol immer stärker mit Wien eingelassen.

Am 15. Juni 1919 waren die Wahlen in den neuen konstituierenden Landtag. Sch. wurde wieder zum Landeshauptmann gewählt; Südtirol wurde dem italienischen Staat einverleibt und die wirtschaftlichen Verhältnisse waren immer schlechter geworden. Das Gespenst der Geldentwertung schlich durch das Land und man sprach offen vom Staatsbankrott. Niemand glaubte mehr an die Lebensfähigkeit Deutschösterreichs und man flehte bei verschiedenen Nachbarstaaten um Aufnahme in ihren Staatsverband. Am 20. Juli wurde der österreichischen Delegation in St. Germain formlos der »Friedensvertrag« überreicht. Darin kümmerte sich die Entente wenig um die Lebensfähigkeit Österreichs und verbot jeden Anschluß. Alles lehnte sich auf gegen den Gewaltfrieden, und sowohl die Anschlußbewegung an Deutschland wie auch die Idee der Donaukonföderation bekamen neue Nährstoffe. Sch. konnte sich mit der letzteren nie befreunden, schon deshalb nicht, weil sie ihre Anhänger bei den Monarchisten hatte; Sch. war überzeugter Republikaner und Demokrat.

Unterdessen mußte man sich im österreichischen Hause notdürftig einrichten; dabei war der Streit zwischen Föderalismus und Zentralismus entbrannt. Sch., der ein selbständiges Tirol wollte, konnte natürlich nie Zentralist

sein. Die fanatischen Anhänger des Zentralismus waren die Sozialdemokraten, die die Bundesländer vollständig dem roten Wien ausliefern wollten. Alle demagogischen Mittel wurden verwendet, gegen Sch. loszugehen. Auch die Monarchisten führten einen offenen Kampf gegen ihn.

Sch. baute unterdessen am großen Werke zum Wohle des Tiroler Bauernstandes weiter. Er kaufte eine eigene Druckerei für seine Zeitung, und arbeitete unermüdlich an ihrem Ausbau. Am 25. September 1919 wurde in Wien der Reichsbauernbund gegründet, dem sich die Tiroler Bauernorganisation anschloß. Der Titel des Bauernbundes war insofern geändert worden, als das Beiwort »katholisch« weggelassen wurde; es geschah dies deshalb, weil auch die anderen katholischen Parteien Tirols dieses Beiwort nicht mehr führten. Trotzdem machte man Sch. diesen Umstand, daß »er dem Bauernbunde«, wie man sich in Kreisen der Geistlichkeit ausdrückte, »die katholische Marke weggeschmuggelt habe«, zum heftigsten Vorwurfe, und nun rückte auch die Landgeistlichkeit von Sch. ab.

Für die Wahlen am 17. Oktober 1920 in den Nationalrat kandidierte Sch. im Bezirke Osttirol, als Gegenkandidat war sein einstiger Mitarbeiter Dr. Schöpfer aufgestellt. Erbittert wurde zwischen beiden der Kampf geführt. Sch. ließ am Tage vor der Wahl die letzte Mine springen: am 16. Oktober 1920 wurde Osttirol unter dem Namen »Deutscher Gau Osttirol« selbständig erklärt und direkt an das deutsche Mutterland, das große Deutsche Reich, angeschlossen. Die Wahlen entschieden zuungunsten Sch.s; er bekam 3964 Stimmen, während Dr. Schöpfer mit 7868 siegte. Zu solchem Undank der Bauern hatten die Angriffe geführt, daß sie den Gründer des mächtigen Bauernbundes, der der Rettungsanker für den Tiroler Bauernstand war und noch ist, im Stiche ließen.

Die Selbständigkeitserklärung Osttirols gewann jedoch nicht weiter an Leben und der »deutsche Gau Osttirol« sank gleich wieder in den österreichischen Mutterschoß zurück.

Es kam so weit, daß Sch. auf Drängen der eigenen Parteigenossen für die nächste Landtagswahl am 22. Mai 1921 auch die Listenführerstelle niederlegte, desgleichen lehnte er bei der Generalversammlung im Juni eine Wiederwahl als Landeshauptmann ab: die Bauern fühlten, was man ihrem Führer angetan, und eine wehmütige Stimmung ergriff die Versammlung. Als Landeshauptmann folgte ihm Dr. Stumpf.

Sch. war dann noch als Bundesrat tätig, als welcher er in der Sitzung des Tiroler Landtages vom 25. November 1920 gewählt worden war. Seine ganze Kraft konzentrierte er nun auf das große Werk der wirtschaftlichen Verselbständigung der Bauern, indem er ununterbrochen an seinen Instituten fort arbeitete.

Plötzlich, am Vormittage des 9. Juni 1922 — Sch. hatte noch an wichtigen Parteiberatungen teilgenommen — zwangen ihn die Vorboten eines schweren Schlaganfalles ins Bett nieder und zwei Tage darauf, am 11. Juni, hauchte er seine Seele aus. Die ungeheure Teilnahme am Leichenbegängnisse zeigte die Popularität dieses Mannes. Der Tiroler Bauernbund ließ ihm ein schönes Grabdenkmal setzen.

So steht Sch. als mächtige Idealgestalt im Morgen unseres Jahrhunderts, mit dem unbeschränkte Staatsautorität und Standesvorrechte ins Grab sanken; die Kriegsfackel vervollständigte das radikale Werk der Vernichtung und setzte

an die Stelle des Kaisertums die »Majestät des Volkes«. Sch. war ein Wegbereiter der neuen Zeit; er einigte die Tiroler Bauernschaft zu einer mächtigen Organisation und räumte ihnen in der Arena der Politik den gebührenden Platz ein. Sch. wurde aber auch das Opfer des neuen demokratischen Parteiensystems, das nicht die Ideen eines Mannes ruhig auswirken läßt, sondern in ständigen politischen Kämpfen voll Unrast sich allzuschnell in den Gegensatz zur führenden Persönlichkeit setzt und nicht eher rastet, bis der Herzog mit dem Mantel gefallen ist. Sch. war ein Mann von äußerster Energie und Tatkraft, von größter Umsicht, scharfem Fernblick und umfassendem Wissen. Groß sind seine Verdienste, die er sich in diesen unruhigen Zeiten durch seine Leistungen erworben hat. Er bleibt eine markige Persönlichkeit an der mächtigen Zeitenwende.

Innsbruck.

Joseph Rungg.

**Sympher, Leo**, Ministerial- und Oberbaudirektor, Dr.-Ing. e. h., \* am 19. Oktober 1854 in Hann.-Münden, † am 16. Januar 1922 in Berlin. — Als Sproß einer hannoverschen Offiziersfamilie folgte S. der militärischen Überlieferung seiner Vorfahren, zugleich aber auch seiner ausgesprochenen Neigung zum Wasser und trat im August 1871 als Kadett in die Kaiserliche Marine ein. Er machte zunächst auf dem Schulschiff »Niobe« eine Ausbildungsreise nach Madeira und Westindien mit, jedoch zwangen ihn — nach Prüfung und Ernennung zum Seekadetten im Jahre 1872 — die inzwischen verschärften Anforderungen an das Sehvermögen der Seeoffiziere, seinen Abschied zu beantragen, der ihm auch unter Allerhöchster Anerkennung »seines gut bestanden Exams und seiner guten Führung« bewilligt wurde. Durch diesen Fehlschlag nicht entmutigt, erwarb sich S. nach halbjähriger Vorbereitung das Zeugnis der Reife auf dem schon früher von ihm besuchten Realgymnasium in Hannover, um sich dem Studium des Ingenieurbaufachs zu widmen, die Namen der von ihm damals am Polytechnikum in Hannover gehörten Professoren Launhardt (s. DBJ. 1917—1920, S. 279ff.) und Keck haben noch heute in der Fachwelt einen guten Klang.

Nach der im Mai 1879 abgelegten Bauführerprüfung fand S. eine seiner wasserbaulichen Neigung zusagende Beschäftigung beim Ausbau des von Frankreich übernommenen Saarkohlenkanals in Lothringen nebst Stauweiher bei Gondrexange, hier wurde er zuerst auf das Gebiet des Kanalbaus und -betriebs und der damit zusammenhängenden wirtschaftlichen Fragen geleitet, die für seine spätere Lebensarbeit richtunggebend geblieben sind.

Nach der im Jahre 1882 mit den Prädikaten »gut« und »sehr gut« in Berlin bestandenen Prüfung als Regierungsbaumeister des Ingenieurbaufachs lenkte die bei Beschäftigung an ostpreußischen Wasserstraßen von dem jungen Baumeister in der Bearbeitung von Verkehrsfragen bewiesene selbständige Auffassung die Aufmerksamkeit der vorgesetzten Behörde in dem Maße auf ihn, daß er im Jahre 1883 als Hilfsarbeiter in das preußische Ministerium der öffentlichen Arbeiten berufen und hier mit einer brennenden verkehrswirtschaftlichen Aufgabe betraut wurde. Im genannten Jahr war die erste großzügige preußische Kanalvorlage, die den Bau des Kanals von Dortmund nach den Ems-  
hären vorsah, aus wirtschaftlichen Erwägungen vom Herrenhaus abgelehnt worden und damit gefallen, es galt nun, eine neue Vorlage vorzubereiten und besonders die von agrarischer Seite behauptete Unwirtschaftlichkeit des

Unternehmens zu widerlegen. S. widmete sich dieser Aufgabe mit klarem Blick und unermüdlichem Fleiß, das Ergebnis seiner, unter Bewältigung ungeheuren Zahlenmaterials aus dem Eisenbahn- und Wasserstraßenverkehr angestellten Untersuchungen war der in einer Denkschrift geführte Nachweis, daß ein zeitgemäß, d. h. für größere Schiffsgefäße (etwa 500 t) ausgebauter und betriebener Kanal von Dortmund nach den Emshäfen schon bei sehr mäßiger Verkehrsmenge ( $1\frac{1}{2}$  Millionen t jährlich) und unter völliger Berücksichtigung der Anlage- und Unterhaltungskosten sowie des Ausfalls an Eisenbahneinnahmen die in Frage kommenden Massenschwergüter billiger befördern könne als die Eisenbahn. Seine Beweisführung war durchschlagend, die neue Regierungsvorlage für den Dortmund-Ems-Kanal, der nunmehr als ein Teilstück einer künftigen durchgehenden Wasserstraße vom Rhein zur Elbe aufgefaßt wurde, gelangte im Jahre 1886 zur Annahme im Landtag. Mit den Untersuchungen über die Wirtschaftlichkeit dieses durchgehenden, viel tiefer in die bestehenden Verhältnisse eingreifenden Kanals beschäftigte sich S. auch weiter, sie blieben sein im stillen gepflegtes theoretisches Arbeitsfeld, auch als er Ende 1886 zur Mitwirkung bei dem ersten großen wasserbaulichen Unternehmen des Reichs, dem Nord-Ostsee-Kanal, und zwar zur Bauleitung an den großen Endschleusen bei Holtenau und somit zu einer vorwiegend praktischen Aufgabe berufen wurde. Er löste sie glänzend und erwies sich hierbei als hervorragender Wasserbauingenieur auch in der Praxis.

Die Holtenauer Schleusen waren dem Bauplan entsprechend Ende 1894 vollendet und betriebsfähig, die feierliche Eröffnung des ganzen Nord-Ostsee-Kanals durch den Kaiser war auf Juni 1895 angesetzt, da wurde S. schon vorher wieder in den preußischen Staatsdienst und in sein früheres Arbeitsgebiet zurückberufen, zur Vorbereitung des jetzt von Preußen als dringend betrachteten Baus des Rhein-Weser-Elbe-Kanals, des sogenannten Mittellandkanals.

Seine neuen, weit über das frühere Maß ausgedehnten verkehrswirtschaftlichen Studien für diesen Kanal wuchsen sich zu einem Werk über wirtschaftliche Untersuchungen für neue künstliche Wasserstraßen aus, die in ihm entwickelten Arbeitsmethoden bilden in ihrer Folgerichtigkeit und Gründlichkeit noch jetzt ein unentbehrliches Rüstzeug für jeden mit der Prüfung des Wertes von neuen Wasserstraßenentwürfen befaßten Wirtschaftler. Doch wiederum war alle aufgewendete Mühe zunächst umsonst, die Mittellandkanal-Vorlage vom Jahre 1899 wurde vom Landtag abgelehnt. Nicht besser erging es einer zweiten Vorlage von 1901, obgleich sie, wieder unter wesentlicher Mitwirkung von S., durch Hinzunahme des Ausbaus östlicher Wasserstraßen erheblich erweitert und dadurch für den preußischen Osten annehmbarer gemacht war. Endlich wurde vom Minister v. Budde die dritte große Kanalvorlage, die vom Jahre 1904, beim Landtageingebracht, dabei mußte jedoch von vornherein, um die Widerstände der östlichen Landesteile weiter abzuschwächen, auf das Herzstück der westöstlichen Verbindung, die Kanalstrecke von Hannover bis zur Elbe, Verzicht geleistet werden, zum größten Schmerz von S., der gleichwohl dieser verstümmelten Vorlage seine Mitarbeit nicht versagen durfte: Der Kampf im Landtag und seinen Ausschüssen, der fast ein volles Jahr währte, sah ihn unermüdlich in den ersten Reihen der Verteidiger der Vorlage, bis diese endlich am 1. April 1904 Gesetz wurde. Als der Minister nach der letzten entscheidenden Sitzung des Herrenhauses die beteiligten Räte um sich scharte,

um ihnen seinen Dank für ihre endlich von Erfolg gekrönte Mitarbeit auszusprechen, da wurde dieser Dank in ganz besonders anerkennenden und ehrenden Worten an S. gerichtet. Kurz vor Abschluß dieses parlamentarischen Feldzugs hatte die verkehrspolitische Tätigkeit S.s ihre Anerkennung auch in unbeteiligten technisch-wissenschaftlichen Kreisen dadurch gefunden, daß die Technische Hochschule in Dresden ihn zum Dr.-Ing. ehrenhalber ernannte, und zwar mit folgender Begründung: »Wenn heute die Erkenntnis von der hohen wirtschaftlichen Bedeutung der Wasserstraßen, insbesondere der künstlichen, in den Kulturstaaen sich allgemein Bahn gebrochen hat, so ist dies in erster Linie der unermüdlichen und außerordentlichen Tätigkeit zu danken, die S. in den letzten zwanzig Jahren in Wort, Schrift und zeichnerischer Darstellung entfaltet hat, einer Tätigkeit, die in den großen wasserwirtschaftlichen Vorlagen Preußens von 1899 bis 1904 in Denkschriften von geradezu klassischem Werte gipfelt. Es war nicht seine Schuld, daß die großzügige Vorlage von 1899 abgelehnt wurde, und es ist ebensowenig ihm zuzuschreiben, daß die Vorlage von 1904 in wesentlich veränderter und verstümmelter Gestalt eingebracht worden ist. Sein bleibendes und großes Verdienst ist es aber, in diesen Vorlagen den Weg gewiesen und ausgebaut zu haben, den der Ingenieur in volkswirtschaftlicher Hinsicht zu verfolgen hat.«

Ein neuer Abschnitt großzügigen Schaffens begann nun für S. — der schon 1901 zum Vortragenden Rat im Ministerium ernannt worden war —, da ihm unter Belassung im bisher schon verwalteten Weserdezernat die Oberleitung der Ausführung des westlichen und zugleich wichtigsten Stücks der neu beschlossenen Wasserstraßen, des Rhein-Hannover-Kanals und der mit ihm verbundenen Bauten im Wesergebiet übertragen wurde. Zu den der Verwaltung und der Technik gemeinsamen Aufgaben — Verhandlungen mit den durch die Bauten berührten Staaten Waldeck und Schaumburg-Lippe, mit den Garantieverbänden und den Hafenanschluß suchenden Städten und Zechen, Organisation der Neubaubehörden usw. —, von denen ein erheblicher Teil auf S.s Schultern ruhte, kamen die eigentlichen baulichen Aufgaben, die an sein technisches Wissen, seine Erfahrung und Arbeitskraft die höchsten Anforderungen stellten. Die Nachprüfung und Feststellung der Linienführung des Kanals, besonders im eng bebauten rheinisch-westfälischen Industriegebiet, die Untersuchungen über die wirtschaftlichste, für den Kanalquerschnitt und die Kunstbauten maßgebende Schiffsgröße — die Entscheidung fiel damals für die westlichste Teilstrecke, vom Rhein bis Herne, zugunsten des 1000 t-Schiffs, weiter östlich blieb es bei den vorgesehenen 600 t —, die Maßnahmen gegen die Einwirkung der bergbaulichen Bodensenkungen, die Speisungsfragen, besonders die Frage, ob natürliche Speisung aus der Weser mittels Zubringerkanals oder künstliche Hebung des Wassers aus der Weser mittels Kraftstroms aus dem bei Dörverden zu errichtenden Weserstauwerk, der Entwurf dieses Stauwerks selbst mit seiner vielseitigen Zweckbestimmung, der Plan der Edertalsperre zur Anreicherung des Niedrigwassers der Weser und zum Ersatz für das ihr entzogene Speisungswasser, das waren die wichtigsten der zu bewältigenden großen technischen Aufgaben, sämtlich aber mit starkem wirtschaftlichem Einschlag. Dazu kam im Laufe der Bauzeit eine neuartige betriebstechnische und organisatorische Aufgabe von besonderem Reiz, die Durchführung des im Kanalgesetz vorgesehenen Schleppmonopols auf der etwa 300 Kilometer langen

Kanalstrecke vom Rhein bis Hannover; die dem Landtag hierfür im Jahre 1912 gemachte und von ihm angenommene Gesetzesvorlage atmet in ihren wesentlichen Teilen den klaren verkehrswirtschaftlichen Sinn S.s. Gleichzeitig richtete S., ausgehend von der Verwertung des an der Edertalsperre und dem Weserstau bei Dörverden gewonnenen, hochgespannten Kraftstroms, seine Aufmerksamkeit als einer der ersten auf die Kraftversorgung größerer Gebiete, er legte den Grund für die später durchgeführte Versorgung eines breiten nordsüdlichen Gebietsstreifens von Bremen bis zum Main aus den beiden genannten und weiteren von ihm vorgeschlagenen Wasser- und Dampfkraftwerken.

Die westlichste Kanalstrecke, von Ruhrort bis Herne, war Mitte Juli 1914 in Betrieb genommen, die übrigen Strecken näherten sich der Fertigstellung, die Edertalsperre, die größte Deutschlands, sollte im August 1914 festlich eingeweiht werden, da brach der Krieg aus und die Überlastung der Eisenbahnen wies bald auf die weitgehende Benutzung der ganzen Strecke bis Hannover für die kriegswichtigsten Massengüter, Kohle und Erze, hin. Unter den schwierigsten Umständen — Beamten- und Arbeitermangel — gelang es der unbeugsamen Tatkraft S.s, die rückständigen Kanalstrecken zunächst bis zur Weser und dann Ende 1915 bis Hannover betriebsfähig zu machen und so für die weitere Kriegsdauer eine fühlbare Entlastung der vom Rhein- und Ruhrgebiet nach Osten und den Nordseehäfen führenden Schienenwege zu ermöglichen. Aus den nunmehr gewonnenen Betriebserfahrungen bei diesem ersten großen deutschen Binnenkanal mit seinem einheitlich geleiteten Schleppbetrieb gewann S. die Überzeugung, daß nur bei größerer und dabei einheitlicher Bemessung der Fahrzeuge auf den miteinander verbundenen oder noch zu verbindenden natürlichen und künstlichen großen deutschen Wasserstraßen die volle Wirtschaftlichkeit der Wasserbeförderung zu erzielen sei; er empfahl in Wort und Schrift das auf dem Kanalstück Ruhrort-Herne zugelassene 1000 t-Schiff als Regelschiff, und daraus folgend die Wahl bestimmter, diesem Typ entsprechender Mindestmaße für alle Neu- und Ersatzbauten von Schleusen und dergleichen an den Hauptwasserstraßen; dieser Vorschlag hat bei allen wichtigen neuen Kanalplänen in Nord- wie Süddeutschland volle Beachtung gefunden. — Die Weser, den einzigen Strom, der durch den Rhein-Hannover-Kanal aus seiner bisherigen Vereinzelung erlöst und durch den westlichen und östlichen Kanalanschluß bei Minden zu einem wichtigen Glied im Wasserstraßennetz aufgerückt war, suchte S. der Leistungsfähigkeit des Kanals außer durch Zuschußwasser aus Staubecken auch durch Feinregulierung nach Möglichkeit anzupassen, ohne sich der Überzeugung zu verschließen, daß nur durch eine vollständige Kanalisierung dies Ziel erreicht werden kann.

Im Dezember 1915 wurde S., der bisher schon in der Wasserbauabteilung des Ministeriums eine seiner Bedeutung entsprechende, bevorzugte Stellung eingenommen hatte, in die erledigte Stelle des technischen Leiters dieser Abteilung berufen und zum Ministerial- und Oberbaudirektor ernannt. Auf seine in diesem hervorragenden Amt während der Schwierigkeiten der Kriegs- und Nachkriegsjahre geübte Tätigkeit auf allen Gebieten seines umfangreichen Geschäftsbereichs einzugehen, verbietet hier der Raum, es sei nur des Schlußakts des Dramas »Mittellandkanal« hier gedacht. Die Lücke zwischen West und Ost im norddeutschen Wasserstraßennetz, in den Kriegsjahren doppelt schmerzlich empfunden, hatte schon 1917 den Minister v. Breitenbach veranlaßt, die 1904

preisgegebene fehlende Strecke Hannover-Magdeburg wieder aufzunehmen, eine entsprechende Vorlage an den Landtag war in Bearbeitung. Da warf die Umwälzung des 9. November 1918 das geplante ruhige Vorgehen über den Haufen, es mußten zur Beschäftigung Arbeitsloser schleunigst und fast aus dem Stegreif die Erdarbeiten zwischen Hannover und Peine begonnen werden; das preußische Gesetz, durch das die Grundlage für den Bau nachträglich geschaffen wurde, kam erst am 5. Dezember 1920 nach überaus lebhaften, diesmal über die Linienführung unter hervorragender Beteiligung S.s geführten Kämpfen zustande. Aber dieser heiß erkämpfte Erfolg bedeutete auch den Abschluß seines amtlichen Wirkens: am 1. April 1921 gingen nach Art. 97 der Reichsverfassung »die dem allgemeinen Verkehr dienenden Wasserstraßen« auf das Reich über, gleichzeitig wurde das preußische, die Wasserstraßen bisher bearbeitende Ministerium aufgelöst und S., zugleich infolge des Überalterungsgesetzes, in den Ruhestand versetzt. Nunmehr frei von den amtlichen Fesseln, für die ihm alle Auszeichnungen und Anerkennungen doch keinen genügenden Ausgleich bieten konnten, hatte S. schon begonnen, den zahlreich an ihn ergangenen Aufforderungen auf Mitwirkung bei neuen, großen, verkehrspolitischen Aufgaben Folge zu leisten, und noch im Dezember 1921 war es ihm gelungen, alle an der Weser, seinem heimatlichen Strom, beteiligten Kreise zu einer großen Vereinigung, dem Weserbund, zusammenzufassen, da wurde er nach kurzer Krankheit unerwartet am 16. Januar 1922 abberufen.

Die Bedeutung S.s für die deutsche Volkswirtschaft gipfelt, wie wir beim Rückblick auf seinen Lebensgang sagen dürfen, darin, daß er als einer der ersten durch gründliche Untersuchungen den wirtschaftlichen Wert unserer Binnenwasserstraßen neben den Eisenbahnen nachwies (vgl. sein Werk: Wasserwirtschaftliche Vorarbeiten, 1901, Leipzig) und dieser seiner Überzeugung unter fortgesetzten Kämpfen weitgehend Geltung verschaffte, zugleich als erfolgreicher Leiter größter staatlicher Unternehmungen auf dem Gebiet der künstlichen Wasserstraßen und der sonstigen Wasserwirtschaft. Um die Bedeutung des Wasserverkehrs zu veranschaulichen, schuf er die neuartigen »Karten des Verkehrs auf deutschen Wasserstraßen« (erstmalig erschienen Berlin 1889) und, auf sämtliche Gebiete der Wassernutzung übergreifend, das groß angelegte zweibändige Werk »Die Wasserwirtschaft Deutschlands und ihre neuen Aufgaben« (Berlin 1919). Sein Wirken als Mitglied der Akademie des Bauwesens, die er in den letzten Jahren vor seinem Tode als Präsident leitete, seine langjährige Mitarbeit bei den internationalen Schiffahrtskongressen, seine zahlreichen im In- und Ausland hochgeschätzten Gutachten über wasserwirtschaftliche Fragen seien hier nur kurz erwähnt. Nur einem Mann von so hervorragender Begabung und Arbeitskraft, von so schneller Auffassung und leichtfließender schriftlicher und mündlicher Wiedergabe seiner Gedanken war es möglich, diese Lebensarbeit zu leisten.

Dem Bild seiner äußeren vornehmen Erscheinung entsprach auch sein Wesen, das auch bei den erregtesten Erörterungen stets Ruhe und Sachlichkeit bewahrte. Den Fachgenossen und Untergebenen war er stets ein wohlwollender Berater, dem Fernerstehenden erschien er leicht zurückhaltend, im Freundeskreis dagegen war er humorvoll anregend und der Fröhlichsten einer. Die Natur hatte ihm eine gewisse optimistische Lebensauffassung mitgegeben, die auch in seinem amtlichen Wirken hervortrat und hier nicht immer unbeanstandet



blieb, doch half ihm gerade dieser Optimismus auch über manche Enttäuschungen hinweg, die ihm in seinem amtlichen Leben nicht erspart blieben. — S.s überaus zahlreiche Freunde und Verehrer aus allen Kreisen seines Schaffensgebiets, besonders der Schifffahrt, haben ihm an einer bevorzugten Stelle am Ufer des Mittellandkanals, bei Minden am Übergang des Kanals über die Weser und angesichts der Porta Westfalika, einen würdigen Gedenkstein errichtet, der die Erinnerung an diesen hervorragenden Förderer des Wasserverkehrs und der Wasserwirtschaft dauernd lebendig erhalten soll.

Quellen: Akten des Ministeriums der öffentlichen Arbeiten, Drucksachen des preuß. Landtags von 1894—1920, Zentralblatt der Bauverwaltung, Zeitschrift für Binnenschifffahrt u. a.

Berlin-Steglitz,

Adolf Brandt.

**Tiedemann, Heinrich v.**, auf Seeheim, Major a. D. und Rittergutsbesitzer \* am 22. Oktober 1843 in Dembogorsch, Westpreußen, † am 2. Januar 1922 in Berlin. — Aus altpreußischem Adel, dessen Ahnen vor fünfhundert Jahren aus Niedersachsen nach Westpreußen eingewandert waren, stammte der Mann, dessen Name mit der größten Organisation des östlichen Deutschtums verbunden war. Der »Deutsche Ostmarkenverein« trug den von den Gegnern geprägten Kampfnamen des »Hakatisten«-Vereins nach den Anfangsbuchstaben seiner Führer: H—K—T = Hansemann, Kennemann, Tiedemann. Auf den Wellen der ostdeutschen Kolonisation war das Geschlecht derer v. T. in den Osten getragen worden. Die Einzelheiten der geschichtlichen Zusammenhänge hat Heinrich v. T. kaum verwendet, mit ihnen hat er sich kaum je näher beschäftigt. Aber in ihm lebten diese Zusammenhänge mit einer instinktiven Kraft; er brauchte sich nicht erst zu fragen, warum er all seine Lebensarbeit dem Kolonialdeutschtum des Ostens widmete. Der nationaldeutsche Charakter war in dieser Familie bis zur Unüberwindlichkeit in den Jahrhunderten gehärtet, in denen die engere Heimat, eben Westpreußen, unter polnischer Herrschaft gestanden hatte.

In bescheidenen Verhältnissen einer altpreußischen Offiziersfamilie wuchs er auf dem Gute des Vaters auf. Es verstand sich von selbst, daß auch er in das Heer eintrat, in das 4. Rheinische Infanterieregiment Nr. 30, am 10. März 1863. Das Examen als Fähnrich und Offizier machte er mit der sogenannten Königs-Belobigung, im Oktober 1864 wurde er Sekondeleutnant. Im Gefecht bei Helmstedt (1866) wurde er schwer verwundet. 1869 kam er auf die Kriegsakademie. In den Krieg 1870 zog er als Adjutant seines Regiments. Nach dem Friedensschluß wurde er zum Großen Generalstab kommandiert. Im Infanterieregiment 83 (in Kassel) war er Hauptmann. 1881 nahm er den Abschied, später erhielt er den Charakter als Major.

Er schied aus dem Militärdienst, da ihn die Neigung zur Landwirtschaft zog. 1881 konnte er, seit 18. September 1872 mit der Tochter eines Berliner Großkaufmannes, Dora v. Hardt vermählt, das 6000 Morgen große Rittergut Jeziorki in Posen erwerben, das von ihm den Namen Seeheim erhielt. Es wurde unter seiner Leitung in der extensiven Wirtschaft dieser Provinz ein Mustergut ersten Ranges. Zu ihm erwarb T. später noch ein benachbartes Gut, so daß er 10000 Morgen in der Provinz Posen besaß, und ein anderes Gut in

der Oberlausitz. Er war ein Großgrundbesitzer mithin, wirtschaftlich in guter Situation, und er war ein vorbildlicher Großgrundbesitzer, der Musterbetriebe leitete, der eine erstaunliche wirtschaftliche Kenntnis und Wirtschaftsfähigkeit besaß. Diese betätigte er in den großen landwirtschaftlichen Organisationen und Einrichtungen, noch mehr in der Mitarbeit an der großen Exportfirma seines Schwiegervaters (nach Südamerika), in die er 1898 als Mitarbeiter eingetreten war. So sehr er als Kind einer ostdeutschen Offiziersfamilie von der Wirtschaftsmentalität dieser Kreise in den Jahren vor der Gründung des Reiches ausgegangen war, so sehr war er doch ein wirtschaftlich ganz moderner Mensch geworden, der mit erstaunlicher Übersicht, Kenntnis und Energie, auf ununterbrochenen Reisen fortwährend in Bewegung, die wirtschaftliche Getriebe leitete und bestimmte, kapitalistisch empfindend und arbeitend, rechnend und gewinnend, und dabei doch niemals ein Sklave des Geldes, immer bereit, aus dem Reichtum, über den er verfügte, im einzelnen und im großen generös zu opfern.

Dieser Zug würde allein eine Biographie hier nicht rechtfertigen. Unerwähnt darf er nicht bleiben, weil hierin die materielle Unabhängigkeit des Mannes wurzelte, die in der starken inneren Unabhängigkeit bei ihm ihre Ergänzung fand. Von dieser Grundlage aus tat er die übliche Arbeit des großen Besitzers im Osten, in der Selbstverwaltung im Kreis und in der Provinz, in der Kirche, mit der ihn eine tiefe, religiöse Gesinnung eng verband. Er gehörte politisch auf die konservative Seite, war Mitglied der Konservativen Partei. Aber er hielt sich sein Lebtag unabhängig von einseitiger Parteiauffassung wirtschaftlicher oder politischer Art, und er bewarb sich auch nicht, so sehr er in jeder Beziehung dafür fähig gewesen wäre, um ein Mandat für das Parlament. So waren die Voraussetzungen für ihn so günstig wie kaum für jemand, um der Führer des Deutschtums im Osten, genauer gesagt in den mit dem Polentum kämpfenden Provinzen des deutschen Ostens zu werden, insonderheit in Posen.

Es ist nicht näher bekannt, wann und wie zuerst sich in ihm die Verbindung mit der preußischen Ostmarkenpolitik hergestellt hat und wann sie in ihm zu gedanklichem Programm und zielbewußtem Wollen geworden ist. Hervorgetreten nach außen ist, was in ihm durch seine Familienherkunft und den Ort seiner Haupttätigkeit vorbereitet war, erst, als die Schwenkung der Polenpolitik unter dem Reichskanzler Grafen v. Caprivi das Deutschtum in Posen und Westpreußen zur Abwehr und zum Zusammenschluß zwang. Der Ausgangspunkt dieser seiner größten Lebensarbeit wurde die Fahrt der Posener Deutschen am 16. September 1894 und der westpreußischen Deutschen am 23. September des gleichen Jahres nach Friedrichsruh. Es ist bekannt, daß Fürst Bismarck zu diesen Deutschen beide Male fast ausschließlich über die deutsch-polnischen Fragen und die Gesichtspunkte des Kampfes gesprochen hat. Das war der letzte Anstoß für eine länger vorbereitete Entwicklung, an deren Spitze jetzt Heinrich v. T. als Führer trat. Es setzt die beiden anderen Mitarbeiter nicht herab, wenn wir ihn als ersten Führer des Vereins bezeichnen, der damals, am 3. November 1894, als »Verein zur Förderung des Deutschtums im Osten« gegründet wurde, später kurz genannt »Deutscher Ostmarkenverein«.

An dessen Spitze hat T. bis zu seinem Tode gestanden. Es war schon technisch eine Meisterleistung in der Führung der Organisation, die T. vollbrachte. Jeder staunte über die Unermüdlichkeit, Zähigkeit und Bereitwilligkeit in der Arbeit,

die er an den Tag legte. Immer unterwegs, aber immer zu haben, jeden Brief unmittelbar beantwortend, sachlich, knapp, klar, dabei alles bis zu seinem Tode mit eigener Hand schreibend, mit einer eigentümlich klaren und großen Handschrift, die den offenen und zuverlässigen Mann kennzeichnete. Er lebte jahrelang im unausgesetzten Wechsel zwischen Gütern und Städten, Sitzungen, auch großen Reisen ins Ausland, und doch ging niemals der Zusammenhang mit der Heimatprovinz und insonderheit mit dem Verein verloren. Wer mit ihm arbeitete, hatte immer das sichere Gefühl, daß die Fäden in seiner Hand zusammenliefen, und daß jede Frage bei ihm gut aufgehoben war, immer auf sein Interesse und seine pflegliche Behandlung rechnen konnte. Und wie oft half, in den zahllosen kleinen Wirtschaftsnöten, für die Mittel zur Abhilfe nicht gefunden werden konnten, wie oft half dann der Führer selbst mit einem kurzen Wort der Bereitwilligkeit, die und die Summe seinerseits beizusteuern! Unzählige haben aus dieser Hand im Wirtschaftskampf der Deutschen mit den Polen Hilfe erhalten.

Und eine Meisterleistung war es, wie er den Verein, der ganz verschiedenartige Kreise höchst verschiedenartiger Interessen in den Provinzen des Ostens zusammenfaßte, einheitlich leitete. Mit einer unvergleichlichen Sicherheit steuerte er durch die wirtschaftlichen Gegensätze, konfessionellen Streitigkeiten, Parteibestrebungen hindurch, immer sicher, aber niemals darüber zur Kompromißnatur werdend, niemals den Charakter verlierend.

Das war nur möglich, weil ihm das große Ziel der von ihm geleiteten Arbeit unverrückbar vor Augen stand. Er war kein großer Redner, die Stimme klang belegt und rauh, glänzende Diskussion lag ihm nicht. Aber man merkte sofort, wenn er zu sprechen begann, daß hier ein ganzer Mann sprach, unabhängig nach oben und unten, klar und mutig, gütig und liebenswürdig, charaktersvoll und gleichermaßen aus dem Herzen wie aus dem Verstande sprechend.

Was war das Ziel seiner Arbeit? Sie beschränkte sich nicht darauf, die Deutschen in den Provinzen, die mit dem Polentum zu ringen hatten, in einem großen Verein zusammenzuhalten. Sie beschränkte sich auch nicht darauf, durch einen solchen Verein den notwendigen Kampf gegen das Polentum zu führen. Sie wollte das Übergewicht des Deutschtums in diesen Provinzen herbeiführen und sicherstellen, mit allen Mitteln des Staates und der Wirtschaft. Sie wollte die Deutschen aus einer unzusammenhängenden Masse zu einer wirklich bewußten und sich bewußtühlenden Einheit des östlichen Deutschtums erziehen. Sie hatte die großen Zusammenhänge im Ringen zwischen Deutschen und Polen vollständig erkannt, erfaßte die Verschiedenartigkeit etwa in den agrarischen Gegenden Posen und Westpreußens ebenso wie die ganz anders liegenden Probleme Oberschlesiens oder des beginnenden Kampfes in Masuren und in der Kaschubei. Wer T.s Gestalt so aus der Fülle dieser Eigenschaften und Fähigkeiten hier in einer Wirtschaftsfrage, dort in einer Frage der politischen Wahl, hier in einer Stellungnahme zur Staatsregierung, dort zu einer Parteiforderung, niemals zersplittert, immer geschlossen und einheitlich wirken sah, dem ist doch immer der Gedanke gekommen, daß in diesem ostdeutschen Manne etwas von Geist und Kraft der »Brüder vom deutschen Hause«, des Deutschen Ordens lebte.

Der Mann stand mit beiden Füßen in einer kapitalistischen Welt, deren Getriebe er, wie gesagt, durchaus beherrschte, und im politischen Leben des neuen

deutschen Kaiserreiches, dessen Gefahren und Nöte er vom ostdeutschen, konservativen Standpunkt aus oft sorgend betrachtete. Aber nach seinem Wesen, seinem geistigen und sittlichen Wesen gehörte er durchaus in die Zeit des alten Königs Wilhelm I., des alten Kaisers. Er selber würde das Wort ablehnen, aber es sei gebraucht: im langen Zug der Paladine, die das Werk Wilhelms I. taten, ist auch er rühmlich zu nennen, und das, was unvergänglich groß an jener Zeit war, das verkörperte T. bis zu seinem Tode in einer Umgebung, von der er selbst deutlich fühlte, wie sehr sie sich gewandelt hatte.

Er ist von gegnerischer Seite, von Polen und Deutschen, oft angegriffen worden. Das brachte die Schärfe der Gegensätze im Osten mit sich. Aber mit vergifteten Waffen hat der ritterliche Mann niemals gekämpft. Daß sich in der Firma des von ihm geleiteten Vereins und auch in seiner Person Gegensatz und Schärfe des Kampfes zusammenfaßte, das zeugte für die Bedeutung dieser Persönlichkeit. Die Bedeutung des Vereins ist dabei häufig weit überschätzt worden. Den Einfluß, den man ihm zutraute, hat der Ostmarkenverein oder sein Führer niemals in diesem Maße gehabt, nicht beim Monarchen, nicht bei der Reichsregierung, nicht bei der preußischen Regierung und nur teilweise bei den Provinzialstellen. Seine Bedeutung und damit die T.s ist groß gewesen in der Schwenkung von der Caprivischen zur Bülowischen Polenpolitik und im Kampfe dann später um das Enteignungsgesetz und seine Anwendung. Die Rede des Reichskanzlers Fürsten v. Bülow am 13. Januar 1902, in der die negativen und positiven Seiten dieses Kampfes zusammengefaßt wurden, war aus der Gedankenwelt des Ostmarkenvereins erwachsen, in ihr sah T. wiederum Zusammenfassung und Programm seiner Arbeit.

Nach Ämtern, Orden und Ehren hat der aufrechte Mann niemals gestrebt. Tief religiös-kirchlich (die Sorge um die Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche in Berlin war ihm immer ein liebes Stück seiner Arbeit), monarchisch-konservativ, in unwandelbarer, heißer Vaterlandsliebe und preußischer Staatsgesinnung ging er seinen Weg vor allem in der Arbeit für den preußischen Osten, für Posen und Westpreußen. Er stand in einem fest umrissenen Kreise, aus dem ihn nur seine Reiselust herausführte. Er ließ seine Tätigkeit von christlich-konservativen Anschauungen bestimmen, ohne je unduldsam zu werden, fest in sich gegründet und darum den Mitarbeitern und der Umgebung das Gefühl der Sicherheit mitteilend, das für jedes Verhältnis zwischen Führer und Geführten unbedingt notwendig ist und das die geborene Fühernatur kennzeichnet.

Daß ihn der Zusammenbruch im allgemeinen und besonderen auf das schwerste traf, bedarf keines Wortes. Das wußte er, daß ein Krieg zwischen Deutschland und Rußland die polnische Frage ins Rollen bringen müsse. Natürlich war er Gegner der Begründung des selbständigen Staates Polen am 5. November 1916, und mit stärkster innerer Anteilnahme hat er die Revolutionstage von 1918 erlebt, die seine zweite Heimat aus dem Deutschen Reiche herausrissen. Sein eigenes Gut Seeheim ging darüber verloren, der Kampf gegen dessen Enteignung ist ein wesentliches Stück seiner letzten Lebensarbeit gewesen.

Voraussetzungen und Grundlagen, auf denen T.s Lebensarbeit sich abspielte, sind geschwunden, und sie kehren so ebensowenig wieder wie die Generation, zu der er gehörte. Um so deutlicher hebt sich aus der geschichtlichen Erinnerung der Umriß seiner Persönlichkeit heraus: ein Glied des preußischen Schwertadels, ein Glied des ostdeutschen Kolonialadels, ein Glied der Genera-

tion des Königs und Kaisers Wilhelm I., ein Konservativer im besten Sinne des Wortes, vor allem aber ein vorbildlicher Patriot und Führer der Deutschen im Osten.

Berlin.

Otto Hoetzsch.

**Ubbelohde, Otto**, Maler und Graphiker, \* am 5. Januar 1867 in Marburg, † am 8. Mai 1922 in Goßfelden. — Sein Vater war Lehrer der Rechtswissenschaft an der Marburger Universität, seine Mutter eine geborene Unger. Beide Eltern waren keine Hessen, sondern Niedersachsen aus dem Hannöverschen. Die väterliche Familie stammte ursprünglich von einem westfälischen Bauernhof Up der Lohe in der Senne bei Paderborn, die mütterliche war einmal aus Ungarn eingewandert. In dieser lag bildkünstlerische Begabung. Otto U. bezog nach der Schulzeit 1884 die Münchener Akademie. Daneben lernte er, zunächst von seinem Oheim, dem Wiener Reproduktionsgraphiker William Unger, dann von dem Münchener Radierer und Maler Meyer (Basel) die graphischen Künste, besonders die Radierung. Seine Akademielehrer waren Raupp (nur ganz äußerlich), Diez und Hackl, Herterich und Löfftz. Diez und Hackl waren Geschichtsmaler; sie begegneten einer latenten Neigung U.s zum liebevollen Studium der Kunstdenkmäler, besonders der Bauten, unserer deutschen Vergangenheit, was sich später in seiner Graphik auswirken sollte. Man hat darin eine erbliche Belastung des Professorensohnes sehen wollen; mit Unrecht, denn unkünstlerischer Historismus ist das niemals, und der Mensch Otto U. war erst recht ganz frei davon. Wohl aber führte es ihn dazu, sich später, nach 1900, als Mitbegründer der Ortsgruppe Marburg des Bundes Heimatschutz um die Erhaltung wertvoller Kunst- und Naturdenkmäler sehr verdient zu machen. Das Münchener Kunstleben, in dem die Diktatur Pilotys bald abgelöst wurde von der Lenbachs, war damals von lebhaften Spannungen erfüllt, die in den neunziger Jahren zu offenen Kämpfen und (1893) zur Gründung der Sezession führten. Die nach deutscher Art langsame, selbständige Entwicklung wurde zweimal, 1869 und 1879, gestört durch überflutende französische Einflüsse, zuerst von Courbet, dann von Manet. Die Münchener Maler, die unter Führung Uhdes in diese Strömung hineingerissen wurden, unterschieden sich von der Berliner Gruppe unter Führung Liebermanns dadurch, daß sie den seelischen Ausdruck als ein Grundelement der deutschen Kunst festhielten (Uhdes religiöse Kunst, Herterichs »Hutten« und »Abschied«). Die gesunden Bestandteile der Sezessionsbewegung, die Rückkehr zur Natur, die Vorwärtswendung zum Gegenwartsleben, die Befreiung der bildenden Kunst aus der Hörigkeit der Wissenschaft und der Literatur, vor allem die dem malerischen Sehen entsprechende offene Technik wurden U. von Herterich übermittelt. Einen schädlichen Einfluß hatte der zum akademischen Klassizismus neigende Löfftz (vgl. sein Bild »Orpheus und Eurydike«, München, N. Pin.) insofern, als durch ihn bestimmte undeutsch posierende Bewegungs- und Kompositionsmotive in U.s Figurenstil, besonders in seine Akte (Bucheignerzeichen, Buchillustrationen) gekommen sind. Wie wenig U. sich an den französischen Einfluß verlor, zeigt die Tatsache, daß unter den älteren Mitstreibern Buttersacks kräftiger Farbenstil ihm mehr Eindruck machte als der reine Lichtstil. Zwei seiner Lehrer, Herterich und Meyer, gehörten der Sezession an. U. trat dieser aber

nicht bei, sondern der Luitpoldgruppe, die zwischen den Alten und den Jungen stand. Eine Zeitlang gehörte er auch zu der Gruppe von Münchener Künstlern, die wie Riemerschmid, Pankok, Obrist u. a. von der Malerei zu einer bahnbrechenden Erneuerung des deutschen Kunstgewerbes kamen, und zu den Mitbegründern der Vereinigten Werkstätten für Kunst im Handwerk. Der Kunstgewerbler U. schuf eine Reihe von Entwürfen für Wandteppiche, die in Scherrebeck in Schleswig gewebt wurden (die Entwürfe jetzt im Flensburger Museum) Landschaften mit Figuren, wie z. B. Die Gänsemagd, Der Froschkönig, oder Tiere, wie Eulen, Pfau; ferner (1897) die Innenbaukunst und die Möbel seiner Goßfeldener Werkstatt und später die Ausstattung des ehemaligen Kunstsalons und der Buchhandlung Schramm in Marburg; weiter einen Wandschirm mit fliegenden Reiher über einer hessischen Landschaft, ein Hauptwerk U.s (ein Exemplar im Breslauer Museum für bildende Künste, 1900, ein zweites in Goßfelden, Haus U.), Kratzputzentwürfe für eine Schule Theodor Fischers in Schwabing, einen Entwurf zu einem ornamental gestickten Tischtuch (ausgeführt von Hanna U.). Diese Ornamentik führt hinüber zu seiner (wenn auch nur gelegentlichen) Beteiligung an der von Gg. Hirth 1896 begründeten, bahnbrechenden Münchener Zeitschrift »Jugend«. U. steuerte zu Bd. I (1896) eine Pflanzenornament-Randleiste und zwei Landschaften, zu Bd. III (1898) eine Randleiste Landschaft mit Tieren, zu Bd. V eine Zierleiste bei (alles in Federzeichnung), außerdem zu Bd. V (1900) in Steindruck ein Dreiflügelbild »Das Märchen von der Gänsemagd«, das er 1899 in dem Pastellbild des Haller Museums, dem ersten Ankauf einer öffentlichen Sammlung, gemalt hatte.

Im Sommer lebte U. in dieser Münchener Zeit meist auf dem Lande, einmal in Schleißheim, einmal in Jagstfeld in Neckarschwaben, einmal auf der Reichenau, dann zweimal, 1894 und 1895, in Worpsswede, gerade zu der Zeit, als diese Malergruppe 1895 im Münchener Glaspalast ihren großen Erfolg errang, einen deutschen Sieg gegenüber der französischen Fremdherrschaft. Naturgemäß zog ihn da Otto Modersohn besonders an, der naturnahe Stimmungslandschafter mit der phantastischen Märchenstaffage. Was ihn trotzdem bestimmte, dieser seiner Stammesheimat, der außerdem auch seine Lebensgefährtin entstammte, wieder den Rücken zu kehren, ist schwer zu sagen. Vielleicht hat Rauch recht, wenn er meint, daß die Wenigen da ihm noch zu Viele gewesen seien. Jedenfalls siedelte er 1897 dauernd nach Goßfelden im oberen Lahntal über. 1905 war er kurze Zeit Lehrer an der Kunstgewerbeschule in Karlsruhe; aber das war nichts für ihn, er wollte schaffen, nicht unterrichten. Als ein ganz freier Mann lebte und arbeitete er in seinem von ihm selbst erbauten Bauernhause, hinter hohen Hecken, unter rauschenden Bäumen, am fließenden Wasser, unter dem hohen, freien Himmel im weiten Lahntal, zwischen Hunden, Hühnern und Enten, ein halber Landwirt. Wie einer jener königlichen, nie unfreien niedersächsischen und friesischen Bauern hauste er, königlich auch in seiner Gastfreiheit, oft in frohen Stunden mit Freunden ein humorvoller Zechgenosse. Der große, im Sinne charaktervoller Männlichkeit schöne Mann mit dem wettergebräunten Gesicht, der kühnen Adlernase und den großen, feurigen, braunen Augen, in seiner ganz persönlichen, aus der hessischen Bauerntracht entwickelten Kleidung, war eine weithin bekannte Persönlichkeit. (Vgl. Kalender Hessen-Kunst 1924, Umschlag; das Selbstbildnis S. 27 führt irre, es zeigt den schon Kranken.) Hier in diesem Tal, wo er den Wechsel im farbigen Kleide der Natur und in

den Licht- und Luftstimmungen immer neu erlebte, weiter in dem ganzen wald- und dörferreichen Hessen, im Vogelsberg, im Odenwald erwachsen nun die Bilder, Radierungen und Federzeichnungen, in denen U. zum spezifischen und zum bedeutendsten Landschaftler in der Gruppe der hessischen Heimatkünstler wurde, neben den Figurenmalern Bantzer und Thielmann und den auch mehr der Figur geneigten Kätelhön und Giebel. Am liebsten malte er die reine einsame Natur ohne den Menschen, mit Baumgruppen oder einzelnen Bäumen, besonders Pappeln, als Rückschiebern oder farbigen Akzenten; gern auch wellige Berglinien am Horizont, Vögel in der Luft und den unendlichen Wolkenreichtum am hohen Himmel. Immer goß er aus seiner Seele die, meist ernste, Stimmung in die Natur, und vom Wind gezauste Bäume und Schlachten von Wolkenungeheuern lassen oft die Stürme seines eigenen heißen Herzens fühlen. Wie immer die Farbe sein Hauptausdrucksmittel war (und nicht das atmosphärische Licht der Impressionisten), so malte er in der Spätzeit einige farbenleuchtende Stilleben, im Binnenraum gegen einen dunklen Grund.

Der Maler U. ist oft unterschätzt worden, weil man zu wenig Bilder kannte und die öffentlichen Sammlungen, mit Unrecht, zu wenig zeigten. Außer Breslau und Halle (vgl. oben) besitzen Kassel zwei Landschaften, Darmstadt eine Landschaft und ein Stilleben, Gießen eine Landschaft, Marburg (Kunstgeschichtliches Institut der Universität) eine Landschaft; die Berliner Nationalgalerie hat 1917 eine zweite Landschaft dorthin abgegeben. Ich hebe noch hervor den Märchenfries im Hause U., den er 1899 als eines der ersten Werke dieser Art für ein Kinderzimmer von Bersch in der Dresdener Ausstellung schuf, die hessischen Landschaften im Hessen-Nassauer Korpshaus von 1909 und im Landgrafenhaus in Marburg von 1921. Besonders diese zeigt in ihrer farbigen Kraft, daß auch der körperlich sieche Mann künstlerisch noch nicht gealtert war.

An der Spitze von U.s sehr umfangreicher Graphik stehen die 89 freien Landschaftsradierungen, die weitaus meisten wieder ohne Figuren. In der ersten Periode bis um 1900 ist sein Stil, z. T. unter dem Einfluß seiner Lehrer, gemädelmäßig auf rein tonige Flächen angelegt. Diese Blätter haben einen eigenen, frühlingsfrischen, zarten Reiz. In der mittleren Zeit, um 1900 bis um 1914, handhabte er die Nadel dann bewußt als graphisches Werkzeug, ließ die Linien, meist in langen Strichen, in den Halbtönen und Schatten deutlich hervortreten. Dabei ist der Gesamtstil aber doch ein malerischer, der mit Massen von Hell und Dunkel und starken Gegensätzen von Licht und Schatten arbeitet. Diese Blätter, die zu seinen besten Werken überhaupt gehören, haben eine große farbige Kraft im Schwarz-Weiß und ein feurig bewegtes Leben. In der dritten Periode ist die Behandlung flockiger oder auch rauher, und alle Töne werden zu einer Gesamtwirkung enger zusammengezogen.

Die gleiche Stilentwicklung läßt sich in seiner übrigen Graphik verfolgen: 1. in den 17 freien Steindrucken (außer zwei figürlichen Wandfriesen und zwei Tierstücken wieder Landschaften), 2. den 241 Bucheignerzeichen, von denen die besten die radierten Landschaften sind, 3. den 122 mit Federzeichnungen illustrierten oder geschmückten Büchern, die von 1896 bis 1922 entstanden; darunter sind besonders hervorzuheben: 1. die Gruppe der 21 Städte- und Landschaftsführer, mit denen U. 1906 einen neuen Typus geschaffen hat, die künstlerische Illustration an Stelle der bloß photomechanischen Wiedergabe. Dabei deckt sich der malerische Stil des Künstlers völlig mit dem unseres selbständigen

(spätgotischen) deutschen Städtebaus; 2. die Riemannsche Jubiläumsausgabe der Grimmschen Märchen (1907 Leipzig, Turm-Verlag, 3. Aufl. 1922 Marburg, Elwert), die klassische Illustrierung dieses unvergleichlichen Volksbuches, wo U. nicht nur den kindlich-naiven Märchenton trifft, sondern, namentlich im besten ersten Bande, in einer großen, vielseitigen Lebendigkeit des Schwarzweißstiles die Wesenszüge unserer deutschen Form wie Edelsteine funkeln läßt; 3. das Spätwerk, die Illustrierung der zwei Bände Eichendorff (München 1922, Wiechmann) mit blattgroßen Stimmungslandschaften. Wie der geborene Landschaftler U. echt nordisch ist, so ist es auch der Romantiker, der einen Eichendorff so wesensgleich versinnlichen kann.

Von graphischen Werken U.s besitzen die Kupferstichkabinette in München 45 Radierungen, 3 Plakate, 4 Zeichnungen; Dresden 43 Radierungen, 3 Steindrucke; Bremen 11 Radierungen, 10 Zeichnungen; Berlin 8 Radierungen; Darmstadt 7 Radierungen; Hamburg 1 Steindruck; der Kunstverein in Tetschen 1 Exlibris-Radierung. Die bedeutendste, vollständige Sammlung der Exlibris besitzt Herr Lehrer Fricke in Bremen; das Museum für Buch und Schrift in Leipzig hat 19 Werke mit Illustrationen und Buchschmuck, 4 Städte- und Landschaftsführer und 4 Mappen, außerdem 4 Werke mit Nachbildungen.

Literatur: Schäfer, Otto U., Graphische Künste, Bd. 27 (1904). — Rauch, Otto U., Kalender Hessen-Kunst 1906. — Derselbe, Otto U., Die Kunst unserer Heimat, Bd. 1 (1908). — F. Bock, Otto U., Bielefelder Kunstblatt, Bd. 1 (1908). — Derselbe, Otto U., Die christliche Welt, Bd. 37, Nr. 14/15 (1923). — Schäfer, Otto U., Kalender Hessen-Kunst 1924. — Rauch, Otto U.s künstlerische Persönlichkeit, desgl. 1924. — Struck, Um Otto U.s Schatten, Hessenland, Bd. 37 (1925). — Hamann, Die deutsche Malerei im 19. Jahrhundert, Leipzig 1914, 2. Aufl. 1925. — Wätzoldt, Deutsche Malerei seit 1870, Leipzig 1918. — Hind, *A short History of Engraving and Etching*, London 1908. — Derselbe, *History of Engraving and Etching*, London 1923. — Singer, Die moderne Graphik, Leipzig 1914, 3. Aufl. 1922. — v. Zur Westen, Exlibris, Bielefeld 1901, 3. Aufl. 1925. — Schulz-Euler [und Otto U.], Otto U., Exlibris, Frankfurt 1907. — Braungart, Neue deutsche Exlibris, München 1914, 2. F. 1919. — Derselbe, Das moderne deutsche Gebrauchsexlibris, München 1922, Zeitschrift Pan, Bd. 1 (1896) und 3 (1897). — Jahresmappe der Gesellschaft für vielfältigende Kunst, Wien 1902. — Zeitschrift Exlibris, Bd. 7 (1897), 18, 19, 27, 30. — An., Moderne Kunststickereiarbeiten, Deutsche Kunst und Dekoration, Bd. 4 (1900). — v. Zur Westen, Moderne Arbeiten der angewandten graphischen Kunst in Deutschland, Zeitschrift für Bücherfreunde 1903. — Derselbe, Über Bucheignerzeichen, Archiv für Buchgewerbe 1903. — Derselbe, Neue Arbeiten von Otto U., Zeitschrift Exlibris, Bd. 32 (1922). — An., Otto U., Zeitschrift Die Kunstwelt, Bd. 2 (1912). — Knoll, Schloß Eisenbach, Zeitschrift Die Kunst unserer Heimat, Bd. 7 (1913). — [Ebhardt], Verkünder der Schönheit deutscher Lande, Zeitschrift Der Burgwart, Bd. 16 (1915). — Reproduktionen: Radierungen, Marburg 1919 und 1922, Elwert. — U.-Bilderbuch, Weißenfels 1921, Dürerhaus. — Deutsche Graphik, Jahressgabe der Fichte-Gesellschaft, Leipzig 1921, Voigtländer. — Für selbstlose Überlassung von Material bin ich Herrn Lehrer Fricke in Bremen, Herrn Prof. Weigmann in München, für Mitteilungen Frau Hanna Ubbelohde in Goßfelden, Herrn Senatspräsident v. Zur Westen in Berlin und Herrn Verlagsbuchhändler Braun in Marburg zu Dank verpflichtet.

Berlin-Steglitz.

Franz Bock.

**Vollmar auf Veltheim, Georg Heinrich v.**, Politiker und Schriftsteller, \* am 7. März 1850 zu München, † am 30. Juni 1922 zu Urfeld am Walchensee (Oberbayern). — Georg v. V. war das einzige Kind des »Königlichen Geheimen Registrators« im bayerischen Kultusministerium Anton Ritter v. V. auf Veltheim (1824—1868) und dessen Ehefrau Karoline, geborene Loibl (1824—1903).

Die »Stammtafel der Ritter, Edlen und Freiherren v. V.« läßt sich bis in das 14. Jahrhundert zurückverfolgen. Das Geschlecht ist ein alt alemannisches. Vorfahren finden sich in Baden, Württemberg und Bayern. Die männlichen



Aszendenten waren vornehmlich Beamte und Offiziere. Ein Vorfahr, Melchior v. V., zählte als Humanist zu den Lehrern Calvins. Ein Dr. Isaac Volmar — der Name wurde in der Vergangenheit öfters mit einem l geschrieben — hat als Gesandter des Kaisers Ferdinand III. bei den Friedensschlüssen zu Osnabrück und Münster (Westfälischer Frieden) entscheidend mitgewirkt, und wurde sodann kaiserlicher Hofkanzler in Innsbruck. In die bayerische Adelsmatrikel wurde die Familie V. am 22. November 1810 eingetragen, nachdem der bayerische Kurfürst Karl Theodor am 3. September 1790 den Adelsbrief für Bayern erteilt hatte.

Verheiratet war v. V. seit 1885 mit Julia Kjellberg (1849—1923), einer Schwedin von außerordentlicher geistiger und menschlicher Kultur; sie zählte in Schweden die Führerinnen der modernen Literatur und Frauenbewegung (Ellen Key, Sonja Kowalewska, eine geborene Russin und erster weiblicher Professor in Europa, u. a.) zu ihrem Freundeskreise. Georg Brandes nannte sie »die entzückendste Frau Schwedens«. Die Lebensgemeinschaft Georg v. V.s und Julia Kjellbergs gestaltete sich zu einer Gemeinschaft von edelster Harmonie und seelischer Verbundenheit. Aus der Ehe entsproß ein frühverstorbenes Kind.

Die gymnasiale Schulbildung erhielt v. V. in dem humanistischen, von Benediktinern geleiteten Gymnasium St. Stephan in Augsburg (1859 bis 1865). Aus dieser Studiengenossenschaft gingen zahlreiche bekannte Persönlichkeiten (u. a. Lujo Brentano) hervor. Im August 1865 trat v. V. als Kadett in Freising in das 3. Bayerische Kürassierregiment ein. »Sein frischer, heldenhafter Sinn, sein prachtvoller Hochwuchs, die ritterliche Reckenhaftigkeit seiner ganzen Erscheinung ließen schon aus rein natürlichen Gründen, abseits von aller aristokratischen Tradition, diese Berufsbestimmung als eine glückliche erkennen.« (»Die Gesellschaft«, April 1891, Vorwort der Schriftleitung — M. G. Conrad — zu dem Aufsatz von V.s »Kleine Studien«.) Vom Beginn des Feldzuges 1866 — an dem v. V. teilnahm — bis September 1867 war er Leutnant im 3. Bayerischen Infanterieregiment. Von Januar 1868 bis Dezember 1868 diente v. V. als Freiwilliger im Korps der Carabinieres etrangers des päpstlichen Stuhles in Rom und in der römischen Campagna. 1869 wurde er Beamter der bayerischen Verkehrsanstalten.

Bei Ausbruch des Deutsch-Französischen Krieges 1870 meldete sich der »Königliche Post- und Bahn-Aspirant« v. V. bei dem bayerischen Kriegsministerium mit der Bitte, »ihn nach Ermessen einer Truppenabteilung im Felde einzuverleiben« aus dem »Verlangen, im offenen Felde seinem Vaterlande zu dienen«. v. V. wurde auf Kriegsdauer der deutschen Feldeisenbahn verpflichtet. Die Einstellung in ein Regiment wurde abgelehnt, weil er 1867 seinen Truppenteil verlassen hatte, um unter der Einwirkung seiner streng-katholischen Erziehung in die päpstlichen Dienste zu treten. Am 29. Januar 1871 erhielt v. V. zu Blois einen Schuß in das linke Schienbein. Eine weitere schwere Beschädigung erfolgte dann bei der Evakuierung durch den Bruch der Tragbahre und den hiermit verbundenen Sturz. Der Verletzte fiel mit der Wirbelsäule auf hartes Gestein, wodurch eine entzündliche Erkrankung des Rückenmarkes eintrat, die eine Lähmung der ganzen Muskelpartien zur Folge hatte. Den Gebrauch zweier Krücken konnte v. V. erst 1896 nach einer orthopädischen Behandlung bei dem berühmten Orthopäden Hessing in Göggingen bei Augsburg aufgeben.

In freiwilligem Dienste seines Vaterlandes war v. V. zum körperlich schwer Leidenden für sein ganzes Leben geworden. In den Zeiten des Sozialistengesetzes versuchten sowohl Bismarck wie auch die bayerischen Verwaltungsbehörden wiederholt, dem Kriegsinvaliden v. V. die geringe Kriegspension zu nehmen und zu schmälern.

Durch eingehende wissenschaftliche Studien, zu denen der körperliche Zustand besondere Intensität gab, kam v. V. gleich anderen Angehörigen des Bürgertums zur Sozialdemokratie. Er hat durch seine geistige Arbeit den Glauben an den Sozialismus als den tragenden Grund der künftigen Geschichte seiner Seele und seinem Kopfe zugeführt. Darum waren auch in Rede und Schrift des Führers eine klare, gefestigte Intellektualität und Logik, die Freund und Gegner gefangen nahmen.

Seine Studien galten vornehmlich der Nationalökonomie, Politik, Philosophie und Literatur. Nach längeren Reisen durch die Schweiz und Süddeutschland (Aufenthalt in München 1873—1874) kam v. V. 1874 nach Sachsen (Plauen i. Vogtland), wo sich angesichts der sozialen Verhältnisse des Industrielandes 1876 der offene Eintritt in die Sozialdemokratische Partei vollzog. v. V. hatte schon im April 1873 der Expedition des »Volksstaat« in Leipzig die Herausgabe eines belletristischen Wochenblattes vorgeschlagen; an den wirtschaftlichen Verhältnissen scheiterte der Gedanke. 1873 war v. V. Mitarbeiter der »Frankfurter Zeitung«, vor allem mit größeren Feuilletonartikeln geworden. Vom 1. April 1877 bis 14. November 1877 leitete er in Dresden, dem damaligen Wahlkreise August Bebel, die sozialdemokratische »Dresdener Volkszeitung«, an der er auch noch nach seinem Ausscheiden als leitender Redakteur bis zum Verbote der Zeitung im Dezember 1878 (Sozialistengesetz) mitgearbeitet hat. Als Delegierter für mehrere sächsische Orte erschien v. V. zum ersten Male auf dem »Kongreß der Sozialdemokraten Deutschlands« am 27.—29. Mai 1877 zu Gotha. Er stellte hier den Antrag, durch eine sozialdemokratische Korrespondenz eine geistige Verbindung mit den Sozialisten des Auslandes herzustellen und den Sozialistenkongreß zu Gent (1877) zu beschicken, »um der Solidarität der Sozialisten aller Länder Ausdruck zu geben«.

Mit dem öffentlichen Eintreten für die Sozialdemokratie begann auch für v. V. die Zeit strafrechtlicher Verfolgungen. Allein im Dezember 1877 wurden gegen ihn zwölf Prozesse anhängig gemacht. Wegen Majestätsbeleidigung u. a. wurde er zu zehn Monaten Gefängnis verurteilt, die er in Zwickau verbüßte. Nach seiner Entlassung (1879) aus dem Landesgefängnis in Zwickau wurde v. V. als bestrafte Person zunächst aus Dresden, seinem Wohnsitz, und dann aus dem ganzen Königreich Sachsen ausgewiesen. Das sächsische Landgericht zu Freiberg verurteilte im August 1886 v. V. wegen Geheimbündelei in dem Geheimbundsprozeß gegen v. V., Bebel, Ignaz Auer und Genossen zu einer Gefängnisstrafe von neun Monaten. Nach der Ausweisung aus Sachsen ging v. V. zu weiteren Studien in das Ausland. Von Oktober 1879 bis November 1880 war er in der Staatswissenschaftlichen Fakultät der Universität Zürich immatrikuliert. Von Zürich siedelte er nach Paris über, wo er an der Ecole de Droit Staatswissenschaften studierte und bis 1882 (ein Jahr nach seiner ersten Wahl in den Reichstag) blieb. In Zürich übte v. V. eine umfassende schriftstellerische Tätigkeit aus. Hier wie in Paris wurde er Mitarbeiter an deutschen und ausländischen Zeitungen und Zeitschriften und verfaßte verschiedene politische

und volkswirtschaftliche Schriften. (»Der gegenwärtige Stand der Waldschutzfrage«, Leipzig 1880, »Der isolierte soziale Staat«, Zürich 1880.) In Zürich wurde v. V. an dem »internationalen Organ der Sozialdemokratie deutscher Zunge«, »Der Sozialdemokrat« — am 28. September 1879 erstmals erschienen — der leitende Redakteur. »Der Sozialdemokrat« strebte »die unterbrochene Verbindung aller Genossen an, wodurch allein in der Partei volle Einigkeit und Klarheit geschaffen und erhalten werden kann.« Auch arbeitete v. V. an dem Jahrbuch für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik (Zürcher Jahrbuch) mit, das von dem idealgesinnten, reichen Höchberg unter dem Pseudonym *Dr. Ludwig Richter* im Sommer 1879 in der ersten Hälfte des ersten Jahrgangs herauskam.

In Zürich, das gerade nach dem Beginn des Sozialistengesetzes (Veröffentlichung des Sozialistengesetzes im »Reichsanzeiger« vom 21. Oktober 1878) der Sammelpunkt zahlreicher sozialistischer Führer aller Richtungen des In- und Auslandes wurde, trat v. V. in die größere, internationale proletarische Weltbewegung des Sozialismus und knüpfte dauernde freundschaftliche Verbindungen. Dem politischen Radikalismus, wie er sich in den anarchistischen Kreisen der Jüngerschaft von Hans Most zeigte, trat der Dreißigjährige schon entschieden entgegen und deutete somit den Entwicklungsweg zu dem verantwortungsbewußten Parteimann von höchster Selbstbeherrschung an.

An der Vorbereitung des Kongresses der deutschen Sozialdemokratie auf Schloß Wyden in der Schweiz (20.—23. August 1880) war v. V. stark beteiligt. Bei der Rückkehr von dem Kongreß der Sozialdemokratie in Kopenhagen (29. März bis 1. April 1883) wurde v. V. mit Bebel und einer Anzahl anderer hervorragender, sozialdemokratischer Führer beim Betreten des deutschen Bodens entgegen dem Artikel 31 der alten Reichsverfassung für mehrere Stunden verhaftet.

Schon bei den Reichstagswahlen 1878 wurde der im Zwickauer Gefängnis sitzende junge v. V. in der Stadt Plauen i. V. als Kandidat zum Reichstag aufgestellt; er erhielt einige tausend Stimmen. 1881 wurde er als Nachfolger Vahlteichs im 15. sächsischen Wahlkreis Mittweida in der Stichwahl in den Reichstag gewählt, dem er 1881 bis 1887 und 1890 bis 1918 angehörte. Seit 1884 vertrat v. V. den Wahlkreis München II. 1883 hatte v. V. aus der Schweiz kommend zum erstenmal in München gesprochen und sich dauernd niedergelassen. Die in München vom 1. April 1886 bis zum 14. Mai 1886 mit 37 Nummern erscheinende »Bayerische Volksstimme« (Organ für das arbeitende Volk) nannte als Herausgeber v. V. Durch Regierungsbeschluß vom 14. Mai 1886 wurde die Zeitung auf Grund des Sozialistengesetzes verboten. Ab 1. Januar 1890 war v. V. in München für kurze Zeit Herausgeber der »Münchener Post«, einem Hauptorgan der bayerischen Sozialdemokratie; im gleichen Jahre führte er für drei Monate die Redaktion dieser sozialdemokratischen Zeitung. 1890 war v. V. auch in Magdeburg gewählt; er nahm — wie bemerkt — für München II an.

Dem Sächsischen Landtag gehörte v. V. für Chemnitz 1883 bis 1889 an; seine Wiederaufstellung in Chemnitz lehnte er wegen seiner 1883 erfolgten Übersiedelung nach seiner Geburtsstadt München ab.

In den Bayrischen Landtag wurde v. V. am 12. Juli 1893 als erster Sozialdemokrat mit den Sozialisten Grillenberger, Ehrhardt, Scherm und Löwenstein gewählt; er gehörte diesem Parlamente gleich dem Reichstage bis zu seinem

durch den leidenden Zustand bedingten freiwilligen Ausscheiden im August 1918 an.

Über die Tätigkeit v. V.s in den drei Parlamenten ist folgendes in Kürze zu sagen: Die parlamentarische Tätigkeit im Sächsischen Landtag zeigt v. V. als einen Politiker von höchster Gewissenhaftigkeit und seltenem Pflichtgefühl in der Vorbereitung auch kleinster parlamentarischer Fragen. Die Probleme der Sozialpolitik wurden besonders eingehend behandelt; der erste Antrag v. V.s galt »der Herstellung von geschlossenen Bremserschutzhäuschen an dem Wagenmaterial der Staatsbahnen«. Andere Anträge und Reden galten dem Koalitionsrecht der Arbeiter, der Änderung des sächsischen Berggesetzes, Gewerbefragen jeder Art, der Frage der Fabrikinspektoren. (Rede vom 13. Februar 1884: »Aber ich bemerke, daß, wenn der Staat und seine Organe das Vertrauen der Arbeiter wirklich erwerben wollen, nicht bloß in gewerbepolitischer Beziehung, sondern auch auf politischem Gebiete ernstlich guter Wille gezeigt werden muß; denn man möge versichert sein, daß die Arbeiter aus einer Hand, die ihnen die Peitsche gibt, auch kein Zuckerbrot entgegennehmen werden.«) Weiter beschäftigten v. V. vor allem kulturelle Fragen (9. Februar 1888: »Meine erste Anfrage geht dahin: ob die Regierung nicht endlich darauf zurückkommen will, die Landesuniversität, bzw. das höhere, wissenschaftliche Studium überhaupt auch den Frauen zu eröffnen.« — 23. März 1888 über Leichenverbrennung: »Die beliebtesten Einwände werden zweifellos auf dem religiösen Gebiete geholt. Nun ist es freilich zu allerletzt meine Sache, mich mit diesen Gründen zu befassen. Denn ich habe schon wiederholt darauf hingewiesen, daß der Landtag keine Kirchenversammlung, sondern die Gesetzgebung des Landes bildet, welche Gesetze nicht für Christen, sondern für Staatsbürger zu machen hat, deren religiöse und philosophische Meinungen und Bekenntnisse ihn gar nichts angehen.«) Über Rechtsfragen (Prügelstrafe, Ob- sorge für Gefangene, Ausweisung, Entschädigung für unschuldig Verurteilte) äußerte sich V. in einer ganzen Reihe von Reden.

Die Reden vor allem im Deutschen Reichstage, in dem v. V. nicht sehr häufig, aber stets unter größter Aufmerksamkeit des ganzen Hauses sprach, sind Musterbeispiele für eine Rhetorik, die vollkommen frei von sogenannter rhetorischer Kunst einfach durch die Klarheit des logischen Gedankenganges, den politischen Geschmack und die wahrhafte Bildung des Sprechenden in außerordentlichem Maße wirkte.

Zum Überblick über die parlamentarische Tätigkeit v. V.s im Reichstage sei besonders auf folgende, im Plenum der Volksvertretung gehaltenen Reden hingewiesen.

12. Mai 1882, Reichstabakmonopol: »Es gibt zwei Arten der Lösung der sozialen Frage, zwei Arten, wie man sie auffassen kann: als Kulturfrage und als Gewaltfrage. Die Auffassung als Kulturfrage ergibt sich ja leicht, sie besteht darin, daß man die Hindernisse, welche der Entwicklung des Volksgeistes im Wege stehen, nach Möglichkeit beseitigt, daß man den dringendsten Bedürfnissen, welche sich im Volke zeigen, nach und nach, gradweise nachgibt und dadurch eine ununterbrochene Reformära herbeiführt. Dieser Weg ist ein langsamer, m. H., aber er ist ein zivilisatorischer und wahrhaft menschlicher; aus diesem Grunde haben wir auch niemals versäumt — und ich fordere hierüber das Zeugnis aller auf —, zu erklären, daß wir zu diesem Wege, zum Wege

des Sieges des Gedankens vollkommen bereit sind. Die Auffassung als Gewaltfrage charakterisiert sich, m. H., einfach durch die Worte ‚Blut und Eisen‘. — 13. Dezember 1882, Sozialistengesetz: »Der Sozialismus, das sollten Sie aus den zahlreichen Reden, die von uns in diesem Hause gehalten sind, wissen, hat andere Ziele, er hält diese Taktik [die Mostsche Richtung] für eine verkehrte und weiß, daß man die Revolution nicht machen kann, sondern daß tatsächlich der ganze Gesellschaftszustand dazu disponiert sein muß. Daß, wenn diese Disposition vorhanden ist, die Partei allerdings sich nicht regungslos verhalten, sondern die Revolution aufnehmen wird, ist wohl klar. Aber die Revolutionen — das ist schon soundso oft gesagt — werden nicht gemacht, sondern sie machen sich selbst.« — 22. Januar 1883, Militäretat: »Wir sind der Meinung, daß nicht eine vom Volke losgelöste und zu einem besonderen geschlossenen Stand ausgebildete, stehende Armee vorhanden sein solle, sondern daß jeder Bürger Soldat und deswegen auch jeder Soldat Bürger sein solle.« — 13. März 1884, Unfallversicherung: »So oft man an die Lösung der sozialen Frage herangeht, nicht um der Sache selbst willen, nicht mit der reinen Absicht, dem Volke zu nützen und zu dienen, sondern herangeht mit Nebenabsichten, lediglich zu Machtzwecken, um die vorhandene Arbeiterbewegung zu zerstören oder auf Abwege zu bringen, — so oft ist ein unglücklicher Ausgang sicher, um so sicherer, wenn eine zielbewußte Arbeiterpartei vorhanden ist, die man mit allen Mitteln nicht zugrunde zu richten vermag.« — 15. Dezember 1884, auswärtige Politik: (Polemik mit dem Fürsten Bismarck). — 12. Januar 1885, Militäretat: »Ich habe mir im allgemeinen die Meinung gebildet im öffentlichen Leben, daß viel mehr schlimme Dinge aus Unkenntnis als aus schlechter Absicht geschehen. Eine Menge von Leuten, die Übles tun, deren Handlungsweise wir für nicht gerechtfertigt und schädlich erachten, können nach ihrer Meinung sehr richtig handeln. Damit ist aber noch keineswegs die objektive Richtigkeit ihrer Handlungsweise anerkannt.« — 27. März 1886, Branntweinmonopol: »Der Herr Reichskanzler hat an Kampfzeiten erinnert, des preußischen Verfassungskonfliktes gedacht und einen bedeutsamen Hinweis gemacht auf den blutigen Bürgerkrieg von 1866, von welchem er gemeint hat, daß das ganze deutsche Volk, jedenfalls die allergrößte Mehrzahl denselben gebilligt habe. In bezug auf letztere Behauptung will ich nur sagen, daß der Herr Reichskanzler sich hier sehr im Irrtum befindet. Wenigstens im Süden sind die Tage des Jahres 1866 keineswegs vergessen! Der Erfolg vermag wohl manches zuwege zu bringen; aber eine verwerfliche Sache, wie jenen Bürgerkrieg, kann er unter keinen Umständen heiligen!« — 12. Mai 1890, Kolonialpolitik: »Auch meine Partei und ich haben für die Ehre und die Interessen unseres Volkes ein sehr ausgeprägtes Gefühl; aber wir sind keineswegs der Meinung, daß dieselben durch koloniale Abenteuer irgendwie gefördert werden, und daß sie notwendig erfordern, einem von uns gemachten falschen Schritt weitere folgen zu lassen. Es gibt auch große Völker und Länder, welche ähnlich gedacht und gehandelt haben . . .« — 3. März 1892, Belagerungszustand in Elsaß-Lothringen: »Der frühere Reichskanzler hat einmal hier im Hause bei einer ähnlichen Gelegenheit den Ausspruch getan, ‚wir Preußen haben nicht die Gabe, uns beliebt zu machen! Wenn Fürst Bismarck einmal ein wahres Wort gesprochen hat, so ist es dies gewesen. Davon weiß man nicht nur in Elsaß-Lothringen, nicht nur in Süddeutschland, sondern im ganzen Reiche zu erzählen! Statt Liebe, Scho-

nung, Überzeugung zu üben, hat man in Elsaß-Lothringen hauptsächlich mit dem Mittel der Gewalt und der Furcht gewirkt. Das verwandte Deutschtum ist den Elsässern und Lothringern in der denkbar unsympathischsten Gestalt entgegengetreten. Was an überlebten Gesetzen aus der früheren französischen Zeit vorhanden war, zum Teil aus der vorigen, ja wohl noch aus dem vorvorigen Jahrhundert stammend, das hat man mit der größten Gewissenhaftigkeit konserviert. Das hält man bis zum letzten Buchstaben aufrecht und führt es in preußisch-deutscher Weise aus. Eine solche Mischung von bourbonischem, napoleonischem und diktatoriellem Geist mit dem preußisch-deutschen Kommando und Bureaukatengeist, das ergibt eine Zusammensetzung, die für mich das Widerwärtigste auf der Welt ist. Und wenn schon für uns übrigen Süddeutschen so viele Dinge nicht besonders angenehm sind — von den allgemeinen sozialpolitischen Erwägungen ganz abgesehen —, so kann es jedem begreiflich sein, wie die neuen Verhältnisse auf das Elsaß-Lothringen wirken mußten . . . « — 12. Februar 1897, Militärfragen: »M. H., das Nationalgefühl, wie ich es mir vorstelle, ist das Gefühl, daß man die Bürger- und Menschenpflichten im Heimatland zu erfüllen, die Volkswohlfahrt zu fördern und gegen Störung und Überfälle zu schützen habe. Dieses Gefühl, in welchem die Sozialdemokraten hinter niemandem zurückstehen, bedarf aber des Krieges nicht, sondern es gedeiht am besten in dem Arbeiten, Denken und Streben des Friedens. Ein angebliches Nationalgefühl aber, welches nur künstlich durch Blut und Zerstörung erhalten werden muß, ist nichts als ein widerliches Zerrbild, aus Überhebung, Herrschbegier und Raublust zusammengesetzt, — jener Chauvinismus, den wir auf das entschiedenste bekämpfen, und dessen »Verkrüppelung« die Voraussetzung für eine bessere Zukunft der Völker ist . . . Vor allem aber haben wir einzutreten für die Soldaten, welche Söhne des Landes sind und deren Vertretung uns obliegt, ganz gleichgültig, ob sie sich im Bürgerrock oder Waffenrock befinden. . . . M. H., der Umsturz, die Revolution, welche Sie, unsere Gegner, meinen, an die denken wir nicht; die, welche wir meinen, in der stehen wir mitten darinnen, sie vollzieht sich tagtäglich vor den Augen aller Menschen. . . . Diese Entwicklung der Dinge aber ist für Gewaltmittel unfassbar und unaufhaltsam; und deswegen ist der Kampf, den man mit materiellen Machtmitteln gegen uns, gegen die sozialdemokratische Bewegung führen will, ein Kampf gegen Gespenster.« — 2. April 1897, Aufhebung des Jesuitengesetzes: »Außerdem ist die Stellung meiner Partei in dieser Frage eine prinzipielle, und deshalb von keinerlei Nebenrücksichten wegen eines etwaigen augenblicklichen Nutzens oder Schadens beeinflussbar. Unser Standpunkt in dieser wie in anderen Fragen ist einfach der, daß wir Bewegungsfreiheit nicht nur für uns oder sonst einen Teil der Bevölkerung, sondern für alle haben wollen — auch für unsere schroffsten Feinde. Und wenn Herr Dr. Lieber vorhin von der 'tiefen und unüberbrückbaren Kluft' gesprochen hat, welche unsere beiderseitigen Weltanschauungen trenne, so mögen er und das Zentrum aus unserem Verhalten ersehen, daß das uns nicht im mindesten hindert, Toleranz zu üben und auch unserer Gegner Rechte anzuerkennen — woran sich andere Leute beiläufig ein Beispiel nehmen könnten.« — 13. Dezember 1898, Rede über Kolonialfragen. — 15. März 1900, Freiheit der Kunst: »Also ich sage, wenn es uns trotz aller Anstrengungen nicht gelingen sollte, das Durchgehen des Gesetzes zu hindern [Lex Heinze], dann wird die Sozialdemokratie Seite an

Seite mit der Kunst und Literatur und mit der Wissenschaft unterliegen, und es wird dann die Zeit kommen, wo diese geistigen Kräfte die Bundesgenossen der Sozialdemokratie gegen jede Reaktion sein werden.« — 26. November 1900, Militärpensionsgesetz: »So wie wir die Institutionen unseres Vaterlandes streng kritisieren und deswegen doch in Liebe für dieses Land hinter niemand zurückbleiben, ebenso halten wir die augenblicklichen Einrichtungen unseres Heeres für verkehrt und bekämpfen sie, ohne deswegen Gegner des Heeres, der Wehrkraft an sich zu sein.« — 5. Dezember 1900, Gesetzentwurf über freie Religionsübung: »Nun sind wir Sozialdemokraten — wie Ihnen seit alter Zeit bekannt sein muß — grundsätzliche Vertreter der vollen Gewissens- und Glaubensfreiheit, die wir konsequent dahin entwickeln, daß der Staat sich überhaupt in keiner Weise in die religiösen Meinungen einzumengen, sich in keiner Weise mit Religion und Kirche zu befassen, sondern diese Dinge ausschließlich der privaten Aktion der einzelnen Bürger und der von ihnen gebildeten Religionsgemeinschaften zu überlassen habe, die auf diesem Gebiet völlig frei und uneingeschränkt verfügen sollen. Kurz, wir stehen — um ein bekanntes Wort zu gebrauchen — auf dem Standpunkt der vollen Trennung von Kirche und Staat.« — 22. Januar 1901, Reichstat des Innern: »Denn derselbe (Dr. Pichler) hat sich auf die Liebenswürdigkeit beschränkt, mir zu sagen, daß ich ‚ein königlich bayerischer Sozialdemokrat‘ sei, den er mit einem besonderen Maße messen wolle, — im Grunde die Wiederholung eines Wortes, das ein anderer meiner Landsleute aus dem Zentrum einmal im Vorjahre gebraucht hat, indem er von der weiß-blauen Farbe der bayerischen Sozialdemokraten gesprochen hat. Durch derartige Dinge kitzelt man mich aber nicht im geringsten. Ich habe niemals ein Geheimnis daraus gemacht, daß ich ein guter Bayer bin, so wie ich ein guter Deutscher bin, was mich nicht im mindesten hindert, auch an den Zusammenhang mit anderen Völkern zu denken. Und die weiß-blaue Farbe finde ich sehr schön, sie ist mir sehr sympathisch, und ich finde auch, daß sie in Verbindung mit einer gewissen Dosis Rot besonders gut wirkt.« — 16. März 1901, Rede über den Ausbau der Hohkönigsburg, die ein Beweis für das kulturelle Niveau V.s ist. — 20. Januar 1903, über das persönliche Regiment: »Wir sehen in der äußeren Politik nach wie vor einen Mangel an festen Zielen, ein fahriges Wesen, das wetterwendisch den Kurs wechselt, das jeden Augenblick zu neuen Improvisationen bereit ist, das die verschiedenen Mächte der Reihe nach geflissentlich, um nicht zu sagen aufdringlich umwirbt, sich an dieselben heranwirft, dadurch schließlich überall Mißtrauen weckt und dadurch zur Erfolglosigkeit verdammt ist. . . . Nun bin ich meinerseits keineswegs ein Unitarier, ich würde vielmehr eine Verwaltungszentralisation nach französischem oder . . . nach russischem Muster, eine Bestimmung des vielgestaltigen deutschen Volkslebens von einem einzigen Punkte aus als in jeder Beziehung verderblich und von dem anzustrebenden Ziel einer demokratischen Autonomie abführend ansehen. . . . Wenn aber ein Fürst, wie sich das bei uns im Reiche entwickelt hat, derart persönlich hervortritt und dabei der Majestätsbeleidigungsparagraph weiter fort dauert, da muß das dahin führen, daß dem Fürsten das unwürdige Vorrecht eingeräumt wird, ganz allein unverantwortlich reden zu dürfen und hinter einer sicheren Verschanzung hervor Beleidigungen zu schleudern, die die Angegriffenen nicht erwidern können. . . . Schließlich möchte ich an Sie doch auch noch die Frage richten: wenn die geschilderten Dinge ungehindert fortgehen

sollen, — zu welchem Ende glauben Sie denn eigentlich, daß dieselben führen sollen?« — 9. Dezember 1904, Rede über den Reichshaushalt. — 15. März 1905, eingehende Rede über die deutsch-russischen Beziehungen. — 14. November 1906, internationale Lage: »Wir Sozialdemokraten sind fest entschlossen, unsere ganzen Kräfte bis zum äußersten aufzuwenden, um alles dasjenige zu bekämpfen, was durch Torheit und Gewissenlosigkeit den Frieden unter den Völkern stören könnte, der eine notwendige Voraussetzung der sozialen und der politischen Befreiung ist, und die Entfesselung eines Krieges zu hindern, dessen Ende unabsehbar, dessen Ausgang unberechenbar ist, dessen Greuel aber das sichere Ergebnis haben würde, allen beteiligten Völkern und der ganzen Kultur einen uneinbringlichen Schaden zuzufügen!« — 30. April 1907, Auswärtige Politik. — 22. Mai 1911, schwedischer Handelsvertrag: »Es ist die höchste Zeit, daß auch Deutschland von dem Wege des sich gegenseitigen Absperrens der Nationen, der Völker voneinander umkehrt und endlich den Weg beschreitet, den wir immer gefordert haben, nämlich dahin zu wirken, daß Europa wieder zu einem vernünftigen System eines Güteraustausches gelangt.« — Die über den schwedischen Handelsvertrag gehaltene Rede war die letzte im Deutschen Reichstage.

Im Bayerischen Landtag (Kammer der Abgeordneten) sprach v. V. vor allem regelmäßig zum Kultus- und Militäretat. Daneben behandelte er besonders eingehend agrarische Fragen. Von grundlegender Bedeutung für das Gesamtverhältnis der Sozialdemokratie gegenüber dem Deutschen Bauernstand wurde die am 24. Oktober 1893 in der Bayerischen Abgeordnetenkammer gehaltene Rede. v. V. trat mit Entschiedenheit für die in der kapitalistischen Wirtschaftsordnung möglichen Schutzmaßregeln des Bauernstandes ein. Er erklärte, daß allerdings die Ursache des Niederganges der bäuerlichen Landwirtschaft in der zunehmenden kapitalistischen Ausbeutung liege, und »daß die Leiden, welche die kleinen und mittleren Bauern gegenwärtig durchzumachen haben, wesensgleich sind mit den Leiden der Lohnarbeiter, der großen Proletariernmassen«. Bei der Beratung des bayerischen Militäretats (11. Januar 1906) erklärte v. V.: »Denn über das persönliche Wohlgefühl hinaus gibt es viele gemeinsame Beziehungen zum Heimatlande, zum eigenen Volkstum, zur besonderen Kulturgemeinschaft, die uns — und mögen wir auch noch so voll Erbitterung sein über die nach unserer Überzeugung vorhandenen Mißstände — gleichwohl an dieses Vaterland knüpfen und es uns teuer machen.« In seiner letzten großen Rede zum bayerischen Militäretat 1912 wiederholte v. V. noch einmal dieses grundsätzliche Bekenntnis zum Vaterlande unter Verwahrung gegen die Behauptung eines geplanten Massenstreiks bei einer Mobilmachung mit dem Satze: »Wir Sozialdemokraten setzen alles daran, daß der Friede erhalten bleibt. Wenn es aber nicht gelingt, den Frieden zu erhalten, dann werden die Sozialdemokraten alles andere hinter die Not des Vaterlandes zurücktreten lassen.« Die letzte persönliche Kundgebung v. V.s in der Bayerischen Kammer wandte sich gegen die Herabsetzung der Leistungen des bayerischen Heeres durch einen preußischen Offizier.

Mit dem Beginn des Weltkrieges sehen wir v. V. nicht mehr aktiv in den Parlamenten handeln. Das Fortschreiten des Kriegsleidens — zunehmendes Zittern von Händen und Kopf — zwangen ihn immer mehr zur Ruhe. In ungebrochener geistiger Frische tauschte er mit den Freunden die Meinungen aus.



Sein ganzes Denken gehörte dem deutschen Schicksal. Die Hoffnung auf ein gutes Ende verließ ihn erst kurz vor der Katastrophe. Im Zusammenbruch hielt auch ihn der Glaube an die deutsche Nation aufrecht. Das tragische Schicksal, durch körperliches Leiden zur Untätigkeit in den entscheidenden politischen Stunden, in denen gerade sein Mitschaffen starke Hilfe gewesen wäre, verurteilt zu sein, traf ihn sehr schwer. Nicht ein bitteres Wort kam über die Lippen v. V.s. In seinem Landhaus Soien saß am Walchensee, in dem er seit 1915 bis zum Ende mit der leidenden Gefährtin lag, trug er umgeben von den geliebten heimatlichen Bergen des Karwendel in stiller, wahrer Größe den Verzicht.

G. v. V. war als Parlamentarier, Redner, Schriftsteller und Mensch eine außerordentliche Persönlichkeit; sein Name hat einen besonderen Klang und wird immer mit höchster Achtung genannt werden. Sein Wirken ist ein geschichtliches zu nennen. — Die Gründe seines faszinierenden Eindrucks lagen rein äußerlich in Herkunft und Werdegang im Verhältnis zu der Zeit und ihren Anschauungen. Die ragende Gestalt, mit der im Gesicht geprägten geistigen Souveränität und dem Adel ernster Überzeugung mußten den Begegnenden fesseln. Die tieferen Gründe für die außerordentliche Bedeutung des Mannes liegen in seiner inneren Freiheit und wahrhaft universellen Bildung, beides gefügt und gehalten durch menschliche Wahrhaftigkeit, die für den einzelnen viel, für den Politiker alles bedeutet. Vornehmlich seine in der deutschen und europäischen Kultur wurzelnde Bildung befähigte und gestaltete ihn zum Staatsmann, der dem Intellekt den Primat vor dem Dogma einräumt und bei einer mit Vollendung genutzten Selbstbeherrschung und Sachlichkeit in der politischen Debatte die Politik als eine Kunst erkennt und übt.

In einem vom 8. November 1891 datierten Selbstbekenntnis V.s ist die Grundlage seines Schaffens zu erkennen:

»Kein Mensch ist in jeder Einzelhandlung frei, und um größerer Dinge willen darf und muß man sich in untergeordneten oft Zwang antun. Wer aber in Dingen von Bedeutung sein Denken und Handeln nach dem Urteile anderer einrichtet, sich durch Lob oder Tadel bestimmen läßt, der gibt sein bestes Wesen auf. Und dabei macht es keinen inneren Unterschied, ob man den Großen oder dem Volke schmeichelt, dem Glauben oder der Aufklärung heuchelt, der gesellschaftlichen Verbindung oder dem materiellen Gewinne Rechnung trägt. Eine wahrhaft sittliche Handlung ist nur die, welche dem eigenen Gesetz der Persönlichkeit entspricht, nach ihrer Rechts- und Weltanschauung richtig und begründet ist. Man muß sich selbst getreu sein.«

Der Führer des jungen literarischen Deutschland, M. G. Conrad, schrieb im April 1891 in der von ihm herausgegebenen Zeitschrift »Die Gesellschaft« über die Persönlichkeit v. V.s: »Wenn Deutschlands Arbeiterwelt geistig und gemütlich höher steht als die irgendeines anderen Staates; wenn sie in gesunder, liebevoller Fühlung sich zu erhalten trachtet mit den mächtigen Geistesströmungen, die sich in den Schöpfungen der schönen Künste und Literatur kristallisieren; wenn sie durch dieses warmherzige Verhältnis zu allem Höchstgeistigen selbst immer mehr zu einem starken Rückhalt der lebendigen Kultur und einem Element idealen Fortschrittes und harmonischer Entwicklung wird, so hat die vielseitige und unermüdliche Schriftstellertätigkeit V.s daran großen Anteil. . . . Georg v. V. ist in den Volksversammlungen ein ebenso stimm-

gewaltiger, durch geschickte Taktik, sachliche Beherrschung des Stoffes und vornehmes Auftreten sieghafter Redner, wie er im kleinen Kreise ein gemütlicher, humorvoller Plauderer ist. Jedenfalls ist er, und diese Anerkennung zollen ihm auch seine politischen Gegner, eine reichbegabte Natur, ein ritterlicher Charakter und eine der interessantesten Erscheinungen in dieser für den Volkspsychologen so überaus studierenswerten Übergangszeit.«

Von Haus aus war v. V. eine rustikale Natur mit dem leidenschaftlichen, guten und fröhlichen Temperamente des erdgebundenen oberbayerischen Gebirgssohnes. Seine Freunde nannten ihn in den ersten politischen Jahren ironisch den »Manschettenbauer«. Stürmende und drängende Leidenschaft beherrschte den Fahnenjunker und päpstlichen Gardisten, den Redakteur der »Dresdner Volkszeitung« und den Revolutionär im Exil wie den Abgeordneten der parlamentarischen Frühzeit. Aber der Mann, der noch 1877 in einer Versammlung in Sachsen vor den »transzendentalen Phantastereien« warnte, wurde bald der entschiedenste Verfechter einer absoluten Neutralität der sozialistischen Arbeiterbewegung gegenüber dem hohen Gute persönlicher Überzeugung in religiösen Dingen. Der Mann, der im Reichstag am 13. Dezember 1882 sich zu dem Grundsatz bekannte: »Ich bin nicht parlamentarisch; ich betrachte den Parlamentarismus nur lediglich als Mittel«, sprach wenige Jahre später (4. März 1885) an gleicher Stelle: »Ich bin der festen Überzeugung, daß die Möglichkeit einer organischen, einer ruhigeren Entwicklung der politischen und sozialen Verhältnisse in Deutschland eng verknüpft ist mit der Entwicklung des Einflusses des Parlamentes.« — Die Grundlage für eine geistige Beherrschung der Politik war auch in den Sturm- und Drangjahren überall zu erkennen. Politische Verantwortlichkeit zeigte sich in den Artikeln v. V.s im Züricher »Sozialdemokrat«, in denen er bei aller klaren Betonung sozialistischer Grundsätze vor jeder Revolutions- und Putschmacherei im Hinblick auf die Schreibweise von Hans Most in der »Freiheit« warnte. Der Staatsmann der Eldorado-Reden, der im Raume der Wirklichkeit dem Fortschritt und der Idee des Jahrhunderts den Weg bahnen will, ist deutlich erkennbar. Auch in den ruhigeren Jahren des Führers blieb er ein von der geschichtlichen Notwendigkeit des Sozialismus innerlichst Überzeugter. In der Parteitreu wurde er von keinem übertroffen. Die Anrede »Genosse« war ihm immer ein Ausdruck ernster Kampfverbundenheit und treuer sozialdemokratischer Gesinnung. Die Anhänglichkeit der Arbeitermassen an v. V. war in der erlebten Sicherheit begründet, daß dieser Führer ein Taktiker der Zeitlage war, ohne jemals den Blick auf das Ganze und den sozialistischen Glauben an die Zukunft zu verlieren. In der Synthese unbeirrter, revolutionärer Gedanken mit taktischer Klugheit — hierüber stolpern die meisten Opportunisten und Propheten — lag die parteipolitische Stärke v. V.s. Über den Tag hat er nie das Jahrhundert, über das Jahrhundert nie den Tag vergessen. In der großen historischen Auseinandersetzung mit der hinreißenden Leidenschaft August Bebel's auf dem Parteitag in Dresden zeigte sich die Stärke der v. V.schen Persönlichkeit vollkommen; ihrer rein intellektuellen Dialektik hat die Geschichte recht gegeben. — Bei aller inneren Verpflichtung dem Gesamtkörper der Partei gegenüber hat sich v. V. mit besonderem Nachdruck für die ungehemmte und freie Diskussion aller politischen Probleme eingesetzt: »Wir aber wollen eine demokratische und keine autoritäre Partei sein.« Aus der gleichen grundsätzlichen Gesinnung entstanden die vier

Artikel: »Bebels Fahnenenerhebung« (»Münchener Post«, 21.—25. November 1894). Auf dem Frankfurter Parteitag der Sozialdemokratie (1894) war wegen der Zustimmung der bayerischen Landtagsfraktion zum Etat über die grundsätzliche Bedeutung der Budgetbewilligung debattiert worden. Bebel hatte kurz darauf in einer Berliner Rede nochmals das Verhalten der bayerischen Sozialdemokraten getadelt, und hiergegen wandte sich v. V. in den genannten Artikeln unter Berufung auf die im agrarischen Bayern gemachten Erfahrungen, »über die man nicht ohne weiteres von außen her urteilen kann«.

Fragen wir nun nach den vornehmlichsten geschichtlichen Erfolgen V.s, so erkennen wir zwei Dinge vorzüglich. v. V. war der staatsmännische Führer in der notwendigen Entwicklung der durch das Ausnahmegesetz geächteten Sozialdemokratie zur verantwortungsbewußten und planvollen Mitarbeit in der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung. Für eine jede revolutionäre Partei kommt der tragische Augenblick, in dem sie aus der ideellen Prophetie in den Kreis des »öden« Tages und der Wirklichkeit treten muß. In der Verwirklichung dieser historischen Notwendigkeit war v. V. schlechthin der Führer. Es gab geschickte, verdienstvolle und begabte Politiker, Literaten, Redner im Lager des »Revisionismus«, der zweiten geschichtlichen Epoche der Sozialdemokratie. Der Gegenpol zu der starken Persönlichkeit August Bebels, des Künders des politischen Klassizismus der Sozialdemokratie, war v. V. Ihn den Vater des Revisionismus zu nennen, ist vor allem nicht erschöpfend und darum schon unzutreffend. v. V. wurde der vorbildliche Führer der konsequenten parlamentarischen Taktik und Praxis, wobei wir unter diesen Begriff (Parlamentarismus) die Nutzung der Gegenwart für die Zukunft verstehen. Neben diesem Handeln sehen wir ein zweites, das Dauerndes schuf: die Führung der bayerischen Sozialdemokratie aus hoffnungslosen Anfängen in den politischen Mittelpunkt des ehemaligen Königreiches, ein Meisterstück politischen Könnens, das dem Meister den Namen eines »ungekrönten Königs von Bayern« in allen Schichten eintrug.

Der Gedanke einer konsequenten politisch-parlamentarischen Mitarbeit in der kaiserlichen Monarchie und unter der kapitalistischen Gesellschaftsordnung fand seinen klassischen Ausdruck in zwei Reden v. V.s, die — nach dem Versammlungslokal in München genannt — als sogenannte Eldorado-Reden (1. Juni und 8. Juli 1891) den Auseinandersetzungsprozeß zwischen Staat und Proletariat innerhalb und außerhalb der Sozialdemokratischen Partei für Jahrzehnte beherrschten. Seit dem Rücktritt des Fürsten Bismarck wurde die Frage erörtert, ob die Sozialdemokratie unter dem »neuen Kurs« ihr bis dahin beobachtetes politisches Verhalten ändern solle. In den Eldorado-Reden prägte v. V. scharf den Gedanken, daß »unsere Grundsätze uns gehören, aber ihre Anwendung auf das Leben, auf die politische Taktik richtet sich nach den jeweiligen staatlichen und wirtschaftlichen Verhältnissen und Bedürfnissen und wird zum größten Teile von dem Verhalten der Inhaber der Macht und den übrigen Parteien bestimmt. . . . Genügten einst Leidenschaft und unbeugsamer Trotz, so handelt es sich jetzt vor allem um Besonnenheit, kluges Abwägen und zähe Ausdauer. . . . Die heutige Form zu benützen, um auf die Gestaltung der morgigen Einfluß zu üben — das muß unsere Aufgabe sein.« v. V. stellte dann als die nächsten Forderungen die Weiterführung des Arbeiterschutzes, ein wirkliches Vereinsrecht, die Beseitigung jeder staatlichen Einengung zugunsten der

Streikenden, eine Gesetzgebung über die industriellen Ringe, die Beseitigung der Lebensmittelzölle auf. Die ganz außerordentliche Wirkung der Eldorado-Reden war mit durch den freien Sinn der Persönlichkeit bedingt. (»Ich nehme jene Meinungsfreiheit in Schrift und Wort, welche wir von den heutigen Gewalten in ausgedehntestem Maße verlangen, als mein Recht auch innerhalb der Partei in Anspruch, um zu schreiben und zu sagen, was immer ich für richtig halte.« v. V. auf dem Parteitage zu Erfurt 19. Oktober 1891.) Wenn die Sozialdemokratische Partei in ununterbrochen wachsender Größe, in Programm und Handlung (Bauernschutz, Aufgabe der Katastrophentheorie, Zustimmung zu den Etats) sich einem konsequenten Parlamentarismus zugewandt hat, so ist auch nach dem Ausscheiden v. V.s aus dem unmittelbaren politischen Leben seine einstige herrschende Führerschaft als der entscheidende Inspirator der Entwicklung fortdauernd zu nennen. Bei der Eroberung großer Teile des bayerischen Volkes für die Gedankenwelt des Sozialismus kam v. V. neben seinem taktischen Können die persönliche Verbundenheit mit guter bayerischer Eigenart zustatten. Er war immer stolz auf seine Landsmannschaft und hat sicherlich mit innerster Überzeugung bei den Budgetdebatten des Frankfurter Parteitages den Satz gesprochen: »Es wäre ein außerordentlich schlechter Anfang für unsere Landagitator, wenn Sie mit einer Geringschätzung dieser Eigenart (des bayerischen Volkes) und mit einem Akt falscher Einheitlichkeit beginnen wollten, die in Wahrheit nichts als ein Schablonisieren und Uniformieren wäre, ein Ausfluß jenes preußischen Korporalgeistes, der alles von einem Punkte aus diktieren und mit einer Riesennivellierwalze über ganz Deutschland und die angrenzende Welt hinwegfahren möchte. Nichts wäre schlimmer für uns, als wenn dieser Geist, der die preußische Herrschaft so allgemein in Deutschland verhaßt gemacht hat, auch unsere Verhältnisse vergiften würde!« Der im Laufe der Jahre von v. V. in der bayerischen Politik ausgeübte Einfluß läßt sich schon an der einen Tatsache ermessen, daß die bayerische Sozialdemokratie ein Jahrzehnt hindurch (1899 bis 1909) mit dem Zentrum die verschiedensten politischen Kompromisse schließen konnte.

Überblicken wir noch einmal den Mann und sein Werk, so wird vor der Kritik das folgende Urteil bestehen können: umfassende Studien und geschichtliche Einsicht in die bewegenden Kräfte einer neuen Epoche der Menschheit stellten v. V. in die Reihen der emporstrebenden sozialistischen Arbeitermassen. Wissen und Selbstbeherrschung machten ihn zum Staatsmann von Format und ließen ihn der Stunde geben, was der Stunde gehörte. Innere Unabhängigkeit schuf edle Treue für eine große Idee. Und diese innere Freiheit hob den Träger weit über die Menge der Agitatoren und Parlamentarier. In dem großen Kämpfer aber lebte der große Mensch, auf den das Wort des Römers von der *anima candida* wahrlich zutraf.

Literatur: 1. Über v. V.: Karl af Geyerstam, Georg v. V. Stockholm (S. Lördagstidning) Nr. 28, 24. Oktober 1885. — Pfarrer Wenck, Georg v. V., 2. Probenummer der Hilfe 1894/95. — v. Fechenbach-Landenbach, Die Bedeutung der heutigen Sozialdemokratie für Staat und Gesellschaft. Frankfurt a. M. 1895, 5. Kapitel, Herr Bebel und der Krethi-Plethi in der Sozialdemokratischen Partei oder Die neue Schule des Herrn v. V. — *A Leader of German Socialists. Pall Mall Gazette*, 4. August 1896. — Dr. Besthorn, *Det tyske socialdemokratie, III.*, Georg v. V. *Ringeren* (norwegische Zeitschrift) 1899, Nr. 22. — H. von Gerlach, Die Führer der deutschen Sozialdemokratie. Die Zeit, Wien 1900, Nr. 306. — Georg Brandes, Deutsche Persönlichkeiten. (Gesammelte Schriften 1. Bd. München 1902).

Dr. Busching, Georg v. V. Allgemeine Zeitung, Münchener internationale Wochenschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik 1910, Nr. 11. — (Außerdem siehe Mehring, Geschichte der deutschen Sozialdemokratie, sowie die zahlreichen Werke in der parteipolitischen Geschichte.)

2. Schriften, wichtigere Aufsätze und Reden v. V.s:

Waldverwüstung und Überschwemmung, Leipzig 1876. — Der isolierte sozialistische Staat, Zürich 1879. — Stiebers' Verdruß. Geheimschrift zur Sicherung des Briefverkehrs in und mit Deutschland, Zürich 1880 (anonym). — Revolution oder Reform? Zürich 1880. — Der gegenwärtige Stand der Waldschutzfrage, Leipzig 1880. — *Importance de la Question foudrière. La Revue socialiste*, 20. Februar 1880. — Aufhebung des Sozialistengesetzes? Zürich 1882 (unter dem Pseudonym Surtur). — Die Abgeordneten-Verhaftungen zu Kiel und Neumünster, München 1883. — Über die soziale Frage, München 1884. — Ludwig I. von Bayern. Eine Charakterstudie. (Pseudonym Fieodem.) München 1887. — Festrede zum Bremer Gewerkschaftsfest 1890. — Die Bedeutung der bevorstehenden Reichstagswahlen, Rede, München 1890. — Für Wahrheit, Freiheit, Recht! (anonym), Nürnberg 1891. — Sonja Kowalewska, Die Gesellschaft 1891, Heft 8. — Die sozialen und politischen Verhältnisse in Deutschland. Vortrag am 12. Januar 1891 in Stockholm; abgedruckt in Nr. 8 des Stockholmer *Sozialdemokraten* vom 12. Januar 1891. — Kleine Studien, Die Gesellschaft 1891, Nr. 486. — Arne Garborg und seine Müden Männer. Nach dem Norwegischen. Die Gesellschaft 1892, Heft 2. — Der Staatssozialismus unter Bismarck und Wilhelm II., Die Gesellschaft 1892, S. 1109. — Über Staatssozialismus, Nürnberg 1892. — Die Sozialdemokratie und die Wahlen zum Bayerischen Landtag, Nürnberg 1892. — Zur Besprechung der Epidemie in der Infanterie-Leibregiments-Kaserne in München, Rede, Nürnberg 1893. — Die Bauern und die Sozialdemokratie, Rede, München 1893. — Bebels Fahnenerhebung, Münchener Post 1894, Nr. 265, 266, 267, 269. — Die Verbesserung der Armenpflege, Rede, Nürnberg 1894. — Bauernfragen und Sozialdemokratie in Bayern, Nürnberg 1897. — Die uferlosen Marinepläne und Weltpolitikabsichten, München 1897. — Die Sozialdemokratie und die preußischen Landtagswahlen, Sozialistische Monatshefte 1897, S. 380. — Über die Aufgaben des Parteitages von Hannover, 1899. — Über die nächsten Aufgaben der deutschen Sozialdemokratie, München 1899. Enthaltend die zwei Eldorado-Reden von 1891 in 2. Auflage, die Reden v. V.s auf dem Erfurter Parteitag (1891) und 4 Aufsätze (Vom Optimismus). — Die Ergebnisse des Hannoverschen Parteitages, Sozialistische Monatshefte 1899, S. 623. — Für die Freiheit der Kunst, München 1900 (Rede gegen die *lex* Heintze). — Zum Fall Millerand. Sozialistische Monatshefte 1900, S. 767. — Die Sozialpolitik in Deutschland und in Frankreich, Vortrag, Dresden 1901. — Zwei Entgegnungen, Sozialistische Monatshefte 1901, S. 159. — Nachwort zum Fall Millerand, 1901, S. 476. — Lehren und Folgen der letzten Reichstagswahlen, Rede, München 1903. — *La democrazia socialista in Germania. I risultati della ultime elezioni. Il Lavoro* 1904, Nr. 212. — Sozialdemokratie und Vaterland, Rede, München 1906. — Wie es in Bayern zur Wahlreform kam, Neue Gesellschaft 1906, Nr. 3. — *Une conversation avec M. de Vollmar, Temps*, 2. Januar 1912. — Die innerpolitischen Zustände des Deutschen Reiches und die Sozialdemokratie, München 1912. — *En intervju med den tyske partiveterenen i München, Sozialdemokraten* Stockholm, 4. Dezember 1912. — (Außerdem siehe die einschlägigen parlamentarischen Stenogramme, Protokolle der deutschen, bayerischen, internationalen Parteitage sowie die zahlreichen von v. V. verfaßten Artikel in den von ihm geleiteten Zeitungen und in der gesamten sozialdemokratischen Presse.)

München.

Alwin Saenger.

**Wacker, Alexander Ritter v.**, Großindustrieller, *Dr. phil. h. c.*, *Dr. jur. h. c.*,

\* am 29. Mai 1846 in Heidelberg, † am 6. April 1922 in Bad Schachen bei Lindau i. B. — Alexander W., als Sohn des Rentners Alexander W. und dessen Ehefrau Katharina, geb. Morath, acht Monate nach dem Tode des Vaters geboren und in der Familie des mütterlichen Großvaters, eines selbständigen Tischlers, aufgewachsen, besuchte in Heidelberg von 1852 bis 1855 die Bürgerschule, bis 1861 das Lyzeum, wurde entgegen seinen Wünschen zum Kaufmann bestimmt und trat 1862 in dem Manufakturwarengeschäft Kahl & Voß in

Schwerin als Lehrling ein. 1866 war er als Kommis in Leipzig bei der Seidenfirma Gebr. Felix, von 1870 ab als Reisender bei der Samtfirma de Bal & Co. angestellt. 1873 gründete er die Firma Händler & Wacker für Seidenmanufakturen, Mode- und Schwarzwaren in Kassel, kehrte aber 1875 nach Leipzig zurück und vertrieb dort Maschinen aller Art, besonders landwirtschaftliche. 1879 wurde er Generalvertreter der Firma S. Schuckert, Nürnberg, für Mittel- und Norddeutschland.

Sigmund Schuckert, der Begründer dieser Firma, aus kleinen Verhältnissen stammend, ein gründlich ausgebildeter, weitgereister Feinmechaniker und genialer Erfinder, baute seit 1878 in eigener kleiner Werkstätte seine Flachringdynamomaschinen und Bogenlampen. Die enge, auf gegenseitiges Vertrauen und Freundschaft gegründete Verbindung des Technikers Schuckert mit dem Kaufmann W., der 1884 in Nürnberg die kaufmännische Leitung der Firma S. Schuckert übernahm, 1885 Teilhaber wurde, führte zu einer raschen, mächtigen Entwicklung der Firma, die sich mit Siemens & Halske und der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft in den Ruhm teilt, zuerst die elektrische Beleuchtung und Kraftübertragung zum Gemeingut gemacht zu haben.

1888 wurde die Firma S. Schuckert in die Kommanditgesellschaft Schuckert & Co. umgewandelt mit Schuckert und W. als persönlich haftende Gesellschafter, Eugen Langen, Maffei, Otto Steinbeis u. a. als Kommanditisten. Von 1892 ab, als eine Krankheit Schuckert jede weitere Tätigkeit unmöglich machte, war W. allein der Führer.

Inzwischen hatte die Schuckert-Gesellschaft dank W., der die Verhandlungen mit den größeren Städten stets persönlich führte, im Bau von Gleichstromzentralen die Konkurrenz weit überflügelt; in zehn Jahren setzte Schuckert 120 Zentralen in Betrieb, mehr als Siemens & Halske und die Allgemeine Elektrizitätsgesellschaft zusammen genommen. Darunter waren Lübeck (1887), Freihafen Hamburg, Barmen, Altona, Hannover, Düsseldorf, Kristiania, Aachen, München und Groß-Hamburg. Ein Teil war Bauauftrag, ein Teil wurde auf Grund einer Konzession mit eigenen Mitteln erbaut, oder es wurde der Betrieb gepachtet. Es war ein besonderer Erfolg, daß der Hamburger Staat nach jahrelangen Verhandlungen sich durch die W.schen Ausführungen überzeugen ließ und dem Schuckertschen Gleichstromprojekt und Konzessionsangebot vor denen einer mächtigen Konkurrenz den Vorzug gab.

Der steigende Kapitalbedarf hatte W. veranlaßt, die Kommanditgesellschaft 1893 in eine Aktiengesellschaft mit 12 Millionen Kapital überzuführen. Gründer waren die Kommanditgesellschaft Maffei, Felten & Guilleaume, Langen, Steinbeis. Das Bankenkonsortium stand unter Führung des Schaafhausenschen Bankvereins. W. war Generaldirektor. Er schuf durch Gründung von Zweigniederlassungen, technischen Bureaus im In- und Ausland, eigenen Fabrikationen in Berlin, Wien, London, Petersburg, Creil bei Paris eine großartige Organisation für Erzeugung und Absatz der Schuckertschen Fabrikate, unter denen die Scheinwerfer mit ihren nach Geheimverfahren geschliffenen Parabolspiegeln die weitaus leistungsfähigsten der Welt waren und die Meßapparate für Strom, Spannung und Verbrauch zu den zuverlässigsten und beliebtesten Bauarten gehörten.

Zur Finanzierung elektrischer Bahnen und Zentralen, die auf eigene Rechnung gebaut wurden, gründete W. die Continentale Gesellschaft für elektrische

Unternehmungen in Nürnberg mit 16, später 32 Millionen Aktienkapital, deren Tätigkeit sich auf fast alle Länder Europas erstreckte und die wieder eine große Zahl von Tochtergesellschaften schuf. Schuckert war bei der Continental anfangs mit 5 Millionen beteiligt, später von 1899 ab nach Erhöhung des inzwischen auf 28 Millionen gestiegenen Aktienkapitals auf 42 Millionen durch Aktientausch mit 28,82 Millionen. 1900 hatte Schuckert 1082 Angestellte und 7413 Arbeiter bei einem Jahresumsatz von 77 Millionen.

Von großer allgemeiner Bedeutung war die Gründung der Società Lombarda per distribuzione di energia elettrica in Mailand. Zum erstenmal wurde durch den Weitblick und Wagemut W.s, fast ganz aus Mitteln der beiden Nürnberger Gesellschaften, eine elektrische Kraftverteilungsanlage für 19000 P. S. geschaffen, die darauf angewiesen war, daß die großen Fabriken der Mailänder Umgebung ihre zum Teil modernen Dampfanlagen stillsetzten und zum elektrischen Betrieb übergingen. Der Erfolg war unerwartet glänzend.

Von ähnlichem Mut und Vertrauen auf das eigene, kaufmännisch-technische Urteil zeugte der Bau der Schwebebahn Barmen-Elberfeld—Vohwinkel, deren von Eugen Langen erdachte, geniale Bauart bisher noch nirgends erprobt worden war, durch die Continentale Gesellschaft.

Endlich suchte W. die damals ganz neue Elektrochemie (Darstellung von Karbid, Ferrosilizium, Aluminium, Chlor unter Ausnutzung von Wasserkraft) auf jede Weise zu fördern. Er schuf ein elektrochemisches Laboratorium, und Schuckert baute, zum Teil mit eigenem Kapital, in Norwegen (Hafslund), Bosnien (Jajce), Schweiz (Gampel), Italien (Pont St. Martin), Spanien (Flix) Fabriken, die fast sämtlich nach Schuckertschen Verfahren arbeiteten.

Eine größere Zahl von diesen Unternehmungen brauchte länger, als man gedacht hatte, um in eine Rentabilität hineinzuwachsen. Das Schuckertsche Bankenconsortium, aus dem Schaafhausen 1898 aus Verdruß über das Scheitern einer von ihm befürworteten Verschmelzung mit der Löwe-Union-Gruppe ausgeschieden war, erwies sich als nicht kräftig genug; es fehlte ihm auch an engeren Beziehungen zu ersten Auslandsbanken. Im Krisenjahr 1901 mußte auf Drängen der Banken eine schon angekündigte Dividendenzahlung von 15 Prozent kurz vor der Generalversammlung widerrufen werden. Man warf W. Waghalsigkeit vor und griff ihn namentlich wegen der Fabrik in Jajce an. W. und Maffei übernahmen kurz entschlossen diesen Besitz aus eigenen Mitteln für 6 Millionen und bewiesen damit, wie fest sie von dem Wert und der Gesundheit des Unternehmens überzeugt waren. Sie haben sich nicht getäuscht.

Die anstrengenden Reisen und Aufregungen, das Verantwortungsgefühl als alleiniger Leiter so vielverzweigter, ständig neue Mittel erfordernder Unternehmungen im In- und Ausland hatten W.s Gesundheit angegriffen. Er trat als Generaldirektor zurück und in den Aufsichtsrat und Geschäftsausschuß der beiden Nürnberger Gesellschaften ein, zog sich auf seinen Landsitz bei Lindau zurück und widmete sich nun ganz der elektrochemischen Industrie.

Zu der Fabrik in Jajce erwarb W. eine größere Beteiligung an der Lonza-A.-G., die die Fabrik in Gampel besaß, und an dem Karbidwerk Hafslund. Die drei Werke Jajce der Bosnischen Elektrizitäts-Aktiengesellschaft, Gampel der Lonza-A.-G. und Hafslund bildeten die sogenannte E.L.H.-Gruppe (Elektrobosna-Lonza-Hafslund) oder die Wacker-Gruppe. Die Elektrobosna hatte sich

1903 durch Kauf der Aktienmajorität des Karbidwerks Lechbruck, 1904 durch Zukauf von Werken in Matrei am Brenner und Töll bei Meran, in denen Ferrosilizium hergestellt wurde, 1908 durch Neubau eines Chlor-Alkaliwerkes nach dem Billiter-Siemens-Verfahren in Brückl (Kärnten) erweitert. Ähnlich dehnten sich die Lonza und Hafslund aus. Aus dem elektrochemischen Laboratorium der Schuckert-Gesellschaft ging das Konsortium für elektrochemische Industrie G. m. b. H. hervor, das als Zentrallaboratorium der E.L.H.-Gruppe eine Reihe neuer Verfahren ausarbeitete und eine Zeitlang die Geschäfte des Karbid-syndikates führte. Vor dem Kriege arbeitete die Wacker-Gruppe mit 120 000 P.S. und hatte sich eine Weltstellung erobert.

Ein langjähriger Wunsch W.s war es, in Deutschland ein eigenes, großes, elektrochemisches Werk zu schaffen, das einmal seinen Kindern und Enkeln Betätigung und Lebensstellung sichern würde. Das Werk Lechbruck ließ sich dazu nicht ausbauen, da die hierfür in Betracht kommende Wasserkraft von der bayerischen Regierung nicht freigegeben wurde. Dagegen erteilte sie W. die Konzession für eine Wasserkraft an der unteren Alz, die im Sommer bis 50 000 P. S. leistet. Die 1913 begonnenen Vorarbeiten waren kurz vor Kriegsausbruch beendet. 1914 gründete W. die *Dr. Alexander-Wacker-Gesellschaft* für elektrochemische Industrie, die zunächst Kommanditgesellschaft war, aber 1920 in eine G. m. b. H. übergeführt wurde. Die Arbeiten an der Wasserkraft konnten während des Krieges nur in bescheidenem Umfang durchgeführt werden. Als es immer schwieriger wurde, das Kapital für den Ausbau zu schaffen, verkaufte W. zu sehr günstigen Bedingungen seine Beteiligung an den österreichischen Werken, und als auch das nicht genügte, entschloß er sich schweren Herzens, die Wasserkraft gemeinsam mit dem Reich auszubauen. Er gründete 1918 die Alzwerke G. m. b. H., an der das Reich sich auf 15 Jahre mit der Hälfte beteiligte. Aber auch die Kosten des Baus der elektrochemischen Fabrik überstiegen die Kräfte eines einzelnen. So beteiligten sich 1921 die Farbwerke Meister Lucius & Brüning mit 50 Prozent. Die Grundlage für das Werk der *Dr. Alexander-Wacker-Gesellschaft* in Burghausen an der Alz bildet die Weiterverarbeitung von Karbid auf andere chemische Produkte. Während des Krieges konnten die Anlagen zur Karbiderzeugung und seiner Weiterverarbeitung auf Essigsäure, Azeton, Trichloräthylen schon errichtet und mit Fremdstrom betrieben werden. Das Karbid wurde zu einem großen Teil aus der Fabrik Tschechnitz der von W. gegründeten und in seinem Eigentum verbliebenen Elektrochemischen Werke Breslau G. m. b. H. geliefert.

Erst im November 1922, ein halbes Jahr nach W.s Tode, wurde die Wasserkraftanlage der Alzwerke in Betrieb gesetzt, aber er hatte sie doch entstehen und fast vollendet gesehen. Zur Zeit beschäftigten seine Werke rund 1500 Arbeiter und Angestellte.

In den letzten Lebensjahren litt W. viel an körperlichen Beschwerden. Elf Monate vor dem Schlaganfall, dessen Folgen er erlag, hatte er noch die Freude und Genugtuung, als Nachfolger des ihm eng verbundenen Reichsrats v. Maffei († 1921) Vorsitzender des Aufsichtsrats der Schuckert-Gesellschaft zu werden.

W. war bayerischer Geheimer Kommerzienrat, *Dr. phil. h. c.* von Göttingen, *Dr. jur. h. c.* von Heidelberg, Ehrenbürger von Heidelberg und Waibstadt, Inhaber zahlreicher Orden, darunter des bayerischen Kronenordens, mit dem der persönliche Adel verbunden ist. Im Diplom der Universität Göttingen heißt



es: »Herr Alexander W. hat in einem Lebenswerke voll Mühe und Verantwortung an der Spitze weitverzweigter Unternehmungen nie aus den Augen verloren, daß alle schöpferische Technik im Boden der reinen Wissenschaft wurzeln muß. In diesem Geiste hat er der Wissenschaft allezeit eine reiche Pflege und hingebende Förderung gewidmet. Im besonderen hat er eine großzügig organisierte Industrie des von Wöhler entdeckten Kalziumkarbides und seiner Derivate ins Leben gerufen und — nicht entmutigt durch anfängliche Enttäuschungen — zu segensreicher Entfaltung gebracht.«

Für alle Wohlfahrtseinrichtungen, für Wissenschaft, Technik und Kunst hatte er stets eine offene Hand. Er gehörte zu den ersten Mitgliedern der Göttinger Vereinigung, deren Arbeiten er mit großer Aufmerksamkeit verfolgte und der er manche neue Mitglieder zuführte. Sein besonderes Interesse galt der Arbeiterfürsorge; er starb, bevor er seinen Lieblingsgedanken, die Arbeiter am Gewinn zu beteiligen, hatte verwirklichen können.

Sein Auftreten war bescheiden, seine Lebensweise sehr einfach. Er war von unermüdlichem Fleiß und Zähigkeit, von großer Unternehmungslust und scharfem Verstand, besonderer kaufmännischer Begabung und sicherem Urteil in allem Technischen, politisch rechtsstehend. Größerer Geselligkeit ging er gern aus dem Weg; Theater und Konzerte besuchte er kaum, obgleich er Musik liebte, aber er war ein leidenschaftlicher Bergsteiger und Naturfreund, ein einsamer Mensch, der sich am wohlsten fühlte, wenn er mit der Natur und seinen Gedanken allein war.

Nürnberg.

Max Berthold.

**Ziegler, Gottfried**, Direktor der Gutehoffnungshütte, Aktienverein für Bergbau und Hüttenbetrieb zu Oberhausen, \* am 1. April 1840 in Biberach (Württ.), † am 15. Oktober 1922 in Düsseldorf. — Z. besuchte die Realschule seiner Vaterstadt und faßte schon auf der Schule den Entschluß, sich dem kaufmännischen Beruf zu widmen. Von 1854 bis 1858 machte er bei der Firma Rock & Graner in Biberach die kaufmännische Lehre durch. Mit 18 Jahren verließ er die Heimat, um sich weiter auszubilden und auf eigenen Füßen zu stehen. Seine erste Stellung fand er in Wetter a. Ruhr bei Peter Harkort & Sohn durch Vermittlung seines Onkels, der in Remscheid lebte und mit der Firma Harkort befreundet war.

Peter Harkort & Sohn war ein sehr angesehenes Werk, das schon seit einer Reihe von Jahren ein Hammer-, Puddel- und Walzwerk in Wetter betrieb. Z. trat als Buchhalter ein und verpflichtete sich durch einen dreijährigen Kontrakt. Er wohnte bei der Familie Harkort im Hause Schede. Seine freie Zeit benutzte er, um seine Bildung zu erweitern, zu privatem Studium. Eifrig las er Goethe und Shakespeare und unterrichtete sich auf technischem Gebiet über die verschiedenen Produktionsweisen der Eisenindustrie. Interessant sind seine Briefe an die Eltern, worin er die Schwierigkeiten schildert, in welche die Hammerwerke an der Ruhr durch den trockenen Sommer 1859 gerieten. Während seines Aufenthaltes in Wetter besuchte er nur einmal das Elternhaus aus Anlaß der militärischen Musterung in Württemberg, bei der er sich frei loste.

Ein sehnlicher Wunsch Z.s, in England eine Stellung zu bekommen, ging leider nicht in Erfüllung. Die Jahre 1862—1871 sahen Z. auf Neu-Schottland

in Horst bei Steele. Dieses Werk, eine Gründung Strousbergs, stand in den sechziger und siebziger Jahren in hoher Blüte. Es wurde dort vorzugsweise die Herstellung von Stabeisen und Trägern betrieben. In Horst lernte Z. zwei Männer näher kennen, mit denen er bis zu ihrem Tode in enger Freundschaft verbunden blieb. Es waren dies Wilhelm Heinrich Müller (1838—1889) und Heinrich Kamp (geb. 1841). Alle drei waren also ungefähr gleichaltrig. Wilhelm Heinrich Müller, ein genialer Kaufmann, zuerst Burealeiter, dann erster Direktor auf Neu-Schottland und der Dortmunder Union, gründete 1876 die Firma Wm. H. Müller & Co. in Düsseldorf und zwei Jahre später in Rotterdam. Der Ingenieur Heinrich Kamp wirkte zuerst in Horst und war später Leiter der Westfälischen Union in Hamm und Generaldirektor des Phoenix.

In Wm. H. Müller fand Z. einen kaufmännischen Lehrmeister und das Vorbild für seine eigene Lebensarbeit. Die rastlose Tätigkeit und zielbewußte Energie dieses Vorgesetzten machten auf ihn einen starken Eindruck. Im Hause Müllers lernte Z. auch seine Lebensgefährtin Emilie Schultz aus Lippstadt kennen. Müller starb schon im 51. Lebensjahr. Kamp und Z. überschritten das 80. Lebensjahr. Beide Männer waren nicht nur in ihrer äußeren Erscheinung, sondern auch in ihrem Wesen und Werdegang einander sehr ähnlich. Beiden war die Wucht ihrer Gestalt und eine knorrige Sinnesart eigen. Beide brachten es zu leitenden Stellungen in der Eisenindustrie, in der sie jahrzehntelang schafften. Für beide ist die Zeit, die sie auf Neu-Schottland, der eine als Techniker, der andere als Kaufmann, verlebten, eine hohe Schule für ihren späteren Beruf gewesen.

Im August 1871 folgte Z. einem Ruf nach Berlin als Direktor der Berliner Aktiengesellschaft für Eisengießerei und Maschinenfabrikation vorm. J. C. Freund & Co. Hier blieb er nicht lange. Bereits im Januar 1873 kehrte er nach dem Westen zurück.

Nach Umwandlung der offenen Handelsgesellschaft Jacobi, Haniel & Huyssen in die Firma Gutehoffnungshütte A.-G. trat Z. am 1. Januar 1873 als kaufmännischer Direktor bei der Gutehoffnungshütte ein. Den ersten Vorstand dieses Unternehmens bildeten: Carl Lueg († 1905), Hugo Jacobi (s. DBJ., 1917 bis 1920, S. 90/94) und Gottfried Z. Fast ein Menschenalter hindurch haben diese drei Männer gemeinsam die Geschicke der Gutehoffnungshütte geleitet. Am längsten konnte Z. seine Arbeitskraft dem Werk widmen, nämlich bis zum 1. April 1909, wo der noch rüstige Neunundsechzigjährige seine Stellung als Mitglied des Vorstandes niederlegte.

Zwischen Anfang und Ende liegt ein bedeutungsvoller Abschnitt unserer industriellen Entwicklung, an der die Gutehoffnungshütte einen hervorragenden Anteil nahm. Technisch ist dieses Unternehmen ebenso wie die übrigen Werke am Niederrhein erwachsen auf dem Boden der englischen Erfindungen in der Eisen- und Stahlerzeugung, wie sie einerseits durch die Verwendung von Steinkohlenkoks im Hochofen, andererseits durch die Verarbeitung des Roheisens im Puddel-, Bessemer- und Thomasverfahren und schließlich durch die Verwendung der Dampfmaschine als Triebkraft dargestellt werden. Wirtschaftspolitisch war für das Gedeihen des Werkes die Schaffung eines freien, aufnahmefähigen inländischen Marktes durch den Zollverein und eine kräftige Wirtschaftspolitik gegenüber dem Ausland, wie sie durch das Deutsche Reich gebracht wurden, eine notwendige Grundlage.

Z.s Eintritt in die Gutehoffnungshütte fällt mit dem Höhepunkt zusammen, den damals die deutsche Eisenindustrie 1871—1873 erreichte. Bald trat ein Rückschlag ein, der durch die Aufhebung des Zolles auf Roheisen am 1. Oktober 1873 eingeleitet wurde und ununterbrochen bis 1880 dauerte. Die Jahre 1874 bis 1878 sind ausgesprochene Krisenzeiten. In den wichtigsten Erzeugnissen des Werkes fielen die Preise ganz ungeheuer. Es kosteten die Tonne:

	1873/74	1877/78
Stahlschienen	.M 303,70	.M 147,45
Stab- u. Formeisen	.M 279,76	.M 142,84
Eisenblech	.M 325,89	.M 202,51

Dieser Preissturz wirkte geradezu vernichtend auf die wichtigsten Betriebe der Hütte, auf den Bergbau, auf die Roheisenerzeugung und Verarbeitung, auf die Maschinenfabrik, sowie auf die Zahl und das Einkommen der Arbeiterschaft. Die ganze Leistungsfähigkeit der deutschen Eisenindustrie und ihre Widerstandskraft war in Frage gestellt.

Auf welch harte Probe Z.s und seiner Mitarbeiter Arbeits- und Willenskraft in dieser Katastrophe gestellt wurden, kann eigentlich nur der ermessen, der diese Schicksalsjahre miterlebt hat. Nur die Energie der leitenden Männer und die Bereitschaft der Unternehmer, an ihrem Besitz festzuhalten, führten nach einer langen Reihe von Jahren zu einer Gesundung.

Mit Aufbietung äußerster Sparsamkeit auf technischem und kaufmännischem Gebiet allein konnte ein Aufstieg nicht erreicht werden. Die Ordnung der Erzeugung und des Absatzes durch die Beteiligten selbst, die Verbesserung des Verkehrs- und Frachtwesens, die Zolltarifreform im Jahre 1879 und die Modernisierung der Gesetzgebung waren von grundlegender Bedeutung für das Wiederaufblühen der deutschen Eisenindustrie, das mit Anfang der achtziger Jahre einsetzte. Um dieselbe Zeit traten Fortschritte auf technischem Gebiet ein, besonders durch die Einführung des Thomasverfahrens, welche der deutschen Stahlgewinnung einen nicht geahnten Auftrieb gaben. Dies wiederum wirkte befruchtend auf die Gewinnung und den Absatz von Kohle und Koks, und führte zur Aufschließung weiterer Kohlenfelder, die einen wesentlichen Besitz der Hütte darstellten. Für die Entwicklung der Gutehoffnungshütte in den letzten Jahrzehnten ist der Kohlenbergbau von einschneidender Bedeutung geworden.

In diesem äußeren Rahmen muß man das Bild Z.s betrachten, wie es während seiner langjährigen Tätigkeit bei der Gutehoffnungshütte erscheint und an Wucht zunimmt.

Die Schaffung und der Ausbau von Handelsorganisationen, die innere und Finanzverwaltung sind Gebiete, denen Z. seine Arbeitskraft widmete. Seine Finanzpolitik wurde schließlich von einem solchen Erfolg gekrönt, daß die Besitzer des Unternehmens ihm das größte Vertrauen entgegenbrachten und in allen finanziellen Fragen seinem Rat und Urteil gern folgten. Das Aktienkapital, das 1873 bei der Gründung auf 30 Millionen Mark festgesetzt und 1878 auf 16 Millionen herabgesetzt war, konnte durch Schaffung von Reserven und Kapitalrücklagen, die 1901 23 Millionen erreichten und damit die Höhe des Aktienkapitals übertrafen, im Jahre 1907 auf 24 Millionen erhöht werden. Das war das Resultat der vorsichtig betriebenen finanziellen Neuordnung des Unter-

nehmens, an der Z. unablässig gearbeitet hat. — Große Schwierigkeiten und jahrelange Bemühungen erforderte auch die Regelung des Absatzes. Gemeinschaftliche Preisvereinbarungen hatte man in der Eisenindustrie schon seit Jahren. (Die Schienengemeinschaft, in den fünfziger Jahren gegründet, war die erste.) In dem Maße, wie sich die Werke entwickelten und die Erzeugung wuchs, stellte sich die Notwendigkeit ein, geregelte Verkaufsorganisationen zu schaffen. Im Laufe der Zeit entstanden Kartelle, Vereinigungen usw., die schließlich zum Kohlensyndikat und Stahlwerksverband führten. Um zu diesem Ziel zu gelangen, wurden an die Geschicklichkeit der Werksleiter hohe Anforderungen gestellt. Konflikte zwischen ihren eigenen Werks- und den allgemeinen Interessen stellten sie oft vor schwerwiegende Entscheidungen.

So stand Z. Jahre hindurch auf einem Posten, ausgefüllt mit stets zunehmender Verantwortung und Arbeitslast, andererseits aber begleitet — einige Rückschläge ausgenommen — von wirtschaftlichen Erfolgen.

Das Auftauchen immer neuer Fragen, ihre Beurteilung und Entscheidung, machen den Menschen hart und kantig. Das war auch bei Z. der Fall. Kurz und bestimmt war er im geschäftlichen Verkehr. Das Höchstmaß an Pflichtgefühl, das er an sich selbst stellt, verlangte er auch von seinen Untergebenen. Seine hünenhafte Gestalt, der durchdringende Blick, die festen Gesichtszüge, umrahmt von weißem Haar und Bart, verschafften ihm überall Achtung und Ehrerbietung. Sein Privatleben diente allen Angehörigen des Werks als Beispiel. Einfach und gleichmäßig war seine Lebensführung: früh stand er auf, früh ging er zur Ruhe; er rauchte und trank nicht; nur in Gesellschaft genoß er ein Glas Wein. Erholung von der Arbeit war ihm die Jagd. Dazu sah er sich schon gezwungen, um der andauernden Bureauarbeit ein Gegengewicht zu verschaffen. Die stille Heide und der Herbstwald auf Schlegerhardt bei Hiesfeld waren ihm am liebsten. Von Krankheit ist Z., dank seiner starken Natur und gleichmäßigen Lebensweise fast bis zu seinem Ende verschont geblieben.

Sein Familienleben war äußerst harmonisch und glücklich. In Horst gründete er 1869 sein eigenes Heim und verheiratete sich mit Emilie Schultz, mit der er in Düsseldorf das Fest der Goldenen Hochzeit feiern konnte. Seine Gattin hat Freud und Leid mit ihm geteilt und ihn durch ihr sonniges Wesen nach anstrengender Berufsarbeit erfrischt.

Die glücklichsten Jahre verlebte Z. in Oberhausen. Dort entwickelte sich seine Schaffenskraft zur vollsten Höhe. Bei seinem Abschied von Oberhausen konnte er mit Stolz und Genugtuung auf sein Lebenswerk im Dienste der Gutehoffnungshütte zurückblicken.

Außerhalb seiner beruflichen Tätigkeit trat Z. nicht in die Öffentlichkeit. Von Politik hielt er sich fern, politische Reden und Versammlungsbeschlüsse waren nicht nach seinem Geschmack. Der Stadt Oberhausen, deren Geschick und Wohlergehen so eng mit seinem Werk verknüpft sind, widmete er jedoch das größte Interesse und opferte der städtischen Verwaltung viel Zeit und Mühe. Dies lohnte ihm die Stadt und ernannte ihn in Anerkennung der dem Gemeinwohl geleisteten Dienste zum Ehrenbürger.

1909 trat Z. aus dem Vorstand der Gutehoffnungshütte aus und verlegte ebenso wie Carl Lueg und Hugo Jacobi seinen Wohnsitz nach Düsseldorf. Er wurde in den Aufsichtsrat der Gutehoffnungshütte gewählt, an dessen Sitzungen er fast bis zu seinem Tode regelmäßig teilnahm. Außer der Gutehoffnungshütte

wendete Z. seine Kenntnisse und Erfahrungen dem Kabelwerk Rheydt zu. Auch hier wirkte er noch eine Reihe von Jahren als Mitglied und Vorsitzender im Aufsichtsrat. Die fortschreitende Entwicklung dieses Unternehmens machte ihm große Freude.

Den Zusammenbruch Deutschlands und den Niedergang unseres Volkes hat Z., den eine warmherzige Vaterlandsliebe erfüllte, in schwerer Trauer miterlebt. Bei seinem Tode sah er die deutsche Wirtschaft, für die er so lange gearbeitet und gekämpft hatte, am Rande des Abgrundes.

*Literatur*: Geschichte der Gutehoffnungshütte von Dr. Arnold Woltmann. — Nachruf für Gottfried Z. in »Stahl und Eisen«, 1922, Nr. 52.

Düsseldorf.

Paul Lueg.

## Nachtrag zum Jahre 1918

**Fitting, Heinrich Hermann**, o. Prof. für röm. Recht und Zivilprozeß in Halle;  
\* am 27. August 1831 zu Mauchenheim in der bayerischen Pfalz, † 3. Dezember 1918 in Halle. — Hermann F. stammte aus einer alteingesessenen Landwirtsfamilie, in der Wissensdrang und Bildungsbedürfnis nachweisbar bereits seit zwei Generationen hervorgetreten waren. Sein Vater übernahm das elterliche Anwesen nach Beendigung des kameralwissenschaftlichen Studiums in Bonn, heiratete 1830 Katharine Christine Haumann, starb jedoch bereits 1840 in München, wohin er, 1839 zum Landtagsabgeordneten gewählt, sich zur Eröffnung des Landtags begeben hatte. Ein in Zweibrücken als Appellationsgerichtsrat lebender Onkel ermöglichte nunmehr Hermann F., dem ältesten der hinterbliebenen sechs Kinder, der bereits seit dem fünften Lebensjahre regelmäßig Unterricht erhalten hatte, den Besuch des Gymnasiums dadurch, daß er den Knaben zu sich ins Haus nahm. Seiner strengen Autorität nachgebend, entschloß sich dieser nach Beendigung der Schulzeit (1848) für das Studium der Jurisprudenz, obwohl eine starke Neigung für Naturwissenschaften, insbesondere für die Botanik in ihm rege geworden war. Doch hatte das ereignisreiche Jahr auch ein gewisses Interesse für juristische Dinge in ihm hervorgerufen. Auf der Reise nach Würzburg wohnte er im Herbst 1848 sogar den Sitzungen des Parlaments in der Paulskirche bei. Drei Studiensemestern in Würzburg folgten vier in Heidelberg, die für ihn entscheidend geworden sind: Vangerows Pandektenkolleg erzog ihn, wie so manchen Zeitgenossen, zum Juristen. F. hat selber Vangerow als seinen eigentlichen Lehrer bezeichnet; doch hat gleichzeitig auch Mittermaier Einfluß auf ihn ausgeübt. Diese zwiefache Einwirkung prägte sich später in F.s doppeltem, der dogmatischen Jurisprudenz gewidmeten Arbeitsgebiet aus. Die letzten Semester führten ihn nach Erlangen, wo 1852 die Staatsprüfung, 1853 die Doktorpromotion stattfand. Auf zweijährigen Vorbereitungsdienst in Verwaltung und Justiz folgte im Dezember 1854 die zweite Staatsprüfung, ein mehrmonatiger Aufenthalt in Paris, verbunden mit ganz unbefriedigender Beschäftigung als Volontär im Bureau eines avoué, gleichzeitig aber auch der Entschluß zur Habilitation, die zunächst in Erlangen beabsichtigt (Aufenthalt daselbst 1855/56), unter günstigeren Verhältnissen in Heidelberg Juli 1856 erfolgte. 1857 als a. o. Professor für römisches Recht nach Basel berufen, erhielt F. dort 1858 eine ordentliche Professur, heiratete nunmehr seine Cousine Clara Merkel, mit der er seit zwei Jahren verlobt war, und folgte 1862 einem Ruf für römisches Recht und Zivilprozeß an die Universität Halle, der er bis zu seinem Ende treu blieb. Eine Berliner Professur für römisches Recht lehnte er 1888 ab, weil

er inzwischen den Schwerpunkt seiner Lehrtätigkeit auf den Zivilprozeß verlegt hatte. 1874/75 bekleidete er das Rektorat und wurde 1902 von seinen amtlichen Pflichten entbunden. Ehrendoktor der Bologneser juristischen Fakultät, 1888, der philosophischen Fakultät Halle, 1902, beging F. im Jahre 1906 unter Anteilnahme aller historisch interessierten Juristen Europas seinen 75. Geburtstag. Ein langer Lebensabend förderte noch einige kleinere Arbeiten. Seit 1915 ruhte F.s Feder. — Von allen, die ihn persönlich näher kennenzulernen Gelegenheit hatten, wird F. als liebenswürdige, stille und bescheidene Gelehrtennatur von vornehmer Gesinnung gerühmt, auch unbeirrbar frohe Lebensbejahung als für ihn charakteristisch hervorgehoben. Langjährige freundschaftliche Beziehungen verbanden ihn seit der Heidelberger Dozentenzeit mit L. Goldschmidt und seit der Übersiedlung nach Halle mit Ernst Dümmler.

Bereits die ersten Veröffentlichungen F.s weisen die Vorzüge seiner wissenschaftlichen Persönlichkeit auf: selbständiges Urteil, Beherrschung der Literatur, umfassende Quellenkenntnis — beides auf Grund unablässigen Fleißes erworben —, schließlich die Gabe klarer und gefälliger Darstellung. Dies alles bezeugt schon die Dissertation »Über den Begriff von Haupt- und Gegenbeweis«, die außerdem eine für den Anfänger erstaunlich sichere Einsicht in die Struktur des Prozesses bekundet, das Verdienst hat, klar erkannt zu haben, daß für die Unterscheidung von Haupt- und Gegenbeweis immer nur die einzelne Behauptung in Frage kommt, gleichzeitig aber auch starke Neigungen verrät, aus ganz abstrakten Begriffen zu deduzieren. Mit einer Habilitationsschrift »Über den Begriff der Rückziehung« betrat F. das Feld der gemeinrechtlichen Dogmatik, der er zwei Jahrzehnte lang treu blieb, und zwar gleich mit einem Thema, das sein Schaffen auf diesem Gebiet fortan beherrschen sollte. Daß die Bedingung ihrem Begriffe nach die Rückziehung erfordert, stand für ihn bereits fest, vorerst wollte er aber die Eigenart (den »Begriff«) der Rückziehung erschließen, und zwar aus der Betrachtung der Fälle, in denen er sie im römischen Recht anerkannt fand. Er kommt zu dem Schluß, daß es sich hier immer darum handelt, daß ein späterer Umstand die eigentliche wahre Natur eines vorhergehenden Zustandes offenbart und bestimmt. Zur Kennzeichnung entgegengesetzter, nur die Zukunft betreffender Wirkung des entscheidenden Umstandes prägte F. die Bezeichnung »Vorwirkung«, die seither zwar allgemein, aber (seit Regelberger) in gegensätzlichem Sinn gebraucht wird. Im Vordergrund des Interesses steht unverkennbar juristische Konstruktion und Analyse des Begriffs. In ihren Dienst wird aber — und daran erkennt man Vangerows Schule — umfassend und scharfsinnig die Exegese römischer Rechtsquellen gestellt. Gegenüber einer wohlwollenden, aber eingehend kritischen Rezension Windscheids hielt F. an seiner Meinung fest und veröffentlichte alsbald einen Aufsatz über den Begriff der Bedingung. Hier versuchte er das Wesen der Bedingung in die Abhängigmachung des Willens selber von einem Umstand zu verlegen — für uns eine fast unvollziehbare Vorstellung. Alle Schwierigkeiten sollen ihre Lösung dadurch finden, daß Bedingung und Zeitbestimmung (welch letztere künftigen Eintritt der Wirkungen zur Folge hat) regelmäßig nebeneinander wirken. Die in Aussicht gestellte größere Publikation über die Rückwirkung bei der Bedingung blieb jedoch aus, offenbar weil F. allmählich selber an der Möglichkeit zu zweifeln anfang, die Rückziehung hier konstruktiv durchzuführen. Er hat sie später für das

justinianische, d. h. das gemeine Recht ganz aufgeben. Gleichwohl blieb die Problemstellung der Habilitationsschrift für seine literarische Betätigung auf zivilistischem Gebiet entscheidend. Auf sie geht die Abhandlung über »die Natur der Korrealobligationen« zurück, in der F. diese Crux der gemeinrechtlichen Dogmatik dadurch zu beseitigen suchte, daß er das »eligere« (des Gläubigers) als Wahlrecht, dessen Ausübung eine Ungewißheit darüber beheben soll, wer der eigentliche Schuldner ist, in den Mittelpunkt der Betrachtung rückt. Und von vereinzelt veröffentlichten abgesehen, die mit der Tätigkeit im Hallischen Spruchkollegium oder mit sonst auftauchenden praktischen Fragen zusammenhingen, sind auch alle weiteren Publikationen dieser Periode auf das alte Problem zurückzuführen, mag es sich um den Kauf auf Probe oder auf Besicht, um die Frage des Titels bei der Ersitzung, um unsittliche Bedingung, Anwachsungsrecht oder Spezifikation handeln. Vor allem ist auch das mit größter Sorgfalt vorbereitete und ausgearbeitete Buch »Das peculium castrense« aus Fragen erwachsen, die F. bereits in der Habilitationsschrift beschäftigten.

Mit dem Zustandekommen der ersten großen Justizgesetze tritt eine entscheidende Veränderung in F.s dogmatischen Interessen ein. Vielleicht ist er selber von dem Gesamtergebnis seiner zivilistischen Arbeiten und dem Zurückgehen lediglich auf römische Rechtsquellen nicht recht befriedigt gewesen. Bereits 1866 in der Festschrift »Zur Geschichte des Soldatentestaments« (eine seiner besten Leistungen, die hier wie auch auf literarhistorischem Arbeitsgebiet einen Wendepunkt seiner Entwicklung kennzeichnet) hatte er Gelegenheit genommen, im Sinne der Heidelberger Tradition auf den Wert des *usus modernus* und auf die Bedeutung der Gesetzgebung hinzuweisen; im Jahre 1871 ergriff er auch das Wort zur Frage der Kodifikation des Privatrechts zugunsten einer (praktisch undurchführbaren) planmäßig fortschreitenden und einzelne Gebiete herausgreifenden Spezialgesetzgebung. Als jedoch 1877 die neue Zivilprozeßordnung erschien, kehrte F. der zivilistischen Dogmatik entschieden und endgültig den Rücken, wandte sich dem Zivilprozeß zu und schied 1878 auch aus dem Kreis der Herausgeber des Archivs für die civilistische Praxis aus, dem er seit 1864, seit 1867 als Hauptredaktor angehört hatte. Unter dem Titel »Der Reichszivilprozeß« erschien, von großem buchhändlerischem Erfolg begleitet, bereits 1878 ein allgemeinverständlich gefaßtes Lehrbuch, das zwar zunächst nicht viel mehr als eine Umschreibung des Gesetzestextes war, aber in den nächsten Bearbeitungen (von der 5. Auflage ab) immer mehr die Gestalt einer wissenschaftlichen und selbständigen Darstellung annahm. Das Buch behielt diesen Charakter auch, als F. sich von der 9. Auflage (1898) ab dazu entschloß, seine eigenen Ansichten in den Hintergrund treten zu lassen. Die gleiche Entwicklung, wenn auch bei weitem nicht von gleichem Erfolg begleitet, hat sein Lehrbuch des Konkursrechts durchgemacht. Eine Reihe förderlicher Abhandlungen begleitete von 1878 bis 1890 die Arbeit am Zivilprozeßlehrbuch und legte Zeugnis ab von der Sorgfalt und der Akribie, mit welcher die Gesamtdarstellung durchdacht war.

Die Betätigung auf zivilistischem und prozeßrechtlichem Gebiet hätte F. vielleicht an sich schon einen ehrenvollen Namen gesichert, seinen großen Ruf hat er jedoch in der Hauptsache durch zahlreiche Arbeiten zur juristischen Literaturgeschichte begründet.

Früh schon war F. auf die Bedeutung des zeitlichen Verhältnisses der Schriften der römischen Juristen zueinander aufmerksam geworden. Bereits 1860



bereicherte er die Wissenschaft um ein Hilfsmittel, das in zweiter, dem Stand fremder und eigener neuer Forschung angepaßten Bearbeitung (1908) als neues Werk unter dem Titel »Alter und Folge der Schriften römischer Juristen von Hadrian bis Alexander« zu dem unentbehrlichen Rüstzeug jedes Romanisten gehört. Das Buch wird in absehbarer Zeit schwerlich diese Bedeutung einbüßen, mag es auch über die eingehende Rezension Girards hinaus (Gött. Gel. Anz. 1910) in mancherlei Richtung ergänzungs- und berichtigungsbedürftig sein.

Gleichfalls an die erste Schaffensperiode F.s knüpfen seine Studien zur juristischen Literaturgeschichte des Mittelalters an. Die Monographie über das *peculium castrense* (1871) sollte die wechselnde Bedeutung und Behandlung dieses Institutes bis in die neuere Zeit verfolgen. Mit diesem Ziel ist die Arbeit schwerlich noch vor 1860 in Angriff genommen worden; denn sie lag in dem genannten Jahr bereits in erster Fassung bearbeitet vor. Andererseits tritt, wie schon bemerkt, in der Schrift über das Soldatentestament (1866) eine entschieden veränderte und am behandelten Problem bereits erprobte Stellungnahme zu historisch-dogmatischen Fragen hervor. Wie ein 1862 erschienener Aufsatz bekundet, hatte F. Anfang der 60er Jahre Veranlassung genommen, die gesamte Entwicklung der Literatur zum römischen Recht vom Ausgang des Altertums an eingehend und emsig, wie es seiner Art entsprach, zu verfolgen. Seine Bemühungen um Einarbeitung in die fragliche Literatur erstrecken sich demnach auf einen Zeitraum von ungefähr zehn Jahren, und das im »*peculium castrense*« niedergelegte Ergebnis ist dogmengeschichtlich zweifellos wertvoll. Es ist zu bedauern, daß F. es sich nicht zur Aufgabe gemacht hat, noch andere und wichtigere dogmengeschichtliche Entwicklungen zu erforschen und darzustellen; denn in rein historischer Richtung ging er aus seinen Studien in zweifacher Weise belastet hervor. Noch 1866 (Geschichte des Soldatentestaments) folgte er der von Savigny begründeten Lehre, daß im frühen Mittelalter nichts existiert hat, was als eine Rechtswissenschaft in Anspruch genommen werden könnte, die spätrömische Jurisprudenz mit Glossatorenschule verbindet. Die gegenteilige, im nächsten Jahr von Stintzing zur Diskussion gestellte Kontinuitätshypothese fand jedoch in ihm sofort einen überzeugten Anhänger. Die Kontinuität als eine der naturgeschichtlichen Betrachtung entsprechende Erscheinung muß eine unmittelbar überzeugende Wirkung auf F. ausgeübt haben; sie wurde ihm zum wissenschaftlichen Dogma, dessen Fundierung fortan im Vordergrund seines Interesses stand. Schwerwiegender war es, daß F. Nachweise auf historischem Gebiet mit denjenigen zweifelhaften Mitteln gemeinrechtlicher Dialektik führen zu dürfen glaubte, die für die Gewinnung eines praktisch brauchbaren Ergebnisses in Form von eindeutig gestaltenden Rechtsätzen an Hand eines diffusen und widerspruchsvollen Stoffes vielfach nicht zu vermeiden waren, ehe die Interpolationenkritik entdeckte, daß auch dieser Stoff in der uns überlieferten Gestalt seine besondere Entwicklungsgeschichte hat. Die Methode der Beweisführung nach dem Gewicht der Tatsachen zu orientieren, dazu reichte F.s historischer Sinn nicht aus. Zwar eignete er sich die für sein neues Arbeitsgebiet erforderlichen technischen Fähigkeiten und eine umfassende Gelehrsamkeit mit größtem Fleiß und Eifer an, die Mängel seiner Methode aber hat er nie zu überwinden vermocht, weil er sie als solche nie erkannt und empfunden hat. Vergebens mahnte Mommsen in überlegener Kritik zu »schärferer Polizei«, stellte Conrat mit umfassender Gelehrsamkeit,

sorgfältig abwägend, F.s Phantasiegebilden gegenüber die wahre Sachlage her, vergebens widersprach Flach und legte auch Bremer in einer Einzelfrage schonungslos die Schwächen der F.schen Beweisführung bloß (Gött. Gel. Anz. 1891). Nicht nur beharrte F. in immer neuen Publikationen auf seiner Meinung, sondern fand im In- wie im Ausland in steigendem Maße überwiegend Beifall. Kritische Beurteilung setzte genaue Kenntnis der römischen Rechtsquellen, der ganzen Rechtsentwicklung und Geistesgeschichte des auf die Völkerwanderung folgenden halben Jahrtausends, außerdem aber auch lebendigen Einblick in das Wirken der ersten Glossatoren voraus; und von diesen Voraussetzungen aus betrachtet war das gesamte gelehrte Publikum, das F. zustimmte, nicht sachkundig. Die Kontinuitätshypothese leuchtete a priori ein, und im übrigen war man froh, glauben zu dürfen, was ein anerkanntermaßen sorgfältig arbeitender Gelehrter als über jeden Zweifel erhabene Wahrheit verkündete.

F.s Schaffen auf mediävistischem Gebiet gliedert sich nach dem bearbeiteten Gegenstand von selbst in zwei Abschnitte: in die siebziger und achtziger Jahre fallen F.s Bemühungen um den unmittelbaren Nachweis einer »nicht zu verachtenden« Rechtswissenschaft, die die Verbindung zwischen römischer Jurisprudenz und Glossatorenzeit herstellt; in der folgenden Zeit dagegen versucht F. seine These von der Seite der Glossatoren her zu erhärten. Zunächst überraschte er die Welt mit der Entdeckung, daß in Rom eine Rechtsschule über das ganze frühe Mittelalter hindurch in Blüte gestanden habe: dieser Schule schreibt er die Turiner Institutionenglosse und den Brachylogus, alsbald auch die Summarien zum Codex Theodosianus und den sogenannten westgotischen Gajus zu. Den Brachylogus hat F. später selber zutreffend nach Frankreich verwiesen, an der Existenz der Rechtsschule in Rom in dem angegebenen Sinne dagegen stets festgehalten. Hervorzuheben sind ferner außer den Studien zur Interpretatio und zur vorjustinianischen spätrömischen Literatur im allgemeinen eine Untersuchung über die Glossen zu den mit den *Exceptiones Petri* zusammenhängenden Rechtsbüchern (verbunden mit Editionen), dann als Hauptarbeit aus dieser Epoche die »Juristischen Schriften des frühen Mittelalters« (1876), in der eine Reihe verschiedenartigster anonymer Schriften der Glossatorenzeit herausgegeben und in ausführlicher Einleitung als Zeugnisse für Jurisprudenz früherer Perioden in Anspruch genommen werden. Es folgen eine Reihe von Arbeiten, die die Entwicklung dieser vermeintlichen Rechtswissenschaft zusammenfassend darzustellen und näher auszumalen, insbesondere auch unmittelbare Vorläufer der Glossatoren ausfindig zu machen suchen. Abschließend für diese Schaffensperiode F.s sind die »Anfänge der Rechtsschule von Bologna« (1888) und die »Institutionenglosse des Gualcausus« (verbunden mit der Edition der Kölner Institutionenglosse, 1891).

Ebenso wie die vermeintliche vorbolognesische Wissenschaft des römischen Rechts als Zeugnis der Kontinuität auf das Kommende hinweist, ebenso sollen als Gegenprobe für die Richtigkeit dieser Anschauung die angeblich wichtigsten und zugleich ersten Erzeugnisse der Glossatorenschule Benutzung jener Vorgänger erkennen lassen. Hatte F. bis vor kurzem in dem Fehlen jeglicher systematisch zusammenfassender Darstellungen einen die Wertschätzung der Glossatoren stark herabsetzenden Rückschritt gegenüber ihren Vorläufern finden zu müssen geglaubt, so meint er jetzt, nachdem durch d'Ablain die Aufmerksamkeit erneut auf die *Summa Trecensis* gelenkt worden war, in dieser und

in den *Quaestiones de iuris subtilitatibus* (beide mit umfänglichen Einleitungen ediert 1894) Werke des Irnerius erkennen zu können und damit den Schlüssel für das Verständnis der ganzen literargeschichtlichen Entwicklung des Mittelalters gefunden zu haben: die Vorzüglichkeit dieser systematischen Darstellungen soll überhaupt erst die Genialität des Irnerius zu beweisen, seinen und der Glossatorenschule gewaltigen Einfluß zu erklären vermögen. In Wahrheit handelt es sich hier wie in den vermeintlichen vorbolognesischen Erzeugnissen um eine die typische Arbeit der Glossatoren begleitende popularisierende und populäre Literatur verschiedenster Erscheinungsform. Wie so mancher, der über den »Geist« der Glossatoren urteilt, hat F. sich nie eingehend mit Glossenhandschriften befaßt und sich damit einer Erkenntnisquelle beraubt, ohne die eine richtige und lebendige Vorstellung von der literarischen Wirksamkeit der Glossatoren nicht zu gewinnen ist. Es konnte demzufolge nicht ausbleiben, daß seine hierhergehörigen literarhistorischen Deduktionen zu seinen anfechtbarsten Leistungen gehören. Eine lateinische Übersetzung der provenzalischen *Summa Lo Codi* hat F. 1906 herausgegeben; diese *Summa* lehnt sich im wesentlichen an die *Summa Trecensis* an und hatte F.s Beschäftigung mit der letzteren überhaupt erst veranlaßt.

Auf planmäßige Ausbeutung der in den Bibliotheken ruhenden Schätze hat es F. bei seinen Forschungen nie abgesehen, sondern stets nach gedruckten Quellen oder nach Handschriften gearbeitet, die andere bereits nachgewiesen hatten. Seine Editionen sind mit großer Sorgfalt und Akribie hergestellt und demnach als wertvoller und dauernder Gewinn zu schätzen. Durch zahlreiche, unmittelbar an den Quellen gemachte Beobachtungen hat F. die Wissenschaft vielfach gefördert. Sind seine darüber hinausgehenden Deduktionen auch meist Irrtümer, so muß doch anerkannt werden, daß sie das Interesse an der juristischen Literaturgeschichte des Mittelalters wachgehalten und belebt haben, und daß sie durch den Widerspruch, den sie veranlaßten, umfassende und wertvollste Untersuchungen anderer hervorriefen und insoweit fruchtbare Irrtümer waren.

Literatur: Nekrologe: Dahl, (*Tidsskrift for Retsvidenskab*, 1919). — Stein (Deutsche Juristen-Zeitung, 1919). — Herr Dr. Johannes F., Prof. der Botanik an der Universität Bonn (bei dem sich auch der lediglich aus Briefen bestehende Nachlaß und eine Marmorbüste F.s befindet), hat lebenswürdigerweise eine allerdings nur familiäre Verhältnisse näher berührende Selbstbiographie seines Vaters zur Verfügung gestellt. — Festschriften: Festgabe der jurist. Fakultät der Universität Bern (1902), der jurist. Fakultät der Universität Halle (1903), *Mélanges F.*, 2 Bde. (1907/08). Letztere enthalten auch eine Bibliographie von F.s Schriften, die nach Ausweis einer im Nachlaß befindlichen, auch in der Anordnung übereinstimmenden Zusammenstellung von F. selber herrührt. Sie ist gleichwohl nicht vollständig. Nachzutragen sind (von kleinen Gelegenheitsaufsätzen abgesehen) für die Zeit bis 1907: Die rechtlichen Verhältnisse des Stadtscheßgrabens (Gutachten, Halle 1866) und Aufsätze an folgenden Stellen: *Archiv für die civilistische Praxis*, Bd. 42, 47, 48, 49, 50; *Gruchots Beiträge*, Bd. 10; *Zeitschrift für das gesamte Handelsrecht*, Bd. 18.; *Jenaer Literatur-Z.*, 1877; *Neues Archiv*, Bd. 3; für die Zeit nach 1907: Nachträge zum »Reichs-zivilprozeß«, 1909 und 1910; Beitrag zu den *Studi Biagio Brugi* und Aufsätze an folgenden Stellen: *Zeitschrift der Savigny-Stiftung, Rom. Abt.*, Bd. 29, 36; *Zentralblatt für Bibliothekswesen*, Bd. 30, *Aura academica*, Bd. 2. — Für nähere kritische Würdigung der literarhistorischen Aufstellungen F.s sind zu den Einzelfragen zu vergleichen Conrat, *Geschichte der Quellen und Literatur des röm. Rechts im früheren Mittelalter*, 1891; Pescatore, *Beiträge zur mittelalterlichen Rechtsgeschichte IV*, 1896; Kantorowicz, *Zeitschrift der Savigny-Stiftung, Rom. Abt.*, Bd. 30, 31, 33.

Bonn a. Rh.

Josef Juncker.

## Nachtrag zum Jahre 1919

**Naumann, Friedrich**, \* am 25. März 1860 in Störmthal bei Leipzig, † am 24. August 1919 in Travemünde. — Als Sohn eines Pfarrers, als Enkel (mütterlicherseits) des streng lutherischen Pfarrers Ahlfeld in Leipzig, ist Friedrich N. von Haus aus mit der Atmosphäre des protestantischen Pfarrhauses eng verbunden gewesen, und da er während seiner Leipziger Gymnasialzeit im Hause des Großvaters wohnte, so wirkten streng orthodoxe Einflüsse auf ihn ein — freilich ohne ihn gefangen zu nehmen, aber ihn doch ins Leben hinaus geleitend. Auf der Fürstenschule in Meißen verbrachte er von 1876 bis 1879 noch die zweieinhalb letzten Jahre bis zur Abiturientenprüfung. Dann bezog er als junger Theolog für fünf Semester die Universität Leipzig, vertauschte sie 1881 für zwei Semester mit Erlangen und schloß das Studium im März 1883 in Leipzig ab. So fiel seine Studentenzeit in die Jahre des absterbenden Liberalismus und einer neu aufsteigenden konservativen Gesinnung; den Theologen war das konservative Element selbstverständlicher als das liberale, und die akademische Jugend von damals vollzog die Abkehr vom Liberalismus mit bewußter Betonung des nationalen, des sozialen und des religiösen Gedankens. Die damals entstehenden »Vereine deutscher Studenten« waren Sammelpunkt solcher Gesinnungen; Adolf Stöcker war ihr geistiger Vater, und von ihm kam auch der antisemitische Zusatz, den diese Vereine zur Verstärkung ihrer nationalen Richtung glaubten aufnehmen zu müssen. Friedrich N. war Anfang 1881, nach einem Vortrag Stöckers, einer der Gründer des Leipziger Vereins, und dann ebenso im Winter 1881/82 des Erlanger Vereins, und diese studentische Gemeinschaft gab ihm ein entscheidendes Stück seiner Lebensrichtung: er fühlte sich dem nationalen Gedanken seitdem ebenso verbunden wie dem sozialen. Der antisemitische Gedanke blieb ihm freilich stets fremd — seine fromme Gesinnung kannte weder Haß noch Fanatismus, und offenbar erkannte er auch frühzeitig, daß die soziale und die nationale Frage mit keiner Art von Antisemitismus gelöst werden konnten. Die religiöse Auseinandersetzung seines Innern führte ihn aus streng lutherischer Rechtgläubigkeit schon auf der Universität heraus — ein langsamer Entwicklungsprozeß, der erst sehr viel später zu endgültigen religiösen Anschauungen führen sollte. Ging er jahrelang in der Richtung Stöckers, so war der Unterschied doch frühzeitig sichtbar: seine soziale Gesinnung formte sich aus den praktischen Erfahrungen eines sächsischen Industriedorfes und deutscher Großstädte, und für ihn war die sozialdemokratische Bewegung nicht der Feind von Thron und Kirche, sondern der Ausdruck sozialer Nöte und berechtigten Aufwärtstrebens. Das »Kapital« von Karl Marx wurde ihm Gegenstand ernstesten Studiums, und

er fühlte bald, im Gegensatz zu Stöcker, daß die Rettung weder in der Inneren Mission noch in konservativer Parteipolitik liegen könne. Aus dem Leben der Arbeiterschaft heraus suchte er sich sein Ziel zu gestalten. Schon die Tätigkeit im Hamburger Rauhen Haus (1883—1885) führte ihn in einen weiteren Kreis, obwohl er hier im Bereich der Inneren Mission stand; aber der Geist Wicherns, der hier waltete, sprengte den Rahmen an mancher Stelle — mühte sich doch der jüngere Wichern 1884 daran, die Berliner Stellen für eine allgemeine deutsche Arbeitslosenversicherung zu gewinnen. Auch war die Hauptaufgabe N.s hier der Unterricht — er war gezwungen, sich mit Schülern zu beschäftigen, die zum großen Teil ein Ergebnis schwerer sozialer und sittlicher Nöte waren. Aber dann übernahm er doch, dem Wunsche seines Vaters folgend, 1886 eine Pfarrstelle: Langenberg bei Zwickau in Sachsen sollte ihm zur ersten sozialpolitischen Lehrzeit werden. Bauern, Arbeiter und Industrielle standen hier vor ihm, er lernte hier das Wirtschaftsleben der Zeit in seiner alles umgestaltenden Wirkung kennen. Eine kümmerliche Hausindustrie und großindustrielle Kohlenbergwerksbetriebe umgaben ihn hier und stellten ihn vor völlig neue Fragen. Aber noch entsprach es seiner Anschauung, als Geistlicher helfen zu wollen, und als er dann 1890 als Vereinsgeistlicher der Inneren Mission nach Frankfurt a. M. übersiedelte, schien die kirchlich-soziale Richtung bei ihm ausschlaggebend zu sein. Aber er hatte in Langenberg bereits eine geistige Arbeit begonnen, die ihn weiterführen mußte; sein »Arbeiterkatechismus oder der wahre Sozialismus. Seinen arbeitenden Brüdern dargeboten von Friedrich N.« (1889), sein Vortrag aus der gleichen Zeit »Was tun wir gegen die glaubenslose Sozialdemokratie?« und seine damaligen Aufsätze in der »Christlichen Welt« tragen zwar das Kennzeichen des evangelischen Pfarrers, aber die Auseinandersetzung mit der Sozialdemokratie ist nicht ausschließlich auf ihre Glaubenslosigkeit eingestellt, sondern auf ein volles Begreifen, und er spricht hier bereits den Satz aus, daß die Sozialdemokratie »Geistesmacht« sei. So stand die Frankfurter Arbeit unter einem neuen Gesichtspunkt: sie sollte den sozialen Staat und die soziale Kirche schaffen — aus einer religiösen Mission sollte eine soziale, jedoch auf dem Boden des Christentums werden, wie die Schrift von 1890 »Das soziale Programm der evangelischen Kirche« zum Ausdruck brachte. So vollzog sich in ihm eine Trennung von Wicherns rein religiösen und von Stöckers kirchlich-politischen Gedanken, aber er hoffte die Innere Mission zu solchen größeren Aufgaben fortreißen zu können. Noch stand er mit Stöcker zusammen, als dieser 1890 zur Gründung des Evangelisch-sozialen Kongresses aufrief, aber gerade auf diesem Boden, wo sich vor allem Theologen und Nationalökonomten vereinten, entschied sich die Abkehr von Stöcker: Der Kongreß betonte schon 1891 seinen unpolitischen und beinahe wissenschaftlichen Charakter, er wollte die sozialen Zustände vorurteilslos untersuchen und die Grundsätze des Evangeliums für das Wirtschaftsleben fruchtbar machen. Um N. bildete sich der Kreis der sogenannten jüngeren Christlich-Sozialen — der Austritt Stöckers aus dem Kongreß, seit 1894 schwebend und 1896 durchgeführt, klärte die Geister endgültig: die sozialpolitische Richtung hatte über die kirchlich-konservative gesiegt. Paul Göhre († 1928), der Generalsekretär des Kongresses, Martin Wenck, Lehmann-Hohenberg, Korell, Gottfried Traub waren unter den jüngeren Theologen die eifrigsten Mitstreiter N.s, unter den Universitätstheologen standen Adolf Harnack, Otto

Baumgarten, Arthur Titius, Johannes Weiß, Caspar René Gregory zu ihm, von den Nationalökonomien vor allen Max Weber (s. DBJ. 1917—20, S. 593 ff.) und von den Juristen Rudolf Sohm (s. DBJ. 1917—20, S. 150 ff.). In vieler Hinsicht bestimmend wurde für N. der Austausch mit Max Weber und Sohm; sie zogen ihn noch stärker auf den Boden der Wirklichkeit und in eine völlig sachliche Sozialpolitik hinein. Je mehr N. aber die Seele dieses ganzen Kreises wurde, um so mehr drängte man ihn zur Tat: die Gebildeten sollten für diese sozialen Anschauungen gewonnen, die Arbeiter vom Marxismus herübergezogen werden. Die Gründung der Zeitschrift »Die Hilfe« Ende 1894 war der erste Versuch zur Sammlung der Gleichgesinnten, die Gründung des »Nationalsozialen Vereins« folgte knapp zwei Jahre später und verband vor allem die Hilfeleser zu einer sozialpolitischen, aber auch politischen Gemeinschaft. »Die Hilfe« trug den Untertitel »Gotteshilfe, Selbsthilfe, Staatshilfe, Bruderhilfe«; der neue Verein verband die Worte national und sozial zu einem Programm — es kommen in dem allem die Gedankengänge zum Ausdruck, die Mitte der neunziger Jahre Friedrich N. beherrschten. Er hatte die Innere Mission, soweit sein Einfluß reichte, zur sozialpolitischen Mission erweitert, und er rang noch mit dem Versuche, die Grundsätze des Evangeliums im Wirtschaftsleben und im sozialen Leben zum Maßstab des Handelns zu machen. Aber gleich Stöcker war er nun ebenfalls in eine mehr politische Richtung gedrängt — nur durch Macht waren die Menschen, war der Staat zu beeinflussen, und wenn der Nationalsoziale Verein auch ursprünglich keine politische Partei sein wollte, so trieb doch auch hier der Wille, Einfluß zu erringen, in das politische Leben hinein. Im Titel des Vereins lag zudem bereits eine politische Formulierung — im Gegensatz zum Internationalismus der Sozialdemokratie sollte der nationale Gedanke sich mit der sozialen Reform verbinden. Aber auch der politische Einschlag trennte noch weiter von Stöcker — obwohl die meisten dieser Nationalsozialen aus den konservativen Gedankenkreisen der achtziger Jahre herkamen, machte der tiefere Einblick in die sozialistische Bewegung sie unkonservativ — wie sollte die konservative Partei, die soeben Stöcker zum Austritt gezwungen hatte, weil er zu sozial war, eine soziale Reformpolitik treiben können, und wie sollte man je mit konservativen Gedanken Einfluß auf die sozialistische Arbeiterschaft gewinnen, deren wirkliches Ziel die Erringung von politischem Einfluß und die Befreiung von patriarchalischen Lebensformen sein mußte? Noch trug zwar der neue nationalsoziale Verein mit seinem starken religiösen Einschlag eher ein konservatives als ein liberales Gepräge, aber politisch konservativ war er nicht, weit eher idealsozialistisch durchweht, jedenfalls von konservativer und liberaler Sozialistenfurcht und Sozialistenfeindschaft weit entfernt.

Aber wie die Gründung eines Vereins sehr bald zur politischen Betätigung weitertrieb, vom »Sauerteig für alle« zum Wahlkampf gegen Andersgerichtete, so ruhte auch die innere Auseinandersetzung nicht. Auf Tagungen von reichstem Inhalt wurden die sozialpolitischen, die wirtschaftlichen und die außenpolitischen Fragen durchgearbeitet, und es sank dabei der Glaube, daß man mit den Sätzen des Evangeliums diese Welt der Gegensätze und Kämpfe meistern könnte. N. selber war Anfang 1897 nicht ganz freiwillig aus seiner Frankfurter Stellung ausgeschieden; aber je bestimmter sich das neue Programm formte, um so bestimmter meldeten sich auch die Gegner dieser schlechtweg für sozialistisch genommenen Richtung. N. war fortan gezwungen, als freier Schrift-

steller und Politiker seinen Weg zu gehen, zeitweise wohl von seinen Freunden gestützt, aber vor seinem Einzug in den Reichstag doch ohne jeden sicheren Rückhalt. Ohne Schwanken ging er diesen vielfach dornenvollen Weg. Die inneren Auseinandersetzungen des Nationalsozialen Vereins waren vor allem seine eigenen inneren Kämpfe — die alte lutherische Rechtgläubigkeit, die ihn nie völlig erobert hatte, sank zurück, er fühlte und sah die Unmöglichkeit, auf ihr die große Reformarbeit an der Nation aufzubauen und drängende Zeitprobleme rein religiös zu lösen. Je mehr er in diese moderne Welt eindrang, um so weiter begann er das Religiöse zu fassen — er wurde religiös liberal, noch ehe seine politische Entwicklung sich liberalen Gedanken näherte. Aber freilich löste dieser religiöse Liberalismus ein Hemmnis hinweg, das bisher den Weg zum politischen Liberalismus versperrt hatte, denn dieser verlor nun für N. und seine theologischen Freunde den Charakter des Antireligiösen, den ihm die konservativen Strömungen der achtziger Jahre wie selbstverständlich beigelegt hatten. In den »Andachten« der »Hilfe«, deren jede Nummer (von 1895—1902) eine enthielt und die als »Gotteshilfe« 1902 gesammelt in einem starken Band erschienen, und in den »Briefen über Religion« (1903), zum Teil auch schon in der »Asia« von 1899, die aus N.s erster größeren Reise nach dem Orient und vor allem Palästina entstanden war, vollzog sich auch die rein religiöse Wandlung: die kritische protestantische Theologie und der sich weitende Blick auf das Leben führten ihn zu einer Religiosität, die zwar stets innerlichste Frömmigkeit blieb, aber das konfessionell Dogmatische weit hinter sich ließ. Man hat bedauert, daß N. sich zuletzt doch ganz für die Politik entschied und eine bedeutsame religiöse Aufgabe, auf deren weitere Klärung so viele warteten, beiseite schob, aber er sah am Anfang des neuen Jahrhunderts die deutsche politisch-soziale Aufgabe für größer an als die religiöse, und so sammelte er alle seine Kräfte für dieses eine Gebiet. Es blieb aus der früheren christlich-sozialen Zeit das eine: die vom Evangelium gelehrtten Gesinnungen sollten der Untergrund alles politischen und sozialen Handelns des Einzelnen sein, aber die Unverwendbarkeit des Evangeliums als Norm in den Wirtschaftskämpfen der Zeit und in den politischen Auseinandersetzungen der Völker war endgültig erkannt und damit das politisch-soziale Leben auf seine eigenen Bedingungen gestellt.

In dem Buche »Demokratie und Kaisertum« von 1900 formte N. die neue Gedankenwelt zu einem einheitlichen Ganzen. Die Anerkennung des nationalen Staates als Grundlage des politischen und sozialen Daseins hatte ihn zur Betonung des Staatsgedankens und der Machtbedürfnisse des Staates geführt, und er rüttelte nicht an dem monarchischen Gedanken, der mit dem deutschen Leben seit 1866 mehr als je verbunden erschien; er hoffte trotz aller Enttäuschungen auf den sozialpolitischen Sinn des Kaisers und auf sein Verständnis für die Demokratie. Denn das hatte sich nun für N. und seine Freunde als eine unumstößliche Tatsache ergeben, daß die Einordnung der Sozialdemokratie in den Staat nur bei demokratischen Zugeständnissen möglich sein werde, und so gestaltete sich das erhoffte neue Deutschland in diesem Programm zu einem Bündnis von Demokratie und Kaisertum. Dabei hat N. gar nicht in erster Linie an ein parlamentarisches Regierungssystem, sondern an eine »Wirtschaftsdemokratie« und an eine sozialgerichtete große deutsche Linke gedacht, mit der der Kaiser eine zeitgemäße Politik treiben sollte. Es war, unter ausdrück-

licher Ablehnung jeder Revolution, auf eine Entwicklung der deutschen Verhältnisse hingearbeitet, die fast allzu vorsichtig erscheinen konnte; die alten konservativen Kräfte des deutschen Lebens waren in ihrem Werte anerkannt und in die Weiterentwicklung eingestellt, und die Verbindung des Kaisers mit der Demokratie der Arbeiterschaft war nicht auf Verfassungsgesetze, sondern auf die politische Einsicht des Kaisers gestellt. Das Buch fand deshalb in den Kreisen der Sozialdemokratie keinen Beifall, denn hier hatte man jede Hoffnung auf den Kaiser und auf die Monarchie aufgegeben; die deutsche Bildungsschicht aber — von N.s Anhängern abgesehen — war noch so tief in antisozialistische und antisoziale Gedankengänge verstrickt, daß man sich rasch auf die befreiende Formel stürzte: hier spreche ein gutwilliger Phantast oder ein phantastischer Prophet, der die Wirklichkeit nicht kenne. Man darf heute wohl sagen, daß N.s Buch einen Grundfehler besaß: er schätzte die Persönlichkeit Wilhelms II. falsch ein. Und indem er gerade alles auf diese Persönlichkeit und ihre Einsicht stellte, verlor das Programm den wesentlichen Stützpfeiler. Die Demokratie war nicht wohl denkbar ohne ihre Grundform, nämlich das parlamentarische System. Oder hätte der Druck der nichtsozialistischen Parteien den Kaiser in die von N. verlangte Richtung drängen und ihn darin halten sollen? Aber das hätte einen Umschwung bei den Gebildeten der Nation vorausgesetzt, für den die Möglichkeiten noch nicht gegeben waren. Und so blieb N.s Buch ein Mahnruf, der mit überlegener Beweisführung überall abgelehnt wurde, wo er hätte gehört werden sollen — die langsame Demokratisierung Deutschlands hätte uns vieles spätere Schicksal erspart. 1902 entwickelte N. seine Gedanken nach der rein wirtschaftlichen Seite noch weiter in der »Neudeutschen Wirtschaftspolitik« (stark erweitert 1906); auch sie erzielte nicht viel mehr als einen Achtungserfolg, obwohl auch dieses Buch zahlreiche Leser fand — außer in N.s Anhängerkreisen besonders bei den Jungliberalen (nationalliberale Jugend), die auf eine Erneuerung der nationalliberalen Partei hinarbeiteten und sich dem Einfluß der N.schen Gedanken willig hingaben.

Aber inzwischen war der »Nationalsoziale Verein« von N. selber aufgegeben worden. Die große Hoffnung, in den Arbeitermassen Anhänger zu gewinnen, verwirklichte sich trotz regster und inhaltsvoller Arbeit nicht, und als auch die seit 1898 unternommenen Versuche, N. und seinen nächsten Mitstreitern Sitze im Parlament zu verschaffen, gescheitert waren — nur 1903 wurde H. v. Gerlach in Marburg durch Stichwahl gewählt — stellte N. seine Freunde vor die Entscheidung, den selbständigen politischen Verein aufzugeben und sich mit der Freisinnigen Vereinigung zu verschmelzen. Denen, die die Entwicklung der Freisinnigen Vereinigung nicht hatten beobachten können, erschien dieser Vorschlag zuerst unannehmbar — sollte man nun ein Teil desselben Liberalismus werden, dessen Unvermögen zur Aufnahme neuer und vor allem sozialer Gedanken man so lange beobachtet hatte? Aber N. konnte den größten Teil seiner Anhänger überzeugen, daß die Freisinnige Vereinigung unter der Führung von Karl Schrader und Theodor Barth (mit seiner Zeitschrift »Die Nation«) seit mehreren Jahren bereits den sozialen Liberalismus aufgenommen und sehr bestimmt vertreten hatte und daß im schlimmsten Fall die geschulte und festgeschlossene Schar der Nationalsozialen ihre Anschauungen in dem neuen Kreise selbst als Minderheit zur Geltung bringen würde. Die Frage



aber, ob man sich jetzt liberal nennen dürfe, ohne sich selber untreu zu werden, war im Grunde seit Jahren schon gelöst — der Nationalsoziale Verein war eine ausgesprochen fortschrittlich-soziale Richtung geworden, und sobald man die Erneuerung des Liberalismus sich zum Ziel setzte, stand dem Bekenntnis zum Liberalismus sehr viel weniger im Wege als einem Zusammengehen mit den Konservativen. Das neue Ziel durchdrang sehr bald die alten Nationalsozialen und ihre Führer: einen neuen sozialen Liberalismus zu schaffen wurde die Losung. Nur einige splitterten ab — die Freisinnige Vereinigung erhielt einen beträchtlichen Zuwachs an Mitgliedern, an Köpfen und Energien. Der Verschmelzung mit der Freisinnigen Vereinigung folgte 1907 das Kartell der drei linksliberalen Gruppen und 1910 ihre Verschmelzung zur »Fortschrittlichen Volkspartei«, wobei der größte Teil der süddeutschen Jungliberalen von der nationalliberalen Partei zu dieser neuen Partei übertraten. N. war inzwischen 1907 — ein Ergebnis der liberalen Zusammenarbeit — in den Reichstag eingezogen; er hat ihm bis 1918 angehört und dann ebenso der Nationalversammlung. Er war von Anfang an das geistige Haupt der Fortschrittlichen Volkspartei, während Friedrich Payer der politische und taktische Führer war. Erst nach Payers Rücktritt von der Führung der deutschen demokratischen Partei, die sich im November 1918 aus der Fortschrittlichen Volkspartei und dem linken Flügel der Nationalliberalen gebildet hatte, wurde N. 1919 als 1. Vorsitzender auch der politische Führer der Partei.

Das eine Ziel war 1910 gelungen: die drei schwachen Gruppen des entschiedenen Liberalismus waren zu einer Partei vereint, und die Wahlen von 1911 brachten ein Zusammengehen von Fortschrittlicher Volkspartei, Nationalliberalen und Sozialdemokraten — die Hoffnung auf eine große deutsche Linke schien sich zu verwirklichen. Unablässig wirkte N. dafür, aber über ein taktisches Zusammengehen hinaus kam es zu keinen Bindungen. Die Unternehmer innerhalb der Nationalliberalen Partei widerstrebten einer solchen Linken ebenso wie die klassenkämpferischen Elemente in der Sozialdemokratie. Aber der Einfluß N.s stieg vor allem in der Jugend der drei Parteien und durfte auf die Verwirklichung seiner Gedanken wohl hoffen. Der Weltkrieg führte die Sozialdemokratie sofort in das Lager der Nation: es war die Selbstverwirklichung des nationalsozialen Gedankens. Aber dem letzten Ergebnis des Krieges sah N. von Anfang an mit schwerster Sorge entgegen. Er hatte sehr bald Gelegenheit, tiefer in den wahren Stand der Dinge hineinzusehen; die Stellung als Reichstagsabgeordneter erschloß ihm, dem stets Suchenden und politisch Erwägenden, vieles, was andere nicht zu erkennen vermochten. Auch entstand damals zwischen ihm und dem Reichskanzler Bethmann Hollweg ein näheres persönliches und politisches Verhältnis. Noch aus Hoffnungen auf einen erträglichen Ausgang des Krieges und aus dem Glauben an wirtschaftliche Notwendigkeiten entstand 1915 sein Buch »Mitteleuropa«, das den festeren Zusammenschluß Deutschlands und Österreich-Ungarns vorbereiten und der deutschen Politik und Wirtschaft die Richtung auf den Südosten von einer genügend breiten Grundlage geben sollte. Die Gegner Deutschlands haben in diesem Buch ein Zeichen imperialistischer Gedanken gesehen; tatsächlich aber handelt es sich darin um die Wiederaufnahme der Gedanken Friedrich Lists und um eine gewisse Herausziehung Deutschlands aus einer zu anspruchsvollen Weltpolitik in eine bescheidenere europäische Stellung. Die

Durchführung dieser Gedanken sollte zu einem festen, auch verfassungsmäßig verbrieften Zusammenschluß der beiden Kaiserreiche führen — N. traute der Kriegsbundesgenossenschaft und dem Selbsterhaltungstrieb der beiden Reiche die Belastung einer solchen engen Verbindung zu. Er fand viele Kritiker an diesen Ideen, aber zugleich doch auch die Anerkennung, ein eventuell nicht zu umgehendes Problem der Zukunft großzügig angegriffen zu haben. Es stellte sich ja auch nach dem Krieg heraus, daß der mitteleuropäische Gedanke Notwendigkeiten in sich trägt, und früher oder später zu irgendeiner Verwirklichung drängt. Aber der Kriegsausgang begrub zunächst alle derartigen Gedanken. N. war mehr und mehr, und vor allem im Spätsommer 1918, von tiefstem Pessimismus erfüllt. Die Demokratisierung des deutschen Staates, die Teilnahme der Arbeiterklasse am Staat, die einst sein höchstes Anliegen gewesen war, kam jetzt zugleich mit dem Unglück der Nation — Demokratie und Kaisertum waren jetzt ebenso erledigt wie der deutsche Machtstaat, auf dessen inneres Wachstum er seine Hoffnung gesetzt hatte. Wohl wurden die nationalsozialen Ideen jetzt in vieler Hinsicht Wirklichkeit, aber diese Wirklichkeit war beengt durch die Not, vergiftet durch neue Gegensätze und vielleicht aussichtslos gegenüber erbarmungslosen äußeren Feinden. So lag über N.s letztem Lebensjahr eine tiefe Tragik; das Ziel war erreicht und nicht erreicht, und das von ihm so heiß geliebte Deutschland lag ohnmächtig am Boden. Das Asthma, das ihn von Jugend auf verfolgte, fand einen sich in Sorgen zermürbenden Geist und einen in Kriegsnot um seine Widerstandskraft gebrachten Körper. So erlag er am 26. August 1919 einem Herzschlag.

Als N. 1919 nach eifrigster Mitarbeit an der neuen Reichsverfassung an die Spitze der Demokratischen Partei trat, war seine Stellung im Parlament und in der Nation so bedeutsam, daß sich die Blicke für die Zukunft auf ihn richteten — er ist von vielen als der künftige Reichskanzler oder als künftiger Reichspräsident angesehen worden. Man darf wohl behaupten, daß die Höhe seines Lebens noch vor ihm lag. Aber man darf ebenso behaupten, daß nicht die Parteipolitik, nicht parlamentarische Taktik oder ministerielle Verwaltung sein wahres Gebiet gewesen wären. Im Grunde seines Wesens war er Geist, Anreger, Erzieher, zum politischen Lehrmeister der Nation wohl weit mehr bestimmt als zum praktisch-politischen Führer. Die geistige Seite seines Wesens war viel stärker als der Wille, sich um jeden Preis durchzusetzen. Diese notwendige Eigenschaft des handelnden Staatsmannes hätte im Widerspruch zu der Tiefe und Feinfühligkeit seines Geistes gestanden. Er war zu weitblickend und zu objektiv, um jemals Parteimann im engeren Sinne zu sein. Er hat auch den unvermeidlichen Tageskampf nie anders als auf geistiger Höhe geführt. Für ihn war die Politik nicht nur eine staatsbürgerliche Pflicht, sondern eine Kulturaufgabe, und so wurde alle Politik in seinen Händen zu einem Spiegel des kulturellen Lebens der Nation. Durch alle seine politischen Schriften, durch seine zahlreichen Aufsätze, durch seine Reden, deren hinreißendem Pathos sich niemand entziehen konnte, geht dieser Gedanke immer wieder hindurch: daß die Politik nicht ein grobes und charakterloses Handwerk ist, sondern die große Pflicht des Staatsbürgers, der Ausdruck seines Verantwortungsbewußtseins, ein Teil der allgemeinen Kulturarbeit. Er forderte von den Verächtern der Politik, daß gerade sie durch Mitarbeit die Politik von ihren Mängeln befreien sollten (vgl. seine Schrift »Die Gebildeten und die Politik«, 1909);

durch seine eigene Arbeit trug er ein neues Stück Geistigkeit in die deutsche Politik hinein. Er gab der Politik ein neues Gepräge und erschloß damit vor allem der jüngeren Generation ein neues, über der Parteipolitik liegendes Gebiet.

In einer reichen schriftstellerischen und rednerischen Tätigkeit wirkte sich diese Persönlichkeit in der Nation aus. Er war zum Erzieher geboren — seine Schriften haben durchweg einen pädagogischen Zug, ohne dadurch etwas von ihrem künstlerischen Charakter zu verlieren. Denn neben dem zu sich zwingenden Pädagogen stand der glänzende Stilist, der selbst statistische Daten und volkswirtschaftliche Auseinandersetzungen mit Geist durchdrang und in anmutigster Form, reich an treffenden Vergleichen und packenden Formulierungen wiederzugeben vermochte. Weit über Politik, Sozialpolitik und religiöse Fragen hinaus wurde er eine führende Persönlichkeit innerhalb der deutschen Kultur. Seit Mitte der neunziger Jahre entwickelte sich in ihm eine Gesamtanschauung des Lebens, zu deren Ausgestaltung sich sein Blick immer stärker auf beinahe alle Gebiete deutschen und fremden Schaffens richtete. Auf jährlichen weiten Reisen erschloß sich ihm ganz Europa (ausgenommen Rußland), der vordere Orient und Nordafrika — seine Eindrücke pflegte er in inhaltreichen »Reisebriefen« in der »Hilfe« zu veröffentlichen. Er besuchte die großen Ausstellungen Deutschlands und des Auslandes, und die Wunder der Technik ergriffen ihn ebenso tief wie die Wunder der Natur. Seine Pariser »Ausstellungsbriefe« (1909) gehen der Seele eines neuen Zeitalters nach oder suchen Seelisches aus Technik und Wirtschaft zu entwickeln. »Die Erziehung zur Persönlichkeit im Zeitalter des Großbetriebs« von 1904 war Bejahung einer Zeit, die mit Kapitalismus und Materialismus alle feineren Lebenswerte zu vernichten schien. Der ästhetische Sinn, der erst relativ spät in ihm erwachte, entfaltete sich aus der Gegenwart heraus, und so sehr er auch alte Kunst schätzte, so waren ihm doch Fragen wie Kunst und Technik, Volkswirtschaft und menschliche Seele, Kultur und moderner Geist wichtiger als die Freuden rein ästhetischen Genießens. Er zeichnete gern auf seinen Reisen, genoß Natur und Kunst, aber dabei standen die Gegenwartsprobleme vor seiner Seele und das Ästhetische wurde zu einem Teil der modernen Kultur, von den Wundern der Welt gingen seine Gedanken zu denen, die diese Wunder nicht voll zu genießen vermochten: zu den Mühseligen und Beladenen, zu den in schlechten Wohnungen hausenden, zu den von der Handarbeit erdrückten und doch emporstrebenden, zur »Kunst im Zeitalter der Maschine«, wie der Titel einer Schrift von 1904 lautete. Bezeichnend für seine Stellung, für den Inhalt seiner Persönlichkeit war, daß er 1908 bei Begründung des »Deutschen Werkbunds« in München ein erlesenes Publikum von Künstlern, Kunsthandwerkern und Industriellen in die Zusammenhänge ihrer Arbeit mit Volkswirtschaft und Staat einführte. 1914 behandelte er vor einem ähnlichen Publikum auf der Werkbundtagung in Köln den Zusammenhang von »Werkbund und Weltwirtschaft«. Er schöpfte auch hier aus seinem Innersten — der Theolog von einstmals, der Politiker von gestern war zum künstlerischen Führer geworden, der aus einer grau erscheinenden Gegenwart die Hoffnung zur Kunst entwickelte und der sich an Leistungen der Gegenwart wie dem Eifelturm oder dem Frankfurter Hauptbahnhof berauschen konnte. Dabei schätzte er dann wieder die volkswirtschaftliche Bedeutung der Qualitätsware nüchtern ab

oder rang mit dem Problem der Freude an der Arbeit, das er in vielfachen Gesprächen mit Arbeitern in der Werkstatt zu ergründen suchte. Freilich, von August 1914 an gehörte seine Arbeit und sein Denken nur noch dem deutschen Volk und seinem Staate — wie einst das Theologische vor neuen Fragen zurücktrat, so nun das Ästhetische und zuletzt auch das gesamte Kulturelle — er lebte nur noch in den Daseinsfragen der Nation.

Sein Leben hörte mit 59 Jahren allzufrüh auf. Es bleibe dahingestellt, ob er die Tragik überwunden hätte, Prophet zu sein, ohne gehört zu werden, und Gestalter, als alles Gestalten zur Notarbeit verurteilt war. Was von ihm ausging, war aber doch so viel und über die Gegenwart Hinausragendes, daß selbst diese Tragik seine große Wirkung nicht aufheben kann.

Literatur: Margarethe Naumann, Friedrich Naumanns Kindheit und Jugend, Gotha 1928. — H. Meyer-Benfey, Friedrich Naumann, Göttingen 1904. — M. Wenck, Die Geschichte der Nationalsozialen, 1905. — Vgl. auch den Aufsatz von Meyer-Benfey in der »Religion in Geschichte und Gegenwart«, Bd. IV. — Eine ausführliche Biographie bereitet Theodor Heuß vor.

Leipzig.

Walter Goetz.

## Nachtrag zum Jahre 1920

**Bayer, Friedrich**, Geh. Kommerzienrat, Industrieller, Mitglied des Vorstandes und des Aufsichtsrates der Farbenfabriken vorm. Friedr. Bayer & Co. in Elberfeld, der heutigen I.G. Farbenindustrie Aktiengesellschaft, Werk Leverkusen bei Köln a. Rhein, \* am 13. Oktober 1851 in Barmen, † in Leverkusen am 21. Juni 1920. — Schon früh hat B. sich in dem jungen, von seinem Vater gegründeten Unternehmen, dessen Förderung und Entwicklung seine Lebensaufgabe bildete, kaufmännisch betätigt. Nachdem er sich dann in dem bekannten Laboratorium von Fresenius in Wiesbaden und auf der Universität zu Bonn die Grundbegriffe der Chemie angeeignet hatte, trat er mit 23 Jahren als Chemiker in die Firma wieder ein, deren Teilhaber er im Januar 1877 wurde. Bei Umwandlung des Unternehmens in eine Aktiengesellschaft, im Jahre 1881, wurde er Mitglied des Vorstandes, in dem er 31 Jahre, bis zum Jahre 1912, tätig war, um dann im 61. Lebensjahr in den Aufsichtsrat überzutreten, dem er bis zu seinem Tode angehörte. Im Jahre 1912 wurde er zum Geheimen Kommerzienrat ernannt. Er war einer der wenigen Männer, die an der ganzen Entwicklung der deutschen Teerfarbenindustrie von den ersten Anfängen an bis in die heutige Zeit hinein dauernd tätigen Anteil genommen haben und die gesamten geschichtlichen Zusammenhänge bei dem beispiellos schnellen Aufstieg dieser Industrie zu überblicken vermochten. Unter den Pionieren, denen Deutschland den Aufbau der für die wirtschaftliche Entwicklung des Landes so wichtigen I. G. Farbenindustrie Aktiengesellschaft in Frankfurt a. M. verdankt, darf der Name Friedrich B. nicht vergessen werden.

Mit besonderer Vorliebe widmete sich Friedrich B. den technischen Angelegenheiten der Fabrik; er verfolgte persönlich alle fabrikatorischen Vorgänge bis ins kleinste. Ohne eine abschließende Fachausbildung an der Hochschule genossen zu haben, eignete er sich im Laufe der Jahre eine solche Fülle technischer Kenntnisse und Erfahrungen an, daß er den Chemikern, mit denen er unermüdlich selbst die kleinsten Änderungen und Fortschritte besprach, ein stets willkommener Ratgeber und Förderer war. Unterstützt von einem vorzüglichen Gedächtnis, ließ er mit echt bergischer Zähigkeit nicht nach, bis das einmal beobachtete neue Ergebnis — und mochten auch Jahre darüber hingehen — in die Praxis umgesetzt wurde. Ein hübscher neuer Farbstoff, eine interessante chemische Reaktion, konnten ihn stundenlang an den Laboratoriumstisch fesseln und zu immer erneuten Erwägungen über die technische Auswertung der Erfindung anregen. Sein gesunder Optimismus und sein stets lebhaftes Interesse für jede einen Fortschritt andeutende Neuerung, wirkten

überall belebend und anfeuernd. Diese für die Entwicklung des Unternehmens so segensvolle Tätigkeit kann nicht hoch genug bewertet werden.

Nach außen hin trat er nur wenig in Erscheinung. Friedrich B. ist daher vielfach von Fernerstehenden nicht nach seiner wahren Bedeutung gewürdigt worden. Bei seiner Bescheidenheit und seinem anspruchslosen Wesen hat er es stets vermieden, sich im Vordergrund zu bewegen. Die reine Freude an der Entwicklung des Unternehmens, dem sein Herz gehörte, war ihm ausreichender Lohn; an der Anerkennung anderer lag ihm nichts. Gern und neidlos überließ er seinen Freunden Böttinger (s. DBJ. 1917—20, S. 500) und Duisberg die ihm selbst nur lästige Pflicht, das Unternehmen nach außen hin zu vertreten.

Friedrich B. gehörte zu den seltenen Persönlichkeiten, von denen man bei ihrem Scheiden sagen darf, daß sie keine Feinde, wohl aber zahlreiche trauernde Freunde zurückgelassen haben. Das Kunstleben der Stadt Elberfeld fand an ihm einen hilfsbereiten Förderer, und mancher unserer Maler hat das Hinscheiden des opferfreudigen Kunstfreundes betrauert.

Leverkusen b. Köln.

Carl Duisberg.

## Nachtrag zum Jahre 1921

**Delbrück, Clemens v.**, Staatssekretär und preußischer Staatsminister, \* am 19. Januar 1856 in Halle a. d. S., † am 17. Dezember 1921 in Jena. — Clemens D. entstammte einer alten Beamten- und Gelehrtenfamilie, deren Name bis in das 14. Jahrhundert nachzuweisen ist. Nach Besuch des Stadtgymnasiums in Halle, wo sein Vater Kreisphysikus, später Geheimer Medizinalrat war, bezog er Michaelis 1873 die Universität seiner Heimatstadt. Dort und auf den Universitäten Heidelberg, Greifswald und Berlin hörte er juristische, national-ökonomische und historische Vorlesungen. Als Student in Greifswald diente er einjährig beim zweiten Jägerbataillon. Im Juli 1877 bestand er seine erste juristische Prüfung, im September 1882 die Prüfung für den höheren Verwaltungsdienst. Als 26jähriger Assessor im Herbst 1882 der Regierung in Marienwerder zugeteilt, wurde D. 1885 Landrat des Kreises Tuchel. 1891 berief ihn der damalige Oberpräsident von Westpreußen, v. Goßler, der frühere preußische Kultusminister, als Regierungsrat in das Danziger Oberpräsidium. 1893 mit dem Vorsitz in der Ausführungskommission für die Regulierung der Weichselmündung betraut, konnte D. die Arbeiten abschließen, die, zur Verhütung der alljährlich wiederkehrenden Hochwassergefahr, dem Strom statt der nordwestlichen eine nördliche gerade Richtung gaben. Kaum 40jährig wurde D. 1896 zum Oberbürgermeister von Danzig gewählt. In seine Amtszeit fällt die Niederlegung der die alte Hansestadt einengenden Wälle. Als Goßler im Herbst 1902 starb, wurde D. (15. Oktober) sein Nachfolger. Unter seinem Oberpräsidium wurden der »Kaiserhafen« fertiggestellt und die Technische Hochschule eröffnet. 1905 wurde D., der bereits lange als »Ministrabler« galt, preußischer Handelsminister, am 14. Juli 1909, bei dem großen Ämtertausch nach Bernhard v. Bülow's Rücktritt, an Bethmanns Statt Staatssekretär im Reichsamt des Innern.

Sieben Jahre lang, bis zum Mai 1916, ist D. der eigentliche Sprechminister im Reich gewesen und zugleich auch der »Reichsminister für Sozialpolitik«. Als er 1905 das preußische Handelsministerium übernahm, stand D., wie er selber in seinen Denkwürdigkeiten bekennt, den sozialpolitischen Dingen innerlich fremd gegenüber. Doch als Handelsminister mit der Ausführung der sozialpolitischen Reichsgesetze in Preußen betraut und als Chef der Bergverwaltung einer der größten Arbeitgeber in Staat und Reich wuchs er bald in die Probleme des neuen Aufgabenkreises hinein. Vom preußischen Handelsministerium nahm er in das Reichsamt des Innern die Erkenntnis mit, daß unter allen Umständen versucht werden mußte, »zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern auf einer neuen Grundlage eine Brücke zu schlagen«. Aus solcher Erkenntnis heraus schien es ihm Pflicht, unbefangen, unvoreingenommen, sozusagen paritätisch

die Sozialdemokratie zur praktischen Arbeit am Staat heranzuziehen. Als die Sozialdemokratische Partei für die elsäß-lothringische Verfassung gestimmt und so deren Zustandekommen ermöglicht hatte, pries D. das — auch vor dem Kaiser — als ein besonderes Glück. Und als dann der Krieg ausbrach, setzte er mit dem ganzen Gewicht seiner Autorität sich dafür ein, daß man die Sozialdemokratie nicht etwa anders behandelte als die übrigen Parteien, vielmehr an Vertrauen und Vertraulichkeit bei ihr appellierte und an ihre positive Mitarbeit. Daß die Sozialdemokratie am 4. August 1914 an der Seite der bürgerlichen Parteien geschlossen für die Kriegskredite stimmte, hat D. noch nach Jahren als einen persönlichen Erfolg angesehen. In seinen Lebenserinnerungen urteilt er: »Daß im gegebenen Augenblick die Brücke geschlagen werden konnte, war doch zu einem guten Teil die Folge einer Politik, die ich in manchem harten Kampf und gegen starke Widerstände auch im preußischen Staatsministerium während der letzten Jahre geführt hatte.«

Die Kodifikation der Reichsversicherungsordnung und die Angestelltenversicherung waren die Ausbeute seiner sozialpolitischen Bemühungen. Die eigentliche schöpferische Leistung D.s als Staatssekretär im Reichsamt des Innern fällt schon in die Zeit des großen Krieges. Hier hatte, wie Heinrich Herkner das einmal ausgedrückt hat, er eine in der Geschichte noch niemals dagewesene Aufgabe zu lösen: »Er mußte die Grundsätze, welche der Kommandant einer belagerten Festung bei der Lebensmittelversorgung der Zivilbevölkerung anzuwenden hat, in der Volkswirtschaft eines Siebzigmillionen-Volkes zur Anwendung bringen.« Indes ist gerade dieser Teil seiner Lebensarbeit am heftigsten befehdet worden. Von Mund zu Mund ging unter den Zeitgenossen das Wort: während die militärische auf der Höhe stand, wäre die wirtschaftliche Mobilmachung von den zivilen Stellen vernachlässigt worden. In dem von seinem Sohn aus dem Nachlaß herausgegebenen Werk »Die wirtschaftliche Mobilmachung in Deutschland 1914« hat D. die Grundlosigkeit dieser Vorwürfe überzeugend nachgewiesen. Von dem ersten Augenblick seiner Übersiedlung in das Reichsamt des Innern hat er just diesem Fragenkomplex seine besondere Aufmerksamkeit zugewandt. Auf sein Betreiben wurde 1911 die ständige Mobilisierungskommission, der später sogenannte »wirtschaftliche Generalstab«, ins Leben gerufen. Den Weg aus der Theorie in die Praxis hat dieser Generalstab freilich nicht gefunden. Der Kanzler Bethmann Hollweg war — aus außenpolitischen Bedenken — nur mit halbem Herzen dabei, und der damalige Reichsschatzsekretär Kühn stemmte sich aus Kurzsichtigkeit dagegen. Als D. am 24. Juli 1914 von ihm Kredite verlangte, um in Rotterdam sichergestellte Getreidemengen aufzukaufen, antwortete Kühn: »Diesem Wunsch zu entsprechen, bin ich nicht in der Lage. Wir werden keinen Krieg bekommen, und wenn ich Ihnen jetzt die Summe von fünf Millionen bewillige, werden wir das Getreide mit Verlust für die Reichskasse verkaufen.« Mit den Möglichkeiten, die ihm blieben, hat D. dann die deutsche Ernährungswirtschaft zu organisieren versucht. Die Grundlagen dieser Organisation waren: Beschlagnahme, Höchstpreise und Syndizierung. Der Schlußstein: das Kriegsernährungsamt. Magnus Freiherr v. Braun, der pietätvolle Herausgeber der Reden D.s, meint: »Sein Kriegswerk wird vor der Geschichte bestehen.« Die Mitwelt, inmitten von Kriegsnot und Sorge, ist ihm kein nachsichtiger, nicht einmal ein gerechter Richter gewesen. Die landwirtschaftlichen Kreise, auch solche, die sich zum



Zentrum zählten, waren mit D. je länger je weniger zufrieden. Es kam wegen der Lebensmittelversorgung zu Zusammenstößen mit dem preußischen Innenminister v. Löbell und dem Landwirtschaftsminister v. Schorlemer. Es kam auch zu Zusammenstößen mit dem Kriegsministerium wegen der von D. mit Recht angefochtenen Handhabung des Belagerungszustandes durch die stellvertretenden kommandierenden Generale. Als sich zu den amtlichen Mißhelligkeiten dann noch ein organisches Leiden gesellte, nahm er im Frühling 1916 seinen Abschied. D. wollte nach Jena gehen und, nach einiger Zeit der Ruhe und stiller Arbeit, an der dortigen Universität über Staatsrecht und ausgewählte Kapitel der Politik lesen. Allein das Jahr verstrich mit allerlei Krankheitsanfällen. Und als sich dann, wider Erwarten, sein Gesundheitszustand gefestigt hatte, trieb es ihn von neuem, »seine Kräfte in irgendeiner Weise dem Vaterland nutzbar zu machen«. So wurde, Anfang 1917, D. mit der Leitung des wissenschaftlichen Ausschusses für die Darstellung der deutschen Kriegswirtschaft betraut. Ein Jahr später schloß sich daran der Auftrag, den Bericht über die Verwaltung in den besetzten Gebieten abzufassen. Als dann, beim Übergang zum parlamentarischen Regiment oder, wie D. es nennt, von der konstitutionellen zur demokratischen Monarchie, der neue Kanzler die Verabschiedung des Herrn v. Berg, des bisherigen Chefs des Zivilkabinetts, durchgesetzt hatte, wurde D. sein Nachfolger. Er ist es nur kurze Zeit gewesen, vom 14. Oktober bis zum 9. November. D. hatte die Abreise des Kaisers in das Große Hauptquartier, die er für falsch hielt, nicht zu hindern vermocht. Als er dann am 8. November selber nach Spa fuhr, geschah es, um dem Kaiser die Abdankung zu widerraten. Er sollte, wenn es zum äußersten käme, sich an die Spitze einer Division stellen und fallen. Für seine Person war D. entschlossen, das Schicksal seines Monarchen zu teilen: als er von seinen Kindern Abschied nahm, hatten diese den Eindruck, daß es ein Abschied für immer sei. »Es war,« schreibt sein Sohn Joachim, »der schwerste Augenblick in D.s Leben, als er in Spa erfuhr, der Kaiser sei nach Holland abgereist.«

Nach dem Zusammenbruch hat D. sich der Deutschnationalen Volkspartei angeschlossen und ist deren Abgeordneter geworden. In solcher Eigenschaft hat er, im Ausschuß wie im Plenum der Weimarer Nationalversammlung, maßgebenden, auch von den politischen Gegnern allgemein respektierten Einfluß auf die Verfassungsarbeiten geübt. In dem 1920 gewählten Reichstag ist er dann in seiner Partei allmählich in den Hintergrund getreten. »Obwohl bis an sein Ende Träger des monarchischen Gedankens, teilte er nicht die Meinung heißer Köpfe, daß man das Rad der Weltgeschichte rückwärts drehen könne.« (Joachim v. D.) Am 17. Dezember 1921 ist Clemens v. D. 65jährig in Jena gestorben.

Magnus Freiherr v. Braun, der D. sehr nahe stand, hat ihn so charakterisiert: »Er war der Prototyp des Staatsmanns altpreußischer Schule, dessen Erwerbstrieb verkümmert war und der in der unbestechlichen Reinheit seines Beamtentums stolzes Genügen fand.«

Literatur: Clemens v. D., Die Ausbildung für den höheren Verwaltungsdienst in Preußen, Jena 1917; Clemens v. D., Reden 1906—1916. Herausgegeben von Magnus Freiherrn v. Braun, Berlin 1917; Clemens v. D., Die wirtschaftliche Mobilmachung in Deutschland 1914. Aus dem Nachlaß herausgegeben, eingeleitet und ergänzt von Joachim v. D., München 1924. — Richard Bahr, Clemens v. D., Staatssekretär des Innern von 1909—1916, Berlin 1916; Joachim v. D., Clemens v. D., Ein Charakterbild, Berlin 1922.

Berlin.

Richard Bahr.

**Ludwig III.**, König von Bayern, \* am 7. Januar 1845 in München, † am 18. Oktober 1921 auf Schloß Sarvar an der Raab (Ungarn, Komitat Eisenburg). — Ludwig war der älteste Sohn des Prinzen Luitpold — des nachmaligen Prinzregenten — und seiner Gemahlin Auguste von Habsburg-Toskana. Er erhielt seinen Namen nach dem väterlichen Großvater König Ludwig I. von Bayern, während sein bald nachfolgender Bruder nach dem mütterlichen Großvater Großherzog Leopold II. von Toskana genannt wurde. Die Geburt des Prinzen Ludwig wurde vom König gerade darum mit besonderer Freude begrüßt, weil er dessen ältester Enkel war, denn der Kronprinz Maximilian erhielt erst achteinhalb Monate später, am 25. August, dem Namens- und Geburtstag des Großvaters, den ersehnten Stammhalter — den nachmaligen König Ludwig II. —, dem sich dann hernach auch noch ein Bruder Otto zugesellte. Zwischen seinen vier ersten Enkeln zog der Großvater Mitte 1850 in einem Brief an seinen Sohn König Otto von Griechenland folgenden Vergleich: »Der ältere Ludwig ist der gescheiteste, obgleich keinem meiner Enkel es an Verstand gebricht, sein Bruder Leopold der treuherzigste, der jüngere Ludwig der schönste (ausgezeichnete Schönheit), Otto der lieblichste.« Die Kennzeichnung war von verblüffender Treffsicherheit.

Die Kinder Luitpolds — zu den beiden älteren Söhnen kamen alsbald noch die Schwester Therese und der Bruder Arnulf — wurden ausgezeichnet erzogen. Denn sie besaßen eine wundervolle Mutter. Prinzessin Auguste war jung, schön, hochgebildet, lebhaft und doch fertig, abgeklärt, ruhig und bestimmt. In ihrer geistigen Überlegenheit brach sie leichten Herzens mit überkommenen höfischen Gewohnheiten, wenn diese ihr bei der Sorge für Mann und Kind im Wege standen. Sie kümmerte sich um alle Kleinigkeiten der Häuslichkeit »wie eine bürgerliche Mutter«. Sie hatte sich anfänglich, noch an Florenz und Neapel gewöhnt, nur schwer mit dem rauheren Klima Münchens abgefunden, aber dann blieb sie, als das frühzeitig ausgebrochene Lungenleiden schon gefährlich drohte, lieber einen ganzen Winter lang eingeschlossen in ihren Zimmern, als daß sie die Familie auf so lange verlassen hätte. Bei der Erziehung hatte sie vornehmlich zwei Ziele: zunächst wollte sie ihre Kinder zu rascher Entschlußkraft bringen. »Mein Vater ist unschlüssig, mein Mann ist unschlüssig, ja was soll denn daraus werden, wenn diese Eigenschaft sich bei meinen Kindern verdoppelt!« Und sodann wollte sie den Kindern die eigene streng-katholische Überzeugung einimpfen. Hier war ihr der Vater Vorbild, bei der Familie des Mannes aber begegnete sie religiösen Auffassungen, die noch an die Aufklärung erinnerten und mit den neuen Forderungen kirchlichen Lebens teilweise im Widerspruch standen. Am meisten Mühe verwendete die Prinzessin auf die Erziehung ihres Ältesten, darin aufs wirksamste unterstützt von dem Artilleriehauptmann Ferd. v. Malaisé, dem Unterleutnant H. v. Valade und später von Albert Frhrn. v. Malsen. Ludwig war der Mutter Liebling, vielleicht weil er am schwierigsten zu behandeln war, denn seine Natur neigte von Haus aus zu Kühle, Schroffheit, Eigensinn und Unzufriedenheit. Aber er verehrte die Mutter in so hohem Grade, daß er willig alles bekämpfte, was sie bekämpfte. Von ihr übernahm er gerne die strengsten religiösen, moralischen und rechtlichen Grundsätze, an denen er unbeugsam festhielt. Den Begriff des Glaubenszweifels oder auch nur des Schwankens gegenüber den einmal klar erkannten Vorschriften seiner Kirche gab es für ihn nicht; dabei übte er bürger-

liche Toleranz in weitestem Umfang und in wohltuendster Art. Er hat nie ein Weib außerhalb der Ehe berührt, darin ein leuchtendes Vorbild für Hütten und Paläste. Er war aufs gewissenhafteste und peinlichste bedacht, die Rechte anderer zu achten, verlangte aber zu seinen Gunsten das gleiche, unbekümmert darum, ob man ihm daraus den Vorwurf der Engherzigkeit oder des Geizes machen konnte. Aber eines vermochte die Mutter nicht: ihm für dauernd starke selbständige Entschlußkraft zu verleihen. Immer steckte in ihm eine geheime Neigung, in Dingen von Wichtigkeit Anlehnung an andere zu suchen und sich auf deren Verantwortung zu stützen.

Über dem Anfang wie dem Ende seines politischen Erlebens steht das gleiche Wort: Revolution. Denn die ersten großen Ereignisse, die einen unauslöschlichen Eindruck auf ihn machten, waren verknüpft mit dem »Unglücksjahr« 1859. Mit fieberhafter Spannung hatte er das Vorgehen Napoleons III. und seines Schützlings Viktor Emanuels II. von Sardinien verfolgt. Er war Feuer und Flamme, als in München die Volksstimmung zum Krieg gegen Frankreich drängte. Wäre Ludwig I. noch an der Regierung gewesen, hätte seines Erachtens die Entscheidung zugunsten Österreichs nicht zweifelhaft sein können, und die deutsche Geschichte hätte von da aus einen anderen Gang genommen. So aber blieb die bayerische Regierung unentschieden, da Preußen zunächst gleichfalls zögerte und auch später seine Waffenhilfe an Bedingungen knüpfte, die von Österreich nicht angenommen wurden. Darüber hegte Prinz Ludwig bis zuletzt einen Groll gegen Preußen. Aber die Ereignisse in Italien, die ihm politisch, verwandtschaftlich und menschlich so nahe gingen, hätten selbst durch einen siegreichen Krieg gegen Frankreich nicht aufgehalten werden können. Dafür war die italienische Einheitsbewegung teils kraft ihrer inneren Gesundheit, teils mit Hilfe von Geheimbündelei und Gift und Dolch schon zu mächtig geworden. Und so mußte der Prinz sehen, wie des Vaters Schwester Adelgunde († 28. Oktober 1914) mit ihrem Gatten, Herzog Franz V. von Modena, wie der Mutter Bruder Ferdinand mit seinem Vater Leopold von Toskana durch »Volksabstimmungen« aus ihren Ländern verjagt wurden und in Österreich und Bayern Zuflucht suchen mußten. Zwei Jahre darauf folgte ihnen eine andere bayerische Prinzessin, die Königin Marie von Neapel († 19. Januar 1925), mit ihrem Gemahl Franz II. in die Verbannung. Zu gleicher Zeit wankte aber auch schon jener ferne Thron, auf den Prinz Ludwig selbst (Bayern kam damals nach menschlichem Ermessen für ihn nicht in Betracht) Anwartschaft hatte.

Da König Otto von Griechenland kinderlos war, sollte die griechische Krone auf dessen nächsten Bruder Luitpold und seine Söhne oder bei deren Wegfall auf den jüngsten Bruder Adalbert und dessen Söhne übergehen. Schwierigkeiten bot die religiöse Frage, denn die griechische Verfassung verlangte vom Nachfolger des Königs Otto das griechisch-orthodoxe Bekenntnis. Nun lehnte König Otto für seine Person den Religionswechsel ab, für die Kinder, wenn er solche bekommen würde, hätte er ihn unbedenklich zugestanden. König Max von Bayern, der die Angelegenheit aus Gründen der Hauspolitik stark betrieb, vertrat eine ähnliche Auffassung. Aber Prinz Ludwig, zu dessen Gunsten Prinz Luitpold von seinem Anspruch zurückgetreten war, glaubte nach kurzem Schwanken auch ohne Zugeständnis das Ziel erreichen zu können. Aus dieser Anschauung blickt die ganze Halbheit heraus, die in der Angelegenheit bei den mtlichen Stellen herrschte: man wollte die griechischen Bedingungen nicht

annehmen, aber auch nicht verzichten. Und so wurden die beiden Brüder Ludwig und Leopold im Februar 1862 auf die Reise nach Griechenland geschickt, um sich hier auf die Thronfolge vorzubereiten. Ludwig ging ungern; er wäre lieber nach — Brasilien gefahren, wo als Gemahlin Dom Pedros II. die liebste Jugendfreundin seiner Mutter eine mit ihm gleichaltrige Tochter Isabella besaß, die einmal den dortigen Kaiserthron erben sollte (es ist das die nachmalige Gräfin v. Eu, mit ihren Eltern durch die Revolution von 1889 aus Brasilien vertrieben, gestorben in Nizza am 14. November 1921). Die beiden Brüder waren bereits bis Korfu gekommen, als ein Brief des Königs Otto im Zusammenhang mit dem Ausbruch einer Militärrevolte in Athen sie zur Umkehr bewog. Noch einmal gelang es dem König Otto, der Bewegung Herr zu werden, aber im nächsten Oktober glückte der Vorstoß gegen ihn um so besser: er selbst wie die ganze bayerische Dynastie wurde vom Thron ausgeschlossen.

Niemand war über diesen Ausgang froher als die Prinzessin Luitpold. Aber auch der große Hellenenfreund Ludwig I. war von solchem Ende keineswegs so betroffen, wie vielfach behauptet wurde. Bereits kurze Zeit nach der Hochzeit Luitpolds, nämlich im Juli 1844, dann noch einmal Ende 1857 hatte er in seinem Testament die Söhne Luitpold und Adalbert samt ihren etwaigen Nachkommen beschworen, keine Ansprüche auf die griechische Krone zu erheben, wenn sie nicht rechtsgültig von dessen Volk ihnen zugesprochen würde; gleichzeitig erklärte er es für gewissenlos, in die von der griechischen Verfassung aufgestellte Bedingung der griechischen Religion einzugehen. Überdies sei es auch »nicht sehr wünschenswert, Unterschreib-Maschine zu sein, was dermalen Hellas' König«. Er schließt mit den Worten: »Als ich tätig für Griechenlands Befreiung mich bewiesen, leidenschaftlich für sie glühte, dachte ich nicht an mein Haus, und sollte kein Mitglied desselben seine Krone mehr tragen, wünsche ich auch dann Griechenlands Gedeihen, wünsche ihm Ausdehnung.« Also schon 1844 faßte er die Möglichkeit eines Ausschlusses seines Hauses ins Auge! König Otto dagegen wollte noch bei seinem Tode († 1867) nicht an das Unabänderliche glauben; Tag für Tag hatte er auf den Ruf zur Rückkehr nach Athen gewartet. Auch seine jüngeren Brüder meinten an ihren Erbansprüchen festhalten zu können. Und so galt Prinz Ludwig nach wie vor als nächster Anwärter auf den griechischen Thron. Nur er selbst machte sich aus dieser Anwartschaft nicht mehr viel und stellte darum auch das ihm unangenehme Studium der neugriechischen Sprache gründlich ein.

Dafür warf er sich mit Feuereifer auf das Studium philosophischer, juristischer und volkswirtschaftlicher Fächer. Am Militärdienst — 1861 war er zum Unterleutnant, 1862 zum Oberleutnant befördert worden — fand er keinen Geschmack, da dieser ihm grenzenlos langweilig vorkam; deshalb ließ er sich bald zum Besuch der Universität beurlauben. Wie er das Verhältnis zu seiner neuen Bildungsstätte auffaßte, sieht man vielleicht am besten aus einem Brief der Mutter, worin mitgeteilt ist, daß er am Tage seiner Volljährigkeit (7. Januar 1863), als er Wagen und Pferde erhielt, seine erste Fahrt zur Universität unternahm! Noch im hohen Alter rühmte er sich, einer der fleißigsten Studenten gewesen zu sein, der nie eine Vorlesung schwänzte. Damals legte er den Grund zu seinem später oft angestaunten, vielseitigen und doch gründlichen Wissen auf den verschiedensten Gebieten, dabei gefördert von einem Gedächtnis, wie man es anscheinend heute nur in alten Fürstenfamilien (vielleicht kraft der

hier noch vorherrschenden Art des Lernens mit dem Ohr statt dem Auge als Erbgut antreffen kann. Und so war es auch mehr als eine höfische Angelegenheit, daß er 1872 bei der Vierhundertjahrfeier der Universität München zum *Dr. rer. pol. h. c.* ernannt wurde. Von seinen Lehrern schätzte er diejenigen am meisten, bei denen sich geistvoller Inhalt mit formvollendetem Vortrag einte: den Volkswirtschaftler Herman, den Römischrechtler Windscheid und den Volkskundler Riehl. Die Kunst der Rede stellte er auch später noch ungemein hoch, und um so auffälliger ist es, daß er, der zwar das Schreiben haßte (der Zwang zu einem eigenhändigen Brief konnte ihm auf Tage hinaus die Stimmung verderben), aber dafür um so lieber Reden hielt, anfänglich gerade die Form, den Aufbau und die Vorbereitung vernachlässigte, bis sich auch an ihm das Sprichwort vom Klugwerden durch Schaden bewährte.

Am 26. April 1864 verlor er die schwärmerisch verehrte Mutter. Um wenige Wochen war ihr König Max II. im Tode vorausgegangen. Auch dieses Ereignis wurde für den Prinzen von Bedeutung, denn es legte den Grund zu einer starken Entfremdung zwischen ihm und dem ehemaligen Spielgefährten, dem nunmehrigen König Ludwig II. Gerade die nächsten Verwandten bekamen die Eigenheiten des neuen Oberhauptes der kgl. Familie am ehesten zu verspüren. Der gegenseitige Verkehr wurde bald auf ein Mindestmaß beschränkt. Am schlimmsten war Prinz Ludwig daran. Der von ihm anfangs beneidete Vetter war eifersüchtig auf ihn! Der König nahm bei seiner Menschenscheu an öffentlichen Veranstaltungen und Festen immer seltener teil und beauftragte Mitglieder des kgl. Hauses mit seiner Vertretung. Prinz Ludwig erhielt fast nie eine Vertretung. Und wenn er gezwungen war, vor dem Angesicht der kgl. Majestät zu erscheinen, dann kam mehr wie einmal am nächsten Tag ein Brief etwa folgenden Inhalts: »Durchlauchtigster Fürst! Wie schon früher habe Ich auch bei Gelegenheit des jüngsten Besuches Euerer Kgl. Hoheit bemerkt, daß Dieselben mit Mir in einem zu freien und die verwandtschaftlichen Beziehungen unpassend hervorkehrenden Ton Sich bewegen, wie solcher vor dem König nicht angemessen erscheint. Ich bin der Überzeugung, daß Ew. Kgl. Hoheit in künftigen Fällen jene Form des Benehmens wählen, welche in Gegenwart des Königs von allen Untertanen beobachtet werden muß.« Ein offenes, freies Wort gegenüber dem König war für den Prinzen ebenso unmöglich wie für die übrigen Verwandten. Und das erklärt vieles an dem späteren Verlauf der Dinge.

Den großen Einschnitt in den Lehrjahren des Prinzen brachte der Bruderkrieg von 1866, in den er als glühender Großdeutscher und mit tiefer Erbitterung gegen das den Deutschen Bund sprengende Preußen eintrat. Er war zunächst dem Hauptquartier des Prinzen Karl zugeteilt, fühlte sich aber hier aus Mangel an Beschäftigung todunglücklich. Besserung kam erst, als er Ordonnanzoffizier seines Vaters wurde, nachdem dieser die durch den Tod des bei Kissingen gefallenen Generals v. Zoller verwaiste III. Division übernommen hatte. In dem Gefecht bei Helmstedt (15 km westlich von Würzburg) wurde er am 25. Juli kurz vor 5 Uhr nachmittags, als er in vorderster Linie auf seinem Schimmel — so weit dehnte man damals noch den Begriff der persönlichen Tapferkeit aus! — die durch die vorausgehenden Kämpfe und den Rückzug der Badener entmutigten Truppen zum Aushalten anfeuerte, durch einen Schuß schwer verwundet. So vergoß auch er für Deutschlands Einigung

sein Blut! Die Kugel traf die Vorderseite des linken Oberschenkels und blieb im Körper stecken, da sie mit den damaligen Hilfsmitteln nicht gefunden werden konnte; sie bereitete ihm bis zum Lebensende Beschwerden. Um so tiefer kränkte ihn anlässlich der 50. Wiederkehr des Tages seiner Verwundung die von sozialdemokratischer Seite aufgestellte boshafte Behauptung, die Kugel habe ihn an einem gewissen rückwärtigen Körperteil getroffen! Weniger Sorge machte ihm die Notwendigkeit, infolge der Verwundung ganz aus dem Militärdienst ausscheiden zu müssen. Im übrigen war die Teilnahme am Feldzug für ihn höchst lehrreich gewesen. Er erkannte die Mängel des bayerischen Heerwesens und sah, wenn auch zunächst widerwillig, die Möglichkeit einer gründlichen Abhilfe nur im militärischen Anschluß an Preußen. Wohl das gleiche forderte ein Rat, den ihm Vallade kurz nach der Verwundung gegeben hatte: »Tragen Sie, was in Ihren Kräften steht, bei, daß die Anschauungen und Maßregeln, welche von der Dynastie mehr oder minder ausgehen, den Zeitverhältnissen entsprechen. Was nicht zu retten ist, und wäre es auch erst nach einiger Zeit in Gefahr, muß man von vornherein nicht festhalten wollen, weil sonst in der Regel noch mehr oder alles auf dem Spiele steht. Ich denke, die Beispiele liegen jetzt nahe genug.« Der Verstand befolgte den Rat. Das Herz blieb noch bei der alten großdeutschen Sache und bei Österreich.

Zu Pfingsten 1867 ging er nach Wien, um an der Leichenfeier für seine junge Base, Erzherzogin Mathilde, teilzunehmen, die dadurch verunglückt war, daß ihre Kleider beim Siegeln eines Briefes Feuer gefangen hatten. Die geheime Nebenabsicht bei der Reise war aber, daß er zugleich eine Freundin der Dahingeschiedenen kennen lernen wollte: die Erzherzogin Maria Theresia von Österreich-Este, geb. am 2. Juli 1849 als Tochter des verstorbenen Erzherzogs Ferdinand von Österreich und Prinzen von Modena (Bruders des Herzogs Franz von Modena). Hier erlebte er nun ähnlich wie ehemals sein Vater das Wunder der Liebe auf den ersten Blick. Und wie Luitpold und Auguste sich einst nur nach Überwindung großer Schwierigkeiten angehören durften, da die beiderseitigen Väter mit Rücksicht auf den Gesundheitszustand der Braut anfänglich gegen die Heirat waren, so stießen Ludwig und Maria Theresia vor allem auf den Widerstand des Herzogs von Modena, der die Braut, seine Erbin, dem damals 32jährigen verwitweten Großherzog Ferdinand von Toskana zuge-dacht hatte und den 22jährigen feurig-frischen Neffen aus Bayern schon wegen dessen Verflechtung in die griechische Thronfolge mit Mißtrauen ansah. Das erste Hindernis konnte nur durch eine persönliche Unterredung Luitpolds mit seinem sehr gereizten Schwager Franz zu Salzburg am 25. August aus dem Wege geräumt werden (der Großherzog heiratete dann am 12. Januar 1868 die Prinzessin Alice von Parma). Hinsichtlich des zweiten Punktes gab Prinz Ludwig um den 12. September das schriftliche Versprechen ab, weder selbst die griechische Religion anzunehmen noch seine etwa zu erwartende Nachkommenschaft darin taufen und erziehen zu lassen, ja er mußte sogar, weil das noch nicht genug war, durch Urkunde vom 16. Oktober für sich und seine Nachkommen förmlich und feierlich auf alle seine griechischen Thronrechte zugunsten seines Bruders Leopold verzichten. So konnte am 22. Oktober auf dem Schloß Seelowitz in Mähren die Verlobung gefeiert werden. Die Trauung fand am 20. Februar 1868 in Wien mit dem ganzen am dortigen Kaiserhof üblichen Gepränge statt.

Die Ehe wurde ungemein glücklich. Dabei fehlte es auch ihr nicht an menschlichem Leid. Neun Tage nach der Hochzeit starb in Nizza König Ludwig I. von Bayern. Als später nicht weniger denn 13 Kinder kamen (das älteste, Kronprinz Rupprecht, geb. am 18. Mai 1869, das jüngste, Prinzessin Gundelinde, geb. am 26. August 1891), wurden zwei davon in jugendlichem Alter den Eltern entrissen; Prinz Wolfgang (gest. 1895) wurde nur 15½ Jahr alt. Wenn der Mann anfänglich seine lebhaft hübsche junge Frau mit der Idealgestalt der Mutter verglich, so hätte er wohl finden können, daß sie nicht so begabt, nicht so abgeklärt, nicht so großzügig sei; aber derartige Erwägungen spielten bei ihm keine Rolle, er kannte nur echte Liebe und unwandelbare Treue. Die Frau trat dem Gemahl bis zuletzt mit rührender Unterwürfigkeit gegenüber und bat ihn bei jeder Kleinigkeit um seine Erlaubnis (nur in die Verwaltung ihrer mährischen und ungarischen Güter durfte ihr niemand hineinreden); sie hätte ihn dafür aber auch am liebsten immer für sich allein gehabt. Die Kinder überschüttete die Mutter so lange mit verschwenderischer Zärtlichkeit, als sie noch der Kinderstube angehörten; waren sie daraus erwachsen, wandelte sich die Zärtlichkeit leicht in Empfindlichkeit oder übergewissenhafte Strenge. Die Folge war die gleiche wie bei bürgerlichen Familien: auch fürstliche Kinder fühlen sich trotz aller auf sie verwandten Fürsorge zeitweise im Elternhaus nicht wohl. Aus einem solchen Gefühl heraus mag des Vaters Liebling, die reichveranlagte Prinzessin Mathilde (geboren am 17. August 1877, gestorben am 6. August 1906) zu jäh dem ersten Freier die Hand zum Lebensbund gereicht haben; nach ihrem Tod erfuhren die Eingeweihten aus ihren Gedichten, wie unglücklich sie geworden war.

Mit seiner Verheiratung trat Prinz Ludwig in das öffentliche Leben ein. Sein unstillbarer Tätigkeitsdrang suchte sich drei Mittelpunkte: die Reichsratskammer, den Landwirtschaftlichen Verein und den Kanalverein. In die Reichsratskammer war er am 23. Juni 1863 eingetreten, fast 50 Jahre gehörte er ihr als eines ihrer eifrigsten, kaum je in einer Sitzung fehlenden Mitglieder an. Im Dezember 1868 erhielt er das Ehrenpräsidium im Zentral-Komitee des Landwirtschaftlichen Vereins. Es war bezeichnend, wie er derartige Ehrungen auffaßte: er hielt sich von nun an für verpflichtet, nicht nur den Sitzungen des Hauptausschusses regelmäßig beizuwohnen, sondern sich auch mit den hier behandelten Fragen eingehend zu befassen. Aus diesem Grunde erwarb er 1875 das Gut Leutstetten unweit München (im gleichen Jahre, da seine Gemahlin Sarvar in Ungarn erbte), wozu er dann noch 1903 das benachbarte Gut Rieden kaufte (seine Gemahlin erbte 1904 noch Seelowitz in Mähren, während Wildenwart im Chiemseegebiet erst 1914 nach dem Tod der Herzogin Adelgunde von Modena an sie fiel). Außerdem nahm der Prinz an den jährlichen Wanderversammlungen des Vereins mit einem solchen Eifer teil, daß er nur ein einziges Mal — es war 1888 aus Anlaß des Todes Kaiser Friedrichs — die damals in Kulmbach stattfindende Versammlung versäumte; aber um die unverschuldete Unterlassung wieder gutzumachen, reiste er noch im nämlichen Jahre zu einer Bezirksversammlung nach Kulmbach! Dabei war er weit entfernt, die Landwirtschaft einseitig begünstigen zu wollen. Immer wieder trat er für die Belange der Industrie und für einen gerechten Ausgleich unter den verschiedenen Erwerbsständen ein. Im Anschluß an seine große Reichsratsrede vom 18. Dezember 1891 bildete sich der bayerische Kanalverein mit dem Ziele der Schaf-

fung eines Großschiffahrtsweges Rhein-Main-Donau und des Ausbaues der inmitten liegenden Wasserkräfte. Und wiederum nahm er an den Beratungen und Tagungen des Vereins, wo sie auch stattfinden mochten, mit springlebendiger Begeisterung teil. So kam er allmählich mit allen Teilen des Landes, mit allen Schichten der Bevölkerung in enge Berührung. Durch seine Leutseligkeit, Ungezwungenheit, Einfachheit und wahrhaft demokratische Gesinnung hatte er sich schon frühzeitig eine ausgesprochene Volkstümlichkeit erworben, der königliche Vetter aber kam aus dem Ärger über den »roten Prinzen« nicht heraus. — Und neben den roten Prinzen trat mit gleicher Unerschrockenheit und Überzeugungstreue der »schwarze Prinz«. Jeglicher unmittelbare Einfluß auf die Staatsregierung war ihm nicht möglich, dagegen von der Reichsratskammer aus half er die Simultanschulpolitik, Kirchenbevorzugung und Kulturkampflust der liberalen Ministerien Hohenlohes und seiner Nachfolger bekämpfen. Von Anfang an hielt er den Kultusminister Lutz für den gefährlichsten Mann des Kabinetts. Mit Hohenlohe hätte er sich leicht abgefunden. Er verstand es daher nicht, daß zu Beginn des Jahres 1870 die katholische Patrioten-Partei unter Führung Edmund Jörgs, der dabei einer mündlichen Bitte des Königs nachgekommen sein soll, den Kampf nur gegen Hohenlohe, nicht gegen »das Ministerium« durchführte. Er selbst stimmte am 27. Januar 1870 in der Reichsratskammer zusammen mit seinem Vater Luitpold, seinem Bruder Leopold, seinem Oheim Adalbert und seinem Vetter Otto für die Adresse, die u. a. besagte, daß dauerndes Vertrauen im erregten Volke nur dann zurückkehren dürfte, wenn es dem König gelinge, Männer als Räte der Krone zu finden, die in gleicher Weise sein Vertrauen und das des Landes in sich vereinigten. Das war die mit großer Mehrheit angenommene Mißtrauenserklärung gegen das Gesamtministerium. Darauf erhielten Luitpold und seine beiden Söhne in verletzender Form Hofverbot, während den beiden anderen Prinzen nur das Allerhöchste Mißfallen ausgedrückt wurde. Die Angelegenheit machte ungeheures Aufsehen. Die Hintergründe versteht man, wenn man in dem würdigen Rechtfertigungs- und Beschwerdebrief Luitpolds die Sätze liest: »Wohl bekannt ist mir zwar schon seit längerer Zeit, daß die schändliche Verleumdung, als strebe die patriotische Parthey darnach, Ew. Kgl. Majestät vom Throne zu stürzen und meinen ältesten Sohn darauf zu erheben, zu den Ohren Euerer Kgl. M. gedrungen ist. Obwohl ich nicht glauben kann, daß Ew. Kgl. M. einer ebenso infamen als ungegründeten Denuntiation Glauben schenken, so ergreife ich doch diese Gelegenheit, um mit Entrüstung den Gedanken zurückzuweisen, daß ich oder einer meiner Söhne eines hochverrätherischen Gedankens fähig sey.« Hohenlohe wurde zwar am 7. März entlassen, die Spannung innerhalb der königlichen Familie aber blieb bestehen, bis der Kriegausbruch anderen, größeren Sorgen Raum gab.

Als dieser Augenblick eintrat, gab es für den Prinzen Ludwig kein Zaudern und kein Schwanken. Männer, denen er politisch nahestand, prüften ängstlich oder verbissen, ob der im Frieden von 1866 vertraglich vereinbarte Bündnisfall gegeben sei, er verspürte in sich die lodernde Stimmung von 1859. Obwohl nach seiner Verwundung aus dem aktiven Militärdienst ausgeschieden, ging er nun doch sofort ins Kriegsministerium und stellte sich zur Verfügung. »Ich bin zu jedem Dienst bereit. Nur bitte ich, mich nicht in ein Hauptquartier zu schicken, wo man das fünfte Rad am Wagen ist. Ich habe das Bummeln satt.«



Sein Angebot wurde — nicht angenommen; er kam nicht ins Feld; noch nach Jahrzehnten war er erbittert darüber. Nachdem durch die Schlacht bei Sedan der Feldzug entschieden war, drängte die Frage der deutschen Einigung zwangsläufig zur Lösung. Auch der bayerische König wurde in zahlreichen Briefen, Drahtungen und Adressen bestürmt, zu einer Neugestaltung Deutschlands die Hand zu bieten. Er war so wenig darüber erfreut, daß eines Tages sogar zu den Ohren der Mitglieder des königlichen Hauses die Kunde drang, der König wolle zugunsten seines Bruders Otto abdanken. Vor allem war ihm die Kaiser-Idee in der Seele verhaßt. Am 21. November 1870 schrieb Prinz Luitpold aus Versailles an seinen Neffen einen Brief, in welchem er dessen ablehnenden »Entschluß« vollkommen billigte. Am 25. November bat der König von Hohenschwangau aus die Prinzen Karl, Adalbert, Ludwig und Karl Theodor um Bekanntgabe ihrer Meinung in der für Bayerns Krone und Land so wichtigen und folgens schweren, leider so brennend gewordenen Angelegenheit der Kaiserwürde. Aber bevor die Antworten recht eingelaufen sein konnten, hatte der König, »um von den zur Zeit in Versailles versammelten Fürsten nicht überholt zu werden«, durch wörtliche Abschrift der Bismarckschen Vorlage am 30. November beim König von Preußen die Führung des Kaisertitels in Anregung gebracht. Prinz Ludwig war so dem unwillkommenen Zwang zum Schreiben enthoben. Wie er innerlich zu den Dingen stand, läßt sich aus seiner Reichsratsrede vom 30. Dezember 1870 folgern, als die Versailler Verträge im Bayerischen Landtag zur Beratung standen.

Damals ergriff der noch nicht ganz 26jährige Prinz in der Aussprache als erster Redner das Wort und gab zunächst einen Überblick über die groß- und kleindeutsche Bewegung mit Seitenhieben auf Preußen, das sich 1863 hinsichtlich der vom Fürstentag beschlossenen Verfassung nicht entschließen konnte, Deutschland ein wenn auch noch so kleines Opfer zu bringen und das 1866 im Bunde mit dem Ausland und mit der Revolution in Ungarn vorging. Vier Jahre später: Obwohl der Krieg nur an Preußen erklärt worden war, stand Bayern keinen Augenblick an, uneingedenk der ihm von Preußen im Jahre 1866 zugefügten Schädigungen, aber wohl eingedenk seiner nationalen Pflicht und der durch das Schutz- und Trutzbündnis übernommenen Verpflichtungen für die deutsche Sache einzutreten. Dadurch war ganz Süddeutschland für die deutsche Sache gewonnen. Man war voll Dankes für Bayern und durfte hoffen, daß dieses an dem neu zu gestaltenden Deutschland eine mächtige, seinen Leistungen angemessene Entschädigung erhalten werde. Statt dessen mutet man ihm in den vorliegenden Verträgen furchtbare Opfer zu: erhöhte Lasten für Militär und Marine, das Aufgeben wesentlicher Rechte der Krone und des Landes, Schaffung nicht eines eigentlichen Bundesstaates, sondern vielmehr einer Hegemonie, Gefahr, daß die Kräfte des Ganzen zu Sonderzwecken der Präsidialmacht, d. h. daß Deutschlands Kräfte zu preußischen Sonderzwecken, zu preußisch-dynastischen Zwecken verwendet werden. Trotzdem stimmt er für die Annahme der Verträge, aber wahrlich nicht mit leichtem Herzen. Einmal, da sich Bayern in einer Zwangslage befinde, nachdem versäumt worden sei, vor Anfang des Krieges, wie es sich seiner Ansicht nach gehört hätte, entsprechende Bedingungen zu stellen. Sodann, da die Verträge doch auch manchen Vorteil brächten: Beschwichtigung des Bayern jetzt zerreißenen Parteihaders, Unauflösbarkeit des Zollvereins, Einigung des größten Teils von Deutschland

— er sagte absichtlich des größten Teils von Deutschland, da es abgesehen von den deutsch-österreichischen Provinzen noch andere an Deutschland grenzende, ganz oder doch überwiegend von deutschen Stämmen bewohnte Staaten gebe, wie die Niederlande, Belgien und die Schweiz, die ehemals gleich Bayern zum deutschen Reiche gehört hätten —, Erlangung eines mächtigen Gemeinwesens und Gewinnung eines starken Schutzes nach außen. Einen weiteren Vorzug der Verträge erblickt er darin, daß insoweit, als im neuen deutschen Reiche der föderative Charakter im Vergleiche zum Norddeutschen Bunde mehr gewahrt werde, die deutschen Staaten weniger der Gefahr des Aufgesogenwerdens durch Preußen, Deutschland weniger der Gefahr des Einheitsstaates ausgesetzt sei. — Endlich erfreut ihn im höchsten Grade, was mit eine Folge der Vereinigung Deutschlands sei, die Annäherung, die gegenwärtig zwischen Deutschland und Österreich vollzogen zu werden scheine und die allein für die Zukunft den Frieden sichere. Zum Schluß richtet er an die Staatsminister den Wunsch, mit allen Kräften dahin zu wirken, daß Bayern beim Friedensschluß eine bedeutende Gebietserweiterung erhalte. Darin scheine ihm die einzig wahrhafte, jetzt noch mögliche Anerkennung der großen Leistungen Bayerns vor und in dem Krieg zu liegen, da eine solche in den vorliegenden Verträgen doch wahrlich nicht gefunden werden könne, es scheine ihm dies auch ebenso im bayerischen als im deutschen Interesse begründet: »Im bayerischen Interesse deshalb, weil je mächtiger Bayern in Deutschland da steht, es desto sicherer vor dem Aufgesogenwerden durch Preußen ist und es auch den anderen deutschen Staaten einen desto stärkeren Halt in dieser Richtung gewährt; im deutschen Interesse aber deswegen, weil je mehr Bayern Gebiet am Rhein zu verteidigen hat, je weniger die Versuchung an Bayern herantreten wird, das preußische Beispiel vom Jahre 1866 nachzuahmen und im Bunde mit dem Ausland Verhältnisse zu lösen, die manchem unerträglich erscheinen werden, eine Versuchung, der Bayern jedoch hoffentlich niemals erliegen wird.«

Die Stellungnahme des Prinzen gab bei seinen politischen Freunden den Ausschlag, daß die Versailler Verträge trotz aller Bedenken vom Bayerischen Landtag mit der verfassungsmäßigen Zweidrittelmehrheit angenommen wurden (in der Reichsratskammer mit 38 gegen 3, in der Abgeordnetenkammer knapp mit 102 gegen 48 Stimmen). Mit rein nüchternen Überlegungen stellte er sich auf den Boden der Bismarckschen Reichsgründung: er hätte es für Wahnsinn gehalten, sich damals anders zu entscheiden. Aber dabei überwog noch das, was er an Preußen zu tadeln fand. Erst später rang er sich zu einer wärmeren Anerkennung dessen durch, was an Preußen vorbildlich für Deutschland war.

Seine Wünsche hinsichtlich einer Gebietserweiterung erfüllten sich nicht. Er dachte an Elsaß. Dabei war Preußen anfänglich durchaus nicht rein ablehnend eingestellt. So schrieb Max Duncker, der ja ausgezeichnete Beziehungen zu den Berliner Regierungsstellen besaß, am 13. August 1870 an Hermann Baumgarten nach Karlsruhe über das Elsaß: »Ich hätte nicht viel dagegen, wenn Bayern diesen Zuwachs erhielte, wenn es damit vollständig in den Organismus des Bundes gezogen werden kann. Man gäbe ihm damit eine scharfe Stellung gegen Österreich und Frankreich, und ich setze voraus, daß in diesem Falle dafür gesorgt werden würde, daß Bayern sich nicht etwa durch Abtretungen

links des Rheins mit Frankreich stelle und sich für solche an Württemberg und Baden schadlos zu halten vermöchte. Aber was sagte Baden zu dieser Verteilung? « Was Baden dazu sagte, war aus der Antwort Baumgartens vom 16. August zu ersehen, denn diese hatte der Schreiber zusammen mit seinem Freund und Schwager, dem Minister Jolly abgefaßt: »Für Baden ist die Aufgabe, 600 000 widerwillige Menschen zu assimilieren, unlösbar. Aber für Bayern, das in 60 Jahren weder Franken noch Schwaben assimiliert hat, ist sie es in einem noch höheren Maße. Außerdem läßt sich kaum denken, wie die Sicherheit gefunden werden soll, daß Bayern sich bei irgendeiner Gelegenheit nicht des lästigen, unverdaulichen Besitzes entledige und dafür mit Baden entschädigen lasse. Die bayerische Tradition geht nun einmal auf Freundschaft mit Frankreich. Aber davon abgesehen, wäre die Verbindung des unteren Elsaß mit Bayern für Baden und Württemberg geradezu unerträglich und für Deutschland die äußerste Gefahr. Man möchte in betreff der Bundesverfassung stipulieren, was man wollte, wenn man Bayern noch stärker machte, als es schon ist, würde es immer seine eigenen Wege gehen.« Bismarck und sein König blieben nicht taub gegen die dringenden Bitten der süddeutschen Grenzländer, am 26. August schrieb Duncker zurück: »Bayern darf unter keinen Umständen stärker gemacht werden, als es schon ist, noch weniger ihm eine starke Grenzwehr anvertraut werden.« Heute nach den traurigen Erfahrungen des Weltkrieges darf man auf neues Verständnis für die Frage rechnen, ob es nicht doch für die gemeinsame deutsche Sache besser gewesen wäre, Elsaß damals an die bayerische Pfalz und Lothringen an die preußische Rheinprovinz anzugliedern.

Von der hohen Politik her machte Prinz Ludwig sogar einen Abstecher in das Gebiet der Parteipolitik. Bei der Wahl zum ersten Deutschen Reichstag trat der Kandidat der patriotischen Partei in München zurück. Darauf versuchten der alte Graf Törring und Advokat Simmerl den Prinzen zur Annahme der Kandidatur zu bewegen. Dieser sagte zu, nachdem der König in einer ausnahmsweise gewährten zweistündigen Unterredung seine Einwilligung unter Bezug auf die im Reichstag zu wahrenden bayerisch-dynastischen Rücksichten gegeben hatte. Aber der Prinz unterlag mit Glanz seinem Gegner Kastner von der Fortschrittspartei, und er meinte selber, es sei vielleicht so besser gewesen, weil doch schon der rasch heraufziehende Kulturkampf ihn, das Mitglied eines regierenden Hauses, bei seinen streng kirchlichen Überzeugungen in eine schiefe Stellung zu den Regierungen des Reiches und Bayerns hätte bringen müssen. Und so widmete er sich nun mit verdoppeltem Eifer seiner Familie, seinen Studien, seinen Gütern, seinen Vereinen und seinen Reisen, bis ihm das aufregende Jahr 1886 mit dem Tode Ludwigs II. und der Übernahme der Regentschaft durch seinen Vater Luitpold wenn auch nicht rechtlich, so doch tatsächlich die Stellung des Kronprinzen verschaffte.

Die Geistesverfassung des Königs hatte er schon seit Jahren mit großer Besorgnis verfolgt. Aber er hielt ebenso wie die übrigen Glieder des Königshauses mit seinem Urteil peinlich zurück. Doch machte er es dem Ministerium Lutz zum Vorwurf, daß es nicht eher eingriff. Auch mit dem schließlich eingeschlagenen Verfahren konnte er sich nicht befreunden: er hätte gewünscht, daß man den König, der so oft mit dem Gedanken der Thronentsagung und des Selbstmordes gespielt hatte und auch zuletzt noch mindestens zeitweise im Besitz seiner klaren Verstandeskraft geblieben war, durch geschickte Behand-

lung dazu gebracht hätte, freiwillig abzudanken. Aber es darf bezweifelt werden, ob dies möglich gewesen wäre, denn der König widersetzte sich ja auch hartnäckig allen Versuchen, die Entmündigung seines bereits vor ihm unheilbar erkrankten Bruders Otto herbeizuführen.

Die Regentschaft brachte dem Prinzen Ludwig eine lange Reihe von Verpflichtungen zu Reisen, auf denen er seinen Vater zu vertreten hatte. Den Anfang machte die Reise zu den elsässischen Manövern nach Straßburg auf Einladung Kaiser Wilhelms I. im Herbst 1886. Für den Kaiser hegte er seit dem Juni 1869 eine stille Verehrung, als er von Wilhelmshaven über Oldenburg (wo er den Bruder seiner Tante, der Königin von Griechenland, besucht hatte) nach Berlin gekommen war und hier durch den König Wilhelm mit größter Liebenswürdigkeit das Schloß Babelsberg gezeigt erhielt. Und diese Verehrung hatte ihn sogar im Juli 1875 veranlaßt, gegen den Wunsch des Königs Ludwig II. dem in Lindau durchreisenden Kaiser auf dem Bahnhof seine Aufwartung zu machen, worauf er denn umgehend vom Herrn Vetter den üblichen Nasenstüber erhielt. In Straßburg merkte er nun, wie scheel und mißtrauisch er als »schwarzer« und »patriotischer« Prinz angesehen war, aber durch den persönlichen Umgang wurde das Eis gebrochen, und bald bewies der Kaiser von neuem seine alte bestrickende Liebenswürdigkeit. So zählten die Straßburger Tage zu den schönsten Lebenserinnerungen des Prinzen, und so oft die Rede auf den alten Kaiser kam, leuchteten seine Augen vor Begeisterung und Wärme. Das Schönste war für ihn nicht die Verleihung eines Regiments, sondern die Einladung zu einer Jagd noch für das gleiche Jahr: damals erzählte der Kaiser noch in voller Rüstigkeit aus den Jahren 1806 und 1813 und von Yorck. Bei der Gelegenheit lernte der Prinz auch die vier Generationen des Hohenzollernschen Hauses kennen, ebenso war er bei Bismarck im Reichskanzlerpalais, das einzige Mal, daß er den Kanzler sprach. Am 22. März 1887 hatte er dem Kaiser zu seinem 90. Geburtstag die Glückwünsche des Regenten zu überbringen. Wieder schloß sich eine Jagd an die Festlichkeiten: aber ein großer Umschwung war im Gesundheitsstand des Kaisers eingetreten, Prinz Wilhelm mußte ihn vertreten. Noch ein letztes Mal sah er den ehrwürdigen Kaiser am 4. Oktober des gleichen Jahres, als er ihm zu Baden-Baden seinen ältesten Sohn vorstellte.

Nicht so reibungslos gestaltete sich das Verhältnis zum jungen Herrn. Zwar ließ er es auch diesem gegenüber keinen Augenblick an der schuldigen Achtung fehlen, aber er empfand doch darüber gewisse Eigenheiten Wilhelms II. und namentlich seine Unnahbarkeit sehr bitter. Das war immer die Klage: »Man kann nicht mit ihm reden, er läßt einen nicht zu Worte kommen.« Mehrmals kam es zu Zusammenstößen, die großes Aufsehen erregten. Ende Mai 1896 reiste er als Vertreter seines Vaters nach Moskau zur Krönung des Zaren Nikolaus II. Prinz Heinrich von Preußen liebte es, da, wo er sich in der Öffentlichkeit zeigte, von seinen deutschen Standesgenossen umgeben zu sein. So begaben sich die Fürstlichkeiten am 6. Juni zu einem Festabend des Moskauer deutschen Wohltätigkeitsvereins, wobei dem Vorstand in seiner Begrüßungsansprache die Ungeschicklichkeit begegnete, daß er vom Prinzen Heinrich »und seinem Gefolge« sprach. Prinz Ludwig nahm nun diese Entgleisung zum Anlaß, um in einer Erwiderungsansprache die verfassungsrechtliche Stellung der deutschen Fürsten zu betonen: Verbündete, nicht Vasallen und nicht Ge-

folge! Aber dieser Widerspruch wurde in der Festesstimmung als so scharf empfunden, daß die Schlußaufforderung an die anwesenden Deutschen, sich die Einigkeit der deutschen Fürsten als Muster zu nehmen und unverrückbar am Reichsgedanken festzuhalten, darüber ganz übersehen wurde. Prinz Heinrich, der »ständig in der Furcht des Herrn« lebte, war wütend über dieses »Widerden-Stachel-Löken«. Und auch Prinz Ludwig selbst hatte das Gefühl, sich zwar nicht in der Sache — noch später mahnte er wiederholt in aller Öffentlichkeit: »Studieren Sie die Reichsverfassung! Leute bis hoch hinauf kennen sie nicht!« — wohl aber in der Form vergriffen zu haben, da ihm kein geschickter Berater zur Seite stand. So entschloß er sich ein von dem deutschen Botschafter Fürst Radolin aufgesetztes Telegramm an den Kaiser abzusenden, und hernach machte er sogar noch auf Vorschlag des Grafen Konrad v. Preysing eine Art von Sühnebesuch in Kiel, wo er am 29. Juni auf der »Hohenzollern« zunächst als Rebell und Schwerverbrecher sehr förmlich empfangen wurde.

Sechs Jahre später wurde er auch in die Angelegenheit des unglückseligen sogenannten Swinemünder Telegramms verwickelt. Damals hatte der Ministerpräsident Graf v. Crailsheim den Kultusminister v. Landmann nach einem Zusammenstoß mit den Universitätssenenaten fallen gelassen. Über die Entlassung des Ministers war das Zentrum als ausschlaggebende Partei des Landtags erbittert, und zum Zeichen seiner Unzufriedenheit wurde beim Haushalt des Unterrichtsministeriums die von der Regierung für die üblichen Kunstankäufe geforderte Summe von 100 000 Mark abgelehnt. Diese Stellungnahme wurde der Partei namentlich aus persönlichen Gründen sehr verdacht, aber verfassungsmäßig und politisch machte die Volksvertretung mit ihrem Beschluß nur von einem unzweifelhaften Rechte Gebrauch. Der Kaiser erfuhr die Ablehnung am 10. August 1902 bei der Rückkehr von seiner Nordlandreise und beeilte sich, sofort »mit tiefster Entrüstung« seiner »Empörung« Ausdruck zu verleihen über die »schnöde Undankbarkeit«, welche sich durch diese Handlung kennzeichne sowohl gegen das Haus Wittelsbach wie gegen die Person des Regenten, welche stets als ein Muster der Hebung und Unterstützung der Kunst gegläntzt; zugleich stellte er dem Regenten die von ihm benötigte Summe zur Verfügung. Der Regent dankte am nächsten Tage in einem wohlabgewogenen Antworttelegramm und teilte mit, daß die bayerische Regierung bereits durch den Edelsinn eines bayerischen Reichsrats im Besitz der erforderlichen Summe sei. Am 14. August veröffentlichte das WTB. den Depeschenwechsel unter der falschen Spitzmarke: »Wie wir aus München erfahren«. Die Veröffentlichung schlug wie eine Bombe ein, denn durch sie wurde eine bis dahin rein private Meinungsäußerung, zu der auch der Kaiser als Privatmann das Recht hatte, zu einer Staatsaktion, zu einem Eingriff in Landesrechte und zu einem Vorstoß gegen eine Landesvertretung. Von diesem Gesichtspunkte aus wurde die Angelegenheit auch am 19. und 20. Januar 1903 im Reichstag durch die Abgeordneten Schädler und v. Vollmar zur Sprache gebracht, worauf der Reichskanzler Fürst Bülow erwiderte und sogar einfließen ließ, Prinz Ludwig habe im vergangenen September bei den Kaisermanövern in Posen dem Kaiser im Auftrag des Regenten fürs Telegramm gedankt. In Wirklichkeit hatte er aber nicht fürs Telegramm, sondern nur für das Anerbieten der 100 000 Mark gedankt, und es entstand nun in Berlin höchste Aufregung, als die Zeitungen meldeten, der Prinz wolle diese Tatsache in einer Ansprache

vor den Reserveoffizieren an Kaisers Geburtstag öffentlich berichtigen. Der Reichskanzler und der bayerische Gesandte Graf Lerchenfeld griffen sofort ein, um einen Schritt zu verhindern, der eine neue bitterböse Verstimmung beim Kaiser hätte herbeiführen müssen. Dabei wurde versichert, daß nicht der Kaiser die Hauptschuld an der Veröffentlichung trage, sondern daß sie vielmehr das Ergebnis einer Reihe von Mißverständnissen und Ungeschicklichkeiten sei, ein politisches Unglück, wie solche auch in gut organisierten Staatsbetrieben bisweilen vorkämen. Bülow aber besorgte sich noch eigens eine Anerkennung seiner Reichstagsrede durch die bayerische Regierung und hatte wohl auch bei der Veröffentlichung dieser Danksagung seine Hand im Spiele. Es war eine recht unglückliche Hand, denn die Veröffentlichung wurde infolge des Termins, an dem sie erfolgte — Zusammentritt der Delegierten des bayerischen Zentrums —, als Versuch einer Kraftprobe gegen die Landtagsmehrheit aufgefaßt und führte so am 20. Februar 1903 zum Sturz des Grafen Crailsheim. Damit war nun die Bahn frei geworden für das Kabinett Frhr. v. Podewils, dem dann im Febr. 1912 das endlich ganz dem konservativen und christlichen Sinne des Prinzen Ludwig entsprechende Kabinett Frhr. v. Hertling folgte. Bei der vollständigen Erneuerung des Kabinetts hatte der 90jährige Regent zwar die Absicht, Rücksicht auf seinen Sohn zu nehmen, der ja doch nach menschlicher Voraussicht berufen sei, mit diesem Ministerium zu regieren. Aber es beleuchtet die ganze bisherige Stellung des 67jährigen Thronfolgers, daß er tatsächlich wie bei anderen Angelegenheiten so auch in diesem ungemein wichtigen Falle um seine Meinung gar nicht gefragt worden war!

Noch im gleichen Jahre, am 12. Dezember 1912, starb Prinzregent Luitpold. Es war nicht leicht, Nachfolger eines Mannes zu sein, der schon infolge seines Alters höchste menschliche Verehrung genoß. Aber man wußte überall, mit wem man es bei dem neuen Prinzregenten Ludwig zu tun habe. Es bestand kein Zweifel darüber, daß dieser für seinen Herrscherberuf vorbereitet war wie wenige Fürsten dieser Welt. Mit Recht hat man ihn bezeichnet als einen Mann, der in steter Fühlung mit dem raschen Pulsschlag einer rastlos vorwärts eilenden Zeit Jahr für Jahr an seinen Aufgaben und Pflichten gewachsen war; als einen durch und durch modernen Menschen; als den Demokraten auf dem Throne; als eine Persönlichkeit, wie wenige dazu geschaffen, Träger eines neuen und doch wieder alten sozialen Volkskönigtums zu werden. Man braucht sich nur an das zu erinnern, was kein geringerer als August Bebel am 21. Januar 1906 in öffentlicher Wahlversammlung zu Berlin und am 14. Februar d. gl. J. im Reichstag äußerte, nachdem Prinz Ludwig am 17. Januar in der bayerischen ersten Kammer mit vielbemerkttem Freimut für das allgemeine, gleiche, direkte und geheime Wahlrecht eingetreten war: »Wenn wir eine Reichsverfassung hätten, nach der der Kaiser vom Volk gewählt würde und in der die Vorschrift enthalten wäre, der Kaiser muß aus einem der regierenden Fürstenhäuser gewählt werden, — ich gebe Ihnen mein Wort, Prinz Ludwig hätte die größte Aussicht, deutscher Kaiser zu werden. Ich glaube, meine Parteigenossen, so wenig sie monarchisch gesinnt sind, stimmten einstimmig für ihn.«

So wurde der neue Herr mit großen Hoffnungen begrüßt. Der einzige Vorwurf, den man ihm damals machte, bestand darin, daß er zu einfach, zu sparsam und zu wenig fürstlich in seinem Auftreten sei. In diesem Sinne beschäftigte sich auch der boshafte Münchner Volkswitz oft und gern mit seiner Person:

»Ludwig der Vielfältige« war oft zu hören, so stark fiel die zerknitterte Gestalt seiner Hose im Zeitalter der Bügelfalte auf! Aber auch er selbst hatte eine Klage: er klagte, daß er jetzt als Regent nicht mehr so viel Arbeit und Einfluß habe wie früher als Reichsrat, denn früher habe er an der Gestaltung der Dinge selbst mitarbeiten können, jetzt würde ihm aber alles von den Ministern fix und fertig vorgelegt. Doch er vermochte es nicht mehr, an einem von ihm unangenehm empfundenen, aber sonst rechtmäßigen Zustand viel zu ändern. Dafür war er bereits zu alt und zu — konstitutionell geworden.

Von diesem Gesichtspunkt aus ist gleich die erste große Frage zu betrachten, die an ihn als Regenten herantrat: die Beendigung der Regentschaft. Die Angelegenheit wurde weder von ihm angeregt noch betrieben, er hatte keine Freude an ihr. Wenn er sich fügte, so geschah es namentlich deshalb, weil der von der Verfassung gesetzte, verantwortliche Ratgeber, der nach seiner tiefsten Überzeugung eines Unrechtes nicht fähig war, ihm so geraten hatte: Ministerpräsident Frhr. v. Hertling (s. DBJ. 1917—1920, S. 416 ff.). Hertling konnte sich darauf stützen, daß die Beendigung der Regentschaft einem Wunsche der überwältigenden Mehrheit des bayerischen Volkes entspreche. Meinungsverschiedenheiten bestanden nur über die Wege zu diesem Ziele. Denn leider hatte gerade hier die sonst so ertragreiche Staatsrechtswissenschaft nicht genügend vorgebaut. Sie stellte sich nämlich im 19. Jahrhundert ganz auf den Boden der mit den altererbten deutschrechtlichen Anschauungen im Widerspruch stehenden französisch-absolutistischen Lehre vom Gottesgnadentum, wonach es für die Thronfolge nur mechanisch auf die Tatsache der Abstammung, aber nicht gleichzeitig auf gehörige Fähigkeiten ankomme. Die Goldene Bulle dagegen hatte für die deutschen Kurfürstenhäuser bestimmt, daß der wegen körperlicher oder geistiger Gebrechen Untaugliche von der Regierungsverfolge ausgeschlossen sei. Galt nun diese Bestimmung in Bayern auch noch nach Auflösung des alten Reiches? Die herrschende Meinung erklärte: nein; denn das in die Verfassung übergegangene Familienstatut von 1816 habe bestimmt, daß die von ihm nicht ausdrücklich bestätigten früheren Rechtssatzungen aufgehoben seien. In Wirklichkeit hatte das Statut nur die älteren Familiengesetze und Verträge, aber nicht auch sonstige Rechtsquellen genannt! Doch nur ein einziger Gelehrter, Professor Schunk zog in seinem 1824 erschienenen »Staatsrecht des Königreichs Bayern« (Bd. I, S. 240) die richtige Folgerung, indem er nur diejenigen Nachkommen des Kgl. Hauses als thronfähig erklärte, welche nicht solche körperliche oder geistige Gebrechen haben, die sie zur Regierung gänzlich unfähig machen. Er berief sich dabei zwar nicht auf die Goldene Bulle, wohl aber auf »die Natur der Sache«; und diese leicht als verschwommen abzulehnende Ausdrucksweise trug wohl am meisten dazu bei, daß seine Auffassung von allen späteren Staatsrechtlern mehr oder weniger scharf abgelehnt wurde, statt die Grundlage für Ermittlung einer richtigen Gesetzesauslegung und für Vermeidung einer verhängnisvollen Wortkrämerei zu werden. Und doch hat sogar Max v. Seydel, der Hauptvorkämpfer für die angebliche Eindeutigkeit und Lückenlosigkeit der einschlägigen bayerischen Verfassungsbestimmungen, 1899 anerkannt, daß die Innehabung der Krone durch einen dauernd Regierungsunfähigen »gegen die Natur und das Wesen der Herrschaft« sei; wo die Verfassung ein solches Verhältnis zulasse, werde man sich dem aus Achtung vor dem Gesetz fügen; aber wo das Recht eines Staates diesen Fall

außer Betracht lasse, werde man unbedenklich sich dahin entscheiden dürfen, daß der bleibend Regierungsunfähige nicht Träger der Krone sein könne. Leider kam diese Erkenntnis viel zu spät. Notwendig wäre sie gewesen für die Zeit um 1880. Damals hätte man sich klar sein müssen darüber, daß die bayerische Verfassung von 1818 nur einen solchen König voraussetzte, der in der Lage war, alle Rechte der Staatsgewalt unter den verfassungsmäßigen Bedingungen (jetzt oder später) auch wirklich auszuüben, und daß sie auch eine Regentschaft, wie aus dem Eide des Regenten geschlossen werden mußte, nur in dem Falle kannte, wo die Möglichkeit bestand, die Gewalt, deren Ausübung dem Regenten anvertraut wurde, später auch wirklich wieder dem König zu übergeben. Damals also hätte man die Folgerung ziehen müssen, daß eine Regentschaft nur bei Minderjährigkeit und vorübergehender Regierungsunfähigkeit des Königs, doch nicht bei dauernder Regierungsunfähigkeit des an sich nächstberufenen Thronanwärters von der bayerischen Verfassung vorgesehen sei. So aber wurde 1886 beim Tode König Ludwigs II. nicht der Weg eingeschlagen, der angesichts der unheilbaren Geisteskrankheit seines Bruders Otto eine schlimme und gefährliche Sackgasse vermieden hätte. Die Jahre 1891, 1897, 1900 und 1904/05 mit ihren kräftigen Vorstößen zur Beseitigung der Regentschaft konnten kein besseres Ergebnis erzielen, denn Prinzregent Luitpold widersetzte sich in dieser Hinsicht allen Versuchen, zu einer neuen Rechtsauffassung oder zu einer Verfassungsänderung zu gelangen.

Erst nach seinem Tode konnten neue Schritte unternommen werden. Der juristische Berater des Ministeriums, Justizminister v. Thelemann, hielt als einzigen gangbaren Weg den Vorschlag, in die Verfassungsurkunde einen Zusatz des Inhaltes aufzunehmen, daß der Regent die Regentschaft als beendet und den Thron als erledigt erklären kann, wenn die Reichsverwesung wegen eines den Monarchen an der Ausübung der Regierung hindernden körperlichen oder geistigen Gebrechens eingetreten ist und nach Ablauf von zehn Jahren keine Aussicht besteht, daß der Monarch wieder regierungsfähig wird. Dieser Weg empfahl sich, weil dabei die Bestimmungen über die Thronfolge völlig unberührt blieben. Nur zu den Bestimmungen über Beendigung der Regentschaft sollte ein Zusatz hinzukommen, und nur für die hierin liegende Verfassungsänderung war der Landtag heranzuziehen. Die Entscheidung über die Thronfolge selbst war nicht in seine Hände gelegt: es war lediglich Sache des Regenten, ob er von einer ihm eingeräumten Ermächtigung Gebrauch machen wolle oder nicht. Damit sollte dem Einwand begegnet werden, als ob in einer auf dem Grundgedanken der Legitimität und des Gottesgnadentums aufgebauten Erbmonarchie das »Volk« den König mache. Aber die Gegner des vom Ministerium vorgeschlagenen Weges ließen sich nicht bekehren. Die Zulässigkeit einer Verfassungsänderung bestritten sie nicht; aber sie waren der Meinung, daß alles vermieden werden müsse, was auch nur von ferne wie eine Absetzung des Königs aussehe. Zu diesen Gegnern zählten auch Glieder des Königshauses, so z. B. Prinzessin Therese, des Prinzregenten Ludwig weitgereiste und kluge Schwester. Sie gab zu, daß ein dauernd geisteskranker König ein Unglück für ein Land sei; deshalb sei es unbedingt notwendig, die Verfassung in diesem Punkte zu ändern; aber diese Änderung sei erst im Augenblick des Todes von König Otto vorzunehmen, keinen Augenblick früher, aber auch keinen Augenblick später. Es lag also nicht nur an »hervorragender Un-



geschicklichkeit«, daß von Regierung und Landtag der Augenblick verpaßt wurde, in welchem eine Lösung am natürlichsten erschien: Rechts- und Gewissenserwägungen waren die Ursache, daß die Hauptpartei des bayerischen Landtags, das Zentrum (namentlich unter dem Einfluß des Abgeordneten Frhrn. v. Malsen, dem man freilich dabei auch eine geheime Gegnerschaft gegen Hertling nachsagte) sich für die vom Ministerpräsidenten unmittelbar nach dem Hinscheiden des Prinzregenten Luitpold ersehnte Verfassungsänderung nicht einsetzen wollte. Die Lage wurde verschärft durch eine diesen Beschluß rechtfertigende große Rede des Zentrumsführers Lerno in Amberg am 5. Januar 1913. Erst im Laufe der Sommermonate gelang es, die Widerstände zu beseitigen. Die entsprechende Vorlage ging dem Landtag am 28. Oktober 1913 zu. Hertling begründete die Vorlage. In der Aussprache erklärten sich alle bürgerlichen Parteien für den Antrag: das Zentrum mit besten Segenswünschen; die Liberalen unter Zurückweisung des Versuchs, das Mitwirkungsrecht des Landtags in den Schatten zu stellen; die Konservativen unter Berufung auf die alte deutsche Rechtsauffassung, die einen regierungsfähigen König haben wolle; endlich die Bauernbündler mit ganz besonderer Hervorhebung ihrer einstimmigen und freudigen Auffassung, daß sogenannte juristische oder staatsrechtliche Bedenken vor den wichtigen Interessen von Krone und Volk zurückzutreten hätten. Gegen die Vorlage trat die Sozialdemokratie auf den Plan, und zwar zunächst aus Finanzgründen (wegen der mit ihr zusammenhängenden Erhöhung der Apanagen und der Zivilliste). Aber diese Ablehnung wurde erst aus den scharfen Angriffen des zweiten sozialdemokratischen Redners, des Abgeordneten Süßheim klar ersichtlich, während man aus der Rede des ersten Redners, des Abgeordneten Adolf Müller (des heutigen deutschen Gesandten in Bern) eher den Eindruck hätte gewinnen mögen, als ob die »Kgl. Bayerische« Sozialdemokratie mit fliegenden Fahnen in das Lager der Freunde des Antrags übergehen wolle. Denn er legte dar, daß es sich hier um ein revolutionäres Ereignis handle, das sich in der Richtung des parlamentarischen Systems bewege, das die Bahn frei machen müsse zur weiter nötigen Ausgestaltung der Verfassung. Das Wort revolutionär bedeutete ihm in diesem Zusammenhang nur soviel wie grundstürzend, nicht wie rechtswidrig und gewaltsam, denn er sagte ausdrücklich: »Was jetzt geschieht, ist nicht Revolution von oben, ebenso wenig wie in späteren Jahren, wenn die Machtverhältnisse sich geändert haben, eine Ausgestaltung der Verfassung im demokratischen Sinne eine Revolution von unten sein wird. Das ist eine naturnotwendige und sicher sich vollziehende Entwicklung.« Er schloß mit dem Gedanken, daß die Zeiten des Gottesgnadentums vorüber seien, daß aber das Königtum von Volkes Gnaden dauerhafter sei als das von Gottes Gnaden. — Die Vorlage wurde in der Kammer der Abgeordneten mit 122 gegen 27 Stimmen, in der Kammer der Reichsräte einstimmig angenommen. Das verfassungsändernde Gesetz über die Regentschaft wurde am 4. November 1913 verkündet, am Tag darauf erklärte Prinzregent Ludwig, daß die Regentschaft beendet sei und er die Regierung als König angetreten habe. Bei der Eidesleistung am 8. November beklagte er in feierlicher Rede, »daß nicht rechtzeitig durch entsprechende Maßnahmen der Entstehung eines Zustandes vorgebeugt worden ist, der als auf die Dauer unvereinbar mit dem monarchischen Gedanken und dem Staatswohl zu erachten ist. Nur die Erkenntnis, daß die Sorge für das Wohl der Monarchie und des Vater-

lands eine Beendigung dieses Zustandes dringend erheischt, hat in mir den schweren Entschluß reifen lassen, den Schritt zu tun, der in diesem feierlichen Akt seinen Abschluß findet.« Und Hertling unterstrich nicht umsonst in seiner Huldigungsansprache noch einmal den Gedanken, daß der König sich zu seinem Schritte »unter hochherziger Hintansetzung persönlicher Bedenken im Interesse der Staatswohlfahrt« entschlossen habe. Ludwig III. hatte hier nur den dringenden Rat seiner verantwortlichen Ratgeber befolgt.

Das Geschick versagte dem neuen König eine längere friedliche Wirksamkeit. Der Weltkrieg brach aus. Es war für den König von Bayern einfach selbstverständlich, daß er seine Bundespflichten bis ins kleinste gerne und gewissenhaft erfüllte. Aber er sah im vorhinein bei seinem Alter und seiner Erfahrung mit einer gewissen Besorgnis in die Zukunft. Als ihm am Abend des ersten Mobilmachungstages von der Volksmenge eine stürmische Huldigung vor seiner damaligen Wohnung, dem Wittelsbacher Palais — er siedelte erst während des Krieges in die Residenz über — dargebracht wurde, meinte er zu seiner Umgebung, die Leute, die jetzt so jubelten, hätten gar keine Ahnung, was für ein schreckliches Ding ein Krieg sei; aber man dürfe sich über den Wechsel der Volksstimmung keiner Täuschung hingeben; was man heute preise, werde vielleicht morgen schon verflucht. Die Vorhersage traf bald genug ein, denn der Krieg zog sich in die Länge, und die Lebensmittelschwierigkeiten wuchsen von Tag zu Tag. Da wurden nun die ersten Vorwürfe laut, der »Millibauer« helfe die Lebensmittelpreise in die Höhe treiben, um die Erträge seines Gutes Leutstetten zu steigern: in Wirklichkeit gab er die Milch aus seinem Gut ohne Gewinn und unter dem Gestehungspreise ab, aber es hätte ihm widerstrebt, von dieser Tatsache Aufhebens zu machen, und seiner bekannten Abneigung gegen Popularitätshascherei Rechnung tragend, hatte die Umgebung versäumt, ihm rechtzeitig vorzuschlagen, daß ja die ganze Milch auch unentgeltlich verteilt werden könnte. Man munkelte, daß die Lebensmittelverordnungen am Hof nicht eingehalten würden: in Wirklichkeit gab es wohl wenige sogenannte Selbsterzeuger, die sich so peinlich an die Vorschriften hielten, so daß z. B. die kranke Königin die von ihr benötigte Milch erst auf ärztliche Verordnung erhielt. Man schalt, der König lasse zuviel bayerische Lebensmittel nach Preußen ausführen: in Wirklichkeit waren alle einzelnen Länder auf bundesbrüderliche Gesinnung und gegenseitige Unterstützung angewiesen. Aber damit war man bei dem beliebtesten Vorwurf angelangt: der König sei überhaupt zu nachgiebig gegen Preußen. Und hier liegt ein Kern von Berechtigung. Denn Ludwig III. machte von den ihm zustehenden persönlichen und politischen Möglichkeiten einer Einwirkung auf den Kaiser und die Reichsleitung zu wenig Gebrauch. Er unternahm verschiedene Anläufe, aber er begnügte sich nach dem Scheitern seiner Versuche mit der bedauernden Feststellung, daß man mit »ihm« nichts anfangen könne. Dabei darf man das Urteil sehr wohl unterschreiben, ein König von Bayern hätte Mittel und Wege finden können und müssen, um sogar einen so schwer zu behandelnden Fürsten wie den Kaiser Wilhelm II. zu Red' und Antwort zu zwingen. Aber diese Einstellung widerstrebt der ganzen Art Ludwigs III. Immer wieder der gleiche Grund: er war hierfür viel zu konstitutionell gerichtet. Nicht nur jede förmliche Einmischung in die nach der Verfassung dem Reiche zustehende Kriegführung und auswärtige Politik hielt er für unberechtigt. Auch vor jeder

persönlichen Einwirkung scheute er zurück. Und wenn er schon in einer politischen Frage tätig zu werden entschlossen war, so konnte das nicht ohne die Mitwirkung seines Ministeriums geschehen. Und deshalb wußte auch Kronprinz Rupprecht, warum er aus dem Feld wichtige Briefe nicht nur an seinen Vater, sondern gleichzeitig an den Grafen Hertling schrieb. Der Vater war gewöhnlich wütend darüber, daß die Politik den Sohn nichts angehe; in den Antworten bemühte er sich, eine möglichst nichtssagende Fassung zu finden. Rupprecht betonte z. B. im Juli 1917, es sei ausschlaggebend, daß bis zum Herbst völliger Friede mit Rußland geschlossen sei unter Verzicht auf irgendwelche Annexionen und Entschädigungen; die im Spätherbst einsetzende Ruhe an der Front müsse zu Verhandlungen mit dem Gegner ausgenützt werden, weshalb unsere Kriegsziele an den König von Spanien oder den von Schweden mitzuteilen seien. Davon, daß um die gleiche Zeit die päpstliche Friedenshand dünne, aber aussichtsvolle Fäden zu spinnen sich anschickte, hatte er keine Ahnung. Es wurden aber keine Friedensziele mitgeteilt und auch kein Verzicht auf Belgien ausgesprochen: Reichskanzler Michaelis glaubte sicherlich zum Besten des Vaterlandes zu handeln, als er — im Jubiläumsjahr der Reformation — einen auf den Papst zurückgehenden Versuch der Friedensstiftung zusammen mit dem auf andere Vermittlung rechnenden Staatssekretär v. Kühlmann zum Scheitern brachte. Es war ein Verhängnis für das deutsche Volk, daß nach dem Sturz Bethmann Hollwegs (s. DBJ. 1921, S. 21—41) nicht gleich Hertling das ihm angetragene Kanzleramt übernahm. Als er dann im Herbst dem zweiten Rufe folgte, war die große Gelegenheit für ihn, mit Hilfe seiner diplomatischen Geschicklichkeit und seiner guten Beziehungen zum Vatikan der Retter des Vaterlandes zu werden, unwiderruflich dahin. Der König hatte sich nur schwer von dem ihm nahestehenden Ministerpräsidenten getrennt: das Opfer war vergeblich. Nur ungern hatte er auf Vorschlag Hertlings seinen vortrefflichen Kabinettschef v. Dandl zu dessen Nachfolger ernannt: der Tausch schien ihm später verhängnisvoll. — Selbstverständlich behielt der König seine Zurückhaltung auch nach dem Kanzlerwechsel bei, obwohl es ihm nun erst recht ein leichtes gewesen wäre, Hertling gegenüber sein Herz auszuschenken. Und so waren Anregungen des Deutschen Kronprinzen und deutscher Bundesfürsten, er möge sich an die Spitze der von jenen Kreisen unterstützten Bewegung zur Herbeiführung des notwendigen Friedens stellen, im voraus zur Unfruchtbarkeit verurteilt.

Seine eigenen Kriegsziele waren gering: Deutschland und Bayern sollten nach den ungeheuren Opfern des Weltkrieges mächtiger dastehen als zuvor. Aus diesem Grund vertrat er die Auffassung, daß Belgien Deutschland irgendwie angegliedert werden solle, wenn nicht politisch, so doch mindestens wirtschaftlich. Denn er dachte zeitlebens nicht nur großdeutsch, sondern fast großgermanisch. Ein Wirtschaftsbund sämtlicher deutschen und germanischen Völker des europäischen Festlandes schwebte ihm vor. In ihm spielten die Flüsse und Kanäle eine ungemein wichtige Rolle. Und darum war dafür zu sorgen, daß die Schelde, dieser Hauptfluß des flämischen Bruderstammes, wieder bis zur Mündung dem Reich zufiele. Kronprinz Rupprecht hatte auch in diesem Punkt während des letzten Kriegsjahres eine abweichende Meinung gewonnen. Er schrieb am 1. Juni 1918 an Hertling, der einzige Weg, der uns zum Frieden führen könne, sei der, zu erklären, daß die Selbständigkeit Bel-

giens unangetastet erhalten werde; denn selbst ein Frieden, der uns im Westen keinerlei Gewinn brächte, sei ein siegreicher Frieden. — Für Bayern erstrebte der König nichts anderes, als was er bereits 1870 für nötig erachtet hatte: Angliederung des Elsasses. Er wurde in dieser Ansicht bestärkt durch die freundliche, ja herzliche Aufnahme, die er bei seinen Besuchen an der Front gerade dort bei der Bevölkerung fand. In Straßburg war sein Großvater geboren; mit einzelnen elsässischen Gebieten standen seine Vorfahren Jahrhunderte hindurch in engster Beziehung. Aber es ist durchaus unberechtigt, wenn man ihm ob dieser Ansprüche bayerischen Größenwahn oder bayerische Sondergelüste vorwirft. Er verwies gerne auf die Pfalz, die durchaus französisch gesinnt gewesen sei, als sie nach der Napoleonischen Zeit von Bayern übernommen wurde; der bayerischen Regierung sei es geglückt, hier eine gründliche Änderung zu schaffen: »Im Elsaß könnten wir doch das gleiche erzielen. Elsaß ist ja kein Gewinn für Bayern; aber Bayern hat in ihm eine deutsche Aufgabe zu erfüllen, und der darf es sich nicht versagen.« Diese Lösung wurde auch im Weltkrieg wieder von süddeutscher und sächsischer Seite bekämpft, worüber Hertling zeitweise sehr ärgerlich war. Man ist ihr vor allem damit begegnet, daß die einzig richtige Lösung die Schaffung eines selbständigen Bundesstaates Elsaß-Lothringen gewesen wäre. Diesem Gedanken ist entgegenzuhalten, daß er einen Fehler fortgeführt und verewigt hätte, der 1870/71 begangen und bis zum Jahre 1914 nicht unschädlich gemacht wurde, den Fehler der Herstellung einer engen Schicksalsgemeinschaft zwischen zwei Gebieten, die im Laufe der Geschichte politisch, kulturell oder wirtschaftlich nie vereinigt waren und bei denen gerade die Beibehaltung bisheriger Gegensätze am ehesten zum Ziele geführt hätte. Auch von diesem Blickwinkel aus gesehen war die Auffassung des Königs Ludwig gesund und vaterländisch. Im übrigen gilt der Satz, daß um bayerischer Kriegsziele willen der Krieg auch nicht um einen Tag verlängert wurde.

Am 20. Februar 1918 beging der König mit seiner Gemahlin das Fest der goldenen Hochzeit in Anwesenheit des Kaisers und des Kronprinzen Rupprecht. Es gab dabei fast einen Mißton, da der Kronprinz seine politischen Ansichten dem Kaiser gegenüber sehr unverblümt und drastisch äußerte. Vielleicht hätte ihm der König zugestimmt, wenn er über die innerpolitische Hauptgefahr der langen Kriegsdauer besser unterrichtet gewesen wäre. Das ungeheure Elend eines jeden Krieges und auch die darin schlummernden schlimmen Möglichkeiten im allgemeinen kannte er ausgezeichnet. Aber daß diese Möglichkeiten im einzelnen sich sogar gegen ihn und seine Dynastie wenden könnten, diesen Gedanken hatte man ihm in gutgemeinter Sorge und Rücksicht ausgedrückt. Man hatte ihm auch die Unterlagen für eine zutreffende Beurteilung des einige Wochen zuvor ausgebrochenen Generalstreiks vorenthalten, vielleicht weil man sich selbst darüber nicht klar war, daß es sich diesmal nicht um Lebensmittelunruhen und Lohnstreitigkeiten, sondern um die Generalprobe zu einem von langer Hand vorbereiteten großen politischen Umsturz handelte. Die Generalprobe mißglückte, mit anderen Gesinnungsgenossen wanderte Kurt Eisner (s. DBJ. 1917—1920, S. 368—378) in Untersuchungshaft. Den revolutionären Massen fehlte noch die Schlagkraft und die Parole. Außerdem besaß der alte Ordnungsstaat noch genügend militärische und polizeiliche Machtmittel. Leider ließen sich gerade die höchsten Behörden durch den verhältnis-

mäßig leicht errungenen Sieg täuschen. Spätere Sturmzeichen wurden ebenso mißachtet. Oft genug wurde der König vom neuen Ministerpräsidenten beschwichtigt: »Alles Schwarzseherei! Nur Geduld! Es wird alles gut werden.« Dabei zog der gleiche Mann später sofort die Folgerung aus der Wende des Kriegsglücks an der Front, indem er am 1. September 1918 nach vorheriger persönlicher Fühlungnahme mit den Ministern von Württemberg und Baden im Bundesratausschuß für auswärtige Angelegenheiten den hohen Ernst der Lage darlegte und dabei erwähnte, es gehe sowohl um das Geschick des Volkes als auch nicht zuletzt um die Kronen der deutschen Souveräne. Den ahnungslosen König aber ließ man um jene Zeit noch eine Reise an die bereits am meisten gefährdete bulgarische Front unternehmen. Währenddessen wuchs die Revolutionspropaganda daheim von Tag zu Tag. Eisner wurde in seiner Eigenschaft als Reichstagskandidat am 22. Oktober aus dem Gefängnis entlassen, eine Reihe seiner leidenschaftlichsten Anhänger folgte ihm in den folgenden Tagen, immer durch Verfügungen des Reichsgerichts, mit oder ohne Zustimmung des bayerischen Polizeiministers. Als notwendiges, aber auch als ausreichendes Gegengewicht und Sicherheitsventil wurde der Übergang vom konstitutionellen zum parlamentarischen Regierungssystem erachtet. Ein entsprechender Antrag war dem Landtag bereits am 18. September 1917 durch die sozialdemokratischen Abgeordneten Auer und Süßheim vorgelegt worden, die vermutlich auch auf diese Weise den mit ihnen im schärfsten Bruderkampf stehenden unabhängigen Sozialdemokraten und dem Spartakusbund den Wind aus den Segeln zu nehmen hofften. Verlangt wurden Einkammersystem, Verhältniswahl mit Frauenwahlrecht, Ausbau der Gesetzesinitiative des Landtags, Beseitigung des Sanktionsrechtes des Königs, Ernennung der Minister und Bundesratsmitglieder nach Vorschlag des Landtags, Beseitigung aller Vorrechte der Geburt und des Standes, Abschaffung des Adels, Auflösung der Fideikomnisse, Aufhebung der Privilegien des Königs und der Mitglieder der königlichen Familie (insbesondere der Steuer- und Portofreiheit, der Unverantwortlichkeit und des besonderen Gerichtsstandes), Trennung der Kirche vom Staate. Die ausführliche Begründung des Antrags wurde am 19. Dezember 1917 im Landtag durch Süßheim gegeben, aber die übrigen Parteien und namentlich die Reichsratskammer waren zunächst schärfste Gegner der verlangten Parlamentarisierung, wie ja auch Hertling bis zuletzt gegen sie Stellung nahm. So konnte noch im Mai 1918 das hundertjährige Jubiläum der alten Verfassung festlich begangen werden, wobei sich der Bauernbund ebenso wie 1913 ganz besonders als Hüter des Königtums empfahl. Noch am 29. Oktober 1918 forderte ein Vertretertag desselben Bauernbundes seine Anhänger auf, jegliche Unterstützung der die Ruhe und Ordnung störenden Bestrebungen zu vermeiden. Inzwischen waren im gleichen Monat bei Wiedereröffnung des Landtags die Verhandlungen über die Parlamentarisierung neu aufgenommen worden. Einen gewissen Abschluß brachte nach dramatischen Kämpfen ein Erlaß des Königs vom 2. November 1918, worin dieser der für die ersprießliche Führung der Staatsgeschäfte erforderlichen, bestimmenden Mitbeteiligung des Volkes eine gesicherte Grundlage dadurch gab, daß die durch das Vertrauen der Krone berufenen Staatsminister als die höchsten verantwortlichen Beamten zugleich dauernd von dem Vertrauen des Landtags als der verfassungsmäßigen Vertretung des bayerischen Volkes getragen werden sollten; dem-

nach sollte künftig so verfahren werden, »daß der Krone Vorschläge zur Neu-besetzung von Staatsministerien nur nach vorgängigem Benehmen mit beiden Kammern des Landtags unterbreitet werden«. Gleichzeitig trat das alte Ministerium zurück, die neue Ministerliste wurde gebildet; für den 8. November war zur Schlußberatung Sitzung der Reichsratskammer anberaumt.

Aber war es nicht bereits zu spät? Die Männer in den leitenden, verantwortlichen Stellen boten ein seltsames Bild. Entweder hatten sie zu wenig oder zu viel Vertrauen. Im Vordringen war das klägliche Gefühl der Mutlosigkeit und der Ohnmacht gegenüber dem kommenden Unbekannten. Wenn an der Spitze der Staatsregierung immer noch eitel Hoffnung herrschte, so stützte sich der Ministerpräsident auf den Innen- und den Kriegsminister: ersterer war erfüllt vom Vertrauen in die Verlässigkeit und Macht der mehrheitssozialistischen Führer, letzterer vom Vertrauen in die Verlässigkeit und Macht der noch in der Hauptstadt verfügbaren Truppen. Das waren die beiden Grundvoraussetzungen, auf denen allein sich alle papierenen Gegenmaßnahmen aufbauten. Die Voraussetzungen waren irrig. Wohl am klarsten hatte dies schon im voraus der von der Sozialdemokratie bestgehaßte und deshalb auch am 2. November endgültig zurücktretende Verkehrsminister v. Seidlein erkannt. Er vertrat die Anschauung, daß die Führer der Mehrheitssozialdemokratie die Arbeitermassen überhaupt nicht mehr in der Hand hätten und daß anzunehmen sei, die Führer würden eher der Menge als die Menge den Führern folgen. Als einzig mögliche Maßnahme empfahl er Verhängung des Standrechts, das in der Hauptstadt mit verhältnismäßig wenigen, aber sicheren Truppen durchführbar schien. Auch dem König trug er seine Meinung wiederholt vor, letztmals am 7. November bei Gelegenheit seiner mit einem dringenden Vortrag über die Militärtransporte für den italienischen Grenzschutz verbundenen Abschiedsaudienz. Der König war tief nachdenklich, aber er hatte die Ansicht, die Angelegenheit gehöre nicht in den Geschäftsbereich des Verkehrsministers, er sei vielmehr an den Rat der hier zuständigen Minister gebunden. Die gleiche Zurückhaltung bewies er, als der Nürnberger Oberbürgermeister Dr. Geßler (der nachmalige Reichswehrminister) auf Betreiben eines Kreises Münchner Männer, dessen Seele Staatsrat Joseph v. Graßmann († 1928) war, am 6. November um Audienz bat und die äußerste Gefahr schilderte, aber zugleich versicherte, »die Provinz halte, wenn die Hauptstadt halte«. Ein seltsames Bild: auf der einen Seite Aufregung, Fieber und höchste Spannung, auf der anderen Ruhe, Überlegung und gewissenhafte Prüfung! Aber mit konstitutionellen Zwirnsfäden war da nichts mehr zu retten.

Die Revolution in München gelang am Nachmittag und Abend des 7. November 1918 zu Eisners größtem Erstaunen fast ohne jede Spur von Widerstand. Die Truppen versagten völlig. Die oft angeregte Bildung von Stoßtrupps und die rechtzeitige Beiziehung verlässiger auswärtiger Offiziere und Mannschaften war vom Kriegsminister unterlassen worden. Bauernbund und Mehrheitssozialdemokratie stellten sich auf Eisners Seite. Dort zog der längst umstürzlerische Gandorfersche Flügel die ganze Partei, hier die Wucht der Masse die einzelnen Führer nach. Auer folgte erst zögernd, als feststand, daß dem alten Staate keine Machtmittel mehr zur Verfügung standen. Vorher schon gegen 7 Uhr war ein Ministerrat zur Ansicht gekommen, es sei gegenüber der Gefahr einer Besetzung der Residenz und einer Behelligung, ja

sogar Gefangennahme des Königspaares im Fall des Anrückens einer bei Landsberg stehenden außerbayerischen Division geboten, dem König zu empfehlen, daß er sich mit seiner Familie vorerst bis zur Klärung der Lage von München fortbegebe. Gegen 8 Uhr überbrachten die Minister des Äußern und des Innern diesen Vorschlag dem König. Dieser war aufs höchste überrascht und erschrocken, beherrschte sich aber, obwohl er sich als von allen Seiten belogen und betrogen vorkam. In seiner Bestürzung mußte er die Lage noch für weit schwärzer und abgeschlossener halten, als sie in Wirklichkeit war. Dazu kam der Gedanke an die kranke, herzleidende Königin, deren Leben auf dem Spiele stand. So entschloß sich der greise Fürst zu einer überstürzten Flucht, für die nicht das geringste vorbereitet war. Er folgte damit auch dem letzten Rat, den ihm die verfassungsmäßigen Minister gaben.

Der Treppenwitz hat mit Recht nur geringes Ansehen in der Geschichte. Aber es ist keine Klugheit von rückwärts her, wenn festgestellt wird, daß die Treuhänder der bayerischen Monarchie im Sommer und Herbst 1918 Fehler über Fehler begingen. Es war rechtzeitig gewarnt worden vor den Folgen, es wäre auch genügend Zeit gewesen für ausreichende Gegenvorbereitungen. An Machtmitteln mangelte es weder in der Hauptstadt noch im Lande draußen; ihre Träger waren nur zerstreut und verschüchtert. In den entscheidenden Augenblicken fehlte die starke Hand, sie zusammenzufassen und zu entflammen. Es fehlte der eiserne, unbeugsame Wille, von den Machtmitteln rücksichtslos Gebrauch zu machen, nicht um des Königs und der Dynastie willen, nein, um des Staates und des Volkes willen. Es fehlte die Erkenntnis, daß eine der offenkundigsten und einleuchtendsten Lehren der Geschichte darauf verweist, welch unsagbares Unheil erwächst, wenn mit dem Ende eines verlorenen Krieges ein Staatsumsturz zusammentrifft. Was hintennach, als es bereits zu spät geworden war, an Machtmitteln zum Tageslicht strebte, genügt, um die ganz bestimmte Behauptung zu rechtfertigen, daß die Novemberrevolution in München und damit in Bayern unschwer hätte unterdrückt werden können. Und damit wäre auch die deutsche Revolution, die aus den Münchner Vorgängen entscheidende Antriebe zog, in ihrem Verlauf und Erfolg wesentlich beeinflußt worden. Die entscheidenden Volksfreiheiten und eine echte demokratische Staatsauffassung waren in Bayern längst verwirklicht, was noch fehlen mochte, war durch ein verlässiges Königswort für die Zukunft gesichert. Bayern brauchte keine Revolution. Aber die Gelegenheit, das Rad des Weltgeschehens mit hartem Griff in der Richtung Evolution festzuhalten, wurde versäumt. Das bayerische Königtum ging 1918 zugrunde an der Schwäche seiner Vertreter.

Der Rest ist bald erzählt. König Ludwig III. suchte eine Zufluchtstätte zuerst in Wildenwart und dann auf österreichischem Boden in dem seinem Oberhofmeister Grafen Moy gehörigen Schloß Anif unweit Salzburg. Von hier aus erließ er, nachdem er den Besuch seines bisherigen Ministerpräsidenten erhalten hatte, am 13. November 1918 jene Erklärung, die von den neuen Machthabern fälschlich als Abdankungsurkunde bezeichnet wurde: »Zeit meines Lebens habe ich mit dem Volk und für das Volk gearbeitet. Die Sorge für das Wohl meiner geliebten Bayern war stets mein höchstes Streben. Nachdem ich infolge der Ereignisse der letzten Tage nicht mehr in der Lage bin, die Regierung weiterzuführen, stelle ich allen Beamten, Offizieren und Soldaten die

Weiterarbeit unter den gegebenen Verhältnissen frei und entbinde sie des mir geleisteten Treueides. « Zu der furchtbaren seelischen Not gesellte sich leibliche Not: es mangelte an Nahrung und Kleidung, das Befinden der Königin verschlimmerte sich, dazu meldete sich des Königs altes Magenleiden. Es wurde daher als starke Besserung empfunden, als das Fürstenpaar in das eigene Heim von Wildenwart (18. November) zurückkehren konnte. Am 3. Februar 1919 verlor der Gatte seine treue Lebensgefährtin. Am 21. desselben Monats wurde Eisner erschossen. Wieder kamen Meldungen, daß Spartakisten von München, Rosenheim und Traunstein unterwegs seien, um den König zu verhaften. So verließ er am 23. Wildenwart und Bayern zum zweitenmal, unmittelbar nachdem in aller Eile die ursprünglich erst für kommendes Frühjahr angesetzte Trauung seiner jüngsten Tochter Gundelinde mit dem Grafen Georg v. Preysing stattgefunden hatte. Über Tirol und Vaduz kam er nach Zizers in die Schweiz, wo ihm der Bischof von Chur den Anbau des Priestererholungsheims zur Verfügung stellte. Zunächst hatte er eine schwere Lungenentzündung zu überstehen, auch verschlimmerte sich sein Magenleiden. Ende September reiste er nach Hohenzollern zu seinem dortigen Schwiegersohn, kehrte aber dann nach Locarno zurück, wo er den Winter verbrachte. Im Frühjahr ging er nochmals nach Sigmaringen, worauf er dann am 23. April 1920 wieder in Wildenwart seinen Wohnsitz nahm. Hier führte er das Leben eines vornehmen Landedelmannes, dessen gastliches Haus täglich seinen Getreuen offen stand. Ihnen schüttete er sein Herz aus, wie hart er das Geschick empfinde, das ihn in der schwersten Zeit des Vaterlandes zur Untätigkeit verdamme. Bis zuletzt hielt er »mit der Zähigkeit seines Geschlechtes« an seinem Rechte fest. Es war sein innigster Wunsch, den festerwarteten Umschwung noch selbst erleben zu dürfen. Aber nie hätte er den Weg der Gewalt gebilligt, um dies zu erreichen. Er wartete mit Geduld, denn dies verlangte sein Glaube, der ihm nicht erst in den Tagen des Unglücks Ergebung in Gottes Willen anbefahl. Der Glaube gab ihm Trost und Stärke. — Kleine Abwechslungen im Einerlei der Tage brachten gelegentliche Reisen nach Schloß Hohenburg bei Tölz, wo der Kronprinz in Prinzessin Antonia von Luxemburg seine zweite Gattin gefunden hatte, oder nach Schloß Leutstetten, das er seinem Sohne Franz übergeben hatte, oder nach Schloß Moos, wo seine jüngste Tochter ansässig war. Um die Hauptstadt mußte immer im großen Bogen herumgefahren werden. »Nach München gehe ich nicht eher mehr, als bis man mich holt.« Ende Juli 1921 begab er sich nach Altötting, um der Beisetzung des Herzens seiner Gemahlin in der dortigen Gnadenkapelle beizuwohnen. Am 28. September 1921 reiste er in freudigster Erwartung nach Sarvar in Ungarn zum Jagdaufenthalt. Leider stellten sich hier Magenblutungen ein, zu denen sich bald eine bedrohliche Herzschwäche entwickelte. Schon am 18. Oktober 1921 erlöste ihn der Tod von den Leiden und Enttäuschungen des irdischen Jammertals.

Am 5. November 1921 kehrte der tote König zusammen mit seiner Gemahlin heim in die Hauptstadt. Man holte ihn, holte ihn mit allen fürstlichen Ehren, um ihn beizusetzen in der Domkirche Unserer Lieben Frau zu München.

Quellen: In erster Linie mündliche Mitteilungen, daneben ungedruckte Briefe und Akten; ein eigentlicher schriftlicher Nachlaß des Königs ist nicht vorhanden. Außerdem seien aus dem — teilweise sehr unzulänglichen — Schrifttum erwähnt: H. Reidelbach, Ludwig, Prinz von Bayern (München 1905); O. v. Schaching, Ludwig III., König von



Bayern (Regensburg 1913); Th[erese] v. Bayer[n], Prinzessin Luitpold von Bayern (Wien 1892); G. Ferchl, Prinzessin Ludwig von Bayern (Bayerland 24 [1912—13] S. 184); [Prinzessin Mathilde], Traum und Leben, Gedichte einer früh Vollendeten (München 1910); Marie v. Redwitz, Hofchronik 1888—1921 (München 1924); [Ph. Frick], Conrad Graf von Preysing (Hist.-pol. Blätter 131 [1903] S. 926—42); C. Fuchs, König Ludwig III. als Land- und Forstwirt (Bayerland 26 [1914—15] S. 138); J. M. Jurinek, König Ludwig III. als Verkehrspolitiker (München 1917); W. Zils, König Ludwig III. im Weltkrieg: Briefe, Erlasse, Reden und Telegramme (München 1917); M. Döberl, Sozialismus, soziale Revolution, sozialer Volksstaat (München 1920); J. B. Sailer, Des Bayernkönigs Revolutionstage (München 1919); König Ludwig III. und die Revolution (S.-A. aus dem Bayerischen Kurier 1921); A. Achleitner, Von der Umsturznacht bis zur Totenbahre (Dillingen 1922); M. Döberl, König Ludwig III. von Bayern, Gedächtnisrede (München 1921); K. A. v. Müller, Deutsche Geschichte und deutscher Charakter (Stuttgart 1926), hier S. 176—182: Nachruf auf Ludwig III. von Bayern; V. Naumann, Profile (München 1925), bes. S. 111—124 und an anderen Stellen. Dagegen erschienen Naumanns Dokumente und Argumente (Berlin 1928), vor allem aber des Kronprinzen Rupprecht Kriegstagebuch (3 Bände, Berlin 1928) erst später und konnten für obige Darstellung noch nicht benutzt werden.

München.

Otto Riedner.



# TOTENLISTE

1922



## Verzeichnis der Abkürzungen

Ein Stern (\*) vor dem Namen bedeutet, daß das „Deutsche Biographische Jahrbuch“ dem Toten eine eigene Biographie im vorliegenden Bande gewidmet hat, auf die am Schlusse des Artikels in der Totenliste mit DBJ und Angabe der Seitenzahl und des Verfassers hingewiesen wird. Die angeführte Literatur weist die Quellen des Bearbeiters nach und verzeichnet unter Angabe der Herkunft auch aus zweiter Hand geschöpfte Hinweise (BZ 42 [ . . . . ] o. ä.). Sind an der angeführten Stelle die Werke des Toten verzeichnet, so ist das durch (W) kenntlich gemacht, weitere Literaturangaben durch (L). Porträts der Toten sind durch (P) nachgewiesen.

Regelmäßig gebrauchte Abkürzungen sind ferner:

<i>A</i> = Abert, Illustriertes Musiklexikon (1927).	<i>DAZ</i> = Deutsche Allgem. Zeitung.	<i>FT</i> = Freiherrliches Taschenbuch.
<i>AA</i> = Amtliche Auskunft.	<i>DBJ</i> = Deutsches Biographisches Jahrbuch.	<i>FZ</i> = Frankfurter Zeitung.
<i>AD</i> = Das akademische Deutschland.	<i>DBZ</i> = Deutsche Bauzeitung.	<i>GA</i> = Geographischer Anzeiger.
<i>AdW</i> = Akademie der Wissenschaften.	<i>DGK</i> = Deutscher Geschichtskalender.	<i>GdW</i> = Gesellschaft der Wissenschaften.
<i>AMZ</i> = Allgem. Musikzeitung.	<i>DJZ</i> = Deutsche Juristenzeitung.	<i>GH</i> = Gothaischer (Hof-) Kalender.
<i>AT</i> = Adeliges Taschenbuch.	<i>DKZ</i> = Deutsche Kolonialzeitung.	<i>GJN</i> = Wissinger, Große Jüdische Nationalbiographie.
<i>B</i> = Brockhaus, Handbuch des Wissens 6. Auflage 1923.	<i>DMW</i> = Deutsche Medizinische Wochenschrift.	<i>GK</i> = DGK.
<i>BB</i> = Buchhändler-Börsenblatt.	<i>DRG</i> = Deutsche Rundschau für Geographie u. Statistik.	<i>GT</i> = Gräfliches Taschenbuch.
<i>BBi</i> = BB.	<i>DSBZtg</i> = Deutsche Sän-gerbundes-Zeitung.	<i>H</i> = Hochland.
<i>BBZ</i> = Berliner Börsenzeitung.	<i>DZL</i> = Deutsches Zeitgenossenlexikon.	<i>HA</i> = Handbuch des preußischen Abgeordneten-hauses.
<i>BKW</i> = Berliner Klinische Wochenschrift.	<i>E</i> = Echo (E. v. T.-Beilage, Echo vom Tage).	<i>HBL</i> = Hirsch, Biograph. Lexikon der hervorragenden Ärzte.
<i>BR</i> = Brümmer, Lexikon der deutschen Dichter 6. Aufl. (1913).	<i>EG</i> = Eisenberg, Großes Biograph. Lexikon der deutschen Bühnen.	<i>HFBI</i> = Hamburger Fremdenblatt.
<i>BT</i> = Berliner Tageblatt.	<i>ELK</i> = Allg. evang.-luth. Kirchenzeitung.	<i>HK</i> = Hannoverscher Kurrier.
<i>BZ</i> = Bibliographie der deutschen Zeitschriftenliteratur.	<i>ERL</i> = Ehrenrangliste des ehemal. deutschen Heeres (1926).	<i>HN</i> = Hamburger Nachrichten.
<i>BZZ</i> = Bibliographie der deutschen Zeitungsliteratur (Anhang zu <i>BZ</i> ).	<i>FAT</i> = Frank-Altmann, Tonkünstlerlexikon (1926).	<i>HNV</i> = Handbuch der Nationalversammlung.
<i>ChZ</i> = Chemiker-Zeitung.		<i>HPSt</i> = Handbuch für den preußischen Staat 1918.
<i>DAR</i> = Deutsche akademische Rundschau.		<i>HV</i> = Historische Vierteljahrsschrift.

- JAW* = Jahresberichte über die Fortschritte der klassischen Altertumswissenschaft.  
*Jb* = Jahrbuch.  
*JB* = Jahrbuch der deutschen Bibliotheken.  
*JP* = Jahrbuch der Musikbibliothek Peters.  
*JSTG* = Jahrbuch der schiffsbautechn. Gesellschaft.  
*IZ* = Illustrierte Zeitung.  
*K* = Kukula, Bibliograph. Jahrbuch der deutschen Hochschulen.  
*Kchr* = Kunstchronik.  
*KJ* = Kirchliches Jahrbuch.  
*KL* = Kürschner, Deutscher Literaturkalender.  
*KR* = Keiters Katholischer Literaturkalender.  
*KV* = Kölnische Volkszeitung.  
*KW* = Kunstwart.  
*KZ* = Kölnische Zeitung.  
*L* = Leopoldina.  
*LE* = Literarisches Echo.  
*LNN* = Leipziger Neueste Nachrichten.  
*LpZ* = Leipziger Zeitung.  
*LZ* = Literarisches Zentralblatt.  
*MAR* = (Münchener) Allgemeine Rundschau.  
*MAZ* = Münchener Allgemeine Zeitung.  
*MdT* = Männer der Technik, hrsg. v. C. Matschoß, VDI-Verlag 1925.  
*MK* = Medizinische Klinik.  
*MMK* = Münchener Medizinische Klinik.  
*MNN* = Münchner Neueste Nachrichten.  
*MMW* = Münchener Medizinische Wochenschrift.  
*MS* = Müller-Singer, Allg. Künstlerlexikon.  
*MW* = Militärwochenblatt.  
*M<sup>r</sup>* = Meyers Lexikon, 7. Aufl.  
*N* = Die Naturwissenschaften.  
*NFP* = Neue Freie Presse.  
*NML* = Neues Musik-Lexikon.  
*NMZ* = Neue Musikzeitung.  
*NPZ* = Neue Preußische (Kreuz-)Zeitung.  
*NZ* = Neue Zeitschrift für Musik.  
*NZZ* = Neue Zürcher Zeitung.  
*OR* = Österreichische Rundschau.  
*PBL* = Pagel, Biogr. Lexikon hervorr. Ärzte.  
*PF* = Poggendorff, Biogr.-literar. Handwörterbuch zur Gesch. der exakten Naturwissenschaften.  
*PM* = Petermanns Mitteilungen.  
*PY* = Pataky, Lexikon deutscher Frauen der Feder.  
*R* = Riemann, Musiklexikon \* (1922).  
*RH* = Reichstagshandbuch.  
*RMTZ* = Rhein-Mainische Musik- u. Theaterzeitung.  
*RWZ* = Rheinisch-Westfälische Zeitung.  
*SB* = Sitzungsberichte.  
*Sch* = Schulthess Europäischer Geschichtskalender (Totenliste).  
*SchK* = Schwäbisch-Kronik.  
*SchM* = Schwäbischer Merkur.  
*SchwM* = SchM.  
*SMH* = Süddeutsche Monatshefte.  
*SozMH* = Sozialistische Monatshefte.  
*StE* = Stahl und Eisen.  
*TB* = Thieme-Becker, Allg. Lexikon der bildenden Künstler.  
*TR* = Tägliche Rundschau.  
*U* = Universum.  
*UAT* = Uradliges Taschenbuch.  
*UK* = Aschersons Universitätskalender.  
*VDI* = Zeitschrift des Vereins Deutscher Ingenieure.  
*VZ* = Vossische Zeitung.  
*WI* = Degeners Wer ist's?  
*WJ* = Württembergisches Jahrbuch.  
*WKW* = Wiener Klinische Wochenschrift.  
*WMW* = Wiener Medizinische Wochenschrift.  
*WN* = Württemberg. Nekrolog.  
*WZ* = Weser-Zeitung.  
*ZB* = BZ.  
*ZBbl* = Zentralblatt für Bibliothekswesen.  
*ZBV* = Zentralblatt der Bauverwaltung.  
*ZIB* = Zeitschrift für Instrumentenbau.

\* = 'geboren.

† = gestorben.

☒ = begraben.

## Totenliste 1922

**Abraham, Max, Dr. phil.**, Professor der Mathematik a. D. am Polytechnikum in Mailand; \* 1875; † München 16. XI. — W.: Theorie der Elektrizität (I<sup>5</sup> 1918, II<sup>2</sup> 1908); LZ 957; PF V 6 (W); DBJ 1923 Nachtrag (Sommerfeld).

**Adämmmer, Heinrich, Dipl.-Ing.**, Leiter der Gießerei der Schwäbischen Hüttenwerke G. m. b. H. in Wasseraltingen; \* Hörde i. W. 19. I. 1877; † Wasseraltingen 7. II. — StE 42, 364 (P).

**Adler, Abraham, Dr. phil., Dr. rer. pol. h. c.**, Geh. Hofrat, Studiendirektor der Handelshochschule in Leipzig; \* Schwebheim (Bayern) 10. VI. 1850, † Leipzig 24. IV. — W.: Leitfaden der Volkswirtschaftslehre (\* 1922); Leitfaden für den Unterricht in der Handelswissenschaft (\* 1921). — LNN 25. IV.; WI<sup>7</sup> 7 (W), \* 1767; KL 17 (W); LZ 348; BZ 50 [CV-Zeitung 1922 (I), 29]; Jahresb. der Handelshochschule Leipzig, 1922.

**Ahlgren, s. Schelenz, Hermann.**

**Alberti [Poensgen-Alberti], Max, Dr. phil.**, Intendant der Kieler städtischen Theater; \* Düsseldorf 19. I. 1874; † Kiel 15. III. — Kieler NN 16. III.; GK; LE 15; JP 54; AA.

**Alt, Konrad, Dr. med.**, Professor, Medizinalrat, Begründer der modernen Irrenfürsorgehäuser; \* Kirf a. Mosel 1861; † Magdeburg 29. XII. — W.: Über familiäre Irrenpflege (1899); Begr. der zwanglosen Abhandlungen auf dem Gebiete der Nerven- und Geisteskrankheiten (1913 ff.). — AA; BZ 52 [Psychisch-neurol. Wschr. 24, 281 (Weber)].

**Ammon, Ludwig v., Dr. phil.**, Oberberggrat, Vorstand der geognostischen Landesuntersuchungsanstalt Bayern, Honorarprofessor an der Techn. Hochschule München; \* Gunzenhausen 14. XII. 1850; † München 26. VII. — W.: Geolog. Führer durch die fränkische Alb (1899). — WI<sup>7</sup> 19 (W); LZ 630; Umschau 33; BZ 53 [Geognost. Jhefte 35, 240—246 (Reis)].

**Anthes, Eduard, Dr. phil.**, Professor, Privatdozent der Archäologie an der Techn. Hochschule Darmstadt, Denkmalpfleger in Hessen und Vorstand des hessischen Denkmalarchivs, o. Mitgl. des Archäolog. Instituts, Kommissar bei der Reichslimeskommission; \* Brensbach i. O. 3. VI. 1859; † Darmstadt 7. II. — W.: Darmstadt und Umgebung (\* 1923); Führer durch den Odenwald und die Bergstraße (mit G. Windhaus) (18 1922); Herausgeber der »Kunstdenkmäler im Großherzogtum [Freistaat] Hessen«. — TR 16. II.; GK; Kchr 57, 556; KL 17 (W); WI<sup>7</sup> 25 (W); BZ 50 [Die Denkmalpflege 24, 23; Korrespondenzbl. des Gesamtvereins 70, 38]; BZ 51 [Hessische Heimat II 325—328 (Herrmann); Korrespondenzbl. des Archäol. Instituts VI 1 (Schumacher)]; BZ 53 [Volk und Scholle I 16 bis 19 (Schumacher)].

**Arndt, Bruno, Romanschriftsteller** [Pseudonym: Karl Bittermann], Inhaber des Eichendorff-Preises (1922); \* Beuthen (O.-S.) 5. V. 1874; † Breslau 16. VII. — W.: Sonette (1905); Missa solennis (Novelle) (1922). — LZ 630; LE 23; BR I 76; BZZ 14 [Deutsche Ztg. 2. VIII. (Wocke)]; BZ 52 [Der Oberschlesier III 458 (Kaergel)]; BBl. 1102; H 21, 2 S. 441—444 (Köhler).

**Arnheim, Fritz, Dr. phil.**, Professor, Historiker, Herausgeber der »Mitteilungen aus der histor. Literatur«, Bd. 3 (1915) ff.; \* Berlin 29. III. 1866; † Charlottenburg 19. VI. — W.: Der Hof Friedrichs d. Gr. (I, 1912); Schweden (1917). — TR 25. VI.; LZ 630; WI<sup>7</sup> 31 (W).

**Arnim, Hans v., General der Infanterie a. D.**, ehemal. Mitglied der I. Kammer von Elsaß-Lothringen, 1906—1909 Gouverneur von Metz, vormalig *à la suite* des 4. Garderegiments z. F.; \* Potsdam 23. XII. 1846; † Baden-Baden 3. II. — LNN 16. II.; GK; WI<sup>7</sup> 31; UAT 1926.

- Aumer, Joseph**, *Dr. phil. h. c.*, Oberbibliothekar a. D. an der Staatsbibliothek in München; \* München 18. IV. 1835; † München 28. IV. — W.: Die arab., türk. und persischen Handschriften der Kgl. Staatsbibliothek (1866—1875). — TR 3. V.; WI<sup>7</sup> 41 (W).
- Baedeker, Gottschalk Diederich**, Verlagsbuchhändler, Seniorchef des Reisebücherverlags Karl Baedeker; † Essen-Bredeney 3. VIII. — W.: Alfred Krupp und die Entwicklung der Gußstahlfabrik in Essen (2 1912). — GK; BBl 1157.
- \* **Bailieu, Paul**, *Dr. phil.*, Geh. Archivrat, 2. Direktor der preußischen Staatsarchive, 1. Vorsitzender des Gesamtvereins Deutscher Geschichts- und Altertumsvereine, Schriftleiter des Korrespondenzblattes des Gesamtvereins; \* Magdeburg 21. I. 1853; † Charlottenburg 25. VI. — W.: Preußen und Frankreich von 1795 bis 1807 (2 Bde., 1881—1887); Königin Luise, ein Lebensbild (8 1926); Preußischer Wille. Ges. Aufsätze (mit Nachruf von M. Klinkenberg) (1924). — KL 17 (W) und 24; TR 26. VI.; LE 22; GK; WI<sup>7</sup> 53 (W); M<sup>7</sup> I 1361; LZ 670; BZ 51 [Familien-gesch. Bll. 20, 203 (Meisner)]; BZ 52 [Korresp.-Bl. des Ges.-Ver. 70, 67—78 (Klinkenberg); P. B. und seine Schriften]; Dsch. Rdsch. 53, 9, S. 266—270 (Kekule v. Stradonitz); DBJ 3/10 (Klinkenberg).
- Balmer-Vieillard, Wilhelm**, Bildnismaler; Vizepräsident der Eidgenössischen Kunstkommission; \* Basel 18. VI. 1865; † Bolligen b. Bern 1. III. — W.: Fresken im Berner Ständehausaal. — Kchr 57, 401; MS V 12 und VI 11; TB II 422 (W); Histor.-biog. Lexikon der Schweiz I, 550; Wissen und Leben Jahrg. 18 6 (1. IV. 1925), S. 401—404 (M. Waser). — \* W. B. in seinen Erinnerungen, hersg. v. F. Kervin (mit 40 Abb., 1924). — AA.
- Balz, Friedrich v.**, Geh. Rat, Exzell., Präsident (1903—1908) der Generaldirektion der württembergischen Staatseisenbahnen a. D.; \* Kleingartach 28. III. 1848; † Stuttgart 10. VII. — GK; WI<sup>7</sup> 56.
- Bartels** (v. Heimbürg), Wera v., Tiermalerin und Bildhauerin, \* München 4. I. 1886. † München 22. VII. — W.: Tierplastiken in den Museen Barcelona, München und Münster; Modell des »Dackel« der Nymphenburger Porzellanmanufaktur. — Kchr 57, 745; MS VI 13; TB II 542 f.
- Barth, Heinrich**, Pianist, (bis 1921) Professor des Klavierspiels an der Hochschule für Musik in Berlin, Mitglied des Senats der Akademie der Künste in Berlin; \* Pillau b. Königsberg 12. VII. 1847; † Berlin 23. XII. — W.: Violinsonate D-Dur. — GK; M<sup>7</sup> I 1513; WI<sup>7</sup> I 63; JP 53; R<sup>11</sup> 114; A 41; FAT 27.
- \* **Barth, Paul**, *Dr. phil.*, o. Honorarprofessor der Philosophie und Pädagogik an der Universität Leipzig; \* Baruthe (Schlesien) 1. VIII. 1858; † Leipzig 30. IX. — W.: Die Philosophie der Geschichte als Soziologie (4 1922); Die Stoa (4 1922); Die Elemente der Erziehungs- und Unterrichtslehre (10 1923); Die Geschichte der Erziehung in soziol. und geistesgesch. Beleuchtung (6 1925). — Selbstdarstellung in: Die Philosophie der Gegenwart in Selbstdarstellungen, Bd. I, 2. Aufl. [auch als Sonderdruck, Leipzig 1927]. — GK; LNN 1. X.; KL 17 (W) und 24; LZ 781; M<sup>7</sup> I 1513 (W); WI<sup>7</sup> 64 (W); BZ 51 [Leipziger Lehrerztg. 29, 578; Die Volksschule 1922, 554 (Klar); NZZ 11. X.]; BZ 52 [Pädagog. Studien 44, 26 (Fritzsche); Kölner Vhefte für Sozialwiss. II 4, 57—60 (Tönnies)]; BZ 53 [Soz. Monatsh. 1923, 638 (Chaym)]; DBJ 10/12 (Salomon).
- Batka, Richard**, *Dr. phil.*, Musikschriftsteller, Mitarbeiter des Kunstwarts; \* Prag 14. XII. 1868; † Wien 24. IV. — W.: Studien zur Geschichte der Musik in Böhmen (1902); Die Musik der Griechen (1900); Die Musik in Böhmen (1906); Allgem. Geschichte der Musik (3 Bde. 1909 bis 1915). — Text zu Leo Blech, Aschenbrödel (1905). — LNN 26. IV.; GK; LZ 348; KW 35, II 181 f. (Avenarius); Reclams Universum 32; WI<sup>7</sup> 68 (W); M<sup>7</sup> I 1560 (W); R<sup>11</sup> 121 f. (W); NML 37 (W); A 43 (W); FAT 28; BZ 50 [NMZ 43, 289 (Petschnig)]; BZ 52 [Beiträge zur Heimatkde. des Aussig-Karbitzer Bezirks III 177 (Wichtrei)].
- Battermann, Hans**, *Dr. phil.*, em. o. Professor der Astronomie und Direktor der Universitätssternwarte in Königsberg; \* Bückeburg 20. VI. 1860; † Blankenburg a. H. 15. VI. — W.: 3 Sternkataloge; Astronom. Beobachtungen auf der Universitätssternwarte zu Königsberg (1919). — LZ 564; SozMH 1923, 8; Umschau 30; M<sup>7</sup> I 1564; PF V 72 [Astr. Nachr. 216, 95 (Przybyllok)] und IV, (Nachtrag) 1701 f. (W).
- Baumann, Jakob**, Domvikar, Schriftsteller [Pseudonym: J. v. Terherdj], Redakteur des »Christl. Pilger«; \* Hörde 20. V. 1862; † Speyer 11. I. — W.: Theaterstücke; Joseph Georg v. Ehrler, Bischof von Speyer. Ein Lebensbild (1911). — WI<sup>7</sup> 74, 8 1768; BR I 145 (W); AA.
- Baumeister, Karl August**, *Dr. phil.*, Ministerialrat a. D. im elsass-lothring. Mini-



- sterium, Reorganisator des elsäß-lothring. höheren Schulwesens; \* Hamburg 24. IV. 1830; † München 22. V. — W.: Die Einrichtung und Verwaltung des höheren Schulwesens in den Kulturländern von Europa und Nordamerika (1897); Herausgeber des Handbuchs der Erziehungs- und Unterrichtslehre für höhere Schulen, 4 Bde. (1894—1898). — TR 27. V.; KL 1917 (W).
- Beck, Anton**, Präsident der Landesversicherungsanstalt Baden, 1898—1914 M. d. R. (Nationallib.); \* Karlsruhe 27. I. 1857; † Karlsruhe 29. IX. — GK; WI<sup>7</sup> 80.
- Berthold, Emil**, *Dr. med.*, Geh. Med.-Rat, em. a. o. Professor der Ohrenheilkunde an der Universität Königsberg; \* Wehlau 1. XII. 1836; † Schleswig im April. — TR 7. IV.; MMW 574; LZ 437; WI<sup>6</sup> 109; PBL 158 (W); BZ 51 [Archiv für Ohren-, Nasen- und Kehlkopfheilkunde 109, I (Stenger)].
- Bethge, Robert**, *D. theol., Dr. h. c.*, Superintendent von Halle, Kirchenmusik-schriftsteller, Schwiegersohn von Robert Franz, Vorstand der Robert-Franz-Singakademie; \* Dachre (Kr. Salzwedel) 3. V. 1841; † Halle a. d. S. 26. VI. — W.: Choralbuch (1897); Der deutsche evangel. Choral; Robert Franz. — TR 30. VI.; LZ 525; JP 53; FAT 40 (W); AA.
- Bezold, Karl**, *D. theol., Dr. phil. et jur.*, Geh. Rat, o. Professor der orientalischen Sprachen an der Universität Heidelberg, Gründer und Herausgeber der Zeitschrift für Assyriologie (1886 ff.); \* Donauwörth 18. V. 1859; † Heidelberg 21. XI. — W.: *Catalogue of the cuneiform tablets in the Kouyunjik Collection of the British Museum* (5 Bde. 1888—1899); Die Schatzhöhle (syrisch und deutsch, 1883/85); Überblick über die babylonisch-assyrische Literatur (1886); Babylonisch-assyrl. Glossar (herausgeg. von A. Götze, 1926); Die oriental. Literaturen (<sup>2</sup>1921); Ninive und Babylon (<sup>4</sup>1926). — MNN 26. XI.; ELK 784; LZ 939; GK; M<sup>7</sup> II 312 (W); WI<sup>7</sup> 119 f. (W); KL 17 (W); BZ 51 [Zeitschr. für Assyriol. 34, Heft 3/4 (Littmann)]; IZ 4089 (P).
- Bezzenberger, Adalbert**, *Dr. jur. et phil.*, Geh. Reg.-Rat, o. Professor des Sanskrit und der vergleichenden Sprachwissenschaft an der Universität Königsberg, Mitherausgeber der »Beiträge zur Kunde der indogermanischen Sprachen« (1877 ff.); \* Kassel 14. IV. 1851; † Königsberg i. Pr. 31. X. — W.: Litauische Forschungen (1882); Lettische Dialektstudien (1885); Herausgeber der Zeitschr. für vergleichende Sprachforschung auf dem Gebiete der indogermanischen Sprachen (Bd. 46, 1914 ff.) — LNN 3. XI.; KL 1922, 64 und 1924, 36; LZ 876; WI<sup>7</sup> 120 (W); KL 17 (W); M<sup>7</sup> II 313; SB der Gelehrten ethnischen Gesellschaft 1923, 3 (Kieckers); BZ 51 [Königsberger Hartungsche Zeitung 1. XI.]; BZ 53 [Mannus XV 316 (Kossinna)]; Zeitschr. f. vergleich. Sprachforschung 51, 291—313 (Trautmann, Ebert)]; vgl. auch: Festschrift, A. B. dargebracht zum 14. April 1921 von seinen Freunden und Schülern (Göttingen 1921); DBJ 12/16 (Trautmann).
- Bilz, Friedrich Eduard**, Direktor des Bilz-Sanatorium »Schloß Lößnitz« in Dresden-Radebeul, führender Naturheilkundiger; \* Meerane i. S. 23. I. 1877; † Radebeul 30. I. — W.: Das neue Naturheilverfahren. — MMW 182; WI<sup>7</sup> 125; AA.
- Bing, Albert**, *Dr. med.*, Professor der Ohrenheilkunde an der Universität Wien; \* Nikolsburg 20. IX. 1844; † Wien 6. XI. — W.: Vorlesungen über Ohrenheilkunde (<sup>2</sup>1908). — Große jüdische Nationalbiographie I 377; KL 17 (W); PBL 177 f. (W).
- Bittermann, Karl**, s. Arndt, Bruno.
- Blaas, Julius Ritter v.**, Tiermaler; \* Albano b. Rom 22. VIII. 1845; † Hall (O.-Oe.) 2. VIII. — W.: Fuchs- und Hetzjagen, Pferdemarkte, Reiterbildnisse (Kaiser Franz Joseph u. a.). — NFP 16. III. und 24. VII.; GK; WI<sup>7</sup> 133 (W); B<sup>6</sup> I 287; MS I 131 und VI 27.
- Blaschko, Alfred**, *Dr. med.*, Professor, Spezialist für Hautkrankheiten, Mitbegründer der Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten, Herausgeber der Zeitschrift für Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten; \* Freienwalde a. d. O. 3. III. 1858; † Berlin 27. III. — W.: Therapeutisches Taschenbuch der Haut- und Geschlechtskrankheiten (<sup>2</sup>1922); Gewerbehautkrankheiten (1889—1892); Die Geschlechtskrankheiten (<sup>7</sup>1918); Ein sexualpädagogischer Lehrgang (<sup>7</sup>1922). — TR 27. u. 28. III.; MMW 494; DMW 533 (Galewsky); GK; LZ 279; WI<sup>7</sup> 134 (W). <sup>8</sup>1769; PBL 190 f. (W); BZ 50 [Med. Klinik 18, 519 (Pinkus)]; Mitteil. d. dtsh. Ges. zur Bek. der Geschlechtskr. 20, 1—4 (Pinkus) und 61 (Kaufmann) 62—71 (Jadassohn); Dermatolog. Wschr. 74, 377 (Galewsky); SozMH 1922, 466 (Wolff); Ärztl. Vereinsbl. für Deutschl. 51, 124; DMW 48, 533 (Galewsky); Dermatolog. Zeitschr. 36, 93—102 (Buschke); Zeitschr. für Sexualwiss. 9, 64; BZ 51 [WKW 35, 346 (Finger)]; Zeitschr. für Bek. der Ge-

- schlechtskr. 20, 133—137 (Loewenstein)]; BZ 52 [Dermatolog. Zeitschr. 38, 29 (Pinkus)]; BZ 53 [Krankenversicherung 10, 103].
- Basel, Heinrich** (Karl), Schauspieler, einst gefeierter Komiker am Karl-Theater in Wien; † Wien im Juni (90 Jahre alt). — TR 17. VI.; JP 53; LZ 4077 (P).
- Bloch, Iwan**, *Dr. med.*, Arzt, Sexualforscher [Pseudonym: Eugen Dühren], Herausgeber der Zeitschrift für Sexualwissenschaft; \* Delmenhorst 8. IV. 1872; † Berlin 19. XI. — W.: Ursprung der Syphilis (2 Bde., 1901/11); Das Sexualleben unserer Zeit (12 1919); Die Prostitution (2 Bde. (4 1925); Herausgeber des Handbuchs der Ges. Sexualwissenschaft (1914). — Nationalztg. 27. I.; BT 22. XI.; WI<sup>7</sup> 137 (W); M<sup>7</sup> II 501 (W); KL 17 (W); MMW 1682; LZ 939; Große jüdische Nationalbiographie I 391 f.; PBL 195 (W); BZ 52 [Mitteilgn. der dtsh. Ges. zur Bek. der Geschlechtskrankh. 20, 71 (Schmolder); Dermatolog. Wochenschr. 73, 13 (Pinkus); Zeitschr. für Sexualwiss. 9, 264 u. 265 bis 267 (Bernstein)]; BZ 53 [Geschlecht und Gesellschaft 11, 114 (v. Reitzenstein)]. — Vgl. auch: Jos. Altmann [u. a.], Herrn *Dr. med.* J. B. zum 50. Geburtstag, 8. April 1922 (Berlin 1922); E. Ebstein, Jwan Bloch, in: *Medical Life* (Neuyork und Wien 1923), S. 57—110 und XII S. (W).
- Bode, Wilhelm**, *Dr. phil.*, Schriftsteller, Goetheforscher; \* Hornhausen 30. III. 1862; † Weimar 24. X. — W.: Goethes Lebenskunst (8 1922); Goethes Liebesleben (8 1921); Goethes Leben (mit V. Tornius) (9 Bde. 1920—1923); Herausgeber der »Stunden mit Goethe« (1904 ff.); Karl August von Weimar, Jugendjahre (1913); Das Leben in Altweimar (1922); Der weimarische Musenhof (30. Taus. 1925); Charlotte v. Stein (1912), (8 1926). — LNN 26. X; GK; LZ 858; BB1 28. XI.; LE 1923, 6; M<sup>7</sup> II 560 (W); WI<sup>7</sup> 145 (W); KL 22 (W).
- Bohn, René**, *Dr.*, Professor, Direktor der Badischen Anilin- und Sodafabrik, Erfinder des Indanthrens; \* Dornach-Mülhausen 7. III. 1862; † Ludwigshafen 6. III. — GK; PF V 137 (W) BZ 50 [ChZ 46, 297 (Kunz)]; Zeitschr. für angew. Chemie 35, 180; BZ 52 (*Acta helvetica chimica* V 566 (Noelting)); BZ 53 [Ber. der Dtsch. Chem. Ges. 56, 1801 (Julius u. Kunz)].
- Bollras, Artur** Freiherr v., österreich. Generaloberst des Ruhestandes; \* Sachsenhausen b. Frankfurt a. M. 16. IV. 1838; † Baden b. Wien 19. XII. — BT 20. XII.; AA.
- \* **Borinski, Karl**, *Dr. phil.*, a. o. Professor der deutschen Sprache und Literatur an der Universität München; \* Kattowitz 11. VI. 1861; † München 12. I. — W.: Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis zur Gegenwart (2 Bde., 1921); Deutsche Poetik (4 1916); Lessing (2 Bde., 1900); Poetik der Renaissance (1886); Die Antike in Poetik und Kunsttheorie (1914). — TR 13. I.; KL 22 (W); M<sup>7</sup> II 673 (W); WI<sup>7</sup> 166 (W); LZ 85; LE 704; Jb AdW München 1922/23, S. 22—26 (Muncker); H 20, 2 S. 550—553 (Sprengler); Behrend, Gesch. der dtsh. Philol. in Bildern (1927), S. 63 (P); DBJ 16/21 (Newald).
- Bornemann, Karl**, *Dr.*, o. Professor der Metallhüttenkunde an der Technischen Hochschule Breslau; \* Verden a. Aller 10. VI. 1876; † Breslau 16. IV. — TR 21 IV.; LZ 348 und 437; AA.
- Borries, Emil v.**, *Dr. phil.*, Professor, Studienrat, elsässischer Geschichtsschreiber; \* Niederweiß (Bez. Trier) 9. VI. 1859; † Meersburg a. Bodensee 16. VII. — W.: Geschichte der Stadt Straßburg (1905); Deutsche Dichtung im Elsaß 1815 bis 1870 (1916); Die deutsche Seele des Elsaß (1918); Wimpfeling und Murner im Kampf um die ältere Geschichte des Elsasses (1926). — LZ 755; BB 20. IX.; WI<sup>7</sup> 168 f. (W); KL 22 (W); Elsaß-Lothringisches Jahrbuch II (1923), 177 (M. Spahn); AT 1927, S. 82.
- Borries, Georg v.**, Wirkl. Geh. Oberregierungsrat, Regierungspräsident von Minden a. D., 1903—1908 Polizeipräsident von Berlin, Rittergutsbesitzer; \* Herford (Westfalen) 9. III. 1857; † Bad Oeynhausen 19. XII. — GK; WI<sup>7</sup> 168; AT 1927; S. 78.
- Böttcher, Friedrich**, *Dr. phil.*, Gründer der Nationalliberalen Korrespondenz, 1878 bis 1895 M. d. R. (Nationallib.), Politiker und Schriftsteller; \* Mengerlinghausen 13. II. 1842; † Berlin 13. V. — MNN 16. V.; GK; AA.
- Boysen, Karl**, *Dr. phil.*, Professor, Geh. Hofrat, Direktor der Univ.-Bibliothek in Leipzig; \* Wittstock 14. II. 1852; † Leipzig 16. IV. — W.: Bibliograph. Übersicht über die griech. und latein. Autoren (1867/81). — TR 20. IV.; LNN 19. IV.; BB Nr. 92; KL 17 (W); WI<sup>7</sup> 174 (W); LZ 327.
- Braun, Otto**, *Dr. phil.*, o. Professor der Philosophie an der Universität Basel; \* Dorpat 1. IV. 1885; † Basel 15. IV. —

- W.: Grundriß einer Philosophie des Schaffens als Kulturphilosophie (1912); Geschichtsphilosophie (1921); Deutsches Leben und deutsche Weltanschauung (1922); Ed. v. Hartmann (1909). — TR 26. IV.; LZ 366 und 403; KL 17 (W); M<sup>7</sup> II 801 (W); BZ 50 [Schweiz. Monatsh. für Politik und Kultur II 89 (Brock)]; BZ 52 [Zeitschr. für Hochschulpädagogik XIII 14].
- Brinkmann, Gustav**, Fabrikbesitzer, techn. Oberleiter der Firma Gustav Brinkmann & Co., G. m. b. H., Fabrik für Dampfhammer; \* Witten a. d. Ruhr 6. VI. 1852; † ebenda 3. VIII. — StE 42, 1415 (P).
- Brühl, Alfred Graf v.**, Direktor der Kunstakademie in Königsberg a. D., Tiermaler; \* Pforten 25. IV. 1862; † Weizenrodau 28. II. — W.: Jagdbilder in den Museen Düsseldorf und Krefeld. — Kchr 57, 419 u. 475; GT 1928, S. 126; MS VI 41; TB V 104.
- Brunneck, O. v.**, s. Elster, Otto.
- Brunner, Hugo**, *Dr. phil.*, Professor, Direktor der Landesbibliothek in Kassel a. D.; \* Gudensberg 24. IX. 1853; † Kassel 9. VI. — W.: Geschichte der Residenzstadt Kassel 913—1913 (1913); Die Bau- und Kunstdenkmäler im Regierungsbezirk Kassel (1907). — Zeitschr. des Vereins für hess. Gesch. u. Landeskunde 54 (1924), 269—278 (Hopf) (W); WI<sup>7</sup> 208; BZ 51 [Hessenland 36, 95].
- Büchsenhütz, Albert Bernhard**, *Dr. phil.*, Professor, Geh. Reg.-Rat, Gymnasialdirektor a. D., Altphilologe; \* Berlin 6. IX. 1828; † Berlin 29. I. — W.: Traum und Traumdeutung im griech. Altertum (1868); Die Hauptstätten des Gewerbeleißes im klass. Altertum (1869). — LZ 142; WI<sup>7</sup> 216 (W).
- Burl, Paul v.**, deutscher Gesandter z. D., Wirkl. Legationsrat; \* Gießen 6. I. 1860; † Seeheim a. d. Bergstraße 7. VIII. — GK; AT 1928.
- Burkhardt, Ludwig**, *Dr. med.*, Professor, Chefarzt der chirurgischen Abteilung des Allgem. Krankenhauses in Nürnberg, früher a. o. Professor der Chirurgie an der Universität Würzburg; \* Ansbach 21. VI. 1872; † Nürnberg 15. III. — AA; TR 18. III.; MMW 456 u. 972 (Franz); BZ 51.
- Busse, Otto**, *Dr. med.*, Medizinalrat, o. Professor der Pathologie an der Universität Zürich; \* Gühlitz b. Perleberg 6. XII. 1867; † Zürich 3. II. — W.: Obduktionsprotokoll (<sup>6</sup>1920). — TR 12. II.; MMW 220; DMW 494 (Landois); GK; LZ 182; WI<sup>7</sup> 233 (W); BZ 50 [Schweiz. Med. Wochenschr. 52, 480 (Meyenburg); DMW 48, 494 (Landois)]; BZ 51 [Zentralbl. für allgem. Pathol. und pathol. Anatomie 33, 481 (Meyenburg)]; BZ 52 [Vschr. der naturforsch. Ges. Zürich, 67, 401—407 (Bloch)]; BZ 53 [Univ. Zürich, Rektoratsrede 1921/22, 55 (Bloch)].
- Caspari, Hedwig**, lyrische Dichterin; \* Berlin 1. V. 1882; † Berlin 22. VIII. — W.: Elohim (1919). — BT 25. VIII.; Große jüdische Nationalbiographie I 504 f.; Zelt I 3 (Hauschner); BZ 51 [LE 25, 35 (Heine)].
- Cauer, geb. Schelle, Minna (Wilhelmine)**, Schriftstellerin, Herausgeberin der Zeitschrift »Die Frauenbewegung«; \* Freyenstein (Ostpreignitz) 1. XI. 1841; † Berlin 3. VIII. — W.: Die Frau im 19. Jahrhundert (1898); 25 Jahre Verein Frauenwohl (1913). — BT 3. VIII.; IZ 4081 (P); KL 17 (W); B I 417; PY I 125 (W); BZ 51 [GDA-Ztg. 1922, 237; SozMH 1922, 814 (Corssen)]; BZ 52 [Gewerkschaftliche Frauenzeitung 1922, 134 (Blos)]; Das werdende Zeitalter, Jahrg. 5, 3, S. 130—134; WI<sup>7</sup> 242. »Minna Cauer, Leben und Werk«, herausgeg. von Else Lüders (1925) (P).
- Cebrian, Adolf**, Professor, Komponist und Musikschriftsteller; \* Nizza 13. I. 1838; † Berlin im August — W.: Patriotische Symphonie. — LZ 733; KL 17 (W); JP 53; FAT 68 (W); AA.
- Cecerle, Josef**, Hofrat, o. Professor des Brücken- und Eisenhochbaues an der Technischen Hochschule Graz; \* Wien 19. III. 1848; † Graz 4. III. — TR 16. III.; LZ 263; AA.
- Cohn, Lassar**, *Dr. phil.*, Professor der Chemie an der Universität Königsberg; \* Hamburg 6. IX. 1858; † Königsberg i. Pr. 9. X. — W.: Die Chemie im täglichen Leben (<sup>11</sup>1925); Arbeitsmethoden für organisch-chemische Laboratorien (<sup>6</sup>1923). — KL 17 (W); Große jüdische Nationalbiogr. I 581; PF VI 710 f. (W); IZ 4086 (P); MMW 1560; LZ 858; M<sup>7</sup> VII 630 f.
- \* **Conwentz, Hugo**, *Dr. phil.*, Professor, Geh. Reg.-Rat, Direktor der staatlichen Stelle für Naturdenkmalpflege in Preußen, Botaniker, Herausgeber der »Beiträge zur Naturdenkmalpflege« (seit 1907); \* Danzig 20. I. 1855; † Berlin-Schöneberg 12. V. — W.: Die Gefährdung der Naturdenkmäler und Vorschläge zu ihrer Erhaltung (<sup>4</sup>1911). — TR 15. V.; KW 35 II, 181; GK; LZ 403; WI<sup>7</sup> 268 (W); M<sup>7</sup> III 13; Berichte der Deutschen Botan. Ges. 1922; KL 17 (W); BZ 50 [Mitteilgn. des Vereins für Gesch. Berlins 39, 51];

- BZ 51 [Beitr. zur Naturdenkmalpflege 9, 3, S. 361—448; Die Denkmalpflege 24, 55 (Kohle); Die Heimat IV, 63; Verh. des Botan. Vereins der Prov. Brandenburg 64, 202 (Matfeldt) und 65, 1—4 (Moewes); Heimatschutz-Chronik VI, 16 (Klose)]; BZ 52 [Botan. Archiv III 1923, 8f (Wangerin)]; BZ 53 [Beitr. zur Naturdenkmalpflege 9, 361—444 (Schoenichen u. a.) (W)]; H. C. zum Gedächtnis (1923; Aus: Beitr. zur Naturdenkmalpflege 9, 3); DBJ 21/25 (Schoenichen).
- Cremer, Emil**, *D. theol.*, Pfarrer, früher a. o. Professor der Theologie an der Universität Marburg; \* Ostönnen b. Soest 9. XI. 1863; † Bethel 4. VII. — W.: Dein Reich komme, Kriegspredigten (1915); Vom Erleben Gottes (1918). — AA; LZ 607; WI<sup>7</sup> 274 (W); KL 17 (W).
- Curtius, Karl**, *Dr. phil.*, Professor, Stadtbibliothekar von Lübeck a. D.; \* Siebeneichen (Lauenbg.) 10. XII. 1841; † Lübeck 28. I. — W.: Inschr. und Studien zur Geschichte von Samos (1877); Bericht über die Verwaltung der Stadtbibliothek 1890 bis 1899 (1900). — KL 17 (W); WI<sup>7</sup> 278 (W); LZ 142.
- Daffis, Hans**, *Dr. phil.*, Professor, Oberbibliothekar an der Preußischen Staatsbibliothek in Berlin, Literaturhistoriker, Mitherausgeber der Jahresberichte für die neuere deutsche Literaturgeschichte; \* Berlin 6. V. 1876; † Berlin 5. XII. — W.: Shakespeare-Bibliographie (1907 ff.); Inventar der Grimm-Schränke der Preuß. Staatsbibliothek (1923). — BT 8. XII.; LZ 978; KL 22.
- Dahlström, Heinrich Hermann**, Reeder, Gründer (1886) des Nordischen Bergungsvereins und Anreger (1877) des Nord-Ostseekanals; \* Hamburg 20. IV. 1840; † Hamburg 6. V. — GK; M<sup>7</sup> III 167.
- Damm, Hermann**, Geh. Kommerzienrat, Vorsitzender der südthüringischen Handelskammer in Sonneberg, Gründer der Blankenburger Holzwarenfabrik; \* Blankenburg i. Thür. 22. XI. 1847; † Rudolstadt 3. X. — GK; AA.
- Däumig, Emil**, Sozialist, 1887—1898 Fremdenlegionär, 1918 Vorstandsmitglied der Unabh. Soz. Partei Deutschlands, Beigeordneter im preußischen Kriegsministerium, 1920—1924 M. d. R. (Kommunist. Partei); \* Merseburg 25. XI. 1866; † Berlin 5. VII. — W.: Moderne Landsknechte (1904/05); Das Rätssystem (1919). — GK; M<sup>7</sup> III 323.
- Delters, Hans**, Maler; \* Düsseldorf 13. VI. 1868; † Düsseldorf 1. I. — W.: \*Freude\*, \*Flora\*. — Kehr 57, 283; GK; TB VIII 565 f. (W); MS V 67, VI 64.
- Delbrück, Berthold**, *Dr. phil., Dr. jur. h. c.*, em. o. Professor des Sanskrit und der vergleichenden Sprachforschung an der Universität Jena, Mitglied der GdW Leipzig, Begründer der vergl. Syntaxforschung; \* Putbus 26. VII. 1842; † Jena 3. I. — W.: Syntaktische Forschungen (5 Bde., 1871—1888); Einleitung in das Studium der indogermanischen Sprachen (<sup>6</sup>1919); Vergleichende Syntax der indogermanischen Sprache (3 Bände. 1893 bis 1900). — LZ 62; GK; LE 24, 638; KL 17 (W); WI<sup>7</sup> 297 (W), <sup>8</sup> 1771; Indogerm. Jahrbuch 8 (1920/21), 259—266 (Hermann); M<sup>7</sup> III 391; E. Hermann: B. D., ein Gelehrtenleben aus Deutschlands großer Zeit (Jena 1923); Festschrift für B. B. (1912/13); DBJ 25/29 (Hermann).
- Delbrück, Heinrich**, *Dr. jur.*, Präsident des Reichsgerichts, 1917—1920 Unterstaatssekretär im Reichsjustizamt; \* Berlin 16. VII. 1855; † Töstorf (Schleswig-Holstein) 3. VII. — MNN 5. VII.; M<sup>7</sup> III 391; GK; LZ 548 u. 564; BZ 51 [Jurist. Wschr. 51, 1069]; IZ 4078 (P); DBJ 29/31 (Simons).
- Delltze, Friedrich**, *Dr. phil.*, Geh. Reg.-Rat., em. o. Professor der Assyriologie an der Universität Berlin, Direktor a. D. der Vorderasiat. Abteilung der Staatsmuseen in Berlin; Mitherausgeber der Assyriologischen Bibliothek (1881—1920) und der Beiträge zur Assyriologie (1889 bis 1914); \* Erlangen 3. IX. 1850; † Langenschwalbach 19. XII. — W.: Babel und Bibel (1902/05, 63. Taus., 1921); Die große Täuschung (2 Bde., 1920/21). — VZ 24. XII. (Weber); KV 28. XII. (Stummer); DAZ 29. XII. (Sachau); LNN 23. XII.; KL 17 (W); GK; WI<sup>7</sup> 298 (W); M<sup>7</sup> III 400; BZ 51 [CV-Ztg. II 3; Allgem. Zeitg. des Judentums 85, 278 (König)]; BZ 52 [Ringendes Deutschland III 3, 32; Lehre u. Wehre 68, 308—324]; BZ 53 [H 20 II 557—559 (Dürr)]. Vgl. E. König, F. D.s \*Die große Täuschung\*, kritisch beleuchtet (Gütersloh 1920); J. Theiß, F. D. und seine \*Große Täuschung\* (Trier 1921); DBJ 31/35 (Meißner).
- Dieckmann, Theodor**, *Dr. jur.*, a. o. Professor der Eisenhüttenkunde an der Technischen Hochschule Berlin; \* Dortmund 30. X. 1882; Charlottenburg 12. X. — W.: Spezielle chemische Methoden der Eisenhüttenkunde (1913). — MNN 19. X.; StE 43, 103; LZ 876; BZ 52.

- \* **Diels, Hermann**, *D. theol., Dr. med. h. c., LL.D., Dr. phil.*, Geh. Oberreg.-Rat, em. o. Professor der klassischen Philologie an der Universität Berlin, Herausgeber der *Commentaria in Aristotelem graeca* (1892 bis 1909), Mitglied der AdW Berlin, Ehrenmitglied der phil.-histor. Kl. der AdW Wien, Ritter des Ordens *Pour le mérite*; \* Biebrich 18. V. 1848; † Berlin 4. VI. — W.: Herakleitos von Ephesos (21909); Die Fragmente der Vorsokratiker (41922); Antike Technik (21920). — »Für treues Gedenken herztl. Dank« (1918) [Dank für die Glückwünsche zum 70. Geburtstag]. — TR 11. VI.; KL 17 (W); GK; LZ 478; IZ 4077 (P); WI<sup>7</sup> 312 (W); KL 17 (W); M<sup>7</sup> III 769; Almanach der AdW Wien 73 (1923), 206—211 (Arnim); JAW 49 (1922), 233—239 (P); BZ 51 [Neue Jahrb. für das klass. Altertum 1922, 1. Abt. 233—239 (Ilberg)]; Preußische Jahrb. 189, 288—298 (Oppermann); Deutsche Lit.-Ztg. 1922, 753 bis 758 (v. Wilamowitz-Möllendorff); Die Propyläen 19, 324 (Hommel); BZ 52 [Zeitschr. des Ver. für Volkskunde 30/32, 180 (Böhm)]; BZ 53 [Archiv für Papyrusforschung VII 1 (Wilcken)]; Klio 18, 210; Archäol. Anz. 1922, 133 (Noack); Nassauische Heimatsblätter 24, 19 (Hofmann); Internat. Mschr. XV, 133—146 (W. Jaeger); DBJ 35/43 (Regenbogen).
- Dietz, Johann Heinrich Wilhelm**, Buchdruckereibesitzer und sozialistischer Verlagsbuchhändler, M. d. R. (1881—1918) (Soz.); \* Lübeck 3. X. 1843; † Stuttgart 28. VIII. — GK; WI<sup>7</sup> 316; BZ 51 [Die neue Zeit 40, II 553 (Cunow)].
- \* **Diez, Robert**, Geh.-Rat, Professor der Bildhauerkunst an der Kunstakademie Dresden, Mitglied der Akademie der Künste Berlin; \* Pößneck 20. IV. 1844; † Loschwitz 6. X. — W.: Bismarck-Denkmal (Dresden); Gänsedieb (Dresden). — LNN 12. X.; WI<sup>7</sup> 316 (W); M<sup>7</sup> III 786 f.; TB IX 281 f. (W); MS I 346, VI 70; BZ 51 [Dresdner Anz. 10. X. (Schumann)]; Dresdner Nachr. 10. X. (Zimmermann); DBJ 43/48 (Sigismund).
- Dirks, Andreas**, Professor, Landschaftsmaler; \* Sylt 17. VI. 1866; † Westerland (Sylt) 24. VI. — GK; Kchr 56, 683; MNN 10. VII.; TB IX 327; MS V 72, VI 70.
- Dooge, Heinrich**, *Dr. phil.*, Professor, Kustos am Berliner Kunstgewerbemuseum; \* Spandau 30. VIII. 1866; † Hohenschönhausen b. Berlin 11. III. — AA.; TR 14. III.; LZ 246; Kchr 57, 439 f. (Fischel); BZ 50/51 [Amtl. Berichte der preuß. Kunstsammlungen 43, 64].
- Doepler, Emil**, Professor am Kunstgewerbemuseum in Berlin, Historienmaler und Heraldiker; \* München 29. X. 1855; † Berlin 21. XII. — W.: Heraldischer Formenschatz; Exlibris Kaiser Wilhelms II. — MNN 23. XII.; GK; WI<sup>7</sup> 325; M<sup>7</sup> III 921; Mitteilungen des herald. Vereins Kleeblatt 33, 2, S. 1—4 (Roick) B I 588; TB IX 366 (W); MS I 350.
- Dove, Karl**, *Dr. phil.*, Geograph und Afrikaforscher, 1899—1907 a. o. Professor der Geographie an der Universität Jena; \* Tübingen 12. XI. 1863; † Jena 31. VII. — W.: Deutsch-Südwestafrika. Wissenschaftliche Ergebnisse (1896, 21913); Vom Kap zum Nil (1898); Wirtschaftl. Landeskunde der deutschen Schutzgebiete (1902); Deutsche Klimatik (1910); Allgem. polit. Geographie (1920); Aus zwei Weltteilen (Dichtungen 1901); Wirtschaftsgeographie von Afrika (1917). — BT 1. VIII.; GK; LZ 630; WI<sup>7</sup> 335 (W); B<sup>14</sup> V 388; M<sup>7</sup> III 953; IZ 4081 (P); BZ 52 [Geographische Zeitschr. 1923, 81—84 (Eckardt)].
- \* **Dryander, Ernst**, *D. theol.*, Oberhof- und Domprediger, Schloßpfarrer, Vizepräsident des Evang. Oberkirchenrats, Mitglied des ehemal. preuß. Herrenhauses, Wirkl. Geh. Rat, Exzellenz; \* Halle a. d. S. 18. IV. 1843; † Berlin 4. IX. — W.: Evangelische Predigten (I 1911, II 1910); Evangel. Reden in schwerer Zeit (22 Hefte, 1914—1921); Deutsche Predigten aus den Jahren vaterländ. Not (1923); Erinnerungen aus meinem Leben (41926); Gott und Mensch (1926). — ELK 591 f.; BB 7. IX.; GK; WI<sup>7</sup> 341 (W); IZ 4083 (P); M<sup>7</sup> III 1034 f.; BZ 51 [Dahheim 59, Nr. 1/2 (H. C. v. Zobeltitz)]; Monatsschr. für Pastoraltheol. 18, 269 bis 276 (Steinbeck); Die Eiche X, 355 bis 358 (Lahusen); BZ 52 [Monatsschr. für Pastoraltheologie 19, 18—22 (v. d. Goltz)]; Reichsbote 22. IV. 1923 (Vits); BZ 53 [Neue Christoterpe 45, 1—11 (Vits)]; Monatsschr. für Gottesdienst und kirchl. Kunst 1923, 137—141 (Röhrig); Chronik der Preuß. Verein. Friedrichs-Universität Halle-Wittenberg 1916—26, S. 65; W. Kähler: E. v. D., Ein Lebens- und Charakterbild (Berlin 1923). — DBJ 48/55 (Mahling).
- Dühren, Eugen**, s. Bloch, Iwan.
- Dunbar, William**, *Dr. med.*, o. Professor der Hygiene an der Universität Hamburg, Direktor des Hygienischen Instituts; \* St. Paul (USA) 18. X. 1863; † Hamburg 19. III. — W.: Die Abwässer der Kaliindustrie (1913); Häusliche Gesundheits-

- pflge (1914). — TR 24. III.; GK; LZ 263; WI<sup>7</sup> 347; MMW 456; Gesundheitsingenieur 45, 253—255 (Kammann); PBL 427; ZB 50; Med. Klinik 18, 615 (Beninde); Wasser u. Gas 12, 817 (Thümm)].
- Eberstadt, Rudolf, Dr. phil.**, o. Honorarprofessor der Nationalökonomie an der Universität Berlin; \* Worms 8. VII. 1856; † Berlin 9. VI. — W.: Handbuch des Wohnungswesens und der Wohnungsfrage (1920). — GK; LZ 478; AA.
- Ebler, Erich, Dr. phil.**, o. Professor der Chemie an der Universität Frankfurt; \* Mannheim 8. III. 1880; † Frankfurt a. M. 23. I. — TR 27. I.; LZ 142; ChZ 46, 133 (F. Mayer); Zeitschr. für angewandte Chemie 35, 109 f. (Hahn); Berichte der Dtsch. Chem. Ges. 54, 43 (Hahn); PF V 319 (W); BZ 50.
- d'Elsa, Karl Ludwig**, Generaloberst a. D., im Krieg zuletzt (1916—1917) Führer der Armeeabteilung A, 1910—16 komm. General des XII. (1. K. S.) Armeekorps, *à la suite* des ehemal. Sächs. Leib-Grenadierregiments Nr. 100; \* Dresden 1. IX. 1849; † Dresden 20. VII. — LNN 21. VII; ERL; GK; B I 666.
- Elster, Otto**, Romanschriftsteller und Archivar [Pseud.: O. v. Brunneck]; \* Eschershausen 11. XI. 1852; † Braunschweig 1. XII. — W.: Raabekalender 1911—1913 (mit Hanns Martin Elster); Irrfahrt des Daniel Elster (mit dems.). — GK; LZ 978; KL 17 (W); WI<sup>7</sup> 375 f. (W); BR II 137 f. (W).
- Eyde, Alfred**, langjähriger Seniorchef der Hamburger Schiffsmakler- und Reedereifirma R. M. Sloman jr.; \* 5. X. 1845; † Blankenese 4. XI. — GK; AA.
- \* **Falkenhayn, Erich v., Dr. phil. h. c.** (Berlin), General der Infanterie a. D., preuß. Kriegsminister und Bundesratsbevollmächtigter a. D., 1914—1916 Chef des Generalstabs des Feldheeres, 1916—1917 Führer der 9. Armee (Rumänien), 1917 bis 1918 Oberbefehlshaber der Heeresgruppe F (Palästina), 1918 Führer der 10. Armee (Rußland), Chef des ehemal. Infanterieregiments 152, *à la suite* des ehemal. 4. Garderegiments z. F.; \* Burg Belchau 11. IX. 1861; † Schloß Lindstedt b. Wildpark 8. IV. — W.: Die oberste Heeresleitung in ihren wichtigsten Entschlüssen 1914—1916 (1919); Der Feldzug der 9. Armee gegen die Rumänen und Russen 1916/17 (2 Bde., 1921). — LNN 10. IV.; WI<sup>7</sup> 404; MW 905—908 (v. Kuhl); ERL; GK; UAT 1928; IZ 4072 (P); M<sup>7</sup> IV 431. — Adriano Alberti: General F., Aus dem Italien. übersetzt v. W. Weber (Berlin 1924). — H. v. Zwehl: E. v. F., Eine biograph. Studie (Berlin 1926). — H. Delbrück: Ludendorff, Tirpitz, Falkenhayn (Berlin 1920). — Max von Falkenhayn: Familiengeschichte des deutschen uradligen Geschlechts derer v. F. (Rostock 1918); DBJ 56/75 (Reymann)
- \* **Fischer-Hinnen, Jakob**, Prof. d. Elektrotechnik in Winterthur (Schweiz), \* Zürich 7. V. 1869; † Oerlikon 13. I. — W.: Die Wirkungsweise, Berechnung und Konstruktion elektrischer Gleichstrommaschinen, 5. Aufl. 1904. — ETZ 1914, S. 310; 1922, S. 133 u. 168; Elektrotechnik und Maschinenbau 1922, S. 93 (H. Sachs m. W.); DBJ 75/79 (Fischer).
- Flachs, Adolf**, Dramatiker; \* Galatz 17. V. 1856; † Berlin 3. VII. — W.: Erwacht (Drama); Eine Nacht (Roman); Übersetzungen aus dem Russischen (Tolstoi, Gogol u. a.). — BT Nr. 304; LZ 590; WI<sup>7</sup> 430; KL 22 (W); BR II 227 f. (W).
- Folmesics, Hans, Dr. phil.**, Regierungsrat, 1. Vizedirektor am österreich. Museum für Kunst und Industrie, Kunsthistoriker; \* Wien 3. I. 1850; † Wien 6. VI. — W.: Bau- und Kunstdenkmäler des Küstenlandes (1916); Mitteilungen des österreich. Museums (1885—1898); Brunelleschi (1915). — Kchr 56, 639; WI<sup>7</sup> 441 (W).
- Foerster, Richard, Dr. phil.**, Geh. Reg.-Rat, o. Professor der klassischen Philologie und Archäologie an der Universität Breslau, Herausgeber der *Scriptores Physiognomici* (2 Bde., 1893) und der *Libani opera* (1903—1913); \* Görlitz 2. III. 1843; † Breslau 7. VIII. — W.: Das Erbe der Antike. Festreden (1911). — BT 9. VIII.; LE 1922, 1; Kchr 57, 809; JAW 43, 34—57 (Richtsteig); Jahresber. der Schles. Ges. für vaterländ. Kultur 1922 (P); WI<sup>7</sup> 439 (W); M<sup>7</sup> IV 956 (W); BZ 51 [Schles. Ztg. 12. XI. (Kroll)]; BZ 52 [Byzantin.-neugriech. Jahrb. III 1447 (Maas); Neues Lausitz. Magazin 98, 106].
- Fred, A. W.** [d. i. Alfred Wechsler], Schriftsteller; \* Wien 29. VI. 1879; † Berlin im Okt. — W.: Psychologie der Mode (1904); Indische Reise (1906); Lebensformen (1911). — BT 24. X.; LZ 858; WI<sup>7</sup> 452 (W); BR II 256 (W).
- Fuchs, Karl, Dr. phil.**, Professor, Pianist und Musikschriftsteller; \* Potsdam 22. X. 1838; † Danzig 27. VIII. — W.: Die Zukunft des musikalischen Vortrags und sein Ursprung (2 Teile, 1884); Praktische Anleitung zum Phrasieren (mit H. Rie-

- mann, 1886); Takt und Rhythmus im Choral (1911); Der taktgerechte Choral (1923). — GK; LZ 709; MNN 1. IX.; BT 25. VIII.; M<sup>7</sup> IV 1258 (W); JP 53; R<sup>10</sup> 388 (W); NML 210 (W); A 151 (W); FAT 113; BZ 51 [AMZ 49, 653 (Koenenkamp)]; Zeitschr. für Musik 89, 423 (Socnik); NMZ 44, 57 (Domansky); BZ 52 [Ostdeutsche Heimatbücher 9, 77—82 (Domansky)]; BZ 53 [Ostdeutsche Monatshefte I, 163—168 (Adami)].
- Fürst, Rudolf**, *Dr. phil.*, Literaturhistoriker und Germanist; \* Prag 22. VII. 1868; † Berlin 14. III. — W.: A. G. Meißner (1894); Die Vorläufer der modernen Novelle (1897). — BB Nr. 66; LZ 246; LE 15; WI<sup>7</sup> 478 (W); KL 22 (W).
- Galßer, Max**, Professor, Kunstmaler; \* Augsburg 22. VI. 1857; † München im Juli. — W.: Genrebilder, besonders aus Holland und Belgien. — LNN 26. VII.; WI<sup>7</sup> 486; TB XIII 83; MS VI 105.
- Gans Edler Herr zu Puttitz**, Freiherr Joachim, *Dr. phil. h. c.*, Generalintendant der württemberg. Staatstheater a. D., Exzellenz, Präsident des Deutschen Bühnenvereins; \* Retzin 7. V. 1860; † Stuttgart 9. III. — TR 10. III.; GK; WI<sup>7</sup> 489; FT 1928, S. 200; IZ 4070 (P); JP 54; BZ 50 [Die deutsche Bühne 14, 163—166 (Wolff) u. 177—183]; BZ 51 [Die deutsche Bühne 14, 319 (v. Schillings)].
- Ganz, Hugo**, *Dr. phil.*, polit.-literar. Vertreter der »Frankfurter Zeitung« in Wien, Dramatiker; \* Mainz 24. IV. 1862; † Wien 2. I. — W.: Der Rebell (Drama, 1899); Reiseskizzen aus Rumänien (1902). — Das deutsche Theater, Jahrbuch I (1922/23), 416; WI<sup>7</sup> 490 (W); KL 22 (W); BR II 320 f. (W).
- Gellert, Grete**, siehe Meisel-Heß.
- Georg, Arthur**, s. Lippschitz, Arthur.
- Gereke, Alfred**, *Dr. phil.*, Geh. Reg.-Rat, o. Professor der klassischen Philologie an der Universität Breslau; \* Hannover 20. III. 1860; † Breslau 26. I. — W.: Seneca-Studien (1895); Herausgeber (mit Norden) der »Einleitung in die Altertumswissenschaft« (3 Bde., \* 1922 ff.); Die Entstehung der Äneis (1913); Griechische Literaturgeschichte (\* 1913). — TR 31. I.; GK; LZ 142; Biogr. Jahrb. für Altertumskunde 24 (1924), 161—192 (Prenn); WI<sup>7</sup> 508 (W); KL 17 (W); M<sup>7</sup> IV 1756 f. (W).
- Gerlsch, Alwin**, sozialdemokratischer Politiker, Parteisekretär, 1894—1898 und 1903—1906 M. d. R.; \* Rautenkranz (Sa.) 14. III. 1857; † Berlin 8. VIII. — GK; WI<sup>7</sup> 510 (W); BZ 51 [Die neue Zeit 40, II 481].
- Geyer, Karl v.**, *Dr.*, Präsident der Feuerversicherungs-A.-G. auf Gegenseitigkeit, Präsident des württembergischen Roten Kreuzes; \* Stuttgart 8. II. 1851; † Stuttgart 17. X. — BT 18. X.; GK; AA.
- Gietl, Josua Ritter v.**, Landschaftsmaler; \* München 28. X. 1847; † München 10. V. — W.: Waldpartie mit Holzwagen; Die Ernte; Der Herbstmorgen. — MNN 11. V.; Kchr 57, 556; GK; WI<sup>7</sup> 520; AT 1927; MS II 46 (W), VI 111; TB XIV 9.
- Goette, Alexander**, *Dr. phil et med.*, em. o. Professor der Zoologie u. Direktor des Zoologischen Instituts an der Universität Straßburg, korresp. Mitglied der AdW Wien; \* St. Petersburg 31. XII. 1840; † Heidelberg 5. II. — W.: Abhandlungen zur Entwicklungsgeschichte (5 Hefte 1882—1890); Lehrbuch der Zoologie (1902); Tierkunde (\* 1904); Die Entwicklungsgeschichte der Tiere (1921). — TR 11. II.; GK; WI<sup>7</sup> 536 (W); KL 17 (W); M<sup>7</sup> V 457 (W); Almanach 72 (1922) der AdW Wien 171—173 (Grobbs).
- Grafe, Eduard**, *D. theol., Dr. phil.*, Geh. Konsistorialrat, em. o. Professor der neutestament. Exegese und Theologie an der ev.-luth. Fakultät der Universität Bonn; \* Elberfeld 12. III. 1855; † Bonn 13. VI. — W.: Das Urchristentum und das Alte Testament (1907). — ELK 22, 400; GK; LZ 500; KL 17 (W); WI<sup>7</sup> 553.
- Graßmann, Hermann**, *Dr. phil.*, o. Professor der Mathematik an der Universität Gießen; \* Stettin 8. V. 1857; † Gießen 21. I. — W.: Projektierte Geometrie der Ebene (2 Bde., 1909/13). — TR 25. I.; LZ 142; L 58, 4—6 (W); KL 17 (W); PF V 446 (W); BZ 51 [L 58, S. 10 (Engel)]; Unterrichtsbll. für Mathematik und Naturwissenschaft 28, 42; BZ 52 [Zeitschr. für mathemat. u. naturwiss. Unterricht 54, 51 (Wolff)]. — Zum Gedächtnis an H. G. (1922).
- Graevenitz, Fritz v.**, General der Inf. a. D., vormals württemb. Bevollmächtigter zum Bundesrat und im Großen Hauptquartier, diensttuender Generaladjutant des Königs von Württemberg; \* Hohenasperg 7. I. 1861; † Solitude bei Stuttgart 28. II. — TR 2. III.; ERL; UAT 1924.
- Groote, Rudolf v.**, Oberpräsident der Rheinprovinz, Wirkl. Geh. Rat, Exzellenz; \* Bonn a. Rh. 9. XI. 1858; † Maria Laach 10. V. — GK; Reclams Universum 1922, 33; AT 1925, S. 300; BZ 53 [Rheinischer Beobachter 1922, 313 (Adenauer)].
- Grupp, Georg**, *Dr. phil.*, Fürstlich Öttingen-Wallersteinischer Bibliothekar in Maihin-

- gen, Kulturhistoriker; \* Böhmenkirch 25. V. 1861; † Maihingen (Bayern) 21. VIII. — W.: Kulturgeschichte des Mittelalters (5 Bde., 1907—1921 [<sup>2</sup> 1921]; Öttingensche Geschichte der Reformationszeit (1893). — AA; LZ 73; KL 22 (W); WI<sup>7</sup> 578.
- Günther, Otto**, *Dr. phil.*, Oberbibliothekar an der Universitätsbibliothek in Leipzig a. D., Germanist; \* Leipzig (Connwitz) 21. VIII. 1861; † Cröbern b. Leipzig 5. XII. — W.: Die Wiegendrucke der Leipziger Sammlungen und der herzog. Bibl. in Altenburg (1909—10). — LZ 978; KL 17 (W).
- Gutzmann, Hermann**, *Dr. med.*, Professor, Leiter des Universitäts-Ambulatoriums für Stimm-Sprachstörungen; \* Bütow in Pommern 29. I. 1865; † Berlin 4. XI. — W.: Vorlesungen über Störungen der Sprache (<sup>2</sup> 1912); Stimm- und Sprachbildung und Stimm- und Sprachpflege (<sup>2</sup> 1912). Physiologie der Stimme und Sprache (<sup>2</sup> 1928); Sprachheilkunde (<sup>2</sup> 1924). — LZ 900; DMW 1656 (v. Eicken); MMW 1786 f. (Nadoleczny); BB 13. XI.; KL 17 (W); WI<sup>7</sup>; JP 53; PBL 665 (W); BZ 51 [Archiv für Ohren-, Hals- und Kehlkopfheilkunde 110, I—V (Zumsteeg); Monatsschr. für Ohrenheilkunde und Laryngo-Rhinologie 56, 887 bis 892 (Stern); WMW 69, 1786; Zeitschrift für Hals-, Nasen- und Ohrenheilkunde IV, 145—147 (Nadoleczny)]; BZ 53 [Archiv für das Studium der neueren Spr. u. Lit. 77, 252 (Ehrenreich); Zeitschr. für Laryngol., Rhinol. und Grenzgebiete XI 379—388 (Nadoleczny)].
- \* **Hallbauer, Joseph**, *Dr. ing. e. h.*, Geh. Kommerzienrat, langjähr. Generaldirektor der A.-G. Lauchhammer; \* Zittau (Sa.) 23. XI. 1842; † Kötzschenbroda bei Dresden 18. IV. — StE 42, 840 (P); WI<sup>7</sup> 608, <sup>8</sup> 1775; DBJ 80/85 (v. Lucke).
- Hallwachs, Wilhelm**, *Dr. phil.*, Geh. Hofrat, o. Professor der Physik und Direktor des physikal. Instituts an der Techn. Hochschule Dresden, Entdecker der Entladung negativ elektrischer und der positiven Ladung unelektrischer Körper durch ultraviolette Licht; \* Darmstadt 9. VII. 1859; † Dresden 20. VI. — W.: Die Lichtelektrizität (in: Marx' Handb. der Radiologie III, 1916). — TR 21. VI.; KL 17 (W); WI<sup>7</sup> 609 (W); M<sup>7</sup> V 965; GK; LZ 525; PF V 489 (W) [Physikal. Zeitschr. 23 (1922); Zeitschr. für techn. Physik 3 (1922)]; BZ 53 [Berichte der GdW Leipzig, Mathemat.-phys. Kl. 74, 291—316 (Wiener)].
- Hasse, Karl**, *Dr. med.*, Geh. Med.-Rat, em. o. Professor der Anatomie an der Universität Breslau; \* Tönning 17. X. 1841; † Buchwald i. Rsg. 30. VI. — W.: Anatomische Studien (4 Hefte, 1870—1873); Kunststudien (5 Hefte, 1882—1894). — MMW 1032; LZ 590; KL 17 (W); WI<sup>7</sup> 629 (W); M<sup>7</sup> V 1173 (W); PBL 695 f. (P) (W); BZ 51 [Anatom. Anz. 56, 209—221 (Gräper)].
- Hauberrisser, Georg Ritter v.**, *Dr.*, Professor, Architekt, Ehrenmitglied (1874) der Kunstakademie in München, Ehrenbürger von München; \* Graz 19. III. 1841; † München 17. V. — W.: Rathaus in München (1867—1874 und 1900—1909); Rathaussaal in Landshut; Herz-Jesu-Kirche in Graz; St. Paulskirche in München (1892—1906). — MNN 18. V.; TR 19. V.; LZ 403; Kchr. 57, 577; WI<sup>7</sup> 631 (W); M<sup>7</sup> V 1181 (W); MS II 138 (W), VI 128 (W); TB XVI 122 f. (W); IZ 4075 (P); ZB V 42, 263; BZ 51 [Christl. Kunst XVIII 149—158].
- Haug, Robert v.**, Professor, Historien- und Genremaler, Direktor der Württemberg. Akademie der bildenden Künste; \* Stuttgart 27. V. 1857; † Stuttgart 3. IV. — W.: Der Abschied (München, Pinakothek); Im Morgenrot (Dresden, Galerie); Freiwillige Jäger (Berlin, Nationalgalerie); Erstürmung des Grimmaischen Tores 1813 (Leipzig, Museum); Die Preußen vor Möckern (1889, Stuttgart). — GK; KW 35 II, 112 f. (Avenarius); Kchr. 57, 475; WI<sup>7</sup> 632 (W); M<sup>7</sup> V 1185 (W); TB XVI 129 f. (W); MS II 138, VI 128; IZ 4072 (P); BZ 50 [Daheim 57, Nr. 39/40 (Dietz)].
- \* **Hausen, Max Freiherr v.**, Generaloberst, sächsischer Kriegsminister und Ministerpräsident a. D., im Kriege (1914) Oberbefehlshaber der 3. Armee, vormals Generaladjutant des Königs von Sachsen und Chef des ehem. Infanterieregiments 182, *à la suite* des ehem. Jägerbataillons 12; \* Dresden 17. XII. 1846; † Dresden 19. III. — W.: Erinnerungen an den Marnefeldzug 1914 (<sup>2</sup> 1922) (P); Schriftl. Nachlaß im Hauptstaatsarchiv Dresden. — TR 21. III.; ERL; WI<sup>7</sup> 635, <sup>8</sup> 1775; IZ 4071 (P). — A. Brabant: Generaloberst Frhr. v. H. (Dresden 1926). — Vgl. Klemens Frhr. v. H.: Auszugsweise Beiträge zur Familiengeschichte der Freiherren v. H. (Dresden 1895). — DBJ 85/90 (Zipfel).
- \* **Haußmann, Conrad**, Staatssekretär (ohne Portefeuille) a. D., 1919 Vizepräsident der Nationalversammlung 1919/20, M. d. R. (seit 1890, Demokrat), Mitgl. d. Württ. Landtags (seit 1889); \* Stuttgart 8. II. 1857; † Stuttgart 11. II. — W. Erinnerungen



- an die Oktober- und Novembertage 1918 (1920); Schlaglichter: Reichstagsbriefe u. Aufzeichnungen (1924); Aus K. H.s politischer Arbeit (Frankfurt 1923). — TR 13. II.; BT 4. IV. 1923; M<sup>7</sup> V 1209; WI<sup>7</sup> 635, 8 1775; Deutsche Einheit, Jg. 7, 14 (4. IV. 1925), 515—518 (Schwarz); BZ 50 [Jur. Wochenschr. 51, 417]; BZ 53 [Die Hilfe 1922, 66 (Haas)]; Th. Heuß, Führer aus deutscher Not (1928), S. 58 bis 66. — DBJ 90/95 (Leser).
- Hauthaler**, Kaspar, Abt der Benediktinerabtei St. Peter in Salzburg, korresp. Mitglied der AdW Wien; \* Nußdorf (Salzburg) 5. I. 1843; † Salzburg 10. XII. — Almanach 73 (1923) der AdW Wien 199 bis 206 (Ottenthal); BZ 53 [Mitteilgn. der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde 63, 1—8 (Martin)].
- Hebel**, Benedikt, Domkapitular, M. d. R. (Zentrum); \* Westerheim 31. III. 1865; † Augsburg 27. II. — W.: Der Bayerische Bauernverein (1899). — GK; WI<sup>7</sup> 639.
- Heer**, August, Bildhauer; \* Basel 7. VI. 1867; † Arlesheim b. Basel 7. III. — W.: Baumgartner-Denkmal in Zürich; Nationaldenkmal in Neuenburg; Büste J. Burckhardts (1900, Kunsthalle Basel). — TR 23. III.; Kchr. 57, 401; TB XVI 230 (W); MS VI 130.
- Heimburg**, Wera von, s. Bartels.
- Heineke**, Hermann, *Dr. med.*, a. o. Professor der Medizin und Direktor des chirurgisch-poliklinischen Instituts der Universität Leipzig; \* Erlangen 14. X. 1873; † Tübingen 15. IV. — AA; LNN 20. IV.; MMW 690 u. 787 (Läwen); LZ 327; BZ 53 [Fortschritte auf dem Gebiete der Röntgenstrahlen 31, 93 (Perthes)].
- Hennings**, Friedrich, *Dr. phil. h. c.*, 1903 bis 1921 Professor für Straßen- und Eisenbahnbau an der Technischen Hochschule Zürich; \* Kiel 15. XII. 1838; † Biebrich a. Rh. 2. II. — Histor.-biogr. Lexikon der Schweiz, Heft 31, 185 [NZZ Nr. 275; Schweiz. Bauztg. 79, 87 f.; 54. Bulletin der Ges. ehemal. Polytechniker 1922; Schweiz. Zeitgen.-Lex.
- \* **Herrmann**, Wilhelm, *D. theol.*, *Dr. phil.* et jur., Geh. Kons.-Rat, o. Professor der systemat. Theologie an der Universität Marburg; \* Melkow 6. XII. 1846; † Marburg 3. I. — W.: Der Verkehr des Christen mit Gott (1921); Ethik (1913); Dogmatik, mit einer Gedächtnisrede auf W. H. von M. Rade (1925); Ges. Aufsätze (1923). — TR 5. I.; K 17 (W); LZ 62; WI<sup>7</sup> 677 (W); M<sup>7</sup> V 1461 f. (W); BZ 52 [Zeitschr. für Theol. u. Kirche, NF 3 (30), 161—179 (Bornhausen)]; BZ 53 [Christl. Welt 37, 302, 348, 387, 426, 454, 483, 516, 549, 586, 599, 671, 715, 779]; ELK 55, 63. — Vgl. Festgabe für W. H. (1917). — DBJ 96/104 (Schmidt).
- Hertwig**, Oskar, *Dr. med. et phil.*, Geh. Med.-Rat, em. o. Professor der vergleichenden Anatomie an der Universität Berlin, Gründer und Leiter des Anatomisch-biologischen Instituts, Herausgeber des Archivs für mikroskopische Anatomie; \* Friedberg i. H. 21 IV. 1849; † Berlin 25. X. — W.: Lehrbuch der Entwicklungsgeschichte des Menschen und der Wirbeltiere (1902); Allgemeine Biologie (1923); Die Elemente der Entwicklungslehre des Menschen und der Wirbeltiere (1920); Handbuch der vergleichenden und experimentellen Entwicklungslehre der Wirbeltiere (3 Bde., 1901—1906); Der Staat als Organismus (1920). — MNN 28. X. (Schweissheimer); MMW 70, 210 (Wassermann); DMW 1657 (Sobotta); KL 17 (W); LZ 876; WI<sup>7</sup> 678 (W); M<sup>7</sup> V 1466 f. (W); Jahrbuch der AdW München 1922/23, 78/79 (Mollier); B II 397; PBL 726 f. (P) (W); IZ 4087 (P); BZ 52 [Anatomischer Anzeiger 56, 372 bis 383 (Keibel)]. — Vgl. Festschrift für O. H. (1920).
- Heydt**, Karl von der, Bankier und Kolonialpolitiker, Vorstandsmitglied der Deutschen Kolonialgesellschaft; \* Elberfeld 31. VII. 1858; † Berlin im Sept. — DKZ 35; WI<sup>7</sup> 690.
- \* **Heyn**, Emil, *Dr. ing. h. c.*, Geh. Reg.-Rat, Direktor des Kaiser-Wilhelm-Instituts für Metallforschung, Mitglied des Materialprüfungsamtes, Gründer der Dtsch. Gesellschaft für Metallkunde; \* Annaberg (Sa.) 5. VII. 1867; † Berlin 1. III. — W.: Metallographie (1926); Handbuch der Materialienkunde für den Maschinenbau, Bd. II (1912). — TR 3. III.; VDI 283 (P); MdT 116; StE 42, 605 (Keßner und Wetzel) (P); Mitteilungen des Materialprüfungsamtes 1922; Zeitschr. für Metallkunde 14, 97—100; BZ 50 [VDI 66, Beilage 10 a, S. 95]; BZ 52 [Mitteilungen des Kaiser-Wilhelm-Instituts für Metallforschung I, 1—3]; M. d. T. 116; DBJ 104/108 (Bauer).
- Hirsch**, August, Geh. Baurat, Professor für Verkehrswasserbau an der Technischen Hochschule Aachen, Erbauer des Duisburger Hafens, Hafenbaudirektor a. D.; \* Gut Tralauerholz b. Oldesloe 16. IV. 1852; † Aachen 30. IV. — W.: Die Eisenbahnausrüstung der Häfen (1922). — TR 16. V.; Der Bauingenieur III (1922), 293 (Engels) (P); ZBV 42, 232.

- Hirschfeld, Otto**, *Dr. jur. et phil.*, Geh. Reg.-Rat, o. Professor der römischen Geschichte und Inschriftenkunde an der Universität Berlin, Direktor des Instituts für Altertumskunde, Mitglied der Zentralkommission des Deutschen Archäologischen Instituts; \* Königsberg 16. III. 1843; † Berlin 27. III. — W.: Die kaiserlichen Verwaltungsbeamten bis auf Diokletian (<sup>2</sup>1905); Kleine Schriften (1913). — TR 29. III.; WI <sup>7</sup> 705 (W); KL 17 (W); M <sup>7</sup> VI 599; IAW 49, 304—306; Almanach der AdW Wien 72, 292—298 (Kubitschek); Klio XIX (1922), 209 (Kornemann); SB der AdW Berlin (1922) (Wilcken); Neue Jahrb. für das klass. Altertum 1923 (Münzer).
- Höfler, Alois**, *Dr. phil.*, Hofrat, o. Professor der Pädagogik an der Universität Wien, verdient um die Bayreuther Festspiele; \* Kirchdorf (O.-Ö.) 6. IV 1853; † Wien 26. II. — W.: Logik und Erkenntnistheorie (<sup>2</sup>1922); Studien zur gegenwärtigen Philosophie der Mechanik (1900); Grundlehren der Logik (<sup>10</sup>1926). — TR 3. III.; WI <sup>7</sup> 712 (W); M <sup>7</sup> V 1659; KL 17 (W); Almanach der AdW Wien 72 (1922), 269—273 (Reininghaus); Die deutsche Philosophie der Gegenwart in Selbstdarstellungen II (<sup>2</sup>1923); BZ 50 [Bayreuther Bl. 45, 15 (Wolzogen); Zeitschr. für physikal. u. chem. Unterr. 35, 49—51]; BZ 51 [Unterrichtsbl. für Mathem. u. Naturwiss. 28, 67; Zeitschr. für mathem. und naturwiss. Unterr. 53, 239—242 (Pommer)]; BZ 52 [Zeitschr. für Hochschulpädagogik XIII, 11 (Schmidkunz)].
- \* **Hofmeister, Franz**, *Dr. med.*, Honorarprofessor der physikalischen Chemie an der Universität Würzburg, bis 1918 o. Professor an der Universität Straßburg, 1901—1915 Herausgeber der Beiträge zur chem. Physiologie und Pathologie und 1915—1922 der Biochemischen Zeitschrift; \* Prag 30. VIII. 1850; † Würzburg 26. VII. — W.: Leitfaden für den prakt.-chem. Unterricht der Mediziner (<sup>5</sup>1914); Diagnostik (<sup>3</sup>1918); Verbandstechnik (<sup>3</sup>1919). — LZ 630; WI <sup>7</sup> 725; M <sup>7</sup> V 1663 (W); MMW 1461 (Spiro); DMW 1354 f. (Jacoby) (P); Klin. Wochenschrift I 1974 f. (Embsen); PF V 550 (W); BZ 51 [Med. Klinik 18, 1167 (Abderhalden)]; BZ 52 [Biochemische Zeitschr. 134, 1]; BZ 53 [Ergebnisse der Physiologie 22, 1—31 (Spiro)]; DBJ 122/126 (Spiro).
- Hoensbroech, Wilhelm** Graf u. Marquis v. u. zu, Fideikommißherr u. Erbmarschall des Herzogtums Geldern und der Grafschaft Zütphen, ehem. Mitglied des preuß. Herrenhauses und M. d. R. (Zentrum), Wirkl. Geh. Rat und Schloßhauptmann von Koblenz, Exzellenz; \* Haag 17. IV. 1849; † Haag 13. II. — GK; WI <sup>7</sup> 714; GT 1928; BZ 51 [Rheinischer Beobachter 4, 104]; ELK 55, 127 und 143.
- \* **Hoepfner, Ernst** v., General der Kavallerie a. D., im Kriege komm. General der Luftstreitkräfte; \* Tonnin auf Wollin 14. I. 1860; † Großmockratz auf Wollin 25. IX. — W.: Deutschlands Krieg in der Luft (1921). — AA; ERL; MNN 28. IX.; BT 28. IX.; AT 1921; DBJ 108/122 (Arndt).
- Hübel, Felix**, Hofrat, Verlagsbuchhändler und Schriftsteller, Inhaber der Großbuchbinderei Hübel & Denck in Leipzig; \* Leipzig 7. XI. 1874; † Baden-Baden 20. VI. — W.: Gespenstergeschichten (Nov., 3 Bde., 1899); Und hätte der Liebe nicht (Roman, 1901); La Paloma (Drama, 1907); Die Königin (Dramat. Dichtung, 1919); Die große Sehnsucht (Roman, <sup>7</sup>1922). — WI <sup>7</sup> 745, <sup>8</sup> 1777; KL 22 (W); M <sup>7</sup> VI 36 (W); LZ 500; Das deutsche Theater, Jahrbuch I (1922/23), 417; BR III 304 (W); BB 904 u. 924.
- \* **Huë, Otto**, Bergarbeiterführer, M. d. R. (Sozialdem.) [1903—1911, 1920—1922, 1919/20 Mitgl. der Nationalvers.]; \* Hörde i. W. 2. XI. 1868; † Essen 18. IV. — W.: Die Bergarbeiter (2 Bde., 1910/13). — TR 19. IV.; WI <sup>7</sup> 745, <sup>8</sup> 1777; M <sup>7</sup> VI 46; SozMh 1922, 668 (Zepler); BZ 50 [Firn III 404—408 (Woldt); Die neue Zeit 40, II 97; Zentralbl. der christl. Gewerksch. 22, 128]. — Nikolaus Osterroth: O. H., ein Lebensbild für seine Freunde (Bochum 1922). DBJ 126/129 (Osterroth).
- Huë de Grals, Robert** Graf, Wirkl. Geh. Oberreg.-Rat, 1889—1900 Regierungspräsident von Potsdam; \* Wolkramshausen b. Nordhausen 25. VIII. 1835; † Wolkramshausen 25. II. — W.: Handbuch der Verf. u. Verw. in Preußen und dem Deutschen Reiche (<sup>24</sup>1927); Grundriß der Verf. u. Verw. in Preußen und dem Deutschen Reiche (<sup>11</sup>1914). — WI <sup>7</sup> 745 (W), <sup>8</sup> 1777; M <sup>7</sup> VI 46 f; GT 1927.
- Huldermann, Bernhard**, Direktor der Hamburg-Amerika-Linie; \* Meppen (Hannover) 10. II. 1872; Hamburg 5. V. — W.: Albert Ballin (1921, <sup>2</sup>1922). — TR 5. V.; MNN 6. V.; AA.
- Hülsen-Haeseler, Georg** Graf v., Wirkl. Geh. Rat, Exzellenz, 1903—1918 Generalintendant der Königl. Schauspiele in Berlin, Wiesbaden, Kassel und Hannover,

- Generalintendant der Kgl. Hofmusik, Königl. Kammerherr, Major a. D.; \* Berlin 15. VII. 1858; † Berlin 21. VI. — WI<sup>7</sup> 747; TR 22. VI.; JP 54; BZ 51 [Die deutsche Bühne XIV 337—340 (Wolff), 341 (Landau) und 343].
- Jessen, Lambert**, Direktor der Eisenwerke Nürnberg (später im Konzern der Gutehoffnungshütte Oberhausen); \* Aachen 29. IV. 1877; † Nürnberg (1922). — StE 42, S. 1608 (P).
- Jordan, Hermann**, D. theol., o. Professor der Kirchengeschichte an der Universität Erlangen; \* Landau a. E. 30. VII. 1878; † Erlangen 17. VI. — W.: Jesus im Kampf der Parteien der Gegenwart (1907); Geschichte der altchristlichen Literatur (1911); Von deutscher Not und deutscher Zukunft. Gedanken und Aufsätze (1922). — TR 20. VI.; LZ 525; ELK 408 f.; WI<sup>7</sup> 785 (W); KL 17 (W); BZ 41 [Beitr. zur bayer. Kirchengesch. 29, 1—12 (Preuß u. a.) (W) u. 129].
- Joseph, Dagobert**, Dr. phil., Professor, Architekt und Kunsthistoriker, Direktor der Schlüter-Akademie in Berlin; \* Königsberg i. Pr. 4. VII. 1863; † Berlin im August. — W.: Kirchliche Baukunst des Mittelalters (mit A. Hartel, 1896); *Bibliographie de l'histoire de l'art de la prem. renaissance en Italie* (1898); Geschichte der Baukunst vom Altertum bis zur Neuzeit (2 Bde., <sup>2</sup>1912); Geschichte der Architektur Italiens (1907). — BT 24. VIII.; LZ 709; KL 22 (W); WI<sup>7</sup> 786 (W); Kchr 57, 809; TB XIX 175.
- Jung, Johann Baptist**, Ehrenkanonikus zu St. Gallen, Begr. der christlich-sozialen Bewegung der Schweiz; \* Niederhelfenschwil 5. XI. 1861; † St. Gallen 25. V. — Hist.-Biogr. Lex. der Schweiz, Jahrg. 34, S. 414 (P); Urkundenb. der Abtei St. Gallen V, S. 649; St. Gall. Nbl. 1902, S. 45; 1613, S. 54; Scheiwiler: Kanonikus Johann Baptist Jung.
- Jung, Rudolf**, Dr. phil., Professor, Direktor (seit 1888) des Stadtmuseums in Frankfurt a. M., Geschichtsforscher; \* Sachsenhausen 24. III. 1859; † Frankfurt a. M. 26. IV. — W.: Quellen zur Frankfurter Geschichte (2 Bde., 1888); Inventare des Frankfurter Stadtarchivs (Bd. 2—4, 1889—1894); Die Baudenkmäler in Frankfurt a. M. (Bd. I—III, 1896—1902); Das Frankfurter Stadtarchiv, seine Bestände und seine Geschichte (1909); zahlreiche Biographien in der Allg. Deutschen Biographie. — TR 2. V.; Archiv für Frankfurter Geschichte und Kunst, 4. Folge, 1. Band, 1—19 (Ruppersberg) (P) (Bibliogr. d. W); WI<sup>7</sup> 791 (W); KL 17 (W); BZ 53 [Volk und Scholle I 54 (B. Müller)].
- Jurisle-Sturm**, s. Sturm, Paul.
- Kadrnozka, Leo**, o. Professor der Elektrotechnik an der Technischen Hochschule in München; \* Teschen (Österr.-Schlesien) 4. VI. 1872; † (abgestürzt) Großvenediger 17. IX. (bei Neukirchen im Pinzgau). — AA; LZ 799; BZ 52 [Österr. Alpenztg. 44, 201—206 (Pichl)].
- Kageneck, Franz** Freiherr v., Sachsen-Altenburgischer Hoftheater-Intendant a. D., Exzellenz, Kammerherr; \* Karlsruhe 15. V. 1848; † Karlsruhe 9. VII. — GK; WI<sup>7</sup> 796; FT 1924; AA.
- Kamp, Kaspar**, Schulrat, Ehrenvorsitzender des katholischen Lehrerverbandes für Deutschland; \* Echtrup (Westfalen) 25. III. 1863; Bochum 7. I. — W.: Neues Realienbuch (<sup>14</sup>1926). — GK; AA.
- Kamp, Otto**, Dr. phil., Professor, Dichter von Studentenliedern (*\*Filia hospitalis*); \* Koblenz 9. VIII. 1850; † Bonn 15. II. — W.: Armeleutslieder (1885); *Aura, filia* u. a. Studentenlieder (1903). — TR 21. II.; Reclams Universum 1922, 22; JP 54; BR III 405 (W); IZ 4070; BZ 50 [Burschenschaftl. Bl. 1922, 109 (Schalben)].
- \* Kapp, Gisbert John Edward**, Dr.-Ing. e. h., Professor, \* Mauer b. Wien 2. IX. 1852; † Birmingham (Engl.) 10. VIII. — ETZ Jahrg. 1894, S. 481, Jahrg. 1905, S. 540, Jahrg. 1922, S. 1101, 1129; VDI 66, 940; Zeitschr. d. Oesterr. Ing.- u. Arch. Ver., Jahrg. 1922, 221; DBJ 130/132 (Zehme).
- \* Kapp, Wolfgang**, Dr. jur., Dr. h. c., Geh. Oberreg.-Rat, Generallandschaftsdirektor von Ostpreußen a. D., Gegner Bethmann Hollwegs, Gründer der Vaterlandspartei (1917), 1918 M. d. R., Urheber des Kapp-Putsches 1920; \* Neuyork 24. VII. 1858; † Leipzig 12. VI. — W.: Die nationalen Kreise und der Reichskanzler (1916). — GK; WI<sup>7</sup> 804; M<sup>7</sup> VI 986; IZ 4077 (P); BZZ 14 [DT 13. VI.; DZ 13. VI.; FK 13. VI.; KHZ 13. VI.; KV 13. VI.; MNN 13. VI.]; BZ 51 [Konservat. Monatsschr. 79, 599 bis 667 (Falkenhäusen)]. — Vgl. F. Krueger: Diktatur oder Volksherrschaft (Berlin 1920); R. Bernstein: Der Kapp-Putsch und seine Lehren (Berlin 1920); F. Kern: Das Kappsche Abenteuer (Leipzig 1920); Spectator: Die Geschichte der Berliner Fünftage-Regierung (Leipzig 1920); G. Stresemann: Die März-Ereignisse und die Deutsche Volkspartei (Berlin 1920). — DBJ 132/143 (Rothfels).

- Karge, Paul**, *Dr. theol.*, o. Professor der christlichen Orientkunde an der Universität Münster; \* Lawitz (Brandenburg) 3. X. 1881; † Lippspringe 28. X. — W.: Die Resultate der neueren Ausgrabungen und Forschungen in Palästina (<sup>3</sup>1912); Geschichte des Bundesgedankens im Alten Testament (1910). — LZ 900 u. 939; M<sup>7</sup> VI 1011.
- \* **Karl**, ehemal. Kaiser von Österreich, apostol. König von Ungarn, \* Persenbeug 17. VIII. 1887; † Funchal (Madeira) 1. IV. — W.: Aus Kaiser Karls Nachlaß, herausgeg. von Karl Werkmann (München 1924) (Volksausg., 1925). — MNN 3. IV.; TR 2. IV.; HK 1928; IZ 4072 (P); BZZ 14 [RWZ 3. IV.; TR 2. IV.; DZ 11. IV.; Germania 8. IV.; Nationalztg. 11. IV.; HK 13. IV.; MNN 3. IV.; NPZ 3. IV. (v. Cramon); NZZ 3. IV.; T11. IV.]; BZ 50 [Histor.-polit. Bl. 169, 513—519 (Revertera), 519—536, 621—628 (Inthal) und 171, 488—494 (Germanus); Allgem. Rundschau 19, 157 und 171 (Kunze) und 20, 198 (v. Sosnosky)]; BZ 52 [Studien und Mitteilungen zur Gesch. des Benediktinerordens, NF 10, 41 S., 224—226]. — A. Achleiter: Kaiser Karl an der Front (Reutlingen 1917); ders.: Kaiser Karl von Österreich, König von Ungarn (Berlin 1917); M. Carnot: Am Grabe Kaiser Karls (Innsbruck 1922); Die kaiserliche Familie in Lequeito. Reiseerinnerungen eines Österreichers (Wien 1924); N. Geggerle: Kaiser Karls Sühnetod, Gedächtnisrede (Wien 1925); R. v. Kralik: Das Bild von unserem Kaiser Karl (Wien 1917); E. Sturmheim [d. i. E. Müller]: Kaiser Karls neue Wege (Wien 1918); K. Frhr. v. Werkmann: Der Tote auf Madeira (München 1923); R. Fester: Die Politik Kaiser K.s, 1925; J. Gottlieb: Kaiser K. (<sup>3</sup>1929); A. Graf Polzer-Hoditz: Kaiser K. (1928); E. v. Glaise-Horstenau: Die Katastrophe (1928); DBJ 143/159 (Hussarek (L)).
- Keller, Ferdinand**, Professor, Historien-, Landschafts- und Genremaler, langjähriger Akademiedirektor in Karlsruhe; \* Karlsruhe 5. VIII. 1842; † Baden-Baden 8. VII. — W.: Sieg bei Salankamen (1879, Karlsruhe, Kunsthalle); Hero findet die Leiche des Leander (1880, Wien, Akademie); Apotheose Kaiser Wilhelms I. (1888, Berlin, Nationalgalerie). — LZ 564; WI<sup>7</sup> 818 (W); Kchr 57, 272; M<sup>7</sup> VI 1204; TB XX 97—100 (Kellner (W)); MS II 320 (W), VI 155.
- Kenner, Friedrich v.**, Hofrat, Direktor des österreichischen Münzkabinetts in Wien, Mitglied der AdW Wien; \* Linz 15. VII. 1834; † Wien 28. XI. — Oberösterreichische Männergestalten (1926), S. 222 bis 225 (Eder) (P); Almanach 73 (1923) der AdW Wien 177—191 (Luschin) (W); Mitteilungen der Numismatischen Ges. in Wien 15, 197 ff.; BZ 52 [Mbl. des Ver. für Gesch. Wiens IV, 149; Mbl. des Ver. für Landeskunde in Niederösterreich 22, 2 (Kubitschek)].
- Kersting, Anton v.**, General der Artillerie a. D., 1903—12 Direktor der Militärtechnischen Akademie, 1914—1916 stellvertretender Präses der Artillerie-Prüfungskommission; \* Anholt (Westfalen) 22. IX. 1849; † Lüneburg 25. II. — TR 4. III.; WI<sup>7</sup> 826; AT 1927; BZ 50 [Technik und Wehrmacht 25, 105 (Schwarte)].
- Klein, Friedrich**, *Dr. phil. et med.*, a. o. Professor der Physiologie an der Universität Kiel; \* Recklinghausen 28. V. 1852; † Kiel 4. III. — AA; TR 7. III.; LZ 263; MMW 418; WI<sup>7</sup> 845.
- Klemensiewicz, Rudolf**, *Dr. med.*, Hofrat, em. o. Professor der allgem. und experimentellen Pathologie an der Universität Graz, Mitglied der AdW Wien; \* Graz 12. XI. 1848; † Graz 21. I. — W.: Beiträge zur Darstellung und Lösung des Transsudationsproblems (1914). — LZ 142; MMW 182; Almanach 72 (1922) der AdW Wien 72, 160—164 (Paltauf); BZ 51 [Beitr. zur pathol. Anat. und zur allgem. Pathologie 70, I (Aschoff)].
- Körner, Luise**, s. Zietz, Luise.
- \* **Kranold, Viktor v.**, Wirkl. Geh. Rat, Exzellenz, Präsident der Eisenbahndirektion Berlin a. D.; \* Eilenburg 19. IX. 1838; † Berlin 16. IX. — GK; Reclams Universum; WI<sup>7</sup> 900; AT 1927; DBJ 159/162 (Wulff).
- Kratzschmer-Forstburg, Florian**, *Dr. med.*, Professor, Generaloberstabsarzt d. Res. und ehemal. Chef des Sanitätswesens der österreich.-ungarischen Armee; † Wien im Juni. — MMW 954; Umschau 1922, 27; BZ 51 [Wiener Klin. Wochenschr. 35, 609 (Glaser)].
- Kröner, Alfred**, Geh. Hofrat, Verlagsbuchhändler, Inhaber der Firma Alfred Kröner Verlag; \* Stuttgart 28. II. 1861; † Berlin 2. I. — LZ 62; LE 23, 639; WI<sup>7</sup> 914, <sup>8</sup> 1779; MMW 102; M<sup>7</sup> VII 235; IZ 4066 (P) LNN 5. I.
- Krug v. Nidda, Hans**, Sächs. General der Kavallerie a. D., ehemals *à la suite* des Garde-Reiter-Regiments; \* Dresden 14. II. 1857; † Gersdorf bei Görlitz 20. VIII. — BT 22. VIII.; GK; WI<sup>7</sup> 922; AT 1925.

- Krüger, Gustav**, *Dr. phil.*, Professor der englischen Philologie an der Technischen Hochschule und an der Kriegsakademie Berlin; \* Zerbst 15. VIII. 1859; † Berlin 26. II. — W.: *Englisches Unterrichtswerk* (6 Teile, 1916—1920); *Stille Gedanken eines Deutschen* (1907); *Aus meiner Werkstatt* (Ged., 1912); *Bunte Blätter* (Ged., 1913); *Vermischte Beiträge zur Syntax* (1919); *Englische Synonymik* (1928); *Syntax der engl. Sprache* (1914); *Des Engländers gebräuchlichster Wortschatz* (1928). — TR 1. III.; WI 7 920 (W), 8 1779; KL 17 (W); BZ 52 [Engl. Studien 57, 145 bis 154 (Franz)].
- Kuhn, Oswald**, Architekt, em. o. Professor an der Akademie für bildende Künste in Berlin; \* 22. IV. 1846; † Berlin 25. VII. — W.: *Handbuch der Architektur* (1903). — LZ 630; WI 7 933; AA.
- Kuehner, Philipp**, Stadtrat, Besitzer und Chefredakteur der Eisenacher Tagespost, Gründer des Vereins Thüringer Presse, Direktor des Wagner- und Reuter-Museums in Eisenach; \* Landau (Pfalz) 7. X. 1858; † Eisenach 11. V. — GK; WI 7 929; KL 22 (W).
- \* **Kükenthal, Willy**, *Dr. phil.*, Geh. Reg.-Rat, o. Professor der Zoologie und Direktor des Zoolog. Museums an der Universität Berlin, Mitglied der GdW Upsala; \* Weissenfels 4. VIII. 1861; † Berlin 20. VIII. — W.: *Leitfaden für das Zoologische Praktikum* (1898, 8 1920); *Handbuch der Zoologie* (1923); *Australien, Ozeanien und die Polarländer* (1902); *Ergebnisse einer zoologischen Forschungsreise nach Westindien* (1916). — LZ 709; WI 7 929 (W); M 7 VII 292; Mitteilungen aus dem Zoolog. Museum in Berlin 11, 2, S. 169—179 (Zimmer) (W) (P); DBJ 162/165 (Krumbach).
- Kümmel, Gottfried**, *Dr. phil.*, a. o. Professor der Geophysik und Klimatologie an der Universität Rostock; \* Aul bei Eschwege 25. III. 1866; † Rostock 17. VII. — W.: *Photochemie* (1917). — BT 22. VII.; LZ 630; PF V 689 (W); AA.
- Kutschera-Woborski, Oswald**, *Dr. phil.*, Kunsthistoriker; \* Prag 22. III. 1887; † Wien 5. IV. — TR 14. V.; Kchr 57, 538—540 (Tietze) (W); Mitteilungen ÖIGF 41, 3, S. 379 f.
- Langkammer, geb. Kolberg, Margarete**, Schriftstellerin [Pseudonym: Richard Nordmann]; \* Augsburg 29. V. 1866; † Wien im Okt. — W.: *Fremde Erde* (Roman, 1905); *Der Tanzmeister* (Nov., 1921); *Ein Komtessenroman* (1904; mit dem Bauernfeldpreis ausgezeichnet). — BB 11. X.; LZ 820; KL 22 (W); BR IV 186 f. (W); PY II 477; BZ 52 [Die Bergstadt XI, I 333 (Dahl)].
- Lassar-Cohn, s. Cohn.**
- Lehmann, Otto**, *Dr. phil.*, Geh. Rat, em. o. Professor der Physik an der Techn. Hochschule Karlsruhe, Entdecker der Verflüssigung der Kristalle; \* Konstanz 13. I. 1855; † Karlsruhe 17. VI. — W.: *Molekularphysik mit Berücksichtigung mikroskopischer Untersuchungen* (2 Bde., 1888/89); *Flüssige Kristalle und die Theorien des Lebens* (1908); *Flüssige Kristalle und ihr scheinbares Leben* (1921); *Die Lehre von den flüssigen Kristallen und ihre Beziehung zu den Problemen der Biologie* (1918). — WI 7 974 (W); M 7 VII 764; KL 17 (W); LZ 500; PF VI 724 f. (W); IZ 4078 (P); BZ 53 [Physikal. Zeitschr. 24, 289 (Schleiermacher und Schachenmeier)].
- Lehmann, Paul**, Gutsbesitzer, thüringischer Bauernbundführer, 1903—1918 M. d. R. (Nationalliberal); \* Pulsnitz 27. X. 1865; † Cronschwitz a. d. Elster 1. IX. — TR 21. VI.; WI 7 974; GK.
- Leipziger, Leo(n)**, *Dr. jur.*, Schriftsteller, Herausgeber der Wochenschrift »Der Roland von Berlin« [Pseudonym: Der Roland von Berlin]; \* Breslau 17. XII. 1861; † Berlin 21. XII. — W.: *Der Berg-hirsch* (Roman, 12. Tsd. 1922); *Rolandlieder 1914/15* (1915). — BT 22. XII.; GK; KL 22 (W); WI 7 979; BR IV 220 f. (W).
- Lemmer, Albert**, Kommerzienrat, i. Fa. G. Lutsen-Braunschweig, 1900/01 Vorsitzender des Vereins Deutscher Ingenieure; \* Lüdenscheid 16. VI. 1846; † Berlin 8. III. — VDI 66, 485 (P).
- \* **Lepsius, Reinhold**, Porträtmaler, Mitglied der Akademie der Künste in Berlin; \* Berlin 14. VI. 1857; † Berlin 14. III. — W.: *Porträts von Dilthey, Curtius* (1890, Berlin, Nationalgal.), *St. George* (1921). — M 7 VII 865; Kchr 57, 419; MS II 507 (W), VI 177; BZ 50 [Deutsche Arbeit 7, 199 (Zender)]; BZ 51 [Kunst und Künstler 20, 294]; DBJ 165/168 (Amersdorffer).
- Lersch, Matthias** (Matyáš), *Dr. phil. h. c.*, o. Professor der Mathematik an der Techn. Hochschule Brünn; \* Milinov (Böhmen) 20. II. 1860; † Schüttenhofen i. Böhmen 3. VIII. — Umschau 1922, 44; WI 7 987; PF V 732 f. (W).
- Leube, Wilhelm v.**, *Dr. med.*, Wirkl. Geh. Rat, Exzellenz, em. o. Professor der speziellen Pathologie und Therapie an der Universität Würzburg; \* Ulm 14. IX.

- 1842; † Bad Langenargen i. W. 16. V. — W.: Spezielle Diagnose d. inneren Krankheiten (2 Bde., 1911). — MNN 18. V.; BB 22. V.; MMW 69, 936 f. (Penzoldt); DMW 810 (Lüdke); GK; LZ 403; M<sup>7</sup> VII 892; WI<sup>7</sup> 990 (W); PBL 995 (P) (W); BZ 50 [Med. Klinik 18, 747 (Müller)]; BZ 51 Zeitschr. für Tuberkulose 36, 401 (Penzoldt)]. Vgl. H. Gies: Die württembergischen Leube (Konstanz 1927).
- \* **Liebisch**, Theodor, *Dr. phil.*, Geh. Bergrat, em. o. Professor der Mineralogie und Direktor des Mineral.-petrograph. Instituts und Museums an der Universität Berlin, Herausgeber des Neuen Jahrbuchs für Mineralogie (seit 1885), Mitherausgeber des Zentralbl. für Mineralogie, Geologie und Paläontologie, korresp. Mitglied der AdW Wien; \* Breslau 29. IV. 1852; † Berlin 9. II. — W.: Geometrische Kristallographie (1881); Physikalische Kristallographie (1891). — LZ 166; WI<sup>7</sup> 1000 (W); M<sup>7</sup> VII 968 (W); KL 17 (W); Zentralbl. für Mineral. u. Geol. 417—434 (Schulz); Almanach 72 (1922) der AdW Wien 173—175 (Becke); PF VI 743 f. (W); [Zeitschr. für Krist. u. Min. 57, 443—448 (Johnsen); Zeitschr. für Min. 22; Nachr. der GdW Göttingen 1922, 79—85 (Mügge)]; BZ 53 [SB der AdW Berlin 1923, CXIII/CXV (Johnsen)]; DBJ 168/172 (Johnsen).
- Liesching**, Theodor, Rechtsanwalt, württembergischer Finanzminister a. D., M. d. R. (1912—1918) und des Württemb. Landtags (seit 1901) (Demokrat. Partei); \* Stuttgart 14. VIII. 1865; † Böblingen 25. VII. — GK; BT 25. VII.; WI<sup>7</sup> 1002.
- Linde-Suden**, Wilhelm v., General der Inf., a. D., *à la suite* der Armee, *à la suite* des ehemal. Füsilierregiments 36, 1906—1911 Präsident des Reichsmilitärgerichts und Bevollm. zum Bundesrat; \* Borby 7. VIII. 1848; † Braunschweig 10. IX. — GK; MNN 14. IX.; WI<sup>7</sup> 1007; AT 1927.
- Lippschitz**, Arthur, *Dr. phil.*, Schriftsteller und Dramatiker [Pseudonym: Arthur Georg]; \* Mannheim 27. IX. 1871; † Berlin 1. V. — W.: 27 Lustspiele u. Schwänke. LE 1922, 18; WI<sup>7</sup> 1015 (W); Das deutsche Theater, Jahrbuch I (1922/23), 417 (W); KL 17 (W); BR IV 281 f. (W).
- Lobstein**, Paul, *D. theol.*, o. Professor der Dogmatik an der Universität Straßburg; \* Epinal 28. VII. 1850; † Straßburg i. Elsaß 13. IV. — A. A. — (W); Die Ethik Calvins in ihren Grundzügen entworfen (1877); Die Lehre von der übernatürlichen Geburt Christi (1896); WI<sup>7</sup> 1019 (W); Elsaß-lothring. Jahrbuch II (1923), 178 f. (Spahn); BZ 55 [Kirchl. Jb. für die evangel. Landeskirche 49, 586].
- \* **Lotmar**, Philipp, *Dr. jur.*, o. Professor des römischen Rechts an der Universität Bern; \* Frankfurt a. M. 8. IX. 1850; † Bern 29. V. — W.: Über Causa im röm. Rechte (1875); Der Arbeitsvertrag (2 Bde., 1902/08). Herausg. v. A. Brinz, Lehrbuch der Pandekten (1888 ff.). — LZ 462 und 548; KL 17 (W); WI<sup>7</sup> 1034 (W); KL 17 (W); BZ 51 [Arbeitsrecht IX, 395 und 585—599 (Sinzheimer)]; Das Gewerbe- und Kaufmannsgericht 27, 233; Zentralbl. der christl. Gewerkschaften 22, 229; BZ 52 [Zeitschr. für schweiz. Recht 63, 2059]. Vgl. auch SB AdW Wien (phil.-hist. Kl.) 419, 1—61 [M. Wlassak; Anklage und Streitbefestigung, Abwehr gegen Ph. L.]. — Festgabe Ph. L. zum 70. Geburtstage dargebracht von der jur. Fakultät der Universität Bern (1920); DBJ 172/180 (Titze).
- Loewe**, Ferdinand, *Dr. ing. h. c.*, Geh. Hofrat, o. Professor der Ingenieurwissenschaften an der Technischen Hochschule München; \* Schweinfurt 20. VII. 1845; † München 7. V. — W.: Grundzüge zu Vorlesungen über eiserne Brücken (1877); Mitherausgeber des Handbuchs der Ingenieurwissenschaften. — MNN 8. V.; WI<sup>7</sup> 1024, 1780; AA.
- Lutsch**, Hans, Wirkl. Geh. Oberreg.-Rat, Vortragender Rat im preußischen Unterrichtsministerium u. Konservator der Kunstdenkmäler, o. Mitgl. der preußischen Akademie des Bauwesens, Architekt und Kunsthistoriker; \* Naugard 13. II. 1854; † Berlin 24. V. — W.: Verz. der Kunstdenkmäler der Provinz Schlesien (6 Bde., 1886—1903); Merkblatt zur Erhaltung von Baudenkmälern (1912); AA; TR 9. VI.; KL 17 (W); LZ 478; WI<sup>7</sup> 1048 (W); Pförtner-Ecce 1922, S. 8. — BZ 52 [Neues Lausitz. Magazin 98, 106].
- \* **Mannesmann**, Reinhard, *Dr. ing. e. h.*, Erfinder der nahtlosen Röhren, bis 1906 Mitinhaber der Mannesmann-Röhrenwerke in Düsseldorf, 1907—1911 Inhaber von über 2000 Bergwerkskonzessionen in Marokko; \* Remscheid 13. V. 1856; † Remscheid 20. II. — GK; VDI 66, 520 (P); StE 42, 443 (P); MdT 167 (Schulz); IZ 4069 (P); Johannsen, Geschichte des Eisens. S. 269; DBJ 180/186 (Kaulisch).
- Manteuffel**, Kurt Frhr. v., General der Infanterie a. D., 1909—1911 Direktor der Kriegsakademie, im Krieg zuletzt Chef des stellv. Generalstabs der Armee; \* Genthin 4. II. 1853; † Berlin 26. II. — GK; ERL; WI<sup>7</sup> 1065; FT 1927.

- \* **Mayr, Michael**, *Dr. phil.*, Staatsarchivdirektor in Innsbruck, a. o. Professor der Tiroler Geschichte an der Universität Innsbruck, österreichischer Parlamentarier, österreichischer Bundeskanzler a. D.; \* Adlwang 10. IV. 1864; † Waldneukirchen 21. V. — W.: Regesten zur Tiroler Kunstgeschichte bis 1890 (<sup>2</sup>1900); Redakteur der *Forschungen und Mitteilungen zur Geschichte Tirols und Vorarlbergs* (seit 1904); *Der italienische Irredentismus* (<sup>2</sup>1917). — GK; Reclams Universum 1922, 35; Oberösterreich. Männergestalten (1926), 63—68 (Dengl) (P) [Linzer Volksblatt 1922, 117; Linzer Tagespost 1922, 116; Tiroler Anzeiger 1922, 20. bis 30. V.; *Forschungen und Mitteilungen zur Erforschung Tirols und Vorarlbergs*, Bd. 12 (W); WI <sup>7</sup> 1091 (W); KL 17 (W); BZ 52 [MIOG 39, 325—334 (Heuberger)]; DBJ 186/190 (Heuberger).
- Mehnert, Paul**, *Dr. med. h. c.*, Wirkl. Geh. Rat, Exzellenz, 1890—1893 M. d. R., 1899—1909 Präsident der II. Sächsischen Kammer, 1909—1918 Mitgl. der I. Kammer (konserv.), Rittergutsbesitzer; \* Rittergut Klösterlein 7. V. 1852; † (in Norwegen) 18. VII. — GK; WI <sup>7</sup> 1094; IZ 4079 (P); BZ 50 [Sächs. Landw. Zeitschr. 70, 371].
- Meisel-Hoß**, verheiratete Gellert, Grete, Schriftstellerin und Frauenrechtlerin; \* Prag 18. IV. 1879; † Berlin 18. IV. — W.: *Die Stimme* (Roman, <sup>2</sup>1919); *Die Intellektuellen* (<sup>4</sup>1913); *Die Bedeutung der Monogamie* (1917); *Die Ehe als Erlebnis* (1919). — LNN 21. IV.; TR 23. IV.; LZ 327; KL 22 (W); WI <sup>7</sup> 1098; BR II 342 (W).
- Mentzingen, Friedrich Frhr. v.**, Wirkl. Geh. Rat, Exzellenz, früherer deutscher Gesandter in Argentinien und Marokko, großherzogl. badischer Oberzeremonienmeister a. D.; \* Mentzingen 25. VIII. 1856; † Hugstetten 29. VI. — GK; WI <sup>8</sup> 897; FT 1928.
- Merkner, Julius**, Obering., langjähr. Leiter der Stahl- und Walzwerke von Neuoberhausen; \* Sterkrade 19. XII. 1858; † Oberhausen 21. I. — StE 42, 284 (P).
- Meyer, Arthur**, *Dr. phil.*, Geh. Reg.-Rat, o. Professor der Botanik und Direktor des Botanischen Instituts und Gartens an der Universität Marburg; \* Langensalza 17. III. 1850; † Marburg 26. VIII. — W.: *Handbuch der qualitat. chem. Analyse für Apotheker* (1884); *Wissensch. Drogenkunde* (1891); *Praktikum der botan. Bakterienkunde* (<sup>2</sup>1907); *Morphologische und physiologische Analyse der Zelle der Pflanzen und Tiere* (2 Bde., (1920/21); *Erstes mikroskopisches Praktikum* (<sup>2</sup>1915). — AA; Umschau 1922, 35; WI <sup>7</sup> 1113 (W); KL 17 (W); BZ 53 [Berichte der deutschen Botan. Ges. 49 (100) (E. J. Meyer) (W)].
- Meyer, verehel. Schmidt, Clara**, ehemal. Hofschauspielerin, Ehrenmitglied des Schauspielhauses in Berlin; \* Leipzig 7. X. 1848; † Berlin 23. VII. — BT 24. VII.; SozMH 1922; WI <sup>7</sup> 1496.
- Michel, Friedrich**, deutschamerikanischer Dichter; \* Ingweiler (Unterelsaß) 23. I. 1865; † Neuyork 11. VIII. — W.: *Asra-klänge u. a. Gedichte* (1906). — Elsaß-Lothringen, *Heimatstimmen* 3, 5, S. 272 bis 275 (Hartek); BR IV 468 (W).
- Michel, Philipp Ritter v.**, Geh. Hofrat, Oberbürgermeister a. D. von Würzburg; \* Sachsenheim (Bez. Ochsenfurt) 1. IV. 1845; † Würzburg 15. VI. — GK; WI <sup>7</sup> 1124; AA.
- Minckwitz, Wilhelm v.**, General der Infanterie und Generaladjutant des Königs Albert von Sachsen a. D., *à la suite* des ehemal. Schützenregiments Nr. 108, Ritter des sächs. Ordens der Rautenkrone; \* Staschwitz 21. IV. 1837; † Dornreichenbach bei Wurzen 26. II. — ERL; TR 28. II.; LNN 28. II.; UAT 1928.
- Mohl, Ottmar v.**, *Dr. jur.*, Wirkl. Geh. Rat, Exzellenz, ehemals Kabinettssekretär der Kaiserin Augusta, deutscher Bevollmächtigter zur ägyptischen Schuldenkommission; \* Tübingen 17. I. 1846; † Schloß Arnshauk bei Neustadt a. d. O. 23. III. — W.: *Wanderungen durch Spanien* (1898); *Am japanischen Hofe* (1904); *50 Jahre Reichsdienst* (2 Bde., 1920/22); *Ägypten* (1922). — TR 27. III.; WI <sup>7</sup> 1137 (W); GK; AT 1923.
- Möller, Alfred**, *Dr. phil.*, Oberforstmeister, Direktor der Forstakademie in Eberswalde, Schriftleiter der Zeitschrift für Forst- und Jagdwesen; \* Berlin 12. VIII. 1860; † Eberswalde 4. XI. — W.: *Hauschwammforschungen* (7 Hefte, 1907 bis 1913); *Dauerwaldwirtschaft* (<sup>2</sup>1921). — MNN 19. XI.; BB 15. XI.; LZ 917; WI <sup>7</sup> 1134 (W); KL 17 (W); IZ 4089 (P); BZ 52 [Forstwissensch. Zentralblatt 45, 39 (Fabricius); Zeitschr. für angew. Entomologie IX, 430 (Wolff)]; BZ 53 [Zentralblatt für das ges. Forstwesen 49, 169 bis 172].
- Moltke, Heinrich Graf v.**, Vizeadmiral a. D.; \* Lauenburg 15. IX. 1854; † Weimar 9. IV. — TR 11. IV.; WI <sup>7</sup> 1141, <sup>8</sup> 1781; GT 1928.
- \* **Mommsen, Karl**, Direktor der Mitteldeut-

schen Kreditbank in Frankfurt a. M., 1903—1912 M. d. R. (Fortschr. Volkspartei); \* Berlin 19. IV. 1861; † Berlin 28. VII.—GK; WI<sup>7</sup> 1141; DBJ 190/193 (H. Dove).

\* **Montecuccoli**, Rudolf Graf v., k. u. k. Admiral a. D., Kommandant der k. u. k. österreich.-ungar. Flotte, Kammerherr und Geh. Rat, Ritter des Ordens vom Goldenen Vlies und des Schwarzen Adlerordens; \* Modena 22. II. 1843; † Baden bei Wien 16. V.—GK; GT 1927; DBJ 193/202 (v. Winterhalder).

**Moy de Sons**, Emil Graf v., ehemal. Kämmerer und Reichsrat der Krone Bayerns, Oberst *à la suite* der vormals bayerischen Armee; \* München 17. X. 1860; † München 10. V.—GK; WI<sup>7</sup> 1150; GT 1927.

**Münster-Derneburg**, Alexander Fürst zu, *Dr. jur. et cam.*, Erblandmarschall von Hannover, erbliches Mitglied des ehemal. preußischen Herrenhauses; \* Derneburg 1. IX. 1858; † Derneburg 12. X.—ERI; WI<sup>7</sup> 1165; HK 1928.

**Mylsbek**, Joseph, Professor, Bildhauer, Direktor der Kunstgewerbeschule in Prag, ehemal. lebensl. Mitglied d. österr. Herrenhauses, Ehrenmitglied der bayer. Akad. der bild. Künste; \* Prag 11. VII. 1848; † Prag 2. VI.—W.: Marmorfiguren am Wiener Parlamentsgebäude; Porträtbüste des Grafen Thun.—MNN 10. VI.; WI<sup>7</sup> 1172 (W); BZ 50 [Deutsche Bauzeitung 56, 304], Joseph v. M. (mit 37 Kunstbl. u. Text).

**Nacken**, Josef, Kaufmann, M. d. R. (Zentrum); \* Aachen 8. X. 1860; † Eschweiler 26. V.—GK; Reclams Universum 1922, 36; WI<sup>7</sup> 1174.

**Nakonz**, Christian, Geh. Oberbaurat, Vortrag. Rat im Reichsverkehrsministerium; \* Trattendorf (Kr. Spremberg) 12. XII. 1855; † Berlin 29. I.—AA; TR 31. I.; BZ 50/51 [ZBV 42, 68 und 456].

**Naumann**, Alexander, *Dr. phil.*, Geh. Hofrat, em. o. Professor der Chemie an der Universität Gießen; \* Endorf bei Alsfeld 31. VII. 1837; † Gießen 16. III.—LZ 263 und 307; TR 24. III.; WI<sup>7</sup> 1177; PF VI 895 (W).

**Neudegger**, Max Joseph, bayerischer Reichsarchivrat a. D.; \* Pöttmes (Oberbayern) 23. III. 1849; † München 3. V.—W.: Zur Genealogie der Reichsfreien u. Geschlechter v. Neudegg (1919); Gesch. des Geh. Rats und Ministeriums in Bayern (1921); Die Selbstbiographie nebst Gedanken und Erinnerungen (1874—1914) (1922).—MNN 5. V.; KL 17 (W).

**Neuhaus**, Fritz, Professor an der Kunst-

gewerbeschule Düsseldorf, Historienmaler; \* Elberfeld 3. IV. 1852; † Düsseldorf 4. IX.—W.: Szene aus dem Bauernkrieg (Düsseldorfer Galerie); Friedrich Wilhelm I. begegnet Salzburger Emigranten; Der Große Kurfürst im Haag.—AA; BT 15. IX.; WI<sup>7</sup> 1185; MS III 299 und V 220 (W).

**Nienkemper**, Fritz, Chefredakteur der *«Germania»* a. D.; \* Neuenkirchen bei Rheine 12. XII. 1849; † Berlin 28. IX.—W.: Unpolitische Zeitläufe; Haus und Herd (2 1905).—KV 29. IX.; GK; LE 1922, 5; WI<sup>7</sup> 1193; BZ 51 [Allgem. Rundschau 19, 471 (O. Kunze)].

\* **Nikisch**, Arthur, *Dr. phil. h. c.*, Geh. Hofrat, Professor, Dirigent der Leipziger Gewandhaus- und der Berliner Philharmonischen Konzerte, zeitweise auch Studiendirektor des Leipziger Konservatoriums und Direktor der Leipziger Oper; \* Lebeny-Szent-Miklos (Ungarn) 12. X. 1855; † Leipzig 23. I.—W.: Symphonie in D-Moll; Die Christnacht (1871).—BT 19. X. (v. Stodten); LT 12. X. (Pfohl); WI<sup>7</sup> 1195, 8 1782; BBl 1922, 21; R<sup>8</sup> 777; KW 35, I 366 f. (Brandes); Zeitschr. für Musik 88 595 (Franze); JP 54; IZ 4067 (P); BZ 50 [Sächs. Heimat V, 300; SozMH 1922, 373 (Lendvai)]; BZ 51 [Hausbücher für Sachsen II 274—277 (Lange)]; *Musica divina* 6/10, 29 (Löbmann); AMZ 49, 73 (Schwers); NMZ 43, 167 (Jemnitz) und 177 (Egg); Allgem. Rundschau 19, 57; Signale 1922, 87 (Chop); Zeitschr. für Musik 89, 49 und 77 (Heuß) und 87; BZ 53 [Signale für die musikal. Welt 1923, 1318 (v. Lepel)]; F. Pfohl: A. N. (1900); J. Lipaew: A. N. (russisch, 1904); A. N., Leben und Wirken (1922); DBJ 202/206 (Altmann).

**Nisius**, Johann Baptist, *Dr. theol. et phil.*, em. o. Honorarprofessor der Bibelwissenschaften, Mitherausgeber des kirchlichen Handlexikons; \* Trier 26. V. 1853; † Innsbruck 6. XI.—W.: Neue Fastenpredigten (1917).—LZ 939; WI<sup>7</sup> 1197; KL 17 (W); BZ 52 [Zeitschr. für kathol. Theologie 47, 4 (Holzmeister)].

**Nobbe**, Friedrich, *Dr. phil.*, Geh. Hofrat, em. o. Professor der Botanik an der Forstakademie Tharandt, Gründer der ersten Samenkontrollstation; \* Bremen 20. VI. 1830; † Tharandt 15. IX.—W.: Handbuch der Samenkunde (1876).—Umschau 1922, 40; WI<sup>7</sup> 1198 (W); LZ 939; B III 385.

**Noldin**, Hieronymus, *Dr. theol.*, o. Professor der Moral an der Universität Innsbruck, S. J.; \* Salurn (Tirol) 30. I. 1838; † Wien



7. XI. — W.: Die Andacht zum hl. Herzen Jesu (11 1923); *Summa theologiae moralis* (3 Bde., 17 1924 ff.) — LZ 939; WI<sup>7</sup> 1200 (W); BZ 52 [Zeitschr. für katholische Theologie 47, 11—41 (Schmitt)].
- Nonnenbruch**, Max, Historien- und Porträtmaler; \* Viersen 25. I. 1857; † München 13. III. — GK; WI<sup>7</sup> 1200; MS III 314, V 222.
- Nordmann**, Richard, s. Langkammer, Margarete.
- \* **Obersteiner**, Heinrich, *Dr. med.*, Hofrat, em. o. Professor der Physiologie und Pathologie an der Universität Wien, Mitglied der AdW Wien; \* Wien 13. XI. 1847; † Wien 19. XI. — W.: Anleitung zum Studium des Baues der nervösen Zentralorgane (3 1896); Funktionelle und organische Nervenkrankheiten (1900); Zur vergleichenden Psychologie der verschiedenen Sinnesqualitäten (1905). — MMW 1682; WI<sup>7</sup> 1208; Almanach 73 (1923) der AdW Wien 137—140 (Exner); PBL 1219 f (W); BZ 51 [Wiener Klin. Wschr. 35, 946 (Marburg); Psychiatr.-neurol. Wschr. 24, 239—242 (Pilcz)]; BZ 52 [Arbeiten in den neurol. Instituten der Universität Wien 24, V—XXXI; Schweizer Archiv für Neurol. und Psych. XII, 173 (Marburg)]; BZ 53 [Zeitschr. für Hochschulpädagogik XIV, 14]. Vgl.: Festschrift zur Feier des 70. Geburtstages von Hofrat Prof. Dr. H. O. (Schriftl.: Otto Marburg), 2 Teile (Leipzig 1917/18) (= Jahrbücher für Psych. und Neurol. 38); DBJ 206/209 (Redlich).
- Oldenbourg**, Hans, Geh. Kommerzienrat, Verlagsbuchhändler i. Fa. R. Oldenbourg, langjähr. Vorstandsmitglied des Deutschen Buchdruckervereins und der Deutschen Buchdrucker-Berufsgenossensch.; \* München 28. III. 1849; † München 16. X. — W.: Die Münchener Familie O. und deren Verwandtschaft (1911). — GK; LZ 837; MNN 18. X.; WI<sup>7</sup> 1217; IZ 4087 (P).
- \* **Olshausen**, Otto, *Dr. phil.*, Professor, Anthropolog und Prähistoriker; \* Kiel 7. VII. 1840; † Berlin 10. I. — TR 13. I.; LZ 85; BZ 51 [Mannus XIV, 184; Prähistor. Zeitschr. 13/14, 216 (Schuchhardt)]. DBJ 209/211 (Schuchhardt).
- Otto**, Albert v., *Dr. jur.*, Wirkl. Geh. Rat, Exzellenz, braunschweig. Staatsminister und Vorsitzender des Staatsministeriums a. D., 1884—1906 Mitglied, 1906—1913 Vorsitzender des Regenschaftsrates; \* Blankenburg 23. XII. 1836; † Braunschweig 15. IX. — GK; BT 17. IX.; AT 1921; M<sup>6</sup> XXIII 632.
- Pagenkopf**, Luise, Landschaftsmalerin; \* Fürstenberg (Mecklenburg) 3. III. 1856; † Berlin 30. III. — W.: Leistikows Atelier (Aquarell). — Kchr 57, 520; MS V 227, VI 214.
- Palla**, Eduard, *Dr. phil.*, o. Professor der Botanik an der Universität Graz; \* Kransier (Mähren) 3. IX. 1864; † Graz 7. IV. — AA; LZ 327; BZ 52 [Botan. Archiv 1923, 4—7 (Linsbauer)]; BZ 53 [Berichte der deutschen Botan. Ges. 40, [86] (Fritsch)].
- Pallmann**, Heinrich, *Dr. phil.*, Direktor der staatlichen graphischen Sammlung in München, Schriftsteller und Genealoge; \* Stierhöfstetten bei Castell 14. VIII. 1849; † München 4. VII. — W.: Die Königl. Graphische Sammlung München 1758—1908 (1908); Goyas Tauromachia (Faksimileausgabe 1911); Hans Burgkmair d. J., Turnierbuch von 1529 (1910); Stammtafel der Familie Bethmann (1890). — MNN 5. VII.; Kchr 57, 726; KL 17 (W); WI<sup>7</sup> 1237 (W).
- Pape**, Wilhelm (William), Geschichts- und Porträtmaler, Professor; \* Carlshütte bei Rendsburg 3. IX. 1859; † Stockholm 14. XII. — W.: Konfirmation des Kronprinzen und des Prinzen Eitel Friedrich (1898); Empfang des Kaisers auf der Sparrenburg (1903); Aufbahrung Kaiser Wilhelms I. — Kchr 56, 245; WI<sup>7</sup> 1240 (W); MS III 369 (W), V 228, VI 214.
- Paetz**, Albrecht, Geh. Med.-Rat, Direktor der Landesheilanstalt Alt-Scherbitz, Begründer der kolonialen Irrenpflege; \* Winzig (Schlesien) 15. I. 1851; † Alt-Scherbitz 25. XII. — W.: Die Kolonisierung der Geisteskranken. — GK; PBL 1245 f (W); BZ 52 [Psychiatr.-neurolog. Wochenschr. 25, 293 (Fuchs)].
- Pinkau**, Karl, Photograph, Sozialist, 1893 bis 1896 Mitglied des Sächs. Landtags, 1906 und 1912—18 M. d. R. (Sozialdem.); \* Leipzig 1. VI. 1859; † Leipzig 26. VIII. — GK.
- Planck**, Hugo, *Dr. jur. h. c.*, Wirkl. Geh. Rat, Exzellenz, em. Senatspräsident beim Reichsgericht; \* Greifswald 29. IX. 1846; † Leipzig 22. XI. — LNN 24. XI.; LZ 939; BZ 52 [Gewerblicher Rechtsschutz und Urheberrecht 28, 1 (Wildhagen); Mitteilungen des Verb. dtsch. Patentanwälte 22, 133].
- Planta**, Alfred v., schweizerisch. Gesandter in Berlin; \* Reichenau (Graubünden) 1. IV. 1857; † Davos 2. III. — AA; GK; TR 3. III.; BZZ 14 [NZZ 5. und 6. III.; Schles. Ztg. 5. III.; Tag 9. III.]; BZ 51 [Zeitschr. für Schweiz. Recht 63, 253a]; Chronik der Familie Planta (1892).

**Podewils-Dürnitz**, Klemens Graf v., bayer. Staatsminister des kgl. Hauses und des Äußern i. R., früher Staatsrat im a. o. Dienst, bayer. Ministerpräsident und Bundesratsbevollmächtigter a. D., Exzellenz; \* Landshut 17. I. 1850; † München 14. III. — TR 15. III.; WI<sup>7</sup> 1286, <sup>8</sup> 1783; GK; GT 1928.

**Pohl**, Joseph, *Dr. phil.*, Gymnasialdirektor i. R., Thomas a Kempis-Forscher; \* Billig bei Euskirchen 9. III. 1835; † Bonn a. Rh. 8. III. — W.: *Thomae Hemeriken a Kempis Opera omnia* (8 Bde.). — TR 21. III.; WI<sup>7</sup> 1289 (W), <sup>8</sup> 1783; KL 17 (W).

**Pohle**, Joseph, *Dr. theol. et phil.*, o. Professor der Dogmatik an der Universität Breslau, Prälat, Mitbegr. und Herausg. der Philos. Jahrbücher; \* Niederspays bei Koblenz a. Rh. 19. III. 1852; † Breslau 21. II. — W.: Lehrbuch der Dogmatik in 7 Büchern (<sup>7</sup> 1922); Allgemeine Geschichte der Natur (<sup>2</sup> 1928). — AA; TR 27. II.; KL 17 (W); WI<sup>7</sup> 1289 (W); BZ 51 [Philos. Jahrb. der Görresges. 35, 181—184 (Gutberlet)].

**Poensgen-Alberti**, Max, s. Alberti, Max.

**Poeslön**, Joseph Calasanz, *Dr. phil. h. c.*, Hofrat, Direktor der Bibliothek im österreich. Ministerium d. I., Islandforscher; \* Aussee (Steiermark) 7. VI. 1853; † Wien 5. V. — W.: Einleitung in das Studium des Altnordischen (2 Bde., 1882/87); Lehrb. der dänischen Sprache für Selbstunterricht (<sup>3</sup> 1912); Lehrb. der schwedischen Sprache für Selbstunterricht (<sup>4</sup> 1923). Lehrb. der norwegischen Sprache für Selbstunterricht (<sup>3</sup> 1914); Grammatik der urnordischen Runeninschriften (1923). — GK; WI<sup>7</sup> 1268 (W); KL 17 und 22 (W).

\* **Prell**, Hermann, Geh. Rat, Professor an der Kunstakademie Dresden, Historienmaler und Bildhauer, Mitgl. der Akad. der Künste Berlin; \* Leipzig 29. IV. 1854; † Loschwitz b. Dresden 19. V. — W.: Freskenzyklus im Berliner Architektenhaus, im Rathaus zu Worms, Hildesheim, Deutscher Botschaft in Rom. — BBl 24. V.; Kchr 57, 597 und 639; WI<sup>7</sup> 1302; Ms III 487 (W), VI 225; IZ 4075 (P); DBJ 211/215 (Vollmer).

**Prittitz und Gaffron**, Kurt v., Admiral *à la suite* des Seeoffizierkorps a. D., zuletzt Chef des Kreuzergeschwaders, Mitglied des ehemal. preußischen Herrenhauses; \* Sitzmannsdorf 16. VII. 1849; † Berlin 16. II. — TR 19. II.; WI<sup>7</sup> 1308; UAT 1928, S. 486 f.

**Putlitz**, Freiherr Joachim, Gans Edler Herr zu, s. Gans zu Putlitz.

**Pützer**, Friedrich, *Dr. phil.*, Professor an

der Techn. Hochschule Darmstadt, Kirchenbaumeister; \* Aachen 23. VII. 1871; † Darmstadt 31. I. — W.: Rathaus Aachen; Matthäikirche Frankfurt a. M. — Kchr 57, 378 f.; MS VI 226 f. (W); AA.

\* **Quincke**, Heinrich, *Dr. med.*, Geh. Med.-Rat, o. Hon.-Professor der inneren Medizin, Erfinder der Punktion des Rückenmarks, Bahnbrecher der Lungenchirurgie an der Universität Frankfurt a. M.: \* Frankfurt a. O. 26. VIII. 1842; † Frankfurt a. M. 19. V. — W.: Balneologische Tafeln (1872); Wandlungen der Medizin in Wissenschaft u. Praxis (1913). — MMW 1014—16 (Hoppe-Seyler) (P); LZ 437; WI<sup>7</sup> 1319; PBL 1337 f. (P) (W); IZ 4076 (P); BZ 50 [Med. Klinik 18, 780 (Hoppe-Seyler)]; BZ 51 [Schweiz. Med. Wochenschrift 52, 826 (Koller-Aeby)]; Mitteilgn. aus dem Grenzgebiet der Med. u. Chirurgie 35, I—V (Naunyn); Dtsch. Med. Wochenschr. 48, 913 (Külbs); BZ 52 [Zeitschr. f. Klin. Medizin 96, 1—22 (v. Bergmann)] Alfr. Schittenhelm, Über die Geschichte der Mediz. Klinik der Univ. Kiel (Jahrbuch d. Schlesw.-Holst. Univ.-Gesellschaft 1928, Breslau 1929, S. 75 ff., bes. S. 89 m. L u. P von H. Q.); Dtsch. Archiv f. Klin. Medizin, Bd. 140 (Külbs); DBJ 215/218 (Hoppe-Seyler). Seyler).

\* **Rathenau**, Walther, Reichsaußenminister, früher Vorstandsmitglied der Allgem. Elektrizitätsgesellschaft, 1914 Vorstand der Rohstoffabteilung des preußischen Kriegsministeriums; \* Berlin 29. IX. 1867; † (ermordet) Berlin 24. VI. — W.: Briefe (2 Bde.) (1926); Neue Briefe (1927); Gesammelte Schriften (5 Bde., <sup>6</sup> 1925); Gespräche und Briefe (herausg. E. Norlind, Nachwort von M. Scheler) (1925). — KL 17 (W); KW 35 II, 258—266 (Schumann); JSTG 1923, 89; VDI 66, 705 u. 718 (Klingenberg); ETZ S. 928 u. 933; IZ 4078 (P); GK 1922 I, S. 289—293 (Kundgeb. d. Reichsregierung), 304—312 (Kundgeb. d. Reichstags, Erklärung der Parteien), 312 bis 313 (Trauerfeier), 327 (Bayer. Landtag), 333 (Sächs. Landtag), 339 (Württ. Landtag), 339 f. (Badischer Landtag), 343 f. (Hamburger Bürgerschaft) 445 f. (Kundgeb. des Zentrums), 347—349 (Kundgeb. der SPD); Schweiz. Zeitschr. für Volksw. u. Sozialpol. 31, 2, S. 48—62 (Ochsenheim); GK 1923 I 416 f. (Nachruf der Demokr. Partei zum Gedächtnis R.s); H 20, 1, S. 105—107 (Gründler); Deutsche Republik, Jahrg. 1, 2, S. 1—12 (Erinnerungsheft) (P); BZZ 14 [NFP 29. VI. (Gothein); VZ 28. VI. (Sinton)];

- Nationalzeitung 25. VI. (Gothein); Dresdner Anzeiger 7. VII. (Brauer); NFP 11. VII. (Reuter); BT 25. VI. (Dernburg); NFP 5. VII. (Emil Ludwig, Großmann); Fränk. Kurier 11. VII. (Gerland); KV 26. VI. (Schwering); NZZ 2. VII.; FZ 25. VI.; Weserzeitung 28. VI.; MNN 28. VI.; VZ 25. VI. (Steinitzer); FZ 2. VII. (v. Wiese); Nationalztg. 29. VI. (Hahn); NFP 2. VII. (Dernburg); NZZ 27. VI. (E. Ludwig); DAZ 14. VII.; BZ 51 [Deutsche Arbeit VII, 443—454 (Erman, Brauer); CV-Zeitung I, 109 ff.; Deutschlands Erneuerung VI, 526 ff.; Die Hilfe, Nr. 22, Sonderbeilage; Preuß. Jahrbücher 189, 372—376 (Spiero); Allgem. Kirchenbl. für das ev. Deutschland; 1922, 441; Logos XI 181—190 (Marck); Plutus 1922, 277—280; Allgem. Rundschau 19, 301 (Kunze); Neue Rundschau 1922, 769—780 (Saenger); 781—843 u. 957; Christliche Welt 36, 519 (Rade); Wiederaufbau 1922, 97 (Parvus); Die neue Zeit 40 II, 337—341; VDI 66, 718. — dort auch Literatur zum R.-Prozeß 1922]; BZ 53 [Die Hilfe 1923, 224 (Redslob)]; Nord u. Süd, Jahrg. 51, 3, S. 245 bis 258 (Graf Kessler); Lujo Brentano: W. R. u. seine Verdienste um Deutschland (München 1922); Etta Federn-Kohlhaas: W. R. Sein Leben u. Wirken (Dresden 1927) (<sup>2</sup> 1928); Zum Gedächtnis zum W. R. (Berlin: AEG 1922); Gedenken an W. R. (von G. Hauptmann, Marx, Brecht und Redslob) (Dresden 1928); L. Haas: Gedenkrede auf W. R. (Berlin 1924); E. Norlind: Gespräche und Briefe W. R.s (aus dem Schwedischen, Dresden 1925); A. Ch. Pfeiffer: Das Welt-Echo des R.-Mordes (Berlin 1922); Reichert: R.s Reparationspolitik (Berlin 1922); J. Révész: W. R. und sein wirtschaftliches Werk (Dresden 1927); Max Scheler, E. Heimann und A. Baumgarten: W. R., eine Würdigung zu seinem Gedächtnis (Köln 1922); G. Schmoller: W. R. und Hugo Preuß (München 1922); H. F. Simon: Aus W. R.s Leben (Dresden 1927); K. Sternberg: W. R. der Kopf (Berlin 1924); F. Ebert, Schriften, Bd. II, S. 241—243; H. Graf Keßler W. R. (1928); DBJ 218/223 (Riezler) (P).
- Reerink, Hendrik, Dr. med., a.o. Professor der Medizin an der Universität Freiburg i. B.;** \* Vreden (Westfalen) 20. VIII. 1864; † Freiburg i. B. 8. II. — AA; TR 14. II.; MMW 260; LZ 182.
- Reibnitz, Georg Freiherr v., Generalleutnant z. D., Militärschriftsteller;** \* Stendal 11. III. 1849; † Beuchlitz bei Halle 22. VIII. — WI<sup>4</sup> 1118; LZ 684; FT 1928.
- Reimer, Heinrich, Dr. phil., Geh. Rat, Direktor a. D. der Staatsarchive in Koblenz und Marburg;** \* Berlin 30. IV. 1848; † Marburg 2. VIII. — W.: Kirchenbücher aus den Regierungsbezirken Koblenz und Trier (1912); Histor. Ortslexikon für Kurhessen (1923); Hessisches Urkundenbuch 1897—1899). — GK; AA.
- Reinhard, Wilhelm, D. theol., Dr. phil., Generalsuperintendent von Pommern, Präsident der Preußischen Kirchenversammlung;** \* Neuwied 5. IX. 1860; † Stettin 17. XII. — MNN 18. XII.; ELK 831; GK.
- Richter, Otto, Dr. phil., Professor, Dresdner Stadtbibliothekar und -archivar a. D.;** \* Meißen 31. VIII. 1852; † Dresden 3. X. — W.: Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte von Dresden (3 Bde., 1885 bis 1891); Geschichte der Stadt Dresden (I. Mittelalter [1900] u. 1871—1902, [1903]); Lebensfreuden eines Arbeiterkindes (1919). — BB 11. X.; LZ 858; HV 21, 251; KL 17 (W); BZ 51 [Dresdner Anz. 8. X.; Antiquitätenrundschau 20, 276; Sächs. Heimat 6, 21].
- Rittner, Thaddäus, dramatischer Schriftsteller,** \* Lemberg 31. V. 1873; † Gastein 21. VI. — W.: Das kleine Heim (Drama, 1909); Sommer (Drama, 1912); Kinder der Erde (Schauspiel, 1914); Garten der Jugend (Komödie, \* 1921). — Das deutsche Theater, Jahrbuch I (1922/23), 419; LE XIX 395 und 400 (Autobiogr. Skizze); BZ 51 [Das deutsche Drama V, 29 (Feld)]; BZ 52 [NFP 28. X.].
- \* **Robert, Carl, Dr. phil., Dr. h. c. (Athen), Geh. Reg.-Rat, o. Professor der klassischen Archäologie an der Universität Halle, korresp. Mitglied der GdW Göttingen, ausw. Mitglied des österr. Archäol. Instituts;** \* Marburg 8. III. 1850; † Halle a. d. S. 17. I. — W.: Antike Sarkophagreliefe (II, III, 1 u. 2; 1890—1904); Die griechische Heldensage (1920); Archäol. Hermeneutik (1919). — TR 19. I.; WI<sup>7</sup> 1383 (W), <sup>8</sup> 1785; KL 17 (W); LZ 102; LE 24, 704; Kchr 57, 305 und 328 f.; BZ 53 [Archiv für Papyrusforschung 7, 1 (Wilcken); Klio 18, 210 (Karo)]; Mitteldeutsche Lebensbilder II, 438—451 (Kern) (P). — C. R. zum Gedächtnis; herausgeg. G. Karo (1922) (P). — Vgl. Genethliakon, C. R. zum 8. März 1910 überreicht von der *Graeca Halensis* (Berlin 1910); DBJ 223/228 (Karo).
- Röhling, Karl, Geschichtsmaler und Illustrator;** \* Berlin 24. XI. 1849; † Berlin

25. X. — W.: Illustrationen zu Uhlands Gedichten, Seidels Wintermärchen u. a.; repräsentative Bilder zur Geschichte der Hohenzollern (Spandauer Rathaus u. a.); \*Wein, Weib und Gesang\* (Rad.). — BT 26. X.; MNN 27. X.; WI<sup>7</sup> 1389 (W); MS IV 91, V 243, VI 237.
- Römer, Georg**, Professor, Bildhauer; \* Bremen 19. I. 1868; † München-Harlaching 25. I. — W.: Büste von O. Gildemeister (Bremen, Kunsthalle). — GK; Kchr 57, 329; MS V 242 (W), VI 237; BZ 50 [Antiquitätenrundschaue 20, 40].
- Rosanes, Jakob**, *Dr. phil.*, Geh. Reg.-Rat, em. o. Professor der Mathematik an der Universität Breslau; \* Brody 16. VIII. 1842; † Breslau 6. I. — LZ 102; WI<sup>7</sup> 1402; PF VI 1064 (W); BZ 50 [Allgem. Zeitung des Judentums 86, 29 (Fraenkel)].
- \* **Rubens, Heinrich**, *Dr. phil.*, Geh. Reg.-Rat, o. Professor der Physik an der Universität Berlin, Mitglied der AdW Berlin; \* Wiesbaden 30. III. 1865; † Berlin 17. VII. — W.: Die Entwicklung der Atomistik (Festrede, 1913). — LNN 20. VII.; BT 19. VII.; LZ 590; VDI 66, 830; M<sup>6</sup> XXI 779 f.; PF VI 1073 (W) [N 10, 1017—1040 (Westphal u. a. (W) (P) (Sonderheft))]; BZ 51 [Physikal. Zeitschr. 23, 377—382 (Francke)]; BZ 53 [SB AdW Berlin, 1923, CVIII/CXIII (Planck)]. DBJ 228/230 (v. Laue).
- Rühl, Hugo**, *Dr. phil.*, Professor, Stadtschulrat a. D., Ehrenmitglied des Ausschusses und Geschäftsführer der deutschen Turnerschaft; \* Anklam 10. X. 1845; † Stettin 17. X. — W.: Entwicklungsgeschichte des Turnens (<sup>5</sup>1912); Ferdinand Goetz, ein deutsches Turnerleben (1921). — LNN 19. X.; BT 18. X.; KL 17 (W); WI<sup>7</sup> 1420 (W); BZ 51 [Deutsche Turnzeitung 1922, 438 (Martens), 463 u. 487 (Partsch)]; BZ 52 [Monatsschr. für das Turnen, Spiel und Sport 1923, 96 bis 102 (Reinhardt)].
- Rumpler, Franz**, Professor an der Kunstakademie in Wien, Maler; \* Tachau i. B. 4. XII. 1848; † Klosterneuburg 7. III. [□ Wien, Zentralfriedhof (Ehrengrab)]. — W.: Abendandacht; Ansichten von Venedig und Wien. — AA; TR 16. III.; MS IV 134 (W).
- Sanden, Wilhelm v.**, Gesandter a. D.; \* Danzig 20. XII. 1858; † Zürkow (Pommern) 22. V. — GK; Universum 1922. 36; AT 1925, S. 780.
- Sander, Wilhelm**, *Dr. med.*, Geh. Med.-Rat, em. Direktor der Irrenanstalt in Dallendorf, Psychiater; \* Hainau (Schlesien) 24. VI. 1838; † Berlin 5. I. — W.: Geistesstörung und Verbrechen. — LZ 85; BB 1922, 9; PBL 1474 (P) (W).
- \* **Sanzin, Rudolph**, *Dr. Ing.*, a. o. Professor a. d. Techn. Hochschule in Wien; \* Mürzschlag (Steiermark) 4. VI. 1874; † Triest 3. VI. — Zeitschr. des Oesterr. Ing.- u. Arch. Ver. 1922, 212, VDI 66, 1059, VDI-Nachr. 21. VI; DBJ 230/233 (Rihosek) (W).
- Schaefer, Konrad**, *Dr. phil.*, a. o. Professor d. Chemie und Vorstand der anorgan. Abteilung des chem. Laboratoriums an der Universität Leipzig; \* Elberfeld 28. XI. 1874; † Leipzig 17. VII. — LNN 20. VII.; LZ 590; Zeitschr. für angew. Chemie 35, 444 (Hein); PF VII 1102 (W).
- Schelenz, Hermann**, *Dr. med. h. c.*, naturwissenschaftl. Schriftsteller und Shakespeare-Forscher (Ps. Ahlgren); \* Kempen (Posen) 9. IV. 1848; † Kassel 28. IX. — AA; MMW 1608 f. (Kerschensteiner); BB 7. X.; KL 17 (W); LZ 799; BZ 51 [Berichte der deutschen pharmazeut. Ges. 32, 225 (Urdang); Pharmaz. Monatshefte 1922, 134; Pharmazeut. Zeitung 67, 841]; BZ 52 [Pharmazeut. Monatshefte 1923, 137—141 (Zimmermann)]; Archiv für Ohren-, Hals- und Kehlkopfheilkunde 11, 151 (Thoms, Heger)].
- Scherndl, Balthasar**, Dompropst von Linz, Schriftleiter der Christlichen Kunstblätter; \* Schörfling (O.-Ö.) 8. I. 1864; † Linz 21. VII. — Oberösterreichische Männergestalten (1926), 52—55 (Oberchristl) (P) [AveMaria 29, 72 (Schöfecker); Christl. Kunstbl. 63, 34 (Oberchristl)]; Linzer Diözesanblatt 1922, 45; Linzer Volksbl. 1922, 164; KL 17 (W); BZ 52.
- Schlange, Hans**, *Dr. med.*, Geh. Med.-Rat, Professor, leitender Arzt der chirurg. Abt. des Städtischen Krankenhauses in Hannover, medizinischer Schriftsteller; \* Schwaneberg bei Prenzlau 17. XI. 1856; † Hannover 26. V. — TR 28. V.; GK; MMW 844; AA.
- \* **Schleich, Carl Ludwig**, *Dr. med.*, Professor, Geh. Sanitätsrat, Facharzt für Chirurgie, Begründer der Infiltrationsanästhesie und der atoxischen Wundbehandlung, medizin. und naturwissensch. Schriftsteller, Erfinder des Glutols; \* Stettin 19. VII. 1859; † Sanatorium Pieskow bei Berlin 7. III. — W.: Besonnte Vergangenheit (1921); Vom Schaltwerk der Gedanken (1916); Es läuten die Glocken (<sup>39</sup>1925); Schmerzlose Operationen (<sup>4</sup>1899); Neue Methoden der Wundheilung (<sup>2</sup>1900); Zwei Jahre kriegschirurgische Erfahrungen (1919); Von der Seele (<sup>26</sup>1925); Dichtungen (1924); Aus dem Nachlaß (1924); Ewige

- Alltäglichen (1922). — TR 8. III.; MMW 69, 418 u. 475 (P); DMW 494 f. (Holländer); B IV 78; PBL 1504; IZ 4070 (P); BZZ 14 [MNN 8. III. (Schweisheimer)]; VZ 8. III. (Lennhoff); TR 8. VII.; NFP 8. III.; FZ 8. III.; BT 8. III. (Mamlock); TR 11. III. (Paul)]; BZ 50 [Med. Klinik 18, 584 (Nordmann); SozMH 1922, 318 (Wolff); Unser Pommerland 7, 37—40 (Charol); Deutsche Med. Wochenschr. 48, 494 (Holländer)]; BZ 51 [Unser Pommerland 7, 265 (Walter); Stimmen der Zeit 104, 49—58 (Stang)]; BZ 52 [Geisteskampf der Gegenwart 1923, 107—111 (Rocholl); Psyche VII 51 (Winkel); Wissen und Leben XV 932 (Schweisheimer)]; Unser Pommerland, Jg. 12, 242—246 (Scheil). — Vgl. P. Massler: Die Forschungen von Carl Ludwig Sch. und das religiöse Erleben des modernen Menschen (1921). DBJ 233/241 (Gottstein).
- Schmarje**, Johannes, Mittelschulrektor in Altona, pädagogischer Schriftsteller; \* Moorrege (Schleswig-Holstein) 21. III. 1842; † Satrup 1. IV. — W.: Lebenserinnerungen eines schleswig-holsteinischen Schulmannes, herausgeg. von H. Lüdke (1925) (P) (W); Die Nordmark (<sup>6</sup>1923). — BZ 51 [Dekorative Kunst 25, 208—213 (Schmitz)].
- Schmidt**, Oswin, Landwirt, Ökonomierat, Direktor im Bunde der Landwirte, Führer der sächsischen Landwirte, Mitglied des Sächsischen Landtags seit 1897 (Kons.), seit 1914 unbesoldeter Stadtrat in Freiberg; \* 31. XII. 1855; † Freiberg 7. XII. — GK; WI <sup>7</sup> 1493.
- Schmidt-Wartenberg**, Hans, Dr. phil., a. o. Professor der germanischen Philologie a. D. an der Universität Chicago; \* Köslin 16. I. 1861; † Sangerhausen 7. II. — TR 16. II.; WI <sup>7</sup> 1497.
- Schmitt**, Guido, Bildnismaler, besonders der englischen Aristokratie; \* Heidelberg 1834; † Miltenberg 8. VIII. — W.: Königin Viktoria. — MNN 25. VIII.; Kchr 57, 808 f.; MS IV 212 (W); BZ 51 [Antiquitätenrundschau 20, 242]; BZ 53 [Westermanns Illustr. Monatsh., Sept. 1923, 69—77 (Cartellieri-Schröter)].
- Schmoele**, Joseph, Dr. phil., o. Professor der Staatswissenschaften an der Universität Münster; \* Frankfurt a. M. 8. IV. 1865; † Münster i. W. 27. XI. — W.: Die sozialdemokratischen Gewerkschaften in Deutschland seit dem Erlasse des Sozialistengesetzes (2 Bde., 1896). — AA; MNN 4. XII.; LZ 978; WI <sup>7</sup> 1501 (W); KL 17 (W).
- \* **Schöne**, Richard, Dr. phil., Wirkl. Geh. Rat, Exzellenz, Generaldirektor a. D. der staatl. Museen in Berlin (1880—1905), Ehrenmitgl. der AdW Berlin u. der Akademie der Künste Berlin; \* Dresden 5. II. 1840; Berlin 5. III. — W.: Die Anfänge der deutschen Kunst des 19. Jahrhunderts (1907); Erinnerungen an Th. Mommsen (1923). — VZ 8. III.; TR 7. III.; KL 17 (W); WI <sup>7</sup> 1513 (W); LZ 246; Kchr 57, 415—418 (Wedderkop); BZ 50 [DBZ 56, 150; ZBV 42, 144]; BZ 51 [Jahrb. der preuß. Kunstsamml. 43, 1 bis 46 (v. Bode)]; BZ 52 [Ecce Meissen 27, 14]; BZ 53 [Bonner Jahrbücher des Ver. von Altertumsfreunden im Rheinland 128, 100—104 (Winter)], DBJ 241/250 (A. Erman).
- \* **Schorlemer-Lieser**, Clemens Freiherr v., Dr. jur., preußischer Landwirtschaftsminister a. D., Exzellenz, Präsident des Deutschen Landwirtschaftsrates, Mitgl. des ehemal. preußischen Herrenhauses, 1905—1910 Oberpräsident der Rheinprovinz, Ehrenbürger von Koblenz; \* Alst i. Westf. 29. IX. 1856; † Berlin 6. VII. — MNN 8. VII.; GK; WI <sup>7</sup> 1518; FT 1928; IZ 4079 (P); BZ 51 [Deutsche Landw. Presse 1922, 364]. DBJ 250/253 (Ehrenforth).
- \* **Schraffl**, Josef, Landeshauptmann a. D. von Tirol; \* Sillian (Tirol) 13. VI. 1855; † Innsbruck 11. I. — GK; Tiroler Ehrenkranz 30 f. (Haidegger) (P); IZ 4066 (P); DBJ 253/264 (Rungg).
- Schreckenbach**, Paul, Dr. phil., Pfarrer, Romanschriftsteller; \* Neumark (Sachsen-Weimar) 6. XI. 1866; † Klitzschen bei Torgau 27. VI. — W.: Der böse Baron v. Krosigk (R., <sup>87</sup>1920); Der getreue Kleist (R., <sup>88</sup>1922); Der König von Rothenburg (R., <sup>11</sup>1911). — KL 22 (W); BR VI 303 (W); BZ 52 [Deutsche Zeitung 30. VI.]; BZ 53 [Deutsche Tageszeitung 4. VII. 1923 (Mühlner)].
- Schreiner**, Gustav v., Dr. jur., Geh. Rat, Exzellenz, k. k. deutscher Landsmann-Minister a. D.; \* Nemelkau 11. VI. 1847; † Oberstankau 14. VI. — Sudetendeutsche Lebensbilder (1926), S. 309—312 (Blau) (P); WI <sup>7</sup> 1524; BZ 51 [Volk und Heimat III 181 (Groß)]; BZ 52 [Mitteilungen des Ver. für die Deutschen in Böhmen 60, V].
- Schubert-Soldern**, Zdenko Ritter v., Hofrat, o. Professor der Architektur an der deutschen Technischen Hochschule in Prag; \* Prag 18. XI. 1844; † Prag-Smichow 29. III. — W.: Architekt. Formenlehre (2 Teile, 1907—1909); Baudenkmäler von Samarkand (1898); Die Sprache des Or-

- namentes (1896). — TR 29. IV.; WI<sup>7</sup> 1533 (W); KL 17 (W); MS IV 230 (W).
- Schultheß, Friedrich**, *Dr. phil.*, o. Professor der semitischen Philologie an der Universität Basel; \* Zürich 7. VIII. 1868; † Basel 4. I. — W.: Grammatik des christlich-palästinischen Aramäisch (1924); Die Machtmittel des Islams (1922); TR 1. II.; LZ 142; KL 17 (W).
- Schultzenstein, Max**, *Dr. jur. h. c.*, Wirkl. Geh. Oberregierungsrat, Vizepräsident des preußischen Oberverwaltungsgerichts; \* Küstrin 30. V. 1847; † Berlin 11. IV. — TR 15. IV.; KL 17 (W); WI<sup>7</sup> 1544; BZ 50 [Gesetz und Recht 23, 140; Dtsch. Juristenzeitung 1922, 307 (Genzmer)]; BZ 51 [Jurist. Wochenschr. 51, 845; Rhein. Zeitschr. für Zivil- und Prozeßrecht XII, 1—8 (Kleinfeller)].
- Schulz, August**, *Dr. phil.*, Professor, Privatdozent der Botanik an der Universität Halle; \* Stettin 8. XII. 1862; Halle a. d. S. 9. II. — W.: Die Geschichte der phanerogamen Flora und Pflanzendecke Mitteldeutschlands (1914); Die Getreide der alten Ägypter (1916); Beiträge zur Geschichte des Spelzweizens im Altertum (1918). — LZ 263; GK; KL 17 (W); BZ 50 [Naturwiss. Wochenschr. 37, 297—301 (Wächter)]; BZ 51 [Ber. der Deutschen Botan. Ges. 39, 115—127 (Harms)]; BZ 52 [Botan. Archiv 1923, 2 (Wangerin)].
- Schütz, Hans**, Maler; \* Düsseldorf 21. II. 1883; † Stuttgart 3. I. — Kchr. 57, 284; BZ 50 [Antiquitätenrundschaue 20, 56].
- Schwend, Karl**, emer. o. Professor des Brückenbaues an der Technischen Hochschule in Stuttgart; \* Schwäb. Hall 4. XI. 1852; † Degerloch 25. VI. — LZ 548; Umschau 1922, 34; AA.
- Schwerdtmann, Johannes**, *D. theol.*, hannoverscher Generalsuperintendent; \* 19. VI. 1861; † Hannover 2. III. — TR 7. III.; ELK 22, 174 und 328 f., 343—346 (Lohmann). — Lueder: Generalsuperintendent D. Sch. † 2. März 1922 (Hannover 1922).
- Seedorf, Henry (Henrich)**, *Dr. phil.*, Professor, Direktor der Bremer Stadtbibliothek, Vorsitzender der Literar. Gesellsch. des Bremer Künstlervereins, Herausgeber der Mitteilungen aus der Stadtbibliothek Bremen; Mitarbeiter an Grimms Wörterbuch; \* Bremen 11. XI. 1863; † Bremen 5. IX. — MNN 11. IX.; BB 214; KL 22 (W); WI<sup>7</sup> 1569 (W); Jahrb. der deutschen Bibl. 16 (1925), 201; BZ 51 [Zentralblatt für Bibliothekswesen 1922, 460 (Feldmann); Bremisches Jahrb. 28, 126—130 (Lonke)].
- Seldlitz, Woldemar v.**, *Dr. phil.*, Geh. Rat, Vortragender Rat bei der Generaldirektion der sächsischen staatlichen Sammlungen; \* St. Petersburg 1. VI. 1850; † Dresden 16. I. — W.: Geschichte des japanischen Farbenholzschnitts (<sup>4</sup>1923); Die Kunst in Dresden vom Mittelalter bis zur Neuzeit (3 Teile, 1920/21). — Dresdner Nachr. 19. I.; Dresdner Anzeiger 18. I.; TR 18. I.; KL 22 (W); WI<sup>7</sup> 1575 (W); LZ 102; Kchr. 57, 335—341 (Lehrs) (P); KW 35, II 301 f. (Avenarius); AT 1922; IZ 4067 (P); BZ 51 [Neues Archiv für sächs. Gesch. 43, 158 (Ermisch)].
- Seler, Eduard Georg**, *Dr. phil.*, Geh. Reg.-Rat, ao. Professor der amerikanischen Sprach-, Völker- und Altertumskunde an der Universität Berlin, Abteilungsdirektor im Museum für Völkerkunde in Berlin. Mitglied der Preuß. AdW; \* Crossen a. O. (Niederlausitz) 5. XII. 1849; † Berlin-Steglitz 23. XI. — AA. — W.: Reisebriefe aus Mexiko (1889); Altmexikan. Studien (2 Bde., 1890—1899); Die mexikanischen Bilderhandschriften Alex. v. Humboldts in der Kgl. Bibliothek zu Berlin (1893); Ges. Abhandl. zur amerikanischen Sprach- und Altertumskunde (5 Bde., 1902—1923) [Bd. 4 hrsg. von Cecilie Seler-Sachs]; Codex Borgia (3 Bde., 1904 bis 1909). — MNN 20. I.; WI<sup>7</sup> 1578 (W); KL 17 (W); Festschr. Ed. S. dargebr. zum 70. Geburtstag (1922); S. 3—26 (mit Bibliographie der W (W. Lehmann)); Mexiko (Festschrift 1923), S. 54 SB-AdW Berlin 1923, CXV—CXVII (Schuchhardt); BZ 53 [Verh. des Botan. Ver. Brandenburg 65, 78—122 (Loesener)]; BZ 54 [Ibero-Amerika Nr. 4, 2; Zeitschr. für Ethn. 55, 1—6 (Preuß)]; BZ 56 [Ibero-amerikan. Archiv I, 33—39 (Quelle)]; DBJ 1923 Nachtrag (W. Lehmann m. L.).
- Sidler-Huguenin, Ernst**, *Dr. med.*, o. Professor der Augenheilkunde u. Direktor der kantonalen Augenklinik; \* 8. V. 1868, † Zürich 1. XII. — W.: Was lehrt uns das Auge? (1920). — MMW 1714; NZZ 19. XII.; BZ 52 [Schweiz. Med. Wochenschr. 53, 200 (Fingerhut); Klin. Monatsbl. für Augenheilkunde 70, 243 (Haab); Vschr. der Naturforsch.-Ges. Zürich 64, 423]; BZ 53 [Universität Zürich, Rektoratsrede und Jahresbericht 1922/23, 50]; AA.
- Simons, Eduard**, *D. theol.*, o. Honorarprofessor der evangel. praktischen Theologie an der Universität Bonn; \* Elberfeld 27. V. 1855; † Friesdorf b. Bonn im Aug. — W.: Die Konfirmation (1909); Auf-

- wärts und einwärts (Predigten, 1913); Generalsynodalbum (1923). — MNN 20. VIII.; BT 26. VIII.; BB Nr. 202; LZ 709; WI<sup>7</sup> 1597 (W); KL 17 (W); BZ 51 [Monatsschr. für Gottesdienst und kirchl. Kunst 1922, 294 (Günther)].
- Sindermann, Karl**, Buchhalter, Vorsitzender der sozialdemokrat. Partei Sachsens (seit 1899), Mitglied des Sächsischen Landtags (seit 1909), M. d. R. 1903—1907; \* Baumgarten (Schlesien) 22. II. 1869; † Dresden 26. I. — GK; WI<sup>7</sup> 1598.
- Sinzheimer, Ludwig**, *Dr. oec. publ.*, a. o. Professor der Nationalökonomie und Finanzpolitik an der Universität München; \* Worms 20. IV. 1868; † München im Juli. — W.: Über die Grenzen der Weiterbildung des fabrikmäßigen Großbetriebes in Deutschland (1893); Herausgeber der Techn.-volkswirtsch. Monographien. — LZ 630; KL 17 (W); BT 1. VIII.; BZ 51 [Soziale Praxis 31, 844 (Heyde)].
- Sloli, Emil**, *Dr. med.*, Geh. Med.-Rat, em. o. Professor der Psychiatrie und Direktor der psychiatrischen Klinik der Universität Frankfurt a. M.; \* Halle a. d. S. 29. VII. 1852; † Friedrichsdorf im Taunus 16. VI. — AA; TR 20. VI.; LZ 525; MMW 954; GK; BZ 51 [Archiv für Psychiatrie und Nervenkrankh. 67, 137—151 (Raecke)]; BZ 52 [Monatsschr. für Psychiatrie und Neurol. 52, 359 (Kleist)].
- Sitt, Hans**, Professor des Violinspiels am Konservatorium Leipzig, Dirigent des Leipziger Bachvereins (1885—1903) und des Lehrergesangsvereins; \* Prag 21. IX. 1850; † Leipzig 10. III. — W.: Don Juan d'Austria ((Ouvertüre), 3 Konzerte für Violine u. a. — TR 13. III.; LNN 11. III.; Reclams Universum 1924, 24; GK; WI<sup>7</sup> 1600; JP 55; R<sup>10</sup> 1205 (W); NML 600 (W); A 440; FAT 379 (W); IZ 4070 (P); BZ 50 [Zeitschr. für Musik 89, 164 (Steinitzer)].
- Soden-Frauenhofen, Max Graf v.**, *Dr. jur.*, *Dr. ing. e. h.*, bayerischer Minister des Innern a. D.; \* Ludwigsburg 7. VIII. 1844; † München 22. XII. — MNN 23. XII.; WI<sup>7</sup> 1605; GT 1927.
- Sommer, Hans** [Pseud.], s. Zincke, Hans.
- Spieler, Hugo**, Professor, Bildhauer, 1885 bis 1919 Lehrer an der Kunstgewerbeschule Dresden; \* Berlin 28. II. 1854; † Dresden 18. II. — Kchr 57, 379; MS IV 317, VI 268; AA.
- Sprung, Ludwig**, Hofrat, Direktor der Universitätsbibliothek Innsbruck; \* Graz 9. VII. 1857; † Innsbruck 30. V. — Jahrb. der deutschen Bibl. 16 (1925), 223.
- Steinmeyer, Elias v.**, *Dr. phil.*, Geh. Rat, o. Professor der deutschen Sprache und Literatur an der Universität Erlangen, korresp. Mitglied der GdW Göttingen, der AdW München und der AdW Wien, 1873—1890 Schriftleiter der Zeitschrift für deutsches Altertum; \* Nowawes bei Potsdam 8. II. 1848; † Erlangen 5. III. — W.: Die althochdeutschen Glossen (5 Bde., 1879—1922); Die Matrikel der Universität Altdorf (2 Bde., 1912). — LZ 246; LE 1922, 14; Reclams Universum 1922, 24; WI<sup>7</sup> 1646 (W), \* 1788; Almanach der AdW Wien 72 (1922), 273 bis 290 (Zwierzina); KL 17 (W); Behrend, Geschichte der deutschen Philologie in Bildern (1927), S. 47 (P).
- Stimming, Albert**, *Dr. phil.*, Geh. Reg.-Rat, o. Professor der roman. Philologie an der Universität Göttingen; \* Prenzlau 17. XII. 1846; † Göttingen 3. VII. — W.: Der *Accusativus cum infinitivo* im Französischen (1915). — LZ 548; LE 1922, 22; KL 17 (W); WI<sup>7</sup> 1655 (W); BZ 53 [Zeitschr. für roman. Philol. 43, 513 (Suchier)].
- Stollwerck, Ludwig**, Kommerzienrat, Großindustrieller, Mitinhaber der Schokoladenfabrik Gebr. Stollwerck A.-G.; \* Köln a. Rh. 22. I. 1857; † Köln a. Rh. 12. III. — TR 13. III.; GK; IZ 4071 (P); vgl. DBJ 1914—16, 171 ff. (Biographie von Heinrich Stollwerck).
- Strack, Hermann** Leberecht, *D. theol.*, *Dr. phil.*, Geh. Konsistorialrat, o. Honorarprofessor der alttestamentl. Theologie, Judenliteratur und Judenmission an der Universität Berlin; \* Berlin 6. V. 1848; † Berlin 5. X. — W.: Einleitung in den Talmud (<sup>6</sup>1921); Einleitung in das Alte Testament (<sup>6</sup>1906); Hebräische Grammatik mit Übungsb. (<sup>18</sup>1917); Hebr. Vokabularium (<sup>11</sup>1914); Grammatik des Biblisch-Aramäischen (<sup>6</sup>1921). — MNN 8. X.; BT 19. X.; KL 17 (W); ELK 22, 656; WI<sup>7</sup> 1665 (W); IZ 4085 (P); BZ 51 [CV-Zeitung I 282]; BZ 52 [Theol. Blätter II 39—42 (Windfuhr)]; Saat auf Hoffnung 59, 98].
- Studer, Theophil**, *Dr. med. et phil.*, o. Professor der Zoologie und vergleichenden Anatomie an der Universität Bern, Zentralpräsident der Schweiz. Naturforsch. Gesellschaft, 1904 Präsident des 6. internationalen Zoologenkongresses; \* Bern 27. XI. 1845; † Bern 12. II. — W.: Forschungsreise SMS Gazelle in den Jahren 1874—1876 (1889); Katalog der schweizerischen Vögel, (15 Bde., 1889—1925). — TR 14. II.; LZ 182; WI<sup>7</sup> 1677 (W); BZ 53

- [Mitteilungen der naturforschenden Ges. Bern 1922, 127—161 (Baltzer); Zeitschr. für Ethnol. 54, 148 (Virchow)].
- Sturm, Wilhelm**, Liederkomponist, Musikdirektor; \* Sebnitz (Sachsen) 5. I. 1842; † Biel (Schweiz) 5. V. — W.: Männerchöre. — GK; JP 55, FAT 401.
- Sturm (Sturm-Jurisić), Paul**, serbisch. Generalfeldmarschall, ehemal. (1866—76) preuß. Leutnant (Kriegsteilnehmer 1870/71), seit 1876 in serbischen Diensten, im Balkankrieg Divisionsführer, im Weltkrieg Führer der 3. serb. Armee \* (1850); † 13. I. — Der Auslandsdeutsche 8, 21, S. 608—610; AA.
- Suling, Eduard**, *Dr. ing. h. c.*, Oberbaudirektor in Bremen, Wasserbauingenieur; \* Bremen 28. VI. 1856; † ebenda 3. VII. — Der Bauingenieur 3, (1922), S. 455 (H. Engels (P)); VDI 66 (1922), 796 (P); BZ 51 [ZBV 42, 334; Die Westmark 1922, 47]; JSTG 24, 93.
- \* **Symphor, Leo**, *Dr. ing. h. c.*, Geh. Oberbaurat, Ministerial- und Oberbaudirektor im preußischen Verkehrsministerium, Präsident der Akademie des Bauwesens; \* Münden (Hann.) 19. X. 1854; † Berlin 16. I. — W.: Karte des Verkehrs der deutschen Wasserstraßen (1916); Wirtschaftl. Bedeutung des Rhein-Elbe-Kanals (2 Bde., 1899). — TR 19. I.; ZBV 22, 34 f. (Brandt); LZ 102; WI<sup>7</sup> 1689 f.; VDI 66, 213 (Thierry) (P); Der Bauingenieur III (1922), 161 (Engels (P)); BZ 50 [DBZ 56, 55; Mitteilungen der Handelskammer Bremen III, 179]; Deutsches Bauwesen 1928, S. 4, Sonderbeilage (Sympher-Gedenkstein); VDI-Nachr. 7. VI. 1922 und 22. I. 1925; DBJ 264/269 (Brandt).
- Taschenberg, Otto**, *Dr. phil.*, a. o. Honorarprofessor der Zoologie an der Universität Halle, Herausgeber der *Bibliotheca zoologica* (seit 1887); \* Zahna bei Wittenberg 23. III. 1854; † Halle a. d. S. 21. III. — W.: Die Verwandlung der Tiere (1882); Repetitorium der Zoologie (\*1921). — TR 22. III.; WI<sup>7</sup> 1694 (W), \* 1789; LZ 263 u. 279; L 58, 7—12 (Haecker).
- Terherdt, J. v.**, s. Baumann.
- Thieme, Ulrich**, *Dr. phil.*, Professor, Herausgeber des Allgemeinen Lexikons der bildenden Künstler, Bd. I—XIII (1907 bis 1920); \* Leipzig 31. I. 1865; † Leipzig 25. III. — W.: Katalog der Galerie Alfred Thieme (1900). — TR 28. III.; LZ 263; KL 22 (W); Kchr 57, 451; BZ 53 [Repetitorium der Kunstwissenschaft 44, 108 (Vollmer)].
- \* **Tiedemann** auf Seeheim, Heinrich von, Major a. D., Mitbegründer und langjähriger Vorsitzender des Deutschen Ostmarkenvereins; \* Dembogorsch (Westpr.) 22. X. 1843; † Berlin 2. I. — GK; TR 4. I.; Franz Wagner, H. T. zu seinem 70. Geburtstag (Posen 1913, Aus Ostland, Jahrg. 2); DBJ 269/273 (Hoetzsch).
- Tiele-Winckler, Franz Hubert Peter Graf v.**, Mitglied des Zentralausschusses der Deutschen Reichsbank, Fideikommißherr und erbl. Mitglied des ehemal. preuß. Herrenhauses; \* Miechowitz 10. III. 1857; Luzern 14. XII. — GK; WI<sup>8</sup> 1390; GT 1927.
- Tolscher, Wendelin**, *Dr. phil.*, o. Professor der Pädagogik an der deutschen Universität Prag; \* Pobitz 16. VI. 1855; † Prag 29. VIII. — W.: Geschichte der Pädagogik (\*1912); Theoretische Pädagogik und allgemeine Didaktik (\*1912). — BT 6. IX.; LZ 755; KL 17 (W); BZ 52 [Zeitschr. f. Hochschulpädagogik XIV, 2].
- Tomaszewski, Egon**, *Dr. med.*, a. o. Professor der Dermatologie an der Universität Berlin; \* Liegnitz 1. VIII. 1874; † (Unglücksfall) bei Bayerisch-Zell (Mitte Sept.). — LZ 856; MMW 1526; AA.
- \* **Ubbelohde, Otto**, *Dr. phil. h. c.*, Professor, hessischer Maler und Radierer, Lehrer a. D. an der Kunstgewerbeschule Karlsruhe; \* Marburg 5. I. 1867; † Goßfelden bei Marburg 8. V. — W.: Märchen von der Gänsemagd (1899, Museum Halle); Aus Alt-Marburg, 35 Federzeichnungen (\*1917), Alt-Tübingen, 30 Federzeichnungen (1913); Ubbelohde-Bilderbuch (1921); Illustr. zu Eichendorff, Deutsche Heimat (1922). — TR 18. V.; MNN 11. V.; GK; LZ 388; KW 35 II, 181 (Avenarius); Kchr 57, 556; Hessenland 37, 6 (Juni 1925), 185 f. (Struck); MS IV 459, V 275, VI 284 (W); IZ 4075 (P); BZ 50 [Hessenland 36, 77 und 81—83 (Knetsch)]; BZ 52 [Christl. Welt 37, 230 (Bock)]; BZ 53 [Hessische Blätter für Volkskunde 21, 59 (Rauch); Hessenkunst 18, 26—30 (Schaefer), 31—39 (Küch), 51 (Rauch); Volk und Scholle I 52 (Knetsch)]; DBJ 273/276 (Bock).
- Über, Rudolf**, *Dr. ing.*, Geh. Oberbaurat, Oberbaudirektor, Ministerialdirektor im preußischen Finanzministerium, Präsident des Technischen Prüfungsamtes, stellv. Präsident der Akademie des Bauwesens; \* Giesmannsdorf (Kr. Neiße) 13. XI. 1855; † Berlin 27. I. — W.: Kirchenheizungen (\*1915); Die staatlichen Seminarbauten in Preußen (1913). — AA; TR 29. I.; GK; LZ 142; BZ 50 [DBZ 56, 76; ZBV 42, 57].
- Unruh, Max v.**, *Dr. phil.*, Professor, Sauer-



- und Stickstoff-Forscher; \* Zobnitz 14. IV. 1870; † Berlin 12. IV. — TR 14. IV.; Zeitschr. für Sauerstoff- und Stickstoff-Industrie 14, 37 f. (Stavenhagen); UAT 1928, S. 631; PF VI 1283.
- Vaerst, Gustav v., Dr., o. Professor der gerichtl. Tierheilkunde an der Tierärztl. Hochschule in München; † Meiningen 1. IV. — LZ 327; MNN 10. IV.**
- Verworn, Max, Dr. med. et phil., Scient. D. h. c., LL.D., Geh. Med.-Rat, o. Professor der Physiologie an der Universität Bonn, Mitglied der GdW Göttingen; \* Berlin 4. XI. 1863; † Bonn a. Rh. 22. XI. — W.: Bewegung der lebendigen Substanz (1892); Allgem. Physiologie (<sup>7</sup>1922); Naturwissenschaft und Weltanschauung (1912); Aphorismen (1922); Die Entwicklung des menschl. Geistes (<sup>4</sup>1920); Die Mechanik des Geisteslebens (<sup>4</sup>1919); Physiologisches Praktikum (<sup>6</sup>1924). — TR 25. XI.; KL 17 (W); WI <sup>7</sup> 1755 (W); B IV 509; PBL 1764 f. (W); BZ 50 [Med. Klinik 18, 130 (W. Thörner)]; DMW 48, 102 (Matthaei); BZ 51 [Nachr. der GdW Göttingen 1922, 61—78 (Jensen)]; Unterrichtsbl. für Mathem. u. Naturwiss. 28, 42; Klinische Wochenschr. 58, 1487 (Fröhlich); MMW 68, 1655; BZ 53 [Zeitschr. für allgem. Physiol. 20, 185 bis 192 (Fröhlich)].**
- Vetter, Theodor, Dr. phil., o. Professor der engl. Sprache u. Literatur an d. Universität und Techn. Hochschule Zürich; \* Dagerlen 28. VI. 1853; † Zürich 23. VII. — W.: Zürich als Vermittlerin engl. Literatur im 18. Jahrh. (1891); Friedensideale eines Revolutionärs (1919); Die Kulturbedeutung Englands (1915). — KL 17 (W); WI <sup>7</sup> 1756 f. (W); LZ 630; BZ 52 [Englische Studien 57, 154—159 (Behr)]; BZ 53 [51. Jahrb. des Ver. schweiz. Gymnasiallehrer 51, 32; Univ. Zürich, Jahresbericht 1922/23, S. 47].**
- Vinnen, Carl, Landschaftsmaler; \* Bremen 28. VIII. 1863; † München 18. IV. — W.: Noch mehr Künstlerelend (Buch, 1894). — Gemälde: Vorfrühling (1899, Galerie Dresden); Ruhe (Bremen); Abend (Berlin). — MNN 20. IV.; Kchr. 57, 520; WI <sup>7</sup> 1760, <sup>8</sup> 1790; MS V 16 und 277; VI 289 (W); IZ 4073 (P); BZ 51 [Bremisches Jahrbuch 28, 132—134 (Waldmann)].**
- Volgt, Alwin, Dr. phil., Professor, Realschuloberlehrer, Studienrat, Ornithologe; \* Commichau bei Colditz 9. VI. 1852; † Leipzig 14. V. — W.: Exkursionsbuch zum Studium der Vogelstimmen (<sup>8</sup>1920); Deutsches Vogelleben (Aus Natur und Geisteswelt (<sup>2</sup>1918)). — TR 29. V.; LZ 403; WI <sup>7</sup> 1766; KL 17 (W); BZ 52 [Journal für Ornithologie 71, 160 (Hildebrandt)].**
- \* Vollmar, Georg v., Schriftsteller, Sozialist, M. d. R. (1881—1887 u. 1890 bis 1918) u. d. Sächsischen (1883—1889) u. Bayerischen Landtags (1893—1918), ehemal. bayerischer (1866) und päpstlicher Offizier (1867); \* München 7. III. 1850; † Soien-saß am Walchensee 30. VI. — W.: Über die nächsten Aufgaben der Sozialdemokratie (1899); Über Staatssozialismus (1892). — KL 24; TR 30. VI.; LZ 548; WI <sup>7</sup> 1772 (W); Reclams Universum 1922, 40; B IV 540; BZ 51 [SozMH 1922, 641 (Heine), 668 (Zepler)]; Die neue Zeit 40, II 361—366 (Saenger); SozMH 1922, 645—651 (Bernstein); DBJ 276/289 (Saenger).**
- Vollmöller, Karl, Dr. phil., o. Professor a. D. der roman. und engl. Philologie an der Universität Göttingen (1881—1891), Gründer und 1. Vorsteher der Gesellschaft für roman. Philologie, Herausgeber der Roman-Forschungen; \* Ilsfeld (Württbg.) 16. X. 1848; † Dresden 8. VII. — W.: Spanische Funde (3 Bde., 1890). — KL 17 (W); BB 161; GK; LZ 564; WI <sup>7</sup> 1773 (W).**
- \* Wacker, Alexander, Ritter von, Großindustrieller, Geh. Kommerzienrat, Dr. phil. h. c., Dr. iur. h. c., \* Heidelberg 29. V. 1846; † Bad Schachen b. Lindau i. B. 22. IV. — ETZ 1922, S. 563; DBJ 289/293 (Berthold).**
- Wackerzapp, Michael, Präsident des Reichseisenbahnamtes a. D.; \* Immerath (Kr. Erkelenz) 4. XI. 1848; † Berlin 23. III. — TR 27. III.; GK; M <sup>6</sup> XXII 925.**
- Walter, Julius, Dr. phil., Geh. Reg.-Rat, em. o. Professor der Philosophie an der Universität Königsberg i. Pr.; \* Volmar (Livland) im Mai 1841; † Münster i. W. im Juli. — W.: Geschichte der Ästhetik im Altertum (1893). — BT 19. VII.; LZ 607; WI <sup>7</sup> 1795 (W).**
- Walther, Ferdinand, Direktor des deutsch-amerikanischen Hilfswerkes; † Chicago 20. IV. — GK.**
- Weber, Ludwig, D. theol., Sozialpolitiker, Pfarrer i. R. in München-Gladbach, Vorsitzender der evangelischen Arbeitervereine Deutschlands; \* Schwelm 2. IV. 1846; † Bonn 29. I. (□ 1. II. in München-Gladbach). — W.: Reformation und soziale Frage (1890); Soziale Zeitpredigten (1891); Ansprachen, 2. Reihe (1900); Soziales Handbuch (1907); Taschenbuch für evangelische Arbeiter (1913 ff.). — ELK 22, 111; WI <sup>7</sup> 1806 f. (W); BZ 50**

- [Akadem. Blätter 36, 245 (Zetzsche); Die Reformation 1922, 30; Deutsche Lehrerzeitung 1922, 80 (Grünweller)]; BZ 51 [Zeitschr. des deutsch-evangel. Vereins zur Förderung der Sittlichkeit 36, 1]; ELK 55, 111. — Zum Gedächtnis an den Pfarrer i. R. D. L. W., Reden bei der Trauerfeier in der Kirche und am Grabe (1922).
- Websky, Julius, D. theol.**, Herausgeber der Protestantischen Monatshefte; \* Bukowine (Schlesien) 4. IV. 1850; † 13. VIII. — LE 1922, 1; KL 22; WI<sup>7</sup> 1808; M<sup>6</sup> XX 447.
- Wechsler, Alfred, s. A. W. Fred.**
- Weidenhagen, Emil, Komponist, Organist** an der St. Johanniskirche in Magdeburg; \* Magdeburg 3. II. 1862; † Magdeburg 2. V. (auf der Orgelbank). — TR 5. V.; JP 55; FAT 441.
- Weill, Edmund, Dr. phil.**, o. Professor der Bakteriologie und Hygiene an der deutschen Universität Prag, Immunitätsforscher; † Prag 15. VI. — W.: Untersuchungen über die experimentelle Fleckfieberinfektion und Immunität (1923) (mit Fr. Breinl). — MMW 954; Reclams Universum 1922, 27; LZ 525; BZ 52 [Lotos 70, 287—291 (Breinl)].
- Weill, Karl, Dr. med.**, em. a. o. Professor der Chirurgie an der deutschen Universität Prag; \* Altsattel i. B. 19. III. 1844; † Prag 21. X. — W.: Untersuchungen über die Schilddrüse (1889). — MNN 28. X.; MMW 1922, 1560; PBL 1826 (W).
- Wenger, Robert, Dr. phil.**, o. Professor der Geophysik an der Universität Leipzig; \* Steinbach bei Saargemünd i. E. 1. II. 1886; † Leipzig 20. I. — W.: Die Vorherbestimmung des Wetters (1919). — LNN 21. I.; LZ 102; GK; PF VI 1353 f. (W); BZ 50 [Meteorol. Zeitschr. 39, 114 (Lammert)]; BZ 51 [Das Wetter 39, 53 (Diesing)].
- Wielandt, Manuel, Landschafts- und Marinemaler**; \* Löwenstein 20. XII. 1863; † München 11. V. — W.: Heidelberger Schloß (Stadthalle, Heidelberg); Venediger Lagune (Chemnitz). — MNN 13. V.; Kchr 57, 556; WI<sup>7</sup> 1851; MS V 93, VI 298 (W).
- Wiesinger, August, Dr. med. et chir.**, Professor, chirurg. Oberarzt am Krankenhaus St. Georg in Hamburg; \* Untermaierbein (Kr. Nördlingen) 31. VIII. 1850; † Hamburg 1. VIII. — W.: Über das operative Vorgehen bei Exstirpation des Mastdarmkrebses (1912). — MMW 1204; GK; AA.
- Wieting-Pascha, Julius, Dr. med.**, Professor, leitender Arzt des Hamburger Seehospitals »Nordheimstiftung«, Reorganisator des türkischen Unterrichts, Kriegschirurg im Buren-, Balkan- und Weltkrieg; \* Geestemünde 13. I. 1868; † Bremerhaven 28. III. — W.: Leitsätze der Kriegschirurgie (1914); Leitsätze der funktionellen Nachbehandlung kriegschirurg. Schäden (1915). — TR 30. III.; AA; MMW 574; WI<sup>7</sup> 1854; LZ 307; BZ 50 [Kindertuberkulose II 38; Ärztl. Rundschau 32, Beil. Kindertuberkulose, S. 34].
- Wilczek, Johann Graf v., Dr. jur. h. c.** (Berlin), Geh. Rat, Exzellenz, Kammerherr und ehemal. Mitglied des österreich. Herrenh., Forschungsreisender, Kunstsammler (Burg Kreuzenstein!) und Gründer der Wiener Rettungsgesellschaft, Ehrenmitglied der AdW Wien u. der Akademie der Künste Wien, Kurator des österreich. Heeresmuseums, Ehrenbürger von Wien, Ritter des Ordens vom Goldenen Vlies und des Schwarzen Adlerordens; \* Wien 7. XII. 1837; † Wien 27. I. — GK; LZ 124 und 142; WI<sup>7</sup> 1856; Kchr 57, 348; Almanach der AdW Wien 72, 146; Neue österreich. Biographie I 3, S. 119—129 (Seligmann) (P); GT 1927; IZ 4068 (P); BZ 50 [Kunst- und Kunsthandwerk 24, 217; Die Graph. Künste 45, Beilage, 34].
- Wingenroth, Max, Dr. phil.**, Professor, Konservator der Freiburger Kunstsammlungen, Herausgeber der »Badischen Heimat«; \* Mannheim 13. V. 1872; † Freiburg i. Br. 14. V. — W.: Freiburger Bürgerhäuser aus vier Jahrhunderten (1923); Schwarzwälder Maler (1922). — AA; TR 21. VI.; Kchr 56, 639; LZ 525; BZ 51 [Mein Heimatland 9, 51—53 (Fischer) u. 67].
- Winter, Gustav, Dr. jur.**, Hofrat., Direktor des Haus-, Hof- und Staatsarchivs i. R.; \* Znaim (Mähren) 27. II. 1846; † Wien 31. V. — W.: Niederösterreichische Weistümer (1913). — TR 25. VI.; LZ 525; WI<sup>7</sup> 1869; Almanach der AdW Wien 73 (1923), 192—199 (Votellini); BZ 52 [Mbl. des Ver. für Landeskunde in Niederösterreich 21, 46 (Votellini)]; Neue österr. Biogr. IV, 121—127 (Votellini).
- Winter, Julius, D. theol.**, Kirchenrat, ehem. Herausgeber des »Sächsischen Kirchenblattes«; \* Chemnitz 15. XI. 1844; † Meissen 19. VI. — ELK 22, 447.
- Wislicenus, Wilhelm, Dr. phil.**, o. Professor der Chemie an der Universität Tübingen; \* Zürich 23. I. 1861; † Tübingen 7. VI. — W.: Die Lehre von den Grundstoffen (1903). — TR 12. VI.; GK; LZ 478;

- WI<sup>7</sup> 1872; PF VI 1383 f. (W) [Ber. der Dtsch. Chem. Ges. 55, 22 (Weinland)].
- Wittenbauer, Ferdinand**, *Dr. ing.*, Hofrat, o. Professor der technischen Mechanik an der Technisch. Hochschule Graz; \* Marburg a. Drau 18. II. 1857; † Graz 16. II. — W.: Flaschenzug und Zirkelspitze (1894); Trutz England (<sup>2</sup>1901); *Filia hospitalis* (<sup>2</sup>1906); Der Privatdozent (<sup>2</sup>1907); Aufgaben aus der technischen Mechanik (3 Bde., <sup>5</sup>1924); Graphische Dynamik (1925). — TR 24. II.; LZ 207; WI<sup>7</sup> 1875 (W); MdT [Ingenieur-Zeitschr. 3, 60]; BZ 51 [Zeitschr. für angew. Mathematik und Mechanik II 320 (Pöschl)].
- Wolfstieg, August**, *Dr. phil.*, Geh. Reg.-Rat, Professor, em. Direktor der Bibliothek des preußischen Abgeordnetenhauses, freimaurerischer Schriftsteller, Begründer einer Bibliothekarinnenschule; \* Wolfenbüttel 27. VI. 1859; † Wolfenbüttel 27. V. — W.: Verfassungsgeschichte von Goslar (1885); Bücherverzeichnis des Hauses der Abgeordneten (<sup>4</sup>1900—1912); Bibliographie der freimaurerischen Literatur (2 Bde., 1911 bis 1913); Die allgemeine Entwicklung der politischen, geistigen, sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse vom 13. bis 18. Jahrhundert, vornehmlich in England (1920). — TR 1. VI.; GK; LZ 461; WI<sup>7</sup> 1887 (W); Jahrb. der deutschen Bibl. 16 (1925), 202; BZ 51 [Geisteskultur und Volksbildung 31, 111 (W)].
- Ysenburg und Büdingen, Alfred Fürst zu**, Durchlaucht; \* Büdingen 31. XII. 1841; † Büdingen 3. V. — Reclams Universum 1922, 33, HK 1928.
- \* Ziegler, Gottfried**, Kommerzienrat, kaufm. Direktor der Gutehoffnungshütte, Mitbegründer des Vereins deutscher Eisenhüttenleute; \* Biberach (Württemb.) 1. IV. 1840; † Düsseldorf 15. X. — StE 42, 1927 (P); DBJ 293/297 (Lueg).
- Ziehrer, Carl Michael**, Hofkapellmeister und Hofball-Musikdirektor a. D., Komponist von 22 Operetten (Der Liebeswalzer, Der Landstreicher); \* Wien 2. V. 1843; † Wien 14. XI. — KZ 21. XI; NFP 15. XI.; LNN 17. XI.; GK; WI<sup>7</sup> 1913 (W); JP 55; FAT 466; IZ 4089 (P).
- Zieten-Schwerlin, Albert Julius Graf v.**, *D. theol. h. c.*, Wirkl. Geh. Rat, Exzellenz, lebensl. Mitglied des ehemal. preußischen Herrenhauses; \* Rehberg 26. VI. 1835; † Wustrau (Kr. Ruppin) 15. V. — TR 17. V.; UAT 1928, S. 570.
- Zietz, geb. Körner, Luise**, Sozialistin, M. d. R.; \* Bargteheide (Holstein) 25. III. 1865; † Berlin 27. I. — W.: Die Frauen und der politische Kampf; Die Sozialdemokratie und die Landarbeiter; Zur Frage des Mutter- und Säuglingsschutzes (<sup>4</sup>1911). — TR 27. I.; GK; B IV 698; SozMH 1922, 411; HNV 292 (P).
- Zincke, Hans**, *Dr. phil.*, Professor, Komponist [Pseudonym: Hans Sommer]; \* Braunschweig 20. VII. 1837; † Braunschweig 28. IV. — W.: 200 Lieder; Loreley (Oper). — MNN 29./30. IV; GK; JP 55; NML 608 (W); FAT 382 f.

## Namensverzeichnis

Bailleu, Paul (M. Klinkenborg) . . . . .	3	Liebisch, Theodor (A. Johnsen) . . . . .	168
Barth, Paul (G. Salomon) . . . . .	10	Lotmar, Philipp (G. Titze) . . . . .	172
Bayer, Friedr., † 1920 (C. Duisberg) . .	313	Ludwig III. von Bayern, † 1921 (O. Riedner) . . . . .	318
Bezenberger, Adalbert (R. Trautmann) . .	12	Mannesmann, Reinhard (E. Kaulisch) . .	180
Borinski, Karl (R. Newald) . . . . .	16	Mayr, Michael (R. Heuberger) . . . . .	186
Conwentz, Hugo (W. Schoenichen) . . .	21	Mommsen, Karl (H. Dove) . . . . .	190
Delbrück, Berthold (E. Hermann) . . . .	25	Montecuccoli, Rudolf v. (Th. v. Winterhalder) . . . . .	193
Delbrück, Clemens, † 1921 (R. Bahr) . .	315	Naumann, Friedrich, † 1919 (W. Goetz) .	304
Delbrück, Heinrich (W. Simons) . . . .	29	Nikisch, Artur (W. Altmann) . . . . .	202
Delitzsch, Friedrich (B. Meißner) . . .	31	Obersteiner, Heinrich (E. Redlich) . . .	206
Diels, Hermann (O. Regenbogen) . . . .	35	Olshausen, Otto (C. Schuchhardt) . . .	209
Diez, Robert (E. Sigismund) . . . . .	43	Prell, Hermann (H. Vollmer) . . . . .	211
Dryander, Ernst v. (Fr. Mahling) . . . .	48	Quincke, Heinrich (G. Hoppe-Seyler) . .	215
Falkenhayn, Erich v. (M. Reymann) . . .	56	Rathenau, Walther (K. Riezler) . . . .	218
Fischer-Hinnen, Jakob (K. Fischer) . . .	75	Robert, Karl Georg (G. Karo) . . . . .	223
Fitting, Hermann, † 1918 (Jos. Juncker) .	298	Rubens, Heinrich (M. v. Laue) . . . . .	228
Hallbauer, Joseph (H. v. Lucke) . . . .	80	Sanzin, Rudolf (J. Rihosek) . . . . .	230
Hausen, Max v. (E. Zipfel) . . . . .	85	Schleich, Karl Ludwig (A. Gottstein) . .	233
Haußmann, Conrad (G. Leser) . . . . .	90	Schöne, Richard (A. Erman) . . . . .	241
Herrmann, Wilhelm (F. W. Schmidt) . . .	96	Schorlemer-Lieser, Clemens (F. Ehrenforth) . . . . .	250
Heyn, Emil (O. Bauer) . . . . .	104	Schraffl, Joseph (J. Rungg) . . . . .	253
Hoepfner, Ernst v. (H. Arndt) . . . . .	108	Symphor, Leo (A. Brandt) . . . . .	264
Hofmeister, Franz (K. Spiro) . . . . .	122	Tiedemann, Heinrich v. (O. Hoetzsch) . .	269
Hué, Otto (N. Osterroth) . . . . .	126	Ubbelohde, Otto (F. Bock) . . . . .	273
Kapp, Gisbert (E. C. Zehme) . . . . .	130	Vollmar auf Veltheim, Georg v. (A. Saenger) . . . . .	276
Kapp, Wolfgang (H. Rothfels) . . . . .	132	Wacker, Alexander (M. Berthold) . . . .	289
Karl I. von Österreich (M. Hussarek von Heinlein) . . . . .	143	Ziegler, Gottfried (P. Lueg) . . . . .	293
Kranold, Viktor (A. Wulff) . . . . .	159		
Kükenthal, Willy (Th. Krumbach) . . . .	162		
Lepsius, Reinhold (A. Amersdorffer) . .	165		

## Autorenverzeichnis

Altmann, Wilhelm (A. Nikisch) . . . . .	202	Lueg, Paul (G. Ziegler) . . . . .	293
Amersdorffer, Alexander (R. Lepsius) . . . . .	165	Mahling, Friedrich (E. v. Dryander) . . . . .	48
Arndt, Hans (E. v. Hoeppner) . . . . .	108	Meißner, Bruno (F. Delitzsch) . . . . .	31
Bahr, Richard (Cl. Delbrück, † 1921) . . . . .	315	Newald, Richard (K. Borinski) . . . . .	16
Bauer, Otto (E. Heyn) . . . . .	104	Osterroth, Nikolaus (O. Hué) . . . . .	126
Berthold, Max (A. Wacker) . . . . .	289	Redlich, Emil (H. Obersteiner) . . . . .	206
Bock, Franz (O. Ubbelohde) . . . . .	273	Regenbogen, Otto (H. Diels) . . . . .	35
Brandt, Adolf (L. Sympher) . . . . .	264	Reymann, Martin (E. v. Falkenhayn) . . . . .	56
Dove, Heinrich (K. Mommsen) . . . . .	190	Riedner, Otto (Ludwig III. von Bayern, † 1921) . . . . .	318
Duisberg, Carl (F. Bayer, † 1920) . . . . .	313	Riezler, Kurt (W. Rathenau) . . . . .	218
Ehrenforth, Fritz (Cl. v. Schorlemer- Lieser) . . . . .	250	Rihosek, Johannes (R. Sanzin) . . . . .	230
Erman, Adolf (R. Schöne) . . . . .	241	Rothfels, Hans (W. Kapp) . . . . .	132
Fischer, Karl (J. Fischer-Hinnen) . . . . .	75	Rungg, Joseph (J. Schraffl) . . . . .	253
Goetz, Walter (F. Naumann, † 1919) . . . . .	304	Saenger, Alwin (G. v. Vollmar auf Veltheim) . . . . .	276
Gottstein, Adolf (K. L. Schleich) . . . . .	233	Salomon, Gottfried (P. Barth) . . . . .	10
Hermann, Eduard (B. Delbrück) . . . . .	25	Schmidt, Friedr. Wilh. (W. Herrmann) . . . . .	96
Heuberger, Richard (M. Mayr) . . . . .	186	Schoenichen, Walter (H. Conwentz) . . . . .	21
Hoetzsch, Otto (H. v. Tiedemann) . . . . .	269	Schuchhard, Carl (O. Olshausen) . . . . .	209
Hoppe-Seyler, Georg v. (H. Quincke) . . . . .	215	Sigismund, Ernst (R. Diez) . . . . .	43
Hussarek v. Heinlein, Max (Karl I. von Österreich) . . . . .	143	Simons, Walter (H. Delbrück) . . . . .	29
Johnsen, Arrien (Th. Liebisch) . . . . .	168	Spiro, Karl (F. Hofmeister) . . . . .	122
Juncker, Joseph (H. Fitting, † 1918) . . . . .	298	Titze, Heinrich (Ph. Lotmar) . . . . .	172
Karo, Georg (K. G. Robert) . . . . .	223	Trautmann, Reinhold (A. Bezzenger) . . . . .	12
Kaulisch, Ernst (R. Mannesmann) . . . . .	180	Vollmer, Hans (H. Prell) . . . . .	211
Klinkenborg, Melle (P. Bailleu) . . . . .	3	Winterhalder, Theodor v. (R. v. Monte- cuccoli) . . . . .	193
Krumbach, Thilo (W. Kükenthal) . . . . .	162	Wulff, Alexander (v. Kranold) . . . . .	159
Laue, Max v. (H. Rubens) . . . . .	228	Zehme, Ernst Conrad (G. Kapp) . . . . .	130
Leser, Guido (C. Haußmann) . . . . .	90	Zipfel, Ernst (M. v. Hausen) . . . . .	85
Lucke, Hans v. (J. Hallbauer) . . . . .	80		

# Berichtigungen

## zum Band 1917/20

S. 34, Z. 4 v. u. 24. statt 21.; S. 576, Z. 8 v. o. zu streichen: Vorsitzender und; S. 577, Z. 4 v. u. 1906 statt 1918; S. 578, Z. 8 v. o. Dr.-Ing. statt Dipl.-Ing.; S. 722, Sp. 2, Z. 4—12 zu streichen d. Artikel **Jannasch**, Paul (vgl. dafür DBJ 1921, S. 303, Sp. 2);

## zum Band 1921

S. 308. Sp. 2 zu streichen d. Artikel **Melnong**, Ritter von Handschuchheim (vgl. dafür DBJ 1917/20), S. 755. Sp. 1; S. 308, Sp. 2 zu ergänzen zwischen Metternich-Sándor und Merzdenbauer: **Metzger**, Josef, k. u. k. Feldmarschall-leutn. a. D. 1914—17 Chef d. Operationsabteilung des k. u. k. Armeeoberkommandos, seit 1916 gleichzeitig Chef d. stellv. Generalstabes; † Wien 28. VII. 1921; S. 325 (Autorenverzeichnis) Sp. 1, Z. 8 v. o. **Dietrich** statt Eietrich.